This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES · 1817

Dr. Gottlieb Heinrich von Schubert
in seinem 78ten Jahre,
grüßt die Freunde mit Herz und Hand.

UNIV. OF CH.

Vermiſchte Schriften

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit Nachträgen zu des Verfaſſers

Selbſtbiographie.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Erlangen, 1857.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

238
S3844
1857

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinen vieljährigen geliebten Freunden,

den Herren:

Dr. **Christian August v. Brandis,**
Geheimrath und Professor in Bonn,

seinem gastfreundlichen, treuen Führer im neuen und alten Athen und auf den Höhen des Penthelikon.

Dr. **Friedrich August Deosidus Tholuck,**
Consistorialrath und Professor der Theologie in Halle,

seinem freundlichen, treuen Führer und Begleiter auf manche Höhen

widmet diese Schrift in dankbarer Erinnerung

der Verfasser.

Gen. Lib.
g*.
11-9-43

Vorrede.

In der kleinen hier vorliegenden Schrift ſuchte ich zunächſt ein Verſprechen zu erfüllen, das ich am Schluſſe der Vorrede zum letzten Bande meiner Selbſtbiographie gegeben habe.

Die Erinnerungen an Dr. J. Fr. v. Roth machen deshalb hier, als die ausführlichſte von allen, den Anfang der biographiſchen Schilderungen verſtorbener Freunde, darauf ich in jener Vorrede hinwies; einige kleinere Lebensbilder von verwandtem Inhalt werden bei anderer Gelegenheit folgen.

Neben den Erinnerungen ſolcher Art verſprach ich auch Ergänzungen und weitere Ausführungen einzelner Stellen meiner Selbſtbiographie zu geben. Eine ſolche Stelle iſt die auf III. S. 513 jenes Buches, welcher ich hier auf S. 197 bis 204 einige weitere Betrachtungen beifüge.

Aber mehr noch als ſolche Ergänzungen von geringerem Umfang lag mir eine andere an, zu welcher mich ſchon der Beiſatz des Titels meines Buches: „Erwartungen von einem zukünftigen Leben“ aufforderte. Denn das vorletzte, 48. Kap. meiner Selbſt-

biographie konnte nur eine Einleitung zu dem ſein, was ich hier, in den „Fragen und Antworten“ über das Diesſeits und Jenſeits, obwohl nur im Tone eines freundſchaftlichen Geſpräches weiter auszuführen ſuchte. Liegt mir doch ſelber der Gedanke an ein Auswandern näher als jeder andere. Darum ſprach ich hier gern von einem geiſtigen Wandertriebe, welcher der geſunden Natur des Menſchen eben ſo unvertilgbar feſt inwohnt, als der Natur des Vogels der leibliche Wandertrieb. Das Bewegen jenes geiſtigen Dranges gibt ſich allerdings ſchon in einem dunklen Gefühle des Menſchen kund, welches aus eigner Kraft niemals zum hellen Erwachen kommt; das Woher und Wohin? des Bewegens wird jedoch nur durch einen Sinn erkannt, der für die Welt des Geiſtigen nicht minder geöffnet iſt, als für die des Leiblichen. Dieſer Sinn ſcheint leider in unſeren Tagen Vielen abzugehen, die ſich einer gründlichen Erforſchung der natürlichen Dinge rühmen. Und dennoch ſind, im Vergleiche mit den ihrigen, die Anſchauungen und Wahrnehmungen jenes geiſtigen Erkennens eben ſo ſicher und gewiß, als die eines ſehenden und hörenden Menſchen gegenüber dem Erkennen eines Menſchen, dem die Sinne des Sehens und Hörens verſchloſſen ſind. Immerhin mag der Gefühlsſinn eines ſolchen Taubblinden ſo verfeinert und geſchärft ſein, daß er, z. B. in naher Berührung ſeiner Körperfläche mit einer lauten Orgel die Tiefe und Höhe der Töne, ſo wie ihre wechſelnde Aufeinanderfolge unterſcheidet. Wir müſſen ſeine Wahrnehmungen als lehrreich beachten. Wenn er jedoch die erhebende, rührende

Macht der Töne auf unser Gemüth, wenn er das Dasein des Meisters, welcher die Orgel spielte, so wie das ihres Erbauers läugnet, weil er selber jene nicht hört, diese nicht sieht, sollte uns das wundern oder irre machen an dem, was wir mit unseren Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört, mit unseren Händen betastet haben? Und eine ganze Welt der unzählbaren Zeugen, welche vom Anbeginn unseres Geschlechtes bis heute im Wort, im Werk, in lebendigen Thaten dasselbe vernommen und erkannt haben, sprechen es aus, was für sie Alle und uns die gewisseste Wahrheit sei. Darum ist, abgesehen von einer göttlichen Autorität, die Zahl selbst der menschlichen Stimmen, welche mit und für uns sind, eine unendlich viel größere, als die der vereinzelten Anderen, welche gegen uns stehen. Mögen deshalb die Taubblinden zweifeln an dem Vorhandensein einer Welt der Töne und eines Meisters, der dieselbe hervorruft; wir wissen, was wir selber sahen und hörten. In unserem Fleisch und Blut wohnt eine Seele, durchdrungen von den Lebenskräften eines Geistes, welcher die Welt des Geistigen und Göttlichen und in ihrem Lichte sein eigenes Wesen erkennt. Dieses Wesen findet in der Vergänglichkeit des Leiblichen keine bleibende Stätte, sondern ist für eine andere, ewige gemacht, nach welcher der eingeborene Wandertrieb verlangt. Von einer Welt des Geistigen und Ewigen geht das Bewegen dieses Triebes aus, zu ihr führt es hin. Wie die Luft des Himmels in die Tiefen des Meeres, so dringen anregende und belebende Kräfte der Ewigkeit in unser irdisches Dasein

herein, und auf das Wahrnehmen dieſer Kräfte gründen ſich unſere „Erwartungen von einem zukünftigen Leben.“

Auch mein Herr Verleger fügte in dem vorſtehenden Kupferſtiche den Leſern meiner Selbſtbiographie eine Zugabe bei, welche von einigen Freunden gewünſcht war. Sie ſoll nach dem Urtheile der näheren Bekannten treu und gelungen ſein.

Wohl hätte der Verfaſſer an die Leſer dieſer Schrift, wenn dieſe zugleich Leſer ſeiner Selbſtbiographie ſind, noch etwas Anderes abzugeben. Dieſes wäre das Bekenntniß der Schuld, welche er durch ſo viele unbeachtete Druck- und Schreibfehler des Schlußbandes des letzteren Buches auf ſich gehäuft hat. Es waren Anwandlungen von Gedächtnißirren ſeines damals ſchmerzlich leidenden Gehirnes, in denen er in den Bogen 39 und 40 S. 622 Z. 15 v. u. ein Jahr ſtatt 2 Jahre, Z. 8 v. u. Guſtav ſt. Georg, 634 Z. 13 Galura ſt. Sambuga, 641 Z. 4 v. u. Augsburg ſt. Nürnberg, 646 Z. 15 Avignon ſt. Nismes ſchrieb *).

München im Auguſt 1857.

Der Verfaſſer.

---

*) Auch ſolche Fehler in den früheren Bögen, wie S. 264 Z. 11 Behn ſt. Föhn, 280 Z. 6 v. u. Seele ſt. Leben, 281 Z. 9 v. u. der ſt. die äußeren, ſo wie S. 557 Z. 6 immer ſt. nimmer, 655 Z. 9 v. u. und ſt. aus, u. dergl. m. bedürfen der Verzeihung.

Inhalt.

Fragen und Antworten über das Diesseits und das Jenseits, in Briefen.

Brief		Seite
1.	Der geistige Wandertrieb	3
2.	Wechsel von Licht und Schatten an Kranken- und Sterbebetten	28
3.	Eine lehrreiche Schule am Siechbette	48
4.	Das Sterben ein Erwachen aus dem Traume des Lebens	83
5.	Bestehen und Vergehen der Erinnerungen	132
6.	Gedanken über das Sein nach dem Tode	171

Der Vorhof der Heiden und Israel's Tempel.

1.	Das Pfingstwunder im Vorhofe	195
2.	Erinnerungen an Dr. Johann Friedrich von Roth, gewesenen Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums und Staatsrath in München	204

Fragen und Antworten über das Diesseits und das Jenseits,

in Briefen.

Erſter Brief.

Der geiſtige Wandertrieb.

Ihr jüngſt empfangener Brief, meine verehrte Freundin! legt mir durch ſeinen Ton und Inhalt die Pflicht der Beantwortung ſo dringend nahe, daß ich, wenn Ihr Wohnſitz nicht weiter als etwa Augsburg von München abgelegen wäre, mich ſelber aufmachen würde, um Das im lebendigen Worte auszuſprechen, was die Feder nur durch Zeichen andeuten kann. Ohnehin regt Ihr Brief, in ſeiner ſeltenen Beredtſamkeit des Gemüthes, eine Wanderluſt auf, die jedes zum Wandern geneigte Herz unwiderſtehlich fortreißt: einen Trieb, von hinnen zu ziehen, der uns nicht nur über Land und Meer auf irgend eine paradieſiſch ſchöne Inſel, in die Wohnſtätte des beſtändigen Frühlinges und Sommers führt, ſondern nach einem ſeligen Jenſeits, hoch über dem leiblich feſten Boden des ſichtbaren Elementes.

Sie ſchrieben mir Ihren Brief aus einem Hauſe der Trauer und Klage, am erſten Morgen nach dem Tage, an welchem man „das noch im Tode lieblich freundliche Angeſicht" Ihrer älteren Schweſter in den Sarg verſchloſſen und in die Erde verſenkt hatte. Allerdings war, wie Sie mir ihn beſchrieben, der Hingang Ihrer theueren Luiſe ein Triumphzug, der ſo hehr und ſo mächtig auf die Seelen wirken mußte, die ihm wahrhaft nahe kamen, daß wohl keine ſich unter ihnen fand, welche dahinten bleiben wollte,

ſondern in allen das Verlangen ſich regte, mitzuziehen oder nachzuziehen, heute oder morgen, dahin, wo Die ſind, welche herkamen aus großer Trübſal und eingingen zu großer, ewiger Freude. Ich finde es begreiflich, daß Sie, meine liebe Freundin, bei Ihrem Verlangen, mitzuziehen, nicht an das Morgen und Künftighin, ſondern nur an „Heute noch" dachten. Das Gewand von Erde: der arme, ſieche Leib der nun zu ihrer Ruhe eingegangenen Schweſter war von langem Weh und Schmerz der Krankheit zerriſſen; ein Kleid aber, deſſen Schattenbild jenes weiße war, in welchem man die ſchweſterliche Jungfrau in den Sarg legte: ein Kleid, gewaſchen und hell gemacht in dem Blute des Lammes, des großen Verſöhnopfers für die Sünden der Welt, ſchimmerte ſchon lange vorher durch die zerriſſene Hülle der Sterblichkeit hindurch, ehe man noch das erkaltete Gebein mit dem Todtenhemde angethan hatte. Die Bruſt, welche ſprach, iſt nun auf immer für unſer Ohr verſtummt, die Worte aber, welche die Hinübergegangene in den Entzückungen ihrer ſchmerzensvollen, ſo wie ſchmerzensfreien Stunden zu Ihnen redete, ſind dieſes nicht. Was Sie mir vorläufig, wie Sie ſagen, nur andeutend mittheilten, lautet gleich den Tönen der Harfen und Sänger, welche vor dem Throne der Ewigkeit das neue Lied ſingen, das der Geiſt den Erkauften von der Erde in ihren Mund legt. Welcher Menſch, dem für ſolche Sprache das innere Ohr geöffnet war, konnte ſolche Worte und zuletzt ſolche Lieder wie aus der Bruſt eines ſterbenden Schwanes vernehmen, ohne aufgehoben zu werden von den Kräften der Ewigkeit, die in der freudig zuverſichtlichen Erwartung, ja in dem ſicheren Vorgefühle der nahenden Seligkeit ſich regten und bewegten! So wie Ihnen, würde es auch mir ergangen ſein, wäre ich als ſehender und hö-

render Zeuge bei dieſem Heimzuge einer zu ihrer Herrlichkeit eingehenden Seele geweſen.

Die Aerzte, ſo ſagen Sie, hätten von Ihrem unausgeſetzten Verbleiben an dem Bette der tödtlich Kranken und der Sterbenden Gefahr der Anſteckung befürchtet, und allerdings ſei Ihr Leib, durch Nachtwachen und Herzeleid, zuweilen bis zur Ohnmacht entkräftet geweſen. An Gefahr von außen her glaubten Sie nicht, wohl aber fühlten Sie die verzehrende Gluth einer anderen, inneren Flamme, welche vielleicht ſicherer noch, als das von den Aerzten gefürchtete Fieber einer leiblichen Abzehrung, die Bande des Leibes und jenes irdiſchen Weſens löſen werde, in welchem Ihr ſehnend Herz nicht mehr daheim ſei. Ihr Brief ſolle deshalb nur noch ein Abſchiedswort an den alten väterlichen Freund ausſprechen, zu welchem Sie, wenn er die Zeilen desſelben beantworten möchte, das Vertrauen hätten, daß er, nicht wie die Aerzte und wie die zärtlich beſorgten Ihrigen von den Hoffnungen und Erwartungen eines längeren Erdenlebens, ſondern nur von Dem mit Ihnen reden werde, was Sie allein von ihm zu hören begehrten: von den Hoffnungen eines nahen Endes des Chriſten und von dem Troſte der Ewigkeit.

Ich wiederhole es nochmals: ich finde die Stimmung, in der Sie jetzt ſind, nach ihrer ganzen Stärke und Heftigkeit, nicht wie man in Ihrer Umgebung ſie nennt, unnatürlich, ſondern naturgemäß und wohlbegreiflich.

Iſt es doch ſelbſt mir, dem 77jährigen Greiſe, bei dem Leſen Ihres Briefes ſo zu Muthe geworden, wie es etwa, nach ſeinem Maaße dem Vogel ſein mag, der zwar an der freien Außenwand des Hauſes, nicht aber als ein Freier, ſondern als ein Gefangener im Käfig ſitzt, wenn er an einem ſchönen Herbſttage, draußen im Garten und

Felde die frohlockenden Töne der Wandervögel vernimmt, welche in keinem Käfig gehalten, „in Freiheit überall“ ziehen, wohin ein übermächtiges Verlangen ſie treibt. Der Vogel, in ſeinem Gefängniſſe, hat wohl auch in der vergangenen Zeit des Frühlinges und Sommers den Geſang ſeiner gefiederten Verwandten gehört, und hat manches ihrer Lieder mit den Tönen ſeiner Stimme begleitet; aber die Luſt des Mitſingens hat ihn in der langgewohnten Zufriedenheit mit ſeiner zwar beengten, dabei aber mit Futter und anderen Bequemlichkeiten wohlverſorgten Hausordnung nicht geſtört. Was iſt es aber, was dem Zurufe der vorüberziehenden Wandervögel im Herbſte ſeine ganz beſondere Macht gibt, wenn der Gefangene ſo ungewöhnlich laut, aus voller Bruſt in ſeine Töne einſtimmt und dabei, als wolle er mit Gewalt den Draht des Käfiges durchbrechen, unruhig gegen die Wände ſeines engen Hauſes anſtürmt? — Iſt nicht auch der Geſang der Vögel ein Wechſelgeſpräch des Sängers mit dem, das er beſingt? die lieblichen Lieder des Frühlinges ein Wechſelgeſpräch der fühlenden, thieriſchen Seele mit der nahe ſtehenden Welt ihrer Liebe, ihrer Luſt, ihrer Furcht? die Töne des Abſchiedes aber im Herbſte ein Wechſelgeſpräch nicht mit einem Nahen, ſondern mit einem weit Entfernten; die Antwort eines Echo's auf die Anſprache einer Stimme, deren erweckende, anregende Kraft das innere Gefühl empfindet, ohne durch den äußeren Sinn zu erfahren, woher der Ruf kommt und wohin er fährt.

Der antwortende Hall eines Echo's kommt von allen Felſenwänden des Thales, kommt von den geſammten Bäumen des Waldrandes zugleich her; der Laut aber, welchen der klopfende, nach ſeinem Futter ſuchende Specht im Walde weckt, kommt, bald hier bald dort von einem ver-

einzelten Baume. So geht auch das Lied, welches die gefiederten Sänger im Frühlinge und Sommer anſtimmen, aus einem Drange hervor, welcher nicht das ſucht und begehrt, was Vieler und Aller, ſondern was nur das vereinzelt Seinige iſt; das Gefühl aber, das in dem wunderbar freudigen Rufe der Wandervögel laut wird, iſt von einem Zuge geweckt, der nicht nach dem Einzelnen und Nahen hinführt, ſondern „weit über Berg und Thale, weit über flaches Land“ nach einem, von dem Auge ungeſehenen Orte, der für Viele und Alle bereitet iſt, daß ſie daſelbſt ernährt würden und geborgen vor dem Todeshauche des Winters. Zwiſchen den Sängern der Liebeslieder im Frühlinge war ein beſtändiger Kampf und Streit der Einzelnen um das Ihrige; die Schaaren der Wanderer aber, wenn ſie im Herbſte von der Heimath und von Dem, was darin das Ihrige war, ſich geſchieden, ziehen einmüthig und friedlich zuſammengeſellt ihren gemeinſamen Weg in die Höhe dahin.

Wiederholt ſich doch ſelbſt an uns, nach unſerem höheren Maaße, im Verkehre mit anderen Menſchenſeelen, etwas dieſem Vergleichbares. Auch in unſerem Weſen liegt der mächtige Zug nach einem Jenſeitigen und Künftigen, das im diesſeitigen Leben „kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret hat, das in keines Menſchen Herz gekommen iſt, welches Gott bereitet hat Denen, die Ihn lieben.“ Laß die Dichter, laß die Redner mit allem Reize und mit aller Kraft der Worte, die ihnen zu Gebote ſteht, die Luſt und Herrlichkeit des Erdenlebens preiſen; laß ſie, ſelbſt im Tone des höheren Ernſtes von dem Guten, dem Großen, dem Erhabenen reden, deſſen Strahlen das Leben unſerer Sinnlichkeit erleuchten, wir werden dem Wohllaute ſolcher Reden mit innigem Vergnügen, ja mit Rührung zuhören,

aber mitten in ſolcher Rührung bleibt der innerſte Lebenstrieb unſeres Geiſtes unbewegt; wir bleiben in Dem befangen, was ſterblich und nichtig iſt. Das aber, was dem Vogel im Käfig widerfährt, wenn er im Herbſte die Töne vernimmt, welche der Trieb des Wanderns nach dem ungeſehenen Jenſeits ſeinen geflügelten Verwandten entlockt, das geſchieht unſerem Geiſte, wenn ihn ein Wort berührt, auf welchem die Weihe des Zuges nach der Ewigkeit ruht. Der ſchlafende Keim, der für das Leben des Jenſeits gemacht iſt, regt ſich und wacht auf. Laß mich, ſo ſpricht dann in unſerem Innern das Verlangen einer vorhin noch nie gefühlten Liebe, das Wort noch einmal, laß es mich öfters vernehmen. Ja, nur in ſolchen Worten iſt Leben und Geiſt, die anderen verwehen und ſterben dahin mit dem Hauche des Athems, der ihnen den Laut gab.

Ihnen, meine Freundin, iſt das innere Ohr ſchon frühe geweckt worden für das Vernehmen ſolcher Worte, die den geiſtigen Wandertrieb anregen nach dem Sein des ewigen Jenſeits. Obgleich ſeitdem mehrere Jahre vergangen ſind, erinnere ich mich doch noch einer Unterhaltung mit Ihnen in Ihrem väterlichen Garten. Sie waren zu jener Zeit ein Mägdlein von etwa 12 Jahren, gar beſcheiden und ſtill, ſo daß ich bei meinem damaligen erſten Beſuche in Ihrem Elternhauſe Ihre Stimme nur noch wenig vernommen hatte. Sie ſtanden auf der Anhöhe im Garten, auf welcher mehrere ausländiſche Bäume angepflanzt ſind; unter anderen ſtand da eine ſogenannte Ceder aus Amerika, welche übrigens nicht vom Geſchlechte der ächten Ceder des Libanon, ſondern von dem des baumartigen Wachholders iſt. Ich war der Meinung, daß Sie mit Ihren Eltern die Reiſe nach Italien im vorhergehenden Jahre gemacht

hätten, von welcher am geſtrigen Abende an der Familientafel viel geſprochen und erzählt worden war, und fragte Sie deshalb, ob Ihnen nicht im botaniſchen Garten zu Piſa die ächte Ceder vom Libanon vor Augen gekommen ſei? Sie antworteten mir, wie mir ſchien, etwas traurig „Nein“ und fügten dazu, daß Sie mit Ihrer älteren Schweſter zur Pflege der beiden kleinen Brüder zu Hauſe geblieben ſeien, während nur die Mutter und der älteſte Bruder den kränklichen Vater auf jener, ihm von den Aerzten vorgeſchriebenen Reiſe begleiteten. Ich bedauerte Sie, daß Ihnen die Freude, eines der ſchönſten Länder von Europa zu ſehen, nicht gewährt worden war, beſchrieb in einigen Zügen den Hochgenuß, den ich auf meinen mehrmaligen Wanderungen durch einzelne Theile von Italien gefunden. Freilich habe mir eine andere Reiſe, die ich machte, noch tiefere, mächtigere Eindrücke hinterlaſſen: das ſei die nach dem gelobten Lande, nach Jeruſalem, geweſen. Wenn ich jedoch darüber nachdächte, und mich fragte, was den Eindrücken meiner Reiſe im Nilthale, durch die Wüſte nach dem Sinai, dann durch das vormalige Jordansthal nach Paläſtina ihren ſo mächtigen Reiz für meine Sinne, wie für mein Gemüth, gegeben habe, dann fände ich, daß die Macht des Eindruckes, den ich dort bekam, nicht von den Bergen, Thälern und Gewäſſern, die ich mit dem äußeren Auge ſah, ſondern von einer Welt herkam, die ich in meinem Inneren trug, und welche ich mit mir an den Nil und an den Jordan, auf den Sinai, wie auf den Oelberg brachte. Denn was machte die Stille der Wüſte, durch welche ich zog, für mein Gemüth ſo hehr, ſo gedankenvoll, was gab in meinen Augen dem Jordan, der an ſich ſelber ein unſcheinbarer Fluß iſt, ein Anſehen vor allen Flüſſen und Strömen, die ich ſonſt

geſehen, als die Erinnerung an jene Thaten der längſt vergangenen Zeiten, die ich nicht mit den fleiſchlichen Sinnen, ſondern nur im Geiſte: im Spiegel des Wortes geſchaut hatte. Darum mußte ich einer alten, frommen Verwandtin in meiner Heimath, die ich bald nach meiner Zurückkehr von der Reiſe in das Morgenland beſuchte, rechtgeben, als dieſe, auf mein Befragen, ob ſie, nach dem was ich ihr davon erzählte, keine Wanderluſt nach dem Morgenlande empfinde, mit „Nein“ antwortete. Denn, wie ſie zu mir ſagte, habe ſie dasſelbe, was ich bei dem Anblicke des gelobten Landes empfunden, ſchon oft und wohl in gleicher Stärke in ihrem Gemüthe erfahren, wenn ſie in der heiligen Schrift von den Geſchichten las, die in jenem Lande ſich zugetragen, ja ſchon ein Lieblingsbuch ihrer Kindheit: Bunyan's Wallfahrt eines Chriſten, habe ſie mit einem Vergnügen erfüllt, das kaum dem Vergnügen nachſtehen könne, das ein Pilger nach dem irdiſchen Jeruſalem genießt, wenn er mit ſeinen leiblichen Füßen auf den Oelberg und in der Gegend der heiligen Stadt herumwandelt.

Als ich dieſe Worte ſprach, da wurde Ihnen auf einmal Ihre von kindlicher Demuth gehaltene Zunge gelöſt. Sie ſchauten mich zutraulich lächelnd an und fragten mich, ob ich das Buch von Bunyan kenne und geleſen habe? Ich bejahte dieſes gerne und erwähnte, daß ich ſchon in meiner Kindheit mich daran erfreut habe.

Mit einer Geſprächigkeit, welche ich von Ihnen, dem ſchüchternen Kinde, nicht erwartet hätte, erzählten Sie mir, wie Sie früher eine ſo gar große Luſt zum Reiſen gehabt hätten, daß Sie bei dem Leſen des Robinſon von Campe es bitterlich beklagten, daß Sie nicht als Knabe geboren wären. Denn Ihr Verlangen, recht ferne ſchöne Länder

und Inſeln zu ſehen, ſei damals ſo heftig geweſen, daß Sie nicht dafür ſtänden, ob Sie nicht als Knabe es eben ſo gemacht hätten wie der junge Robinſon und auf einmal mit einem Schiffe, dergleichen ſo oft in den Hafen Ihrer Vaterſtadt kämen, davon gegangen wären. Eben in dieſer Zeit ſei Ihnen Bunyan's Buch in die Hände gekommen, das in der einfältig treuherzigen Weiſe ſeiner veralteten Sprache Ihnen ſo zu Herzen gegangen wäre, daß Sie nicht mehr nach der Reiſe auf eine ſchöne Inſel oder in die Palmenwälder und Orangengärten fremder Länder verlangt hätten. Denn was Bunyan beſchrieben und erfahren habe, wäre Ihnen ſchöner vorgekommen und lieber geworden als Alles, was man auf Erden lieblich und ſchön nenne. Sie hätten das Buch, beſonders in der Zeit, in der Ihre lieben Eltern auf der Reiſe nach Italien waren, öfters geleſen, und ſo oft Sie es wieder laſen, wäre Ihnen das eindrücklicher geworden, was der liebe Bunyan jedem Chriſtenherzen in der Geſchichte ſeiner Wallfahrt ſagen und zu Gemüthe führen wollte.

Wenigſtens dem Inhalte, wenn auch nicht ſeinen ſchwer nachzuſprechenden kindlichen Worten nach, waren das Ihre damaligen vertraulichen Mittheilungen an mich. Ich faſſe dieſelben hier auf, damit ſie uns das beſtätigen, was ich vorhin über das Weſen des in Ihnen frühe rege gewordenen geiſtigen Wandertriebes ſagte. Bunyan iſt als einer jener laut gewordenen Wandervögel durch ſeine Zeit und ſein Volk gezogen, welche den Trieb nach dem nie geſehenen, ſeligen Jenſeits in beſonderer Stärke in ſich fühlten. Er ſelber hatte ſchon auf Erden die Kräfte des ewigen Lebens in ſich empfunden, und nur die, welche dieſes erfahren, können in anderen Seelen die gleichen Kräfte anregen und wecken. Das Wort vom Leben bleibt

ein wirkungsloſes und todtes, wenn es nicht ſelbſt aus dem Leben kommt; an einem gemalten Feuer wird keine Kerze entzündet; der kleinſte Funke aber, der den Samen der Gluth in ſich trägt, kann ein ganzes Haus, ja einen großen Wald in Flammen ſetzen. In Bunyan's Schrift haben Sie die Locktöne nach dem ewigen Jenſeits vernommen und das innere, ſelige Heimweh, das jetzt Sie zu verzehren droht, hat nicht erſt am Sterbebette Ihrer theueren Schweſter, ſondern ſchon lange vorher ſeinen Anfang genommen. Bei dem, was ich jetzt weiter über dieſe Ihrem Gemüthe lieblich dünkende Heimſuchung ſagen will, vergeſſen Sie nicht, daß auch in mir die ſpießbürgerliche Anhänglichkeit an das Erdenleben, das Ankleben an ſeine ſüßen Gewohnheiten, gerade nicht von ſonderlicher Stärke ſind. In mehr denn einem Sinne halte ich es von ganzem Herzen mit dem gekrönten Prediger, wenn dieſer in ſeiner gewaltigen Rede über die Eitelkeit des Lebens es ſagt: „da lobte ich mir die Todten, die ſchon geſtorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch den Odem haben," und ich darf wohl ſagen, daß ich ſchon in früherer Zeit und noch mehr in meinen ſpäteren Jahren den Zug des geiſtigen Wandertriebes, der Ihr Herz bewegt, vielleicht in eben ſo großer, wo nicht in noch größerer Stärke empfunden habe, als Sie es thaten. Obgleich deshalb Ihre Lebenstage nur wenig über den vierten Theil der meinigen hinüberreichen und die Liebe Aller, welche Ihnen nahe kamen, mit unlösbar feſten Banden Sie am Leben feſthalten möchte, würde mich dieſes dennoch nicht abhalten, recht von Herzen dem Wunſche Ihres Briefes nachzugeben. Ich würde, Ihnen gegenüber, ungleich lieber, nur von des Erdenlebens Ende und dem erſehnten Zuge nach ſeinem uns verheißenen Jenſeits reden, als von den

Reizen der Gegenwart, wie der nahen Zukunft, welche Ihnen das zeitliche Daſein in ſeltener Fülle darbietet und verheißt. Aber das Weſen des geiſtigen Wandertriebes, der ſchon frühe ſich in Ihnen regte und am Sterbebette Ihrer Schweſter in ſolcher Heftigkeit in Ihnen erwachte, trägt Kräfte in ſich von zweifacher Natur und von ſcheinbar ſich widerſprechenden Eigenſchaften. Laſſen Sie mich von dieſer wunderbaren Doppelnatur jenes geiſtigen Dranges einige Worte ſagen.

Wenn die junge Turteltaube, welcher erſt ſeit Kurzem die Keime des Gefieders aus dem zarten Flaum hervorbrachen, das ihren Leib bedeckte, ihre Alten, die ihr das Futter bringen, zum Neſte zurückkehren ſieht, da regt ſie voll Luſt die Flügel, denen zum Aufſchwunge noch die Stärke der Federn fehlt, als wollte ſie den liebenden Pflegern ſchon in der Luft entgegenkommen, oder wenn dieſe wieder hinwegfliegen, ſie im gleich ſchnellen Fluge begleiten. Freilich kehrt die Schwache, von dem Rande des Neſtes, bis zu welchem ſie den ſcheidenden Eltern folgte, gar bald wieder zu der Mitte desſelben zurück, deſſen Ruhe und Wärme ſie noch lange zu ihrer Bekräftigung bedarf; und dennoch war ihr Flattern ſchon ein Fortſchritt zum Fluge. Denn man kann wohl ſagen: mit jeder lebendigen Regung eines Naturdranges wächſt die Kraft, demſelben zu folgen und ihn zu befriedigen. Jener Trieb, welcher die erſt hervorſproſſende Schwinge in ihre ſcheinbar erfolgloſe Bewegung ſetzt, iſt nichts Anderes als der Trieb des Wachsthums ſelber, deſſen innere Strömung und Bewegung durch die äußerliche ſich bekräftigt und zur Vollendung ſteigert.

Dasſelbe, was dieſes ſinnliche Abbild zeigt, erfahren wir in unſerem Innern, wenn und wo in dieſem der gei-

ſtige Wandertrieb ſich regt. Er iſt, wie ich vorhin ſagte, der Widerhall, iſt das Echo einer rufenden Stimme, die aus weiter Ferne, aus dem ewigen Jenſeits kommt; er ſelber eine Kraft des ewigen Lebens, welche das Verlangen, den Zug nach dieſem bewirkt. Und bei jeder lebendigen Regung dieſes Verlangens wächſt in uns die Lebenskraft für ein Sein, das durch die Zeit der Erde und über dieſe hinaus fortwährt in Ewigkeit. Ja, das innige Sehnen Ihres Herzens, dahin zu ziehen, wo ſein Schatz, wo das iſt, was ſeine Liebe ſucht, iſt ein Mittel der Lebensverlängerung, dem kein anderes gleichkommt, welches die Weisheit der Makrobiotik uns anpreist. Denn was ſind die Tage eines Methuſalah, der Adam noch mit ſeinen Augen geſehen und 95 ſeiner Jahre mit ihm, Jahrhunderte lang mit den anderen Vätern ſeines Geſchlechtes auf Erden zuſammengelebt hatte, ja der auf den Gräbern von ihnen allen geſtanden war, bis er als der letzte der Aelteſten vor dem Gerichte der Sündfluth zu ſeiner Ruhe kam; was ſind, frage ich, 969 Erdenjahre gegen die Aeonen der endloſen Ewigkeit? Wie aber, wenn in dem Becher des aufwärts gehenden Sehnens, aus dem Sie eben jetzt in ſo vollen Zügen trinken, ein kräftiges Mittel läge, nicht nur zu einer Lebensverlängerung hoch und frei über die Erdenzeit hinaus, ſondern nicht minder tief und feſt in dieſe hinein? Zwar der junge Trieb des immergrünen Epheus, der weit über den unteren Boden, darin er keimte, hinaufwärts, nach dem reinen Himmelsblau ſich erhebt, webt gar manche feſte Wurzel in das Geſtein des Felſens hinein, an deſſen Wand er hinanklimmt, gleich als gehöre er nur der Felſenhöhe, nicht mehr der Tiefe an. Wie aber, wenn mit jeder Wurzelſchlinge, die er nach oben anknüpft, auch die untere Wurzel tiefer, kräftiger in den Erdengrund eindränge, dem

ſein aufwärts gehender Trieb enteilen wollte? Laſſen Sie uns dieſes Bild mit rechtem Verſtande in's Auge faſſen.

Das Glas, auch wenn ihm unſere Kunſt die herrlichſte grüne Färbung gab, iſt deshalb noch kein Smaragd, ſondern bleibt ein Glas, dem das Feuer des Glanzes und die ausdauernde Feſtigkeit des Edelſteines fehlt. So gibt es auch in der krankhaften Menſchennatur ein Begehren, hinwegzukommen aus dem Erdenleben, welches keineswegs ein Verlangen nach dem ſeligen Jenſeits iſt, ein Sehnen, in welchem keine Kraft des ewigen Lebens ſich regt. Es iſt dieſes der unächte Wandertrieb der Seele, welcher eigentlich nicht nach dem, was oben, ſondern nur nach dem, was unten iſt, hingeht. Er kann aus jener Traurigkeit hervorgehen, welche, weil ſie von fleiſchlicher Art iſt, den Tod wirkt; aus einer Ueberſättigung mit den gemißbrauchten Genüſſen des Erdenlebens bis zum Eckel und Ueberdruß; aus kleinmüthiger Sorge oder Furcht vor einem ſcheinbar unabwendbaren, drohenden Uebel. Wir wollen nicht bei all' den Arten des unächten krankhaften Wandertriebes verweilen, der, wenn er zu einem höheren Grade der Heftigkeit ſich ſteigert, die Hand des Selbſtmörders zu ſeiner Gräuelthat bewegt. Es ſind aber andere Stufen vorhanden, auf denen das Betrübtſein bis zum Tode, auch wenn es aus dem tiefſten Gefühle des Elendes und Leides der Erde kam, zu einem Aufſchwunge nach dem Leben der Ewigkeit ſich erheben kann. Dem Dulder im Lande Uz, Hiob, deſſen Jammer ſchwerer wog, denn alle die Laſten, mit denen der Menſch ſeine abmeſſende Wage beſchwert (C. 6 V. 2), leuchtete mitten in das nächtliche Dunkel ſeiner Trübſal hinein ein Strahl des Troſtes, voll Kraft des ewigen Lebens: er wußte, daß ihm ein Erlöſer lebe, ein

Erwecker aus des Grabes Nacht, ein Führer zum Anſchauen Gottes. Ueberhaupt aber, ſo kann man ſagen, iſt es ein ſicheres Zeichen, daß in unſerem Sehnen nach dem Leben des Jenſeits Kräfte des ewigen Lebens liegen, wenn dasſelbe nicht nur in wohlthuender Weiſe unſer Gefühl ergreift, ſondern wenn es in uns Früchte der Beſſerung hervorruft und zu ihrer Reife für die Ewigkeit ſie zeitigt. Trägt doch jeder ächte, lebendige Gedanke an die Ewigkeit den Samen ſolcher Früchte in ſich; er erhebt uns aus dem Staube der Sinnlichkeit, der unſere Augen trübt, zu einer freien Höhe, die über dem Staube ſteht und die uns den Blick über unſer inneres wie äußeres Leben gewährt; über die Wege, darauf wir in der Irre gingen ſowie auf den rechten und geraden, der zum Ziele der Wallfahrt führt. Dort auf der Höhe, im Naheſein Deſſen, welcher ſelber das Licht und das Leben der Ewigkeit iſt, fließt der Quell des lebendigen Waſſers, durch welches der Erdenpilgrim zum Fortſchreiten auf dem geraden Wege ſich bekräftigt, und wer dieſes nur einmal recht gekoſtet und ſeine Kraft an ſich ſelber erfahren hat, der kehrt gern täglich, ja ſtündlich zu der Höhe des Naheſeins der Ewigkeit und Deſſen zurück, der ohne Wechſel von Tag und Nacht die Höhe beleuchtet.

Das Werk der Beſſerung, zu welchem die Gedanken der Ewigkeit und das Verlangen nach ihrem Leben uns aufrufen und bekräftigen, iſt ein inneres und zugleich mit dieſem ein äußeres. Wer in Kraft des Lichtes und des lebendigen Waſſers, die er auf der Höhe genoſſen, in deren Einſamkeit und Stille er gern eingeht, das ſchwere und dennoch ſelige Werk der Beſſerung des eigenen Selbſt ohne Aufhören betreibt, der kann dem Drange nicht widerſtehen, auch in anderen Seelen dasſelbe beſeligende Werk zu be-

ginnen und zu fördern; ſein Leben wird für ihn, wie durch ihn für ſeine ganze Umgebung, zu einem unabläſſigen Fortſchreiten in der Beſſerung.

Es begegnet mir da eine liebliche Erinnerung aus einem der vergangenen Jahre, an der ich nicht gern ſtillſchweigend vorübergehen möchte, ſondern die ich hier bei'm Schreiben meines Briefes eine kleine Strecke des Weges, als anmuthige, muntere Begleiterin, mit mir nehme. Ich führe Ihnen meine Gefährtin als eine wohlbekannte vor Augen. Als ich vor drei Jahren als beſuchender Gaſt in das Haus Ihrer Eltern kam und Sie, ſo wie Ihre Schweſter nicht im Wohnzimmer fand, vergeblich auch länger als eine Stunde auf Ihre, ſonſt immer zum eiligen Herbeikommen bereite Erſcheinung gewartet hatte, da fragte ich Ihre Mutter, wo die Töchter wären? Ob nicht vielleicht Ihre Schweſter und Sie Theil genommen hätten an der glänzenden Landparthie, von welcher ich bei einem Verwandten und Geſchäftsfreunde Ihres Hauſes, bei dem ich am Vormittag geweſen, gehört, und die Zurüſtungen dazu geſehen hatte? — „Keinesweges", ſo antwortete mir Ihre Mutter, „zu ſolchem Vergnügen laſſen ſich meine beiden Mädchen, namentlich an ſolchen Tagen, wie der heutige, keine Zeit; ſie ſind, wo ſich nur eine gelegene Stunde dazu findet, zu eifrig in ihrem neuen Geſchäfte." — „Und was iſt das für ein neues Geſchäft?" fragte ich weiter. — „Sie ſind mir", ſprach die Mutter, „beide ſeit einiger Zeit Schulmeiſterinnen geworden, welche, wenn auch nicht an Geſchick und Bildung zu dem Amte, doch an ernſtlich gutem Willen und an Fleiß den beſten Schulmeiſtern in der Stadt und ihrer Umgegend es gleich thun. Unter den von auswärts hergekommenenen Arbeitern in unſerer ſo wie in anderen Fabriken ſind nämlich viele arme Leute, die ihre

Kinder, ſo bald es nur geht, mit ſich zur Arbeit nehmen, und aus Dumpfheit oder Dürftigkeit nicht daran denken, ſie in eine Schule zu ſchicken oder ſie zur Kirche anzuhalten. Die Kleinſten unter dieſen armen verſäumten Kindern, welche von den Eltern noch nicht benutzt werden können zum Broderwerbe, hat unſere jüngere Tochter Sophie, welche überhaupt zuerſt auf den Einfall kam, ſolche Schulmeiſterei anzufangen, ſo ſorgſam, wie eine Henne ihre Küchlein, unter ihre Pflege genommen. Sie hat dieſe auf allerhand Weiſe an ſich gelockt, ihren Hunger geſtillt, mit ihnen geſpielt, ihnen Bilder gezeigt und erzählt, nach ihren Kräften ſie beſchäftigt und an Ordnung und Fleiß gewöhnt. Es war im vorigen Winter, wo ſie dieſes Geſchäft anfing. Den Kleinen that ſchon die Wärme wohl, die ſie unten in einer großen, geheizten, nur zum Theil für die Bedürfniſſe der Fabrik benutzten Stube fanden. Als aber nun zu der wohlthuenden Wärme auch die anderen leiblichen Erquickungen kamen, deren mäßigen Aufwand Sophie aus ihrem zuſammengeſparten und ſeitdem wohl reichlicher ihr zukommenden Taſchengelde beſtritt, oder aus den friſchen, ſo wie getrockneten Vorräthen unſeres Gartenertrages nahm, und zu all' dieſer leiblichen Pflege auch die gute, den armen Kleinen noch ganz neue Unterhaltung, da brachten die Kinder ſelber oder ihre Mütter gar bald ſo viele andere kleine Theilnehmer und Theilnehmerinnen an ihren Freuden herbei, daß der Zudrang derſelben allmählig ein ziemlich großer geworden iſt. Denn nicht nur die Kinder der armen Eltern von auswärts her, welche in unſerer Fabrik, ſondern auch derer, die in anderen Fabriken der Stadt arbeiten, haben Aufnahme unter die Schaar gefunden, die ſich um Sophien verſammelt. Dieſe aber iſt aus einer bloßen ſorgfältigen Pflegerin zu

einer Lehrerin geworden, und in dieser herzlich gut gemeinten Bemühung ist sie von ihrer älteren Schwester Luise, so viel dieser ihre Kränklichkeit es erlaubte, recht traulich unterstützt worden. Luise hält mit den größeren Mädchen ihre Schule; Sophie mit den kleineren und kleinsten, unter denen auch etliche Knäblein, im Schutze ihrer Schwestern, Zutritt gefunden haben. Heute, wo der Geburtstag ihres Fabrikherrn auch dadurch gefeiert wird, daß man den Arbeitern einen festlich freien Nachmittag gewährt, an welchem sie, außer ihrem gewöhnlichen Taglohn auch noch Bewirthung empfangen, sind selbst die älteren Mädchen um Luise, die jüngeren um Sophien versammelt, und ich habe mich kurz vorher, ehe Sie kamen, durch einen Besuch in unserer Winkelschule selbst davon überzeugt, daß die Bemühung meiner Töchter nicht ohne Segen und guten Erfolg geblieben ist. Die größeren Mädchen, die vorher, eben so wie die kleineren, in einer fast thierischen Unwissenheit dahin lebten, haben zum großen Theil nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen gelernt und sind zu vielerlei weiblichen Arbeiten geschickt geworden, sondern sie haben vor Allem in jener Erkenntniß einen guten Grund gelegt, welche allein das Herz bessert: in der Erkenntniß ihres Heiles in Christo. Die Kleineren aber, außer mancherlei gewöhnlichen Anfängen im Lernen und in Handgeschicklichkeiten, sind durch Sophiens Gabe, in lebendiger und anziehender Weise zu erzählen und zu beschreiben, so in die Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte hineingeführt worden, daß ihnen darin nur wenig Kinder ihres Alters, auch aus solchen Familien, darin in der Erziehung nichts versäumt wird, gleichkommen mögen."

Ich äußerte jetzt meinen Wunsch, daß man mir als einem alten, gewesenen Schulmeister einen Besuch bei den

jungen Lehrerinnen und ihren Schulkindern geſtatten möge, und Ihre liebe Mutter war ſogleich bereit, mich hinunter zu führen zu Ihnen. Sie öffnete leiſe die Thüre. Ihre Schweſter Luiſe und die größeren Mädchen, welche um ſie her ſaßen, bemerkten uns; die Mutter aber winkte ihnen, zu ſchweigen, und wir konnten uns unbemerkt dem Tiſche nahen, an welchem Sie, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, ſaßen. Sie waren ſo ganz in der Erzählung der lieblichen Geſchichte von Joſeph und ſeinen Brüdern in Aegypten vertieft, die Kleinen um ſie her, einige mit Thränen der Rührung in den Augen, hingen ſo eifrig zuhörend, unverwandten Blickes an Ihren Lippen, daß wir lange unbemerkt mit zuhören konnten. Endlich wurden wir bemerkt; Sie ſahen ſich, mit kindlich verlegenem Erröthen, von einem fremden Gaſte, den ſie nicht erwartet hatten, überraſcht, auf dem Wege einer guten That.

Der Gaſt aber iſt an dieſem Tage, mehr denn jemals früher, Ihnen kein Fremder geblieben, ſondern, wie Sie mich in Ihren ſpäteren Briefen nennen, ein väterlicher Freund geworden, gegen den Sie, in mancher zutraulichen Frage Ihr Herz aufthaten und der dieſe Fragen gern beantwortete, weil ſie etwas Höheres betrafen, als das, was im Laufe der Welt als Hoch geachtet wird.

Mir iſt, wie Sie eben ſehen, der Beſuch in Ihrer Schule in recht lebendiger Erinnerung geblieben, und von Ihnen wird wohl auch das noch unvergeſſen geblieben ſein, was ich mit Ihnen ſprach, als Sie, nachdem Sie Ihr kleines Volk entlaſſen hatten, zu uns in den Garten kamen. Ich erzählte Ihnen von einem Manne, der den Unterricht der Kinder, oder „das Informiren“ nach einem ſo großartigen Maßſtabe betrieben hat, als kaum ein Anderer, von welchem ich Kunde habe. Dieſer Mann war der alte, Ihnen

auch aus meinen Schriften bekannte, originelle Pfarrer Flattich in Würtemberg. Denn seine Wirksamkeit als Informator war nicht etwa nur auf die Kinder eines Edelhofes oder auf die unterrichtsbedürftige Jugend eines Dorfes, einer einzelnen Stadt und ihr Gebiet beschränkt, sondern war eine so weit ausgedehnte, daß man ihn mit Recht zu seiner Zeit einen Informator von ganz Würtemberg nennen konnte, dessen Schulstube im Pfarrhause auch wohl manchen Zuspruch aus weiter Ferne und anderen Ländern erhielt. Das, was den großen, wohlverdienten Ruf dieser Schulstube und des Mannes, der darin informirte, begründete, war nicht nur das bewundernswürdige Verfahren, mittelst dessen er den Knaben ihr Latein, ihr Griechisch und andere Schulkenntnisse in größter Leichtigkeit und, wenn nur einige Empfänglichkeit dafür in den Burschen war, in möglichst kürzester Zeit beibrachte, sondern eine andere, höhere Gabe, die nicht jeder Schulmann hat. Flattich ging bei seiner geistigen Aussaat des Unterrichtes nicht so zum Werke, wie ein Pächter, der seinen Samen in den Acker wirft und im günstigsten Falle auch mit Dünger bestreut, ohne auf gründliche Umarbeitung und Verbesserung des schlechten, von Steinen und ganzen Felsenstücken verkümmerten Bodens auszugehen, sondern er dachte vor Allem auf die rechte Urbarmachung und auf die Reinigung des Bodens von Allem, was den guten Ertrag der Aussaat hemmen und verderben kann. Er war ein gewissenhafter, genauer Corrector oder Verbesserer nicht nur der handschriftlichen Arbeiten und Aufsätze, die er seinen Schulknaben machen ließ, sondern ein Verbesserer ihrer Sitten, so wie ihrer Sinnes- und Gemüthsart. Hierin handelte er also nicht wie ein Miethling, der den Acker auf einige Zeit von dem eigentlichen Herrn desselben gepachtet oder gemiethet

hat, ſondern als ein treuer Knecht in ſeines Herrn Hauſe. Und durch dieſes Glück und Geſchick zum Geſchäfte eines Correctors nicht nur der Schreibereien und Gedächtniß-übungen ſeiner Zöglinge, ſondern ihres ganzen äußeren und inneren Lebens für Zeit und Ewigkeit, hat er ſich vor Allem das Wohlgefallen Deſſen erworben, der ihm zu all' ſeinem Thun Kraft und Gedeihen gab, und zugleich auch ein gar ſeltenes Vertrauen unter dem Volke ſeines Landes und ſeiner Zeit. Denn gar oft brachte man ihm ſolche Buben in ſeine geiſtige und leibliche Zucht und Pflege, an deren widerſpenſtigem Naturell weder die Eltern noch die Lehrer etwas ausrichten konnten, weil ſie, wie jener Amtmann, der ſeinen Sohn zu dem Pfarrer in die Schule brachte, ganz desperate Menſchen waren*). Und man weiß es noch jetzt, wie oft und wie weit Flattich an ſolchen Seelen das Werk der Beſſerung durch Liebe, Geduld und Glauben zu einem erwünſchten Ziele geführt hat.

In ſolcher Weiſe ſprach ich damals auf Veranlaſſung Deſſen, was ich von Ihrem und Ihrer geliebten Schweſter Luiſe Informationsgeſchäfte geſehen und erfahren hatte, von dem alten Informator von Würtemberg, dem Jeremias Flattich. Aber ich erzählte Ihnen auch noch zum Schluſſe, wie und wodurch der ſeltene Mann zu ſeinem Berufe als Informator geführt worden und gekommen ſei. Er erzählte das in den Bemerkungen über die Geſchichte ſeines Lebens ungefähr in folgender Weiſe. Als er noch Student in Tübingen war, da gab es einmal eine Nachtmuſik, bei der unter Anderem eine Arie oder Motette

*) Die kleine Geſchichte iſt erzählt in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufſchrift: „Die Desperationscur" (neue Aufl. S. 167).

abgesungen wurde, zu welcher der damals berühmte Kanzler Bielfinger den Text gedichtet hatte. Die Veranlassung zu der Nachtmusik war die Geburtstagsfeier des regierenden Herzogs Karl Alexander, dessen in Kriegsthaten mächtiger Arm und Feldherrntalent manches feindliche Heer besiegt hatte, während sein Herz zu schwach war, um den Angriffen solcher Feinde zu widerstehen, die ihm zur nächsten Hand saßen. Ein solcher Feind war das gewaltthätige Selbstvertrauen, in welchem er von den Ständen und dem Volke seines Landes denselben blinden Gehorsam verlangte, den der Soldat dem Kommandoworte seines Befehlshabers leisten muß; ein anderer war die Begierde, sich unabhängig von der Bewilligung der Stände, Geld, so viel er nur wolle, zu verschaffen. Zu diesem zweiten der inneren Feinde gesellte sich bald hilfreich ein dritter, äußerlicher: der verschmitzte Jude Süß Oppenheimer, der das Vertrauen des Herzogs durch seine wohlberechneten Rathschläge so gewann und umstrickte, daß ihn derselbe zu seinem Finanzminister und allvermögenden Günstling erhob. Unter solch' heilloser Verwaltung wurde das Land ausgesogen, die heiligsten Rechte des Volkes mit Füßen getreten und die Gesinnung desselben im Innersten verbittert. Mitten in seinen eigenwilligen Verirrungen und Unthaten kamen dem Herzog dennoch solche, freilich bald vorübergehende Stunden, in denen er die Schlechtigkeit seines Rathgebers und all' der Helfershelfer erkannte, womit der allgewaltige Günstling seinen Fürsten umgeben hatte; Stunden, in denen der gute Wille in diesem erwachte, es besser zu machen als bisher. Auf die Regungen einer dieser guten Stunden schien der Inhalt der Motette sich zu beziehen, darin gesagt war: der Herzog solle leben von nun an, so lange er am Werke der Verbesserung festhielte.

Die feierliche Tonweise und der Inhalt des Gesanges gingen dem Studenten Flattich tief zu Herzen, und er mag wohl unter denen gewesen sein, welche Gott ernstlich für die Lebensverlängerung des Herzogs anriefen, damit er zum Werke der Verbesserung Raum fände. Als aber die Hoffnung aufs Besserwerden der Dinge gar bald wieder sich vergeblich zeigte und der Herzog durch einen plötzlichen Tod am Schlagflusse (1737 am 12. März) dahin genommen ward, dachte der Jüngling der Sache noch tiefer nach und erkannte, daß im Werke der Verbesserung ein recht kräftiges Mittel zur Verlängerung des Lebens aus der Zeit in die Ewigkeit liege. „Denn das Leben ist dem Menschen zur Besserung gegeben," zunächst seiner eigenen und zugleich auch anderer Seelen. Wer kann es dem von Herzen fröhlichen und zugleich frommen Jünglinge verdenken, wenn er gerne leben und nicht sterben wollte. „Darum," so erzählt er von sich selber, „fing ich damals das Informiren an." Ich habe schon oben gesagt, in welcher Weise und zu welchem Zwecke er dieses Geschäft betrieb. Auf einen äußeren Erwerb zum Unterhalte des Lebens hat er es dabei nicht abgesehen, denn er hat mit vieler Mühe und Sorge und im saueren Schweiße seines Angesichtes sein mäßiges Stücklein Brod und in seinen alten Tagen seinen Reismus gegessen, ohne jemals nach den Mitteln zu anderen Labungen und Vergnügungen des Sinnenlebens zu trachten. Seine Lebensweise war und blieb bis an sein Ende die eines Armen, darum hielt er sich auch als Informator am meisten zu den armen Kindern, die, wie Er, kein Geld, wohl aber den guten Willen oder die Empfänglichkeit mit sich brachten für das Werk der Besserung durch Liebe, Geduld und Glauben.

Nun, der Mann hat bekanntlich gar viele Jahre, bis

in's hohe Alter hinein, mit Ehren ſein graues Haar getragen, und er iſt in all' ſeinen Mühen, bei Tag wie bei Nacht, immerfort eines gar freudigen Sinnes geblieben; er hatte das Mittel zur ächten und rechten Verlängerung des Lebens gefunden und dieſes gute Hausmittel unabläſſig, mit großer Treue gebraucht.

Was ich Ihnen hier, meine verehrte Freundin, anempfehlen möchte, iſt keinesweges, oder wenigſtens gar nicht zunächſt ein Mittel der Lebensverlängerung, im Sinne der Makrobiotik des trefflichen, ehrenwerthen Dr. Chriſtoph Wilhelm Hufeland, ſondern, wie ich ſchon ſagte, es iſt bei ſeinem Gebrauche auf eine weitere Lebensverlängerung als auf die von achtzig, neunzig oder auch hundert Erdenjahren abgeſehen. Ihre nun ſelig vollendete Schweſter Luiſe hatte das Mittel erkannt und dasſelbe treulich und täglich gebraucht und es hat ſeine Kraft an ihrem Leben in die Ewigkeit hinein bewährt. Die Bäche und Ströme des Lebens, welche, nicht in niederem Boden entſprungen, in Sümpfen ſich verlieren, ſondern, von der Höhe ausgehend, ihren Lauf kräftig nach dem Meere des ewigen Lebens hin nehmen, werden von dem Herrn des Landes, einige in der geraden Linie eines feſt eingeſchloſſenen Bettes ſchnell zu ihrer Ausmündung geführt, andere läßt er zum Nutzen und Segen des Landes in einem nicht ſo feſt umſchloſſenen Bette zwiſchen den Feldern und Auen, denen ſie Fruchtbarkeit und Gedeihen bringen, ihren längeren, oft gekrümmten Lauf von der Höhe zu der Tiefe des unverſiegbaren Oceans machen. Wenn aber nur der Zufluß von der Höhe her ungehemmt und ununterbrochen derſelbe bleibt, dann kommt jeder Fluß, auch wenn ſein Weg durch viele Krümmungen und Windungen geht, zu dem rechten bleibenden Ruhepunkte des endloſen Gewäſſers. Denn

dem Quellenlande der Höhen mangelt es niemals an dem Zufluſſe von Thau des Himmels und von Regengewölk und die Abſenkung von dem Gebirge nach dem Thale, je bedeutender ſie iſt, deſto mehr gibt und erhält der Fluß ſeine Kraft zum munteren Strömen, während der Verlauf eines anderen, der nicht aus ſolcher Höhe kam, ein langſames Dahinſchleichen iſt, das gar leicht zum Stilleſtehen auf ſeinem Wege kommen kann.

Die Höhen, welche ich da meine, ſind die Gedanken der Ewigkeit und das unverwandte, unaufhörliche Verbleiben in der ſeligen Gemeinſchaft eines Verlangens nach ihr. Der geiſtige Wandertrieb, von welchem ich vorhin ſprach, je mächtiger ſein Zug dem Sein der Erde uns entreißen will, ſoll durch die Kraft Deſſen, der ihn erweckte, in unſerem Geiſte eine Luſt am Leben entzünden, welche uns ſelbſt zum Erdenleben eine vorhin nie gefühlte Freudigkeit und Ausdauer gibt. Denn wie der Himmel mit ſeiner Sonne und allen leuchtenden Geſtirnen ohne Aufhören über uns ſteht, auch wenn er für unſeren Blick verhüllt iſt, ſo iſt die Welt des Zeitlichen und Vergänglichen ohne Aufhören von der des Ewigen umſchlungen und durchdrungen. Und dieſes Naheſein bringt mit dem Gedanken zugleich Freuden, Frieden und Ruhe der Ewigkeit. Wir ſind dann ſchon hienieden von dem aufdämmernden Morgenlichte des niemals endigenden Tages umleuchtet, nach deſſen Vollgenuß der Wandertrieb des Geiſtes uns ſo kräftig hinzieht. Und die Morgendämmerung wird immer heller, bis uns, wenn ihre Stunde kommt, die Sonne aufgeht, deren Strahl alles Erdendunkel vertreibt.

Wohlan! Ihre theure Schweſter war ein ſolcher lebenskräftiger Strom, der von der Höhe kam, welche ohne Aufhören vom thauenden Gewölke des Himmels getränkt wird.

Aber wie ein Waſſerfall, der vom Felſen unmittelbar herabſtürzt in den aufwallenden See, hat ſie ihren Lauf in Eile vollendet. Und welches dafür geöffnete Auge ſollte von der Herrlichkeit eines ſolchen Waſſerfalles nicht entzückt werden, deſſen kryſtallhelle Tropfen der aufgehende Sonnenſtrahl mit Farben des Regenbogens verklärt. Wenn aber unſer Lauf, nicht ſo ſchnell abſtürzend nach dem Spiegel des Sees, durch manche ſchattige Kluft und Waldung, manche Felder und Wieſen geht, bis wir nach längerer Zeit ihn vollenden, ſo ſoll uns das nicht kümmern. Iſt es doch derſelbe geiſtige Wandertrieb nach der Ewigkeit, der ſo wie dem Waſſerfalle auch unſerem Bächlein oder unſerem Fluſſe ſeine Strömung gibt und ſie in freudigem Gange erhält. Denn es iſt dieſelbe mächtige, ausdauernde Lebenskraft, welche den Wipfel und die Zweige der mehrhundertjährigen Platane zum Wachsthum vom Boden hinaufwärts nach dem Himmel und ſeine Wurzeln immer weiter, immer tiefer hinabtrieb in den irdiſchen Grund und Boden, auf welchen er vor den Augen eines jüngeren Geſchlechtes als Denkſäule daſteht an viele der all- und längſtvergangenen Geſchlechter und Zeiten.

Zweiter Brief.

Wechsel von Licht und Schatten an Kranken- und Sterbebetten.

Obgleich Sie, meine verehrte Freundin, den Brief, den ich als Antwort auf den meinigen empfing, nur einen Vorläufer mehrerer ihn ergänzenden Nachfolger bezeichnen, will ich ihn doch hier in meinem stillen Landleben nicht so, wie Sie mir zumuthen, mit Stillschweigen übergehen, sondern dankbar erwidern.

Allerdings ist es so, wie Sie in diesem Briefe es andeuten, und ich selber habe es in meinem Leben oft erfahren, daß die Bewegungen unserer Gedanken und Gefühle, die doch als etwas selbstständig Inneres ihren ganz besonderen unabhängigen Gang neben den äußeren Erzeugnissen hergehen müßten, mit diesen Aeußerlichkeiten, als hätten sie gegenseitig sich verabredet, so zusammentreffen, daß eines das andere ergänzt und erläutert. Ist es doch zuweilen gerade so, als hätten wir, wie im alten Mährchen, ein „Tischlein decke dich" bei uns, das den verborgenen Gedanken oder Wunsch des Herzens alsbald zur sichtbaren Erscheinung und Gewährung werden ließe. Ich will hier nicht der Erscheinungen aus einem höheren Gebiete des inneren Lebens, der unverkennbar sichtlichen und wörtlichen Erhörungen eines kindlich gläubigen Gebetes, sondern nur solcher Erscheinungen gedenken, welche

mehr in den Bereich des alltäglichen Lebens fallen. So war ich etwa eben mit dem Gedanken an eine wiſſenſchaftliche Arbeit beſchäftigt, zu welcher mir manche Hülfsmittel und thatſächliche Stützpunkte fehlen; ich ſinne recht lebhaft und verlangend darüber nach, woher ich wohl das mir fehlende Material erhalten könne, und auf einmal, gerade zu rechter Zeit und Stunde, erhalte ich ungeſucht, und ohne mein Zuthun, zuweilen von Seiten her, von denen ich es gar nicht erwarten konnte, das, was mir ſo erwünſcht war. Oder ich dachte lebhaft an einen lieben Freund, dem ich etwas ihm Angenehmes mitzutheilen hatte, und der Freund, der viele Meilen von mir wohnte, und, wie ich meinte, ſo eben durch Amtsgeſchäfte feſt gebunden war, trat unvermuthet zu mir herein. Auch iſt es mir, ſo wie gewiß auch vielen Anderen, öfters geſchehen, daß an einem und demſelben Tage mehrere Begegniſſe und Botſchaften von außenher mich trafen, welche, ganz unabhängig das Eine von dem Anderen, dennoch von gleicher Tonart, einen vollkommenen Akkord mit einander bildeten. Unangenehme und Traurige, oder auch Erfreuliche und Erwünſchte traten zu gleicher Zeit oder nahe hinter einander ein, und riefen aus der Stimmung des Gemüthes eine Melodie hervor, welcher der erkennende Geiſt den anpaſſenden Text hinzufügte.

Tritt uns hier nicht, in einem ungleich größeren, allgemeineren Kreiſe, welcher die Innen- wie die Außenwelt unſeres Lebens zugleich umfaßt, dasſelbe entgegen, was uns täglich und ſtündlich bei der unwillkürlichen Zuſammengeſellung unſerer Gedankenbilder und Erinnerungen (bei der ſogenannten Ideenaſſociation) widerfährt? Der Anblick und die Nachbarſchaft einer alten Linde, in deren Schatten wir ferne am Rhein ein Glas des dort gedeihen-

den Weines tranken, ruft in unſerer Erinnerung das Bild einer ſchattigen Linde hervor, unter der wir vor vielen Jahren, in einem Lande, da kein Wein wächſt, keiner für uns bezahlbar war, unſer Stück Brod mit dem Getränke der Milch in eben ſo fröhlichem Muthe genoſſen, als jetzt den Wein. Und zu dem Bilde der Erinnerung an die Linde geſellen ſich die an eine Stadt der Linden, darin wir einſt gelebt und Manches erfahren, was mit der Tonart der heutigen, fröhlichen Stimmung harmonirte. Oder der Anblick und Eindruck eines Regentages auf all' unſer Sinnen ruft in uns die Bilder der Erinnerungen an viele andere Regentage und all' ihre Widerwärtigkeiten hervor; der Bericht über den Unglücksfall, welcher einen Freund oder Bekannten betroffen, erneuert in uns das Andenken an eine ganze Reihe ähnlicher Schickſale, die uns oder Andere betrafen.

Das, was in all' dieſen Fällen die verwandten Gedankenbilder und Erinnerungen zu harmoniſchem Einklange zuſammenführt, iſt der in uns lebende, waltende Geiſt. Und ſollte uns nicht Das, was ich vorhin über das Zuſammentreffen und ſich Begegnen der verwandten Ereigniſſe unſeres Lebens ſagte, ein Zeugniß ſein können für das Walten und Wirken eines Geiſtes, der alle Dinge ſchaffet und zuſammenhält mit Seinem allmächtigen Worte, und welcher eben ſo, wie Er Alles, was lebt, ſättiget mit Wohlgefallen, auch unſerem Weſen von außenher Das zuführt, was der Erhaltung und Entwickelung des inneren Lebens förderlich ſein mag? Doch wir bedürfen eines ſolchen Zeugniſſes nicht, das vielleicht dem Kreiſe der Erfahrungen Vieler nicht nahe liegt, für das Daſein eines ſolchen allbedenkenden, das Sichtbare wie das Unſichtbare, das Aeußere wie das Innere durchwirkenden Gei-

ſtes, und ich begleite Sie gern zu den weiteren Berichten und Mittheilungen Ihres Briefes, deren voranſtehende, kurze Einleitung mich hier zu einer längeren meines eigenen Briefes geführt hat.

Sie hätten, ſo ſchreiben Sie mir, ſo eben die Wahrheit ſelber erfahren, daß die lebendigen Gedanken an Gott und Ewigkeit nicht nur den inneren Menſchen erwecken und bekräftigen für das Leben der Ewigkeit, ſondern auch den äußeren, leiblichen für das Leben der Erde und der Zeit. Wie ja ſchon früher in Ihrer Familie die Trauerfälle in naher Aufeinanderfolge eingetreten ſeien, ſo hätte auch diesmal, bald nach dem Tode Ihrer Schweſter Luiſe, die nahe Erwartung eines ähnlichen Leides Sie und Ihr ganzes Haus niedergebeugt und tief betrübt. Denn Ihre gute Tante, die Seele des Haushaltes, das fromme Vorbild eines durch Thaten der Liebe lebendigen Glaubens, ſei plötzlich erkrankt, in ſo gefahrdrohender Weiſe, daß die Aerzte die Hoffnung ihres Lebens aufgaben. Zum Tode matt, öfters in einen Schlummer der Betäubung verſenkt, in welchem das Einſchlummern zur Grabesruhe ſich anzukündigen ſchien, ſei ſie auf ihrem Bette gelegen, als man ihr, nach ihrem und der Ihrigen Begehren, in dem hehren Sakramente des Altares, den Troſt der Ewigkeit gebracht habe. Sie habe ſich erhoben aus ihrem Schlummer zu den Worten des Bekenntniſſes ihrer Sünden und der herzlichen Buße; habe die Worte der verheißenen Begnadigung des reuigen Sünders, welche der Prieſter ſprach, mit inniger Andacht gehört und dann die Speiſe und den Trank des ewigen Lebens genoſſen. Und wie ein Wunder vor Ihren und aller Anderer Augen ſei es erſchienen, als aus der ſcheinbar Sterbenden nicht nur eine Neubelebte, ſondern aus der hoffnungslos Erkrankten eine

ſeitdem unverkennbar in raſchem Fortſchreiten Wiedergeneſende wurde. Und gerade an dem Tage, an welchem Sie die belebende und Leben erhaltende Kraft der Gedanken der Ewigkeit an einem Ihnen ſo nahe liegenden Beiſpiele erfuhren, ſei, ſo ſchreiben Sie, mein Brief gekommen, der das in Worten ausſprach, was jetzt durch die That als Wahrheit ſich bezeugte.

Ich kann es hier nicht unterlaſſen, Sie an ein übereilendes Verſehen zu mahnen, darein Sie, wenigſtens nach dem Wortlaute Ihres Briefes, gefallen ſind. Es iſt Ihnen etwas Aehnliches begegnet, als einem guten Kinde, das, am Bette der kranken Mutter ſtehend, jede ihrer Bewegungen mit ſorgſamer Liebe betrachtet, wenn dasſelbe die auffallend bekräftigende, wohlthuende Wirkung einer Arznei, welche die Kranke nahm, dem ſilbernen Löffel zuſchreibt, nicht der heilſamen Arznei ſelber, die in demſelben zum Munde geführt wurde. Was ſoll uns das Wort: „Gedanken der Ewigkeit“ heißen? — Wodurch könnten dieſe in uns lebendig und wirkſam werden, als durch die Kräfte des ewigen Lebens, welche in Dem liegen und aus Dem kommen, der das Leben ſelber iſt? Wir dürfen ja reden und zeugen von Dem, das wir wiſſen. Es ſind nicht „Gedanken der Ewigkeit“ und Gefühle ſeiner ſeligen Nähe, welche unſer Geiſt, unſer Herz bei dem Genuſſe des heiligen Abendmahles anregen, wie der Wind, der über ein blühendes Saatfeld dahinſtreicht, ſondern es widerfährt uns da etwas unendlich tiefer Gehendes und Bleibendes. Mit dem heiligen Geheimniſſe des Altares und durch dasſelbe beginnt eine andere, neue, höhere Schöpfung der Menſchennatur, als die aus der rothen Erde war, deren beſeelterem, zu Fleiſch und Blut gewordenem leiblichen Gebilde der Schöpfer den Geiſt einhauchte, der zum Anſchauen

des Lichtes und für das Erkennen desselben gemacht, suchend und findend oder verlierend, durch das Dunkel des Erdenlebens seinen Lauf führt. Ein Fleisch und ein Blut, welche nicht von der Art des Geschaffenen, sondern selber von göttlich schaffendem Ursprunge und Wesen sind, beseelt von Kräften der Ewigkeit, treten als Keim einer unsterblichen Leiblichkeit in unser irdisch vergängliches Fleisch und Blut hinein; ein Geist, welcher nicht nach seinem reinen und reinigenden Urquell sucht, verlangend, daß er ihn finde, sondern welcher dieser heilkräftige Urquell selber ist, athmet mit unaussprechlichem Laut der Wonne und des Wehes in uns auf. Es sind Athemzüge einer reinen Lebensluft des ewigen Jenseits, von ganz anderer, unser ganzes Wesen durchdringender Kraft als der Windhauch, der kühlend und erquickend von der Höhe der Alpen herkommt.

Diese Kraft des Lebens, welche Leib, Seele und Geist zugleich erfaßt und durchdringt, weil sie selber als Leib, Seele und Geist sich uns naht und in uns sich versenkt, ist es auch gewesen, welche, wie in sehr vielen, offenkundigen, von der Erfahrung bezeugten Fällen, Ihrer guten Tante den Genuß des Abendmahles zu einem heilkräftigen Mittel selbst der leiblichen Wiedergenesung und Lebensverlängerung werden ließ. Dennoch mag dabei das als wahr bestehen, was ich in meinem vorigen Briefe und was, meine Worte wiederholend, Sie in Ihrer Antwort darauf von der Leben gebenden und Leben erhaltenden Kraft der „Gedanken der Ewigkeit" sagten. Ich will darüber noch einige Worte hinzufügen.

Wer es erfahren, der weiß es, was bei der Feier des Abendmahles in uns geschieht, wenn wir diese in demüthiger Hoffnung, allein auf das Wort der ver-

heißenen Gnade, begehen. Nicht nur Seele und Geist, sondern Leib, Seele und Geist freuen sich da Gottes ihres Heilandes, und namentlich selbst der Leib wird öfters in sehr fühlbarem Maaße angethan mit reinigenden und erhebenden Kräften, die ihn über das Ankleben an Dem, was von der Welt, was irdisch sinnlich ist, erheben, ihn frei machen von der niederziehenden Last, die den Lauf des geistigen Lebens hemmt. Fühlen wir uns doch öfters nach dem Genusse des heiligen Abendmahles auch leiblich in einem seligen Frieden, der durch keine feindliche Gewalt des sonst so leicht auftauchenden Unmuthes oder anderer leidenschaftlicher Regungen zerstört wird; Freundlichkeit, Geduld und Liebe sind uns leichter als sonst; wir können recht von Herzen, selbst des Feindes mit segnender Liebe gedenken, dessen bloßer Name vorhin Erinnerungen weckte, die das Gemüth mit Bitterkeit erfüllten; wir könnten den Becher des Wassers, dessen Trunk wir begehrten, gern einem Durstenden geben und selber Durst leiden.

Aber der Kampf zwischen dem Fleisch und dem Geiste hört nicht auf, so lange die Wallfahrt über dem Grabe währt; bis zu ihrer zeitlichen Scheidung von einander strebt das Fleisch beständig an wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. Wie jener mythologische Riese Antäus, ermattet schon zum Sterben, immer wieder neue Kraft bekam, so oft er nur mit dem Fuße seine Mutter, die Erde, berührte, so wird auch das irdische Fleisch sammt allen seinen Lüsten und Begierden immer wieder angeregt und lebendig durch Alles, was irdisch ist. Darum wird das Wasser des Lebens in uns so bald wieder getrübt, wenn ein äußeres Bewegen das leibliche Gefäß, darin es steht, erschüttert, und den alten, dicken Bodensatz aufrührt. Der Friede, an dessen längerem oder kürzerem Ge-

nusse wir uns von Herzen freuten, erscheint uns gar bald nur als ein Waffenstillstand, der auf kurze Zeit geschlossen war; wie die Vögel, welche man von der Saat verscheuchte, die auf den Acker gestreut ist, kehren sie wieder, die feindlichen Gehässigkeiten und Gelüste, Unruhen und träge Stillstände, in denen wir durch unser Fleisch den Geist betrübten; das bessere, in uns erwachte Leben, will, so scheint es, von unten nach oben hinauf wieder absterben.

Doch die Fluth des Sinnenlebens, die über uns daherrauscht, ist keine Sündfluth, welche auch die höchsten Berggipfel bedeckt; und wäre sie selbst eine solche, da schwebt noch immer die Arche, durch Gottes Aufsehen bewahrt, unversehrt über dem Wasser, welche den noch lebenden Wurzelstock des erwählten, zur Hoffnung geschaffenen Geschlechtes in sich trägt. Der Geist in uns ist nicht, wie das sterbliche Fleisch, von irdischer Art; er ist, wenn das Samenkorn in den Stunden der Weihe in ihn fiel, von denen ich vorhin die höchsten uud besten beschrieben, wiedergeboren zum göttlichen Geschlechte. So lange der Boden nicht von der festen Höhe herabgleitet, auf die er gegründet war, kann das Samenkorn, das tief in diesen gelegt ist, keine von unten herantobende Fluth vernichten; der Strahl der Sonne, welcher da oben nur selten von den in der Tiefe hinziehenden Wolken getrübt wird, fördert sein Gedeihen; jede Erhebung des Geistes im Gebete zu Dem, aus welchem er kam und nach welchem er verlangt, belebt und bekräftigt in ihm die Kraft des Keimens. Und das ist es, was man von der Wirkung der Gedanken der Ewigkeit und der seligen Gefühle ihres Naheseins aussagen will, wenn man sie als ein heilkräftiges Mittel der Erhaltung des Lebens für und durch die Zeit zur Ewig-

keit anpreist. Wer von uns sollte nicht auch schon die stärkende, neubelebende Wirkung der Gedanken der Ewigkeit, oder, mit einfacheren Worten, der Erhebung des Geistes und Gemüthes im Gebete, selbst auf den müden, entkräfteten Leib erfahren haben! Ich kenne einen Menschen, dessen leibliche Gesundheit von da an einen günstigeren Aufschwung nahm, wo ihm die Gnade des Gebetes in höherem, treuerem Maaße verliehen worden war. Und wäre ich bei der Abendgesellschaft der berühmten Meister der Tonkunst in London gewesen, als die Frage aufgestellt wurde, welches Mittel jeder von ihnen aus Erfahrung als das beste kenne, um die von anstrengender Arbeit erschöpften Leibeskräfte wieder aufzurichten und zu stärken, ich würde auch so wie Händel dem frommen J. Haydn Beifall zugewinkt haben, als dieser, nachdem die meisten Anderen gesprochen, bescheiden sagte: „das stille herzliche Gebet in seiner kleinen Hauskapelle habe sich ihm immer als das beste und sicherste Stärkungsmittel erwiesen.“ Denn der Champagner, den ein Anderer empfohlen hatte, mag wohl süß, der alte Rheinwein, den ein Dritter nannte, kräftig sauer schmecken; in zerstreuenden Gesellschaften, deren Wirkung ein Vierter rühmte, mag es für manche Leute eben so viel Kurzweil als für andere Langeweil geben und zum Theater ist im Vergleiche mit dem zur einsamen Kammer ein viel zu weiter Weg: darum bleibt man, wenn man rechtschaffen müde ist, am liebsten bei dem Nächsten und Besten stehen.

Was ich hier zur leiblichen wie zur geistigen Herzensstärkung preisend anempfehle, das haben auch Sie, meine Freundin! wie ich aus Ihrem Briefe sehe, seit dem Tode Ihrer Schwester Luise, täglich und reichlich in Uebung und Gebrauch genommen. Sie fühlen sich, so schreiben

Sie mir, auch dem äußeren Leben wieder gegeben. Es ſchien Ihnen ſogar, als hätten Sie von dem Sterbelager der nun für immer von den Mühen der Erde ruhenden Schweſter einen freudigeren Drang zum Aufſtehen und zum Fortſchreiten auf dem Wege der Pilgerſchaft mit ſich genommen. In einer für Sie merkwürdigen Weiſe hätte der Inhalt meines Briefes Sie an manches Wort erinnert, das die ſelige Freundin Ihres Herzens in den letzten Tagen vor ihrem Hinſcheiden mit Ihnen geſprochen. Wurde doch in den ſchmerzensfreien Stunden, darin ſie zum Sprechen aufgelegt war, der Geiſt in ihr ganz lebendig und freudig, wenn ſie von dem Segen ſprach, den Gott auf Ihr gemeinſames Werk: Kinderſeelen ihm zuzuführen, gelegt hatte, was Sie zwar beide in vieler Schwachheit, dennoch aber in Liebe und Vertrauen zu Ihm begonnen und betrieben hätten. Ja zuweilen ſchien es faſt, als werde ihr das Scheiden von dieſem ihr ſo werth gewordenen Werke des Lebens und von ſeiner Luſt ſchwer, wenn ſie der guten, ſchon jetzt bemerkbaren Anfänge der Beſſerung und Belebung der Liebe zu dem Herrn gedachte, die in den Kinderſeelen ſich regten. Sie hatte, ſo ſchreiben Sie mir weiter, ihre beſonderen Lieblinge unter den Kindern; die Sorge für das geiſtige, und nöthigenfalls auch für das leibliche Wohlergehen von dieſen legte ſie Ihnen, als ein Erbtheil, ganz beſonders angelegentlich an's Herz. „Danke doch," ſo ſagte ſie einſtmals zu Ihnen, als Sie das Verlangen, mit ihr zu ziehen, gegen ſie ausſprachen, „ja, danke Gott auch für jeden Tag des Erdenlebens, den er dir ſchenkt. Denn das Leben für Ihn und Sein Werk auf Erden iſt ein recht weſentlicher und wahrhaftiger Anfang der Seligkeit des ewigen Jenſeits, wenn auch das unbeſchreibliche Sein der Herrlichkeit, die kein Auge geſehen,

unſerem Gefühle mitten unter den Mühen der Erde noch eben ſo unbemerkbar iſt, als das Wachſen eines Keimes aus dem Saamen einer Palme, ſo lange dieſer noch unter der Erde liegt." Sie dächten, ſo ſagen Sie, erſt jetzt recht lebendig an jene Geſpräche der Sterbenden und nähmen ihren Sinn zu Herzen. Seitdem habe Ihr Schmerz ſeine niederbeugende Kraft verloren, ſelbſt die Ihrigen bemerkten es, daß die Traurigkeit, die das Herz immer zum Grabe hinzieht, von Ihnen gewichen, und daß Ihrem ganzen Weſen eine Freudigkeit wiedergekehrt ſei, die ſich, weniger zwar in Worten, doch in Ihrem ganzen Thun bezeuge.

Ungeſtörter und ausführlicher, als Sie dieſes im mündlichen Geſpräche mit Ihrer nächſten Umgebung konnten, ſprechen Sie ſich in Ihrem Briefe an mich über den Kreis der Gedanken und Gefühle aus, dem Sie jetzt ohne Unterlaß mit Geiſt und Gemüth leben. Noch immer, ſo ſagen Sie, ſei es Ihre liebſte Unterhaltung, die Geſchichte des Endes ſolcher Sterbenden zu hören, zu leſen und zu betrachten, die im Vertrauen auf Chriſtum dahin gingen. Der Tod ſolcher ſchon auf Erden ſeligen Menſchen erſchien Ihnen weniger als ein Einſchlafen denn als ein Erwachen, das in unſerem alltäglichen Aufwachen aus dem ſinn- und geiſtloſen Träumen der Nacht zum klaren ſelbſtbewußten Leben des Tages ſein nur unvollkommenes Schattenbild habe. Wenn Sie hinzufügen, daß jenes Aufwachen im Tode allerdings ſehr oft und vielleicht am öfteſten dem Auge der Lebenden ſo ſehr entzogen, und ein ſo tief innerliches ſein möge, daß der Tod hierdurch die Form eines allerſtarrenden unerwecklichen Schlafes empfängt, dann erinnern Sie hierdurch allerdings, ohne es vielleicht zu wiſſen, an eine Erſcheinung aus dem Gebiete des ſogenannten Lebens-Magnetismus, welche öfters beobachtet worden iſt. Schon der gewöhn-

lichere Zuſtand des Schlafwachens und Hellſehens tritt nach und mit einem Entſchlummern der äußeren Sinne auf. Der Entſchlummerte vernimmt nur noch durch und in dem Rapport mit dem Magnetiſeur und dem ihm zugehörigen Kreiſe Etwas von der Außenwelt; ſeine Reden und Gedanken ſind die eines lebhaften Traumes, deſſen Phantaſiegebilde jedoch nicht aus dunklen Anregungen des Leibes und der niederen Seelenkräfte hervorgehen, in denen weder Geſetz noch Ordnung herrſchen, ſondern auf welche der ſelbſtbewußte Geiſt ſein erkennendes Licht ſtrahlt, das als Hell- und Ferngeſicht das ſonſt dunkle Geheimniß des Gemeinlebens der Seele mit ihrer Außenwelt erhellt. Es beruht dieſes auf dem Gewebe jener Fäden, durch welche der auch unſerer Seele inwohnende Inſtinkt mit dem Nahen und Fernen, Gegenwärtigen und Künftigen ſeines irdiſchen Lebenskreiſes in Verbindung und fortwährender Beziehung ſteht. Aber mitten in dieſem träumenden Hellwachen, das meiſt von allen Zeichen eines leiblichen Wohlbefindens begleitet iſt, wandelt den magnetiſch Schlummernden ein Zuſtand an, welcher für einen Neuling in dieſem Gebiete der Beobachtung etwas wahrhaft Erſchreckendes haben könnte. Das Angeſicht überzieht eine Bläſſe des Todes, die Glieder werden kalt und gleichwie gelähmt, das Auge nicht nur wie bei einem Schlafenden nach oben gewendet, ſondern faſt wie bei einem Sterbenden gebrochen; der Puls wird kaum bemerkbar ſchwach, der Odem geht ſchwer in die Bruſt aus und ein. Und in dieſem Tiefſchlafe, welcher näher noch als die gewöhnliche Ohnmacht dem Tode gleicht, erwacht das innere Geiſtesleben des magnetiſch Entrückten in einer Macht, welche ſie auf den vorhergehenden Stufen des Hellſehens niemals erreichte. Hiernach allerdings darf man zugeben, daß ſolche Erſchei-

nungen, wie dergleichen auch zuweilen in der Starrſucht, im Scheintod und anderwärts vorkommen, nach ihrem Maaße dazu dienen könnten, das Dunkel aufzuhellen, welches über den Augenblicken des Abſcheidens der Seele ſchwebt und über dem darauf folgenden vollkommenen Abgeſchiedenſein derſelben von dem Leibesleben.

Aber hierbei verweilt ſich nicht der freudig erhobene Sinn und Inhalt Ihres Briefes. Sie halten ſich nur an Das, was man an ſolchen Sterbebetten, wie das Ihrer Schweſter Luiſe war, wirklich mit eigenen Sinnen ſieht und hört, wie dieſes von Vielen bezeugt wird, die in Wahrheit es ſelbſt erfuhren und in Treue es Anderen wiedergaben.

Ihre Schweſter, ſo ſagen Sie, würde zwar der Herr ſchon früher, als ſie noch im geſunden, friſchen Genuſſe des Lebens ſtand, immer geiſtig wach gefunden haben, wenn er gekommen wäre, ſie heimzuholen; denn nicht nur in ihrem täglichen Gebete, das in dem kleinen Zimmer, darin Sie beide ſchliefen, ein lautes und gemeinſames war, ſprach ſie den Gedanken freudig aus, daß der Herr vielleicht heute noch ſie abrufen könne in ſeine liebe, ſelige Ewigkeit; ſondern all' ihren Geſprächen, ſelbſt denen von alltäglicherem Inhalte, ſo wie all' ihrem Thun merkte man die innere Wachſamkeit an. Dieſe habe in der That an jene eines treuen Pförtners erinnert, der immer an der Thüre ſteht, und der eigenen Zunge, ſo weit dieſes nur möglich, Schweigen gebietet, damit ſein Ohr es nicht überhöre, wenn der Herr des Hauſes an die Thüre tritt und klopfet an, damit er alsbald ihm aufthue und ihn eingehen laſſe zu dem Herde, an welchem die Armuth das Abendmahl bereit hielt. Bald nach dem Beginne ihrer letzten Krankheit habe ſie faſt anhaltend an Schlafloſigkeit

gelitten, die nicht selten durch leibliche Schmerzen und fieberhafte Hitze herbeigeführt war. Wenn man sie aber dann bedauerte, habe sie öfters gar freudig gesagt: „warum beklagt ihr mich doch darüber, daß mir es jetzt, in meiner Krankheit so leicht gemacht wird, daß mein Herz in dem Gedanken an Den wache, der niemals schläft noch schlummert, sondern der auch meiner ohne Aufhören gedenkt? Mag doch mancher Mensch, der die Belustigung der Augen und der anderen Sinne liebt, viele Stunden, ja ganze Nächte vom Abend bis zum Morgen gerne wachen, um das zu sehen, zu hören und zu genießen, was ihn vergnügt, warum sollte mein Herz nicht auch wachen in seiner Lust an Dem, das es liebt und daran es seine Freude hat?“

Doch sei diese ruhige, freudige Stimmung des Gemüthes bei der Kranken je zuweilen auch sehr getrübt und gestört worden. „Namentlich in mancher ihrer schlaflosen Nächte hatte sie Kämpfe zu bestehen, deren Heftigkeit an einer solchen friedlich stillen Seele fast unbegreiflich erschien. War es doch, als sollten wir Anderen, die wir um sie waren, in unserem Mitgefühle mit ihr nicht nur den Trost und die Freuden, sondern auch die Furcht und Schrecken empfinden, welche der dunkle Eingang in die Ewigkeit in der sterblichen Natur des Menschen aufregen kann. Die Kranke blieb dann auch am Tage öfters noch lange von ihrem freudigen Muthe verlassen, pflegte aber von solchen Stunden zu sagen, sie bekämen der Seele gar gut. Denn der Wille werde dadurch im Stillehalten geübt, und je dunkler die innere Nacht gewesen sei, desto heller erschiene das Licht der Sonne.“

Und daß dieses bei ihr in ganz besonderem Sinne so gewesen sei, das hätte sich, wie Sie mir schreiben, oft in

ſehr auffallender Weiſe gezeigt. Gerade nach jenen tiefſten Verdunkelungen des Geiſtes und des Gemüthes, in welche die Kranke verſenkt wurde, trat bei ihr eine freudige Erhebung und Erleuchtung von ungewöhnlichem Maaße ein. „Wie iſt mir doch jetzt Alles ſo licht und klar," ſagte ſie, „was für mein Denken ſonſt verhüllt war; wie iſt mir ſo Vieles nahe gerückt und gleichwie mit den Händen erfaßbar, was mir ſonſt in unabſehbarer Ferne zu ſtehen ſchien! Wenn die Aſtronomen durch die Kraft ihrer Fernröhre den Mond oder ein anderes Geſtirn ſo nahe an ihr Geſichtsfeld heranziehen, daß ihnen manche vorhin für ihr Auge ununterſcheidbare Gegenſtände erkennbar werden, dann iſt dieſes nähere Heranziehen doch nur ein ſcheinbares. Denn der Mond bleibt dabei in der gleichen Entfernung und an dem Orte ſtehen, den er vorhin einnahm. Bei mir aber iſt es anders. Denn ich fühle mich aufgehoben und hingeführt in die wirkliche Nähe Deſſen, nach Dem mein verlangend Auge ſchon ſonſt aus der Ferne ſuchte und forſchte."

Dieſe innere Klarheit theilte ſich in ſolchen Stunden auch ihren Worten mit, in denen dann jene überzeugende Kraft lag, durch welche die Rede eines Menſchen ſich auszeichnet, welcher Das, was er ſagt, nicht blos aus einem ihm glaubwürdigen Hörenſagen entnommen, ſondern ſelber geſehen, erfahren und erlebt hat, ja noch fortwährend in jedem Augenblicke in und um ſich erlebt und erfährt. „Wie Vieles," ſo ſchreiben Sie, „haben wir Alle, die um Luiſe waren, an ihrem Sterbebette gelernt und für das innere Leben gewonnen, das keine andere Lehre der Erde uns darzubieten vermocht hätte!" Und nicht nur die nächſten Hausgenoſſen und die Ihnen und Luiſen durch Geſinnung und das Band der Liebe nahe befreundeten Seelen hätten an dieſem Krankenbette Belehrung und Bekräftigung für

das innere Leben mit ſich genommen, ſondern auch Solche, welche, in dem äußeren Leben und ſeinen Eitelkeiten oder Sorgen befangen, wohl ſelten oder nie mit rechtem Ernſte an das Eine, das Noth thut, gedacht hätten, ſeien durch Luiſen zu ernſterem Nachdenken erweckt worden. Ja ſelbſt die Zweifler an den Grundwahrheiten der Religion, deren etliche ſich unter den näheren Bekannten und Verwandten ihres väterlichen Hauſes fänden, wären von den ſanften und dennoch tiefeindringenden Worten ſo getroffen worden, daß ſie, wie Sie dieſes von einigen gewiß wüßten, zu ernſterem Nachdenken und beſſerer Erkenntniß gekommen ſeien. Allerdings, ſo ſchreiben Sie, lag in Luiſens Geiſt ein reicher Schatz auch äußerlicher, wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, den ſie ſich durch aufmerkſames Erfaſſen und Behalten des guten Unterrichtes erworben, den ſie in jüngeren Jahren genoſſen hatte, ſo wie durch das Leſen vieler guter Bücher. Denn bei ihrer oft wiederkehrenden, faſt anhaltenden Kränklichkeit konnte ſie nur ſelten an den gewöhnlichen geſelligen Unterhaltungen Theil nehmen und das Leben in der Zurückgezogenheit und Stille war ihr ſeit Jahren eine ſo liebe Gewohnheit geworden, daß ſie es, auch wenn ſie es vermocht hätte, nur ſehr ungern verließ. Und da pflegte ſie dann, während ihre immer geſchäftigen Hände Strümpfe für die armen Kinder ſtrickten, mehr zu leſen, als wohl von anderen Jungfrauen ihres Alters zu geſchehen pflegt. Und was ſie dann einmal aufmerkſam geleſen, das behielt ſie treu in ihrem vortrefflichen Gedächtniſſe. Dennoch, ſo erinnern Sie mit Recht, hätte wohl ein anderer Menſch eben ſo viel wiſſen können, als Luiſe wußte, ohne die außerordentliche Gabe zu beſitzen, welche ihr in ihren letzten Lebenstagen verliehen war,

mit ſolcher Geiſtesgegenwart und Lebendigkeit von ſeinem Wiſſen Anwendung zu machen, wie ſie es that.

In der Ihnen wohlanſtehenden Beſcheidenheit vergleichen Sie Ihr eigenes weniger umfangreiches Wiſſen und auch das Wiſſen anderer Ihnen näher bekannten Menſchen von Bildung mit jenem, das ſich bei Luiſen kund gab. Sie ſelber erſchienen ſich hierin wie ein Reiſender, der bei Abend in eine von Gaslampen beleuchtete Stadt kam und der auch noch in dieſen nächtlichen Stunden manche Herrlichkeiten der Stadt geſehen habe, Ihre Schweſter aber wie ein ſolcher, der am hellen Morgen aus ſeinem das Auge und alle Sinne ſtärkenden Schlafe erwacht ſei und der nun auf einmal im klaren Scheine der Sonne das Ganze, deſſen Einzelheiten er geſtern ſah, überblickt und ſicheren Schrittes ſich in ihm bewegt oder hin und wieder verweilt. Ja Sie ſcheinen geneigt, noch weiter zu gehen und ſich ſo wie andere Menſchen in der alltäglichen Befangenheit unſerer in den Traum des Sinnenlebens verſenkten Natur mit Schlafenden zu vergleichen, deren Glieder zwar leben und geſund ſind, zugleich aber gehemmt und gebunden für jede Bewegung durch den Willen. Luiſe aber ſei, je näher ihrem Ende, deſto mehr von dem Schlafe und dem Traume des Erdenlebens entbunden, ihr Tod ſei kein Erſterben, ſondern ein vollkommenes, kräftiges Erwachen geweſen.

Mit Recht, ſo ſcheint es mir, berufen Sie ſich auf das Zeugniß der Erfahrung für Ihre Behauptung, daß der leibliche Tod eines Menſchen ein geiſtiges Erwachen ſei, wenn in ihm ſchon hienieden das Leben der Ewigkeit ſeinen Anfang genommen. Ich laſſe das Lebensende der kleinen, noch nicht vierjährigen Anna Maria Sundberg, der Pflegetochter der Pfarrerin Wallin zu Stockholm, gerne

als ein ſolches Zeugniß gelten*). Es kann allerdings kaum ein Beiſpiel gefunden werden, daran ſich die Wahrheit beſſer nachweiſen ließe, daß zuweilen in deutlich erkennbarer Weiſe der vom Leben des Leibes ſich losringende Geiſt von Kräften und Erkenntniſſen der Ewigkeit, wie von einem Lichte eines neuaufgehenden Tages angeſtrahlt werde, das vorher noch nie im Dunkel ſeines Erdenlebens aufgedämmert war. Denn als die Pfarrerin Wallin das arme, leiblich wie geiſtig verſäumte Kind in ſeinem faſt zweijährigem Alter zugleich mit einer jüngeren Schweſter in ihr Haus und ihre mütterliche Pflege nahm, da war noch kein guter Funke in dem Gemüthe der kleinen Anna Maria zu ſehen. In heidniſcher Unwiſſenheit erwachſen, eigenſinnig, ſtörrig und boshaft, dabei kränklich, ſetzte ſie die Geduld und Liebe ihrer Pflegemutter ohne Aufhören auf die härteſten Proben. Endlich, nach einem wahrhaft ſchweren Jahre, ſiegte die Mutterliebe in ihrer göttlichen Kraft, ſie weckte in dem vorher verſchloſſenen Herzen des Kindes eine Gegenliebe auf. Da fand nun auch das Wort Eingang, das, in ſeiner Einfalt auch den Kleinen verſtändlich, das Herz weich macht und beſſert. So jung ſie war, lernte ſie doch bald andere Thränen weinen, als die früheren waren, die der gekränkte Eigenſinn ihr auspreßte, ſchmerzliche Thränen über jede, bald beſiegte Aufwallung ihrer natürlichen Heftigkeit, ſo wie freudige, des Dankes und der Liebe. Der kräftige Wille in ihr, der vorhin meiſt nur das verbotene Böſe begehrt hatte, wendete ſich

*) Ein älterer Schriftſteller, Kirſch in ſeinen Mittheilungen für Chriſten führt dieſe rührende Geſchichte an, nach ihm erzählt dieſelbe der würdige Urenkel Bengel's J. Chr. Fr. Burk in ſeiner Sammlung chriſtlicher Charakterbilder.

jetzt ganz dem Guten zu, man mußte nicht ohne Verwunderung es wahrnehmen, wie schnell sie an Erkenntniß und Verstand ihrem Alter voraneilte. Sie konnte nicht satt werden zu hören und mit einer an solchem Kinde ungewöhnlichen Lernbegierde und Fertigkeit zu lesen von Dem, den ihre Seele liebte, und welcher gesagt hat: „lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Mit Ihm lebte sie zuweilen in schweigender Stille, oft aber auch in ihren laut werdenden Gebeten in so vertraulicher Liebe, wie ein gutes Kind mit einem anderen Kinde, das besser und höher ist als die Menschen sind. Und aus diesem Nahesein mit Ihm, der das Licht ist, welches Zeit und Ewigkeit durchleuchtet, kam ihr nahe vor ihrem Ende nicht bloß das Vorausſehen ihres nahen Todes und der Art der Krankheit, die ihn herbeiführte, ja sogar des Tages, an dem die Krankheit beginnen und an welchem sie im Tode enden sollte, sondern jener tiefere Einblick in das Sein und Leben der Ewigkeit, zu welchem sonst nur ein langes treues Forschen und ein reiferes Verständniß des gläubigen Christen sich erhebt. Sie war von Gott gelehrt, dem Lehrmeister, der nicht im allmähligen Fortgange der Dämmerung zum inneren helleren Tageslichte, sondern wie der Blitz auf einmal die Flamme zündet und das Dunkel erhellt.

Aus einer gleichen Schule der inneren Belehrung schien, so schreiben Sie mir, auch Ihre Schwester Luise, je näher sie ihrem Ende kam, desto mehr jenen ungewöhnlichen Hellblick, jenes tiefere Erkennen zu empfangen, der sich in all' ihren Gesprächen mit Anderen kund gab. Sie pflegte oft gerne und lange zu schweigen, oder nur die nöthigsten Fragen zu beantworten, wenn sie aber dann

mit Anderen ſprach, da konnte man zwar an jedem Worte die innere Zucht bemerken, unter welcher ihre Zunge ſtand, doch fehlte es auch dieſer Zunge niemals an einer, Sie möchten wohl ſagen, göttlichen Beredtſamkeit, wo es galt, eine Menſchenſeele aus dem Dunkel, darin ſie ſtand, zu retten, eine im Kampfe ſchwache zu ermuthigen und zu ſtärken, eine tiefbetrübte zu tröſten. Oefters ſeien Ihnen dann Luiſens Worte gleich Eingebungen von obenher erſchienen, wenn ſie, ehe noch die Freundin oder der Freund, welche zu ihr kamen, die Sorgen oder die Gedanken ausſprachen, mit denen ihre Seele beſchäftigt war, in dieſe Gedanken, als hätte ſie dieſelben vernommen, einging, und die Fragen, welche darin lagen, beantwortete, ehe ſie noch laut geworden. Sie deuten in Ihrem Briefe nur vorläufig auf ſolche allerdings höchſt beachtenswerthe Fälle hin, in denen ein gegenſeitiges Begegnen der noch nicht laut gewordenen Gedanken unverkennbar war. Aber Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie dieſe Andeutungen für mich in ausführlichere Berichte übergehen ließen. Und ich zweifle nicht an der Erfüllung dieſes Wunſches, da Sie mir ja ſelbſt am Eingange und Ende Ihres Briefes den Inhalt desſelben nur als einen Anfang der weiteren Mittheilungen bezeichnen, die Sie mir, weil der Mund ſo gerne von Dem überginge, davon das Herz voll ſei, noch zu machen hätten und gedächten. Sie bitten mich im Voraus um Entſchuldigung, wenn die Bewegung Ihres Gemüthes Sie ſo geſprächig machen ſollte, daß ſie mich ermüdete. Aber dieſer Entſchuldigung bedürfen Ihre Briefe nicht. Ich leſe dieſelben, je länger ſie ſind, deſto lieber. — — —

Dritter Brief.

Eine lehrreiche Schule am Siechbette.

Sie haben, meine verehrte Freundin, den Wunsch, welchen ich am Schlusse meines letzten Briefes aussprach, bald erfüllt und diese Erfüllung hat Ihnen keine große Mühe gemacht, da Sie ohnehin die Mittheilungen, die ich begehrte, schon großentheils für mich niedergeschrieben hatten. Wie sehr Sie mich mit diesen Gaben Ihres Briefes erfreuten, das mag Ihnen die Bereitwilligkeit bezeugen, mit welcher ich Ihnen schon heute, nach Ihrem Wunsche und Begehren, Ihre Berichte in meinen eigenen Worten, wie ein Teich das Licht einer Fackel, die an ihm vorübergetragen wird, sich abspiegeln lasse.

Ich verweile hier zuerst bei einem der schon in Ihrem vorigen Briefe angedeuteten merkwürdigen Ereignisse aus dem Gebiete der Seelenkunde, von denen Sie mehrere am Krankenbette Ihrer Schwester beobachtet haben und zwar gerade bei jenem, welches Sie für eines der unbedeutendsten halten und es dahin gestellt sein lassen, ob nicht das Zusammentreffen der Gedanken, welche eine besuchende Freundin so eben in ihrem Herzen bewegte, mit denen, womit Ihre Schwester, gleich nach dem Gruße ihr entgegen kam, ein bloßer Zufall gewesen sei. Sie werden wohl schon am Eingange meines vorigen Briefes es bemerkt haben, daß ich zur Annahme eines Zufalles in Al-

lem, was an und mit uns geſchieht, nicht ſehr geneigt bin. Laſſen Sie uns den Fall etwas näher betrachten.

Ich will hierbei gar nicht an ſolche ſeltenere Fälle denken, in denen ein wirkliches Verſtehen der Gedanken einer fremden Seele ſo unverkennbar war, wie bei dem Gregorio Lopez, der die Fragen, welche ein Anderer in ſeinem Herzen bewegte, kaum aber ſie auszuſprechen den Muth und die Gelegenheit fand, klar und bündig beantwortete, ehe ſie an ihn gethan waren. Dieſe Gabe, hineinzuſchauen in das verborgene Innere anderer Menſchen, hat man an mehreren gottgeheiligten Seelen erkannt und im niederen Grade zeigt ſie ſich ſelbſt bei den ſogenannten Hellſehenden. Ich aber bleibe hier einfach bei dem Falle ſtehen, den Sie mir berichten.

Eine Freundin von innig weichem, für äußere Einwirkungen zu leicht beweglichem, dennoch von gläubigem, frommen Gemüthe, tritt zu Ihrer Schweſter in's Krankenzimmer hinein. Jene Freundin kam ſo eben von einem Geſpräche mit ihrem Bruder her, das ihre innere Ruhe ſehr geſtört hatte. Dieſer ältere Bruder, an welchem ihr Herz mit Liebe hing und deſſen Worten ſie ſonſt immer als denen eines Lehrers vertraut hatte, war unlängſt von einer fremden Univerſität zurückgekehrt, an welcher er die Ausbildung zu ſeinem künftigen Berufe empfangen, zugleich aber auch Anſichten in ſich aufgenommen hatte, welche mit denen des roheſten Materialismus nahe verwandt waren. Er hörte, daß ſeine Schweſter im Begriffe ſei, die zum Tode kranke Freundin Luiſe zu beſuchen. — „So gehe denn," ſagte er, „und ſiehe dir dieſe ſonſt ſo lieblich blühende Roſe noch einmal an, die bald für immer zerſtäuben und nicht mehr ſein wird." — „Wie?" ſo fragte die Schweſter betroffen, „glaubſt du denn nicht, daß Luiſe

noch ſein wird, auch wenn ihr Leib im Grabe zu Aſche ward, glaubſt du nicht an eine Fortdauer der Menſchenſeelen in der Ewigkeit, für die ſie gemacht ſind?" — „Ich glaube an nichts," ſagte der Bruder, „von deſſen Wirklichkeit ſich meine, auf Erfahrung der Sinne ſicher gründende, Vernunft nicht überzeugen kann. Unſer Leben beginnt und beſteht nur mit dem Leibe; ſelbſt das, was wir in uns als geiſtig anerkennen möchten unſere Gedanken, Regungen des Willens, gehen aus Bewegungen der Säfte und Kräfte unſeres Leibes hervor und nehmen bei einem Stilleſtehen dieſer Bewegungen, bei einem Erkalten der Säfte im ſterbenden Leibe ein Ende. Man hat die Verwandlung der Raupenpuppe in einen Schmetterling als Abbild und Gleichniß der Verwandlung unſerer leiblichen, ſterblichen Natur in eine unſterbliche betrachtet. Aber die Puppe, ſo wie den aus ihr hervorkommenden Schmetterling ſieht mein Auge; wer aber hat jemals den Menſchen einer künftigen Welt, der doch mit dem jetzigen irdiſchen ſeinem ganzen perſönlichen Weſen nach derſelbe und gleiche ſein und bleiben ſoll, aus der erſtarrten Hülle hervorgehen und fortbeſtehen ſehen? Er liegt, ſo wie er nun iſt und bleibt, vor uns im Sarge. Auf die Frage, was er künftig ſein wird, antwortet uns der Modergeruch aus dem Grabe: er war ein vorübergehendes Gebilde ſeiner organiſch-chemiſchen Elemente, während der Dauer ihrer gegenſeitigen, fruchtbar fortzeugenden Vermählung und wird jetzt, wenn bei ihm ſo wie bei den Vögeln im Spätherbſte die Zeit der Zuſammenpaarung der Elemente vorüber iſt, ein Geſtäube, das, wenn der Wind, welcher es in die Höhe trieb und hinwegführte, ſich gelegt hat, den Geſetzen der Natur gehorchend, zu Boden fällt, bis ein neuer Windſtoß den Staub zu irgend einer anderen Wolkenform erhebt."

Tiefbekümmert und erſchrocken über die Rede des Bruders, welche dieſer mit einem ſo ſicheren Selbſtvertrauen ausſprach, daß die Jungfrau und vormalige Schülerin kein Wort mehr zu erwidern wagte, kam die Freundin zu Ihrer Schweſter Luiſe. Sie fand dieſe mit der aufmerkſamen Betrachtung eines Roſenſtockes beſchäftigt, den man ſo eben vom Fenſterſtocke hinweggenommen und auf den Tiſch an ihrem Bette vor ſie hin geſetzt hatte. Das Gewächs war kurz vorher von einer pflegenden Hand benetzt worden. Das Waſſer hing noch in großen, hellen Tropfen an den Blättern und den halbaufgebrochenen Knospen. „Siehe doch," ſagte Luiſe, nach der Begrüßung ihrer Freundin zu dieſer, „welch' ein ſchönes, lehrreiches Bild im Buche der Natur ich da vor mir habe. Ich bin eben in meiner Krankheit zu einem Kinde geworden, das gerne Bilder anſieht, darum kann ich mich auch an dieſem da ſo ergötzen." Die Kranke deutete dabei mit ihrem Finger auf einen der Tropfen, der an den Blättern hing. „Was meinſt du?" fragte die Freundin. „Meinſt du, ein Bild, vielleicht dein eigenes, das ſich im Waſſer ſpiegelt?" — „Wenn du ſo willſt," antwortete Luiſe, „ja, auch mein eigenes bald verbleichendes Bild." „Schaue nur her, liebe Emma," ſo fuhr ſie nach einem kurzen Schweigen fort, „bemerkſt du es nicht auch, daß hier dieſer Tropfen, auf den ſo eben der Strahl der Sonne fällt, immer kleiner wird? Noch ſieht ihn mein Auge, mein Finger fühlt ihn, meine Zunge könnte ihn ſchmecken. Aber nur wenig Augenblicke noch, und ich ſehe, ich fühle ihn nicht mehr. Er iſt verſchwunden, hat ſich ganz aus dem Bereiche meiner Sinne hinweggezogen. Fragten wir einen unwiſſenden Hottentotten: wohin iſt der Waſſertropfen gekommen? er würde nach ſeiner Weiſe uns antworten: er iſt zu nichte

geworden, ist nicht mehr vorhanden. Wir aber wissen es anders. Der Tropfen, wenn er im Strahle der Sonne uns entschwindet, ist nicht vergangen noch vernichtet, auch kein Milliontheil desselben ist verloren gegangen, sondern er hat nur eine andere leibliche Form angezogen; das Wasser, dem Grunde seines Daseins nach noch dasselbe was es war, ist als ein Dampf in die Höhe gestiegen, den unsere Sinne nicht mehr wahrnehmen, nur die erdigen Theile, die in ihm aufgelöst waren, blieben als Stäubchen auf dem Blatte zurück. Und der Dampf steigt in der Wärme des Tages immer weiter hinauf, bis zu den Höhen, welche der kühnste Wanderer und selbst der Flug des Adlers niemals erreichen. Da breitet die Kühle der Nacht ihren Fittich aus über Luft und Land und der Wassertropfen senkt sich, als Thau der Morgenröthe, hell und rein wieder in unsere sichtbare Welt herab. — Siehe, meine liebe Freundin, was hier in dem kleinen, natürlichen Abbilde an dem Wassertropfen sich zuträgt, das wird in Kurzem auch mir vor euren Augen geschehen. Ich werde nicht mehr zu euren Ohren reden, mein Auge wird nicht mehr in das eure blicken, ich werde meine Hand nicht mehr in die eurige legen. Und wenn es nun scheint, als läge ich selber, mit Allem, was ich bin, starr und kalt im Sarge und würde zu einem Staube der Erde, da kann euch selbst hier dieser arme, kleine Wassertropfen etwas Anderes lehren. Auch er läßt die erdigen Theile, mit welchen er im Teiche, aus welchem man ihn schöpfte, verbunden war, als Staub zurück, während er, obgleich seine Wesenheit ihm geblieben ist, unseren Sinnen sich nicht mehr kund gibt, sondern als unsichtbarer Dampf uns umgibt oder in die Höhe gerückt ist. So werde auch ich, wenn ich sterbe, dem Reiche der irdischen Leiblichkeit, das unsere Sinne erkennen, entrückt

ſein, und wenn die Erdennacht vergangen iſt, am Tage der Auferſtehung als ein Thau des Morgens der Ewigkeit herabgeſenkt werden in die verklärte, gereinigte Leiblichkeit.“

Luiſe drückte ſchweigend die Hand der Freundin, welche tief durch ihre Worte bewegt ſchien. Sollte man es wohl für möglich halten, ſagte ſie dann, daß es auch unter uns getauften Chriſten noch Solche geben könne, die eben ſo urtheilen, wie ein unwiſſender Hottentott, über den verdünſtenden Waſſertropfen, wenn man ſie fragt, was im leiblichen Tode aus dem Menſchen werde? Sie mögen ſich ihrer Kenntniſſe in der irdiſchen Phyſik rühmen, von denen ſie ſelber bekennen, daß viele ihrer Sätze noch unſicher und der weiter fortgeſetzten Forſchung bedürftig ſind. Von der himmliſchen Phyſik aber verſtehen ſie nichts, deren Sätze doch unwandelbar feſt und ſicher ſind, und in Ewigkeit als ſolche ſich bewähren werden.

Luiſe ſprach hierauf noch ſo kindlich eindringlich von der zuverſichtlichen Hoffnung des Chriſten auf ein dem lebendigen Glauben verheißenes ſeliges Leben der Ewigkeit, daß die Freundin ihre Thränen trocknete und dankend für dieſe ihr unvergeßlich bleibende Stunde ſie verließ. Es war wirklich das letzte Mal geweſen, da die Beiden ſich geſehen, denn die junge Freundin begleitete wenig Tage nachher ihre Eltern auf's Land, und als ſie wieder kam, da hatte Luiſe, um ihren Vergleich mit dem Waſſertropfen noch einmal aufzunehmen, ihren Erdenſtaub ſchon abgelegt in das Ruhebett der Erde. Aber ihr erſter Beſuch, ſo ſchreiben Sie mir, war der bei Ihnen. Und in dem ſtillen Zimmer, darin Luiſe ſtarb, erzählte ſie Ihnen Alles, was damals, als ſie zu ihrem letzten Beſuche hierher kam, ihr Herz ſo tief bewegt und bekümmert hatte. Zugleich aber beſchrieb ſie auch den Segen, den ſie aus dem letzten Geſpräche mit

Ihrer Schweſter empfangen und mit ſich genommen habe. Nicht nur ihr Gemüth war durch die Worte, die ſie gehört, in zuverſichtlichem Glauben geſtärkt und ermuthigt worden, ſondern dieſer Muth machte ihre Zunge auch im Geſpräche, mit dem irrenden Bruder ſo beredt, wie ſie vorher niemals es geweſen. Die Worte und Thränen der Schweſter waren von ſolcher Kraft, daß der Bruder zuerſt ſchweigend, dann beſchämt ſie anhörte, und eines Morgens ſeiner geweſenen Schülerin es bekannte, daß er in der vergangenen Nacht ſchlaflos geblieben ſei. Die Worte, die ſie neulich zu ihm geſprochen, wären ihm ohne Aufhören nachgegangen; er ſei zuletzt aufgeſtanden und habe ſelbſt die Stellen der von ihm ſeit langer Zeit nicht mehr beachteten heiligen Schrift, auf deren Zeugniß ſie ſich berufen, nachgeleſen, und mit Ernſt bedacht. Da ſeien ihm dieſelben in der Kraft ihrer göttlichen Wahrheit zu Herzen gegangen und er habe gebeugt und aufgerichtet zugleich ſich hindurch gerungen zu dem freudigen zuverſichtlichen Glauben an Gott und Ewigkeit.

Ich meine, daß ich hier, wenn auch mit meinen eigenen Worten, doch dem Inhalte nach treulich den Bericht Ihres Briefes wiedergegeben habe, über das „vielleicht zufällige“ ſich Begegnen und Zuſammentreffen der Gedanken ihrer Schweſter mit den äußerlich gar nicht laut gewordenen Gedanken einer Freundin, der dieſes Entgegenkommen zum bleibenden Segen diente. Laſſen Sie uns beide das allerdings merkwürdige Ereigniß klar in's Auge faſſen und Sie werden finden, daß es nicht als ein einziges daſteht, ſondern zu jenen öfter vorkommenden Fällen gehört, in denen z. B. ein Jüngling ſcheinbar zufällig in eine Geſellſchaft würdiger Männer oder in eine Kirche eintrat, darin er Worte vernahm, die auf den ganzen Gang ſeines äußeren, auf die Entfaltung ſeines inneren Lebens von bleibenden, tief-

gehenden Folgen waren. Auch die Worte und Thaten der Menſchen ſtehen, wie ich vorhin ſagte, unter der ſicheren Leitung und dem Walten „eines Geiſtes, der alle Dinge ſchaffet und zuſammenhält mit ſeinem allmächtigen Worte.“ Möchte ſich doch auch an unſerer Zunge, wie an unſerem hörenden Ohre dieſe Zucht und bewahrende Leitung immerfort in rechter, gebührender Art erweiſen und bewähren!

Mit großer Theilnahme und vielem Vergnügen habe ich in Ihrem Briefe Das geleſen, was Sie mir über die Wirkung eines Geſpräches Ihrer Schweſter auf den Arzt Ihres Hauſes mittheilen. Ich muß ohnehin bei dieſer Mittheilung verweilen, weil Sie derſelben die ausdrückliche Bitte beigefügt haben, daß ich Ihnen doch über jene merkwürdige Entdeckung am Sternenhimmel genauere Auskunft geben möchte, von welcher der Doktor mit Luiſen ſprach, und auf welche dann der weitere Verlauf des Geſpräches der Kranken ſich bezog. Sie konnten mir freilich aus der Erinnerung nur einige Namen nennen und in etlichen Zügen das andeuten, was Ihnen in jenem Geſpräche als das Merkwürdigſte erſchien, indeß reicht das, was Sie mir gaben, dennoch vollkommen hin, um mich in Stand zu ſetzen, Ihnen die gewünſchte ausführlichere Belehrung über den allerdings höchſt merkwürdigen Gegenſtand zu geben, auf welchen Luiſens Fragen und des Arztes Antworten ſich bezogen.

Dieſen, den Arzt, ſchildern Sie mir als einen, im bürgerlichen Leben durchaus ehrenwerthen Mann: theilnehmend und mitleidig gegen die Kranken, überaus mildthätig gegen die Armen, gewiſſenhaft treu in ſeinem Berufe, liebevoll gegen die Seinigen, frei von aller Falſchheit und Heuchelei. In ſeinen Anſichten jedoch und in ſeinem Verſtändniſſe von göttlichen Dingen wich er ſehr weit von jener gläubig feſten

Ueberzeugung ab, in welcher der Chriſt ſeinen Troſt und die Kraft ſeines Lebens für Zeit und Ewigkeit findet. Zwar ſprach er ſich aus eigenem Antriebe nicht ſo leicht über dieſe ſeine innere Stellung zu den Wahrheiten des Chriſtenthums aus. Doch that er dieſes, nach ſeiner redlichen Wahrheitsliebe, frei und offen, wenn Andere ihm das Bekenntniß ſeiner Ueberzeugung abdrangen. Der Mann hatte aus dem Hauſe ſeiner frommen Eltern und aus dem früheſten Unterrichte, den er empfangen, eine Achtung und Liebe für das Chriſtenthum als Mitgabe erhalten, welche ihm wohl niemals ganz verloren gegangen, ſondern nur wie von Staub und Aſche überſchüttet worden war, als er, nach dem zeitigen Tode ſeiner Eltern, ſchon im Knabenalter in ganz andere, fremde Hände und dann in ſeinen Schul- und Univerſitätsjahren in eine geiſtige Fremde kam, in welcher das Suchen und Verlangen des Herzens nach einer ewigen, göttlichen und dennoch kindlich einfältigen Wahrheit als eine unverſtändliche ganz aus Gebrauch gekommene Sprache erſchien. Er war mit dem herrſchenden Unglauben ſeiner Zeit nicht blos bekannt und vertraut, ſondern von ihm hingenommen worden. Doch war er niemals in den dumpfigen Abgrund des groben Materialismus und bis zur Verläugnung Gottes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge, herabgeſunken. Er ſprach mit Ehrfurcht ſeinen Glauben an das Daſein Gottes aus, aber dieſer war ihm nur ein Etwas geworden, welches (faſt möchte man ſagen) der Stahlfeder einer Uhr vergleichbar iſt, welche das Getriebe der Räder, und durch dieſe die Bewegung der Zeiger in Bewegung bringt. Dieſe Feder ſetzt nach dem Naturgeſetze der ihr inwohnenden Elaſtizität das Federhaus oder die Trommel, dieſe wieder mittelſt der Kette die Schnecke in Umlauf, das Rad aber der Schnecke theilt allen übri-

gen Rädern ſtetige Bewegung mit, deren Gange durch die Gegenwirkung der Federkraft der Unruhe ſeine gleichmäßige Haltung geſichert wird. Mittelbar bewirkt deshalb allerdings die Spannung der für unſer Auge verborgenen Feder das Fortrücken des Zeigers, und die glockenartig lautenden Schläge, durch welche eine Repetiruhr uns Zeit und Stunde ankündigt. Aber bei alle dem hat die Urheberin all' dieſer Bewegungen, hat die Feder ſelber mit dem Zeiger und mit dem Glockenſchlage nichts zu thun, dieſe gehen hervor aus der bewundernswürdig kräftigen Zuſammenordnung der Getriebe und der Räder, davon der Zahn des einen ſo gleichmäßig in die Räder des anderen eingreift, daß die ganze kleine Welt dieſes menſchlichen Kunſtwerkes in harmoniſchem Mitbewegen erhalten wird. Ebenſo walte auch in unſerer ganzen Sichtbarkeit eine unſichtbare Schöpfermacht mittelbar, durch die Naturkräfte, durch welche das Entſtehen und Vergehen, der ganze Verlauf des Lebens der einzelnen Dinge mit all' ſeinen fördernden und ſtörenden Ereigniſſen herbeigeführt werde. Wie die Getriebe und Räder einer Uhr gleichmäßig ihren Verlauf machen, wobei das eine Rad durch ein anderes, das ſich vorwärts dreht, zurück gedreht wird, ſo daß eine Richtung der anderen widerſtreitet und dennoch alle dem Zwecke des ganzen Werkes dienen und denſelben fördern, ſo gehen auch die Räder der Weltzeiten und ihrer Begebenheiten, mit anſcheinend vernichtender Gewalt, hier über die Leichname und den Staub von Millionen geſchaffenen Dingen und Menſchen hin, rufen aber zu gleicher Zeit hier das Wehklagen und die Thränen eines untergehenden, dort das freudige Aufjauchzen eines neu aufgehenden Lebens hervor. Das Bewegen der Räder ſchreitet dabei in ſeiner geſetzlichen Ordnung weiter, welche den Fortbeſtand des Ganzen er-

halte. Von der Feder allerdings iſt zuletzt all' dieſes Bewegen ausgegangen, durch ſie aber wird nur das Getriebe angeregt, der Zeiger am Zifferblatte nicht um eine Linie vor- oder rückwärts gedreht. Ebenſo kann auch die Ordnung des Weltganges um des Einzelnen willen keine Aenderung erleiden. Der Glaube an die Wirkung des Gebetes und an eine eingreifende Allmacht, welche von dem Willen eines lebenden Erdenſtäubchens, dergleichen der Menſch iſt, zu ihrem gewaltthätigen Entgegentreten gegen die allgemeine, geſetzliche Ordnung bewegt werden könne, ſei im Widerſpruch mit aller Vernunft und ein Aberglaube; dort in der Tiefe der unermeßlichen Weltſchöpfungen ſei kein hörendes Ohr da für ein Verlangen, das in die ewigen Geſetze der Weltordnung nicht hingebend und geduldig ſich fügen wolle.

Es gehört gerade keine ſehr tief gehende Bekanntſchaft dazu, mit dem weiteren Gedankengange und den Folgerungen, welche aus jenen Grundanſichten des Doktors von ſelbſt ſich entwickeln müßten, um Das zu errathen, was er ſelber, wenn man das Wort ihm abdrang, frei und offen ausſprach. Selbſt Ihre Schweſter, ſo ſchreiben Sie, hatte es früher als geſunde, ſtille, von ihm wenig beachtete Zuhörerin ſeiner Geſpräche, aus ſeinem Munde vernommen, daß er jede Möglichkeit der Einwirkung, ja überhaupt das Daſein einer unſichtbaren, eigentlichen Geiſterwelt läugnete. „Der Menſch ſei mit all' ſeinen Leiden und Freuden, mit allen Bedürfniſſen und Mängeln ſeines Lebens an die ſichtbare Natur und an die in ihr nach unabänderlichen Geſetzen waltenden Kräfte hingewieſen; hier iſt ſein Anfang und ſein Ende; ein Was und ein Wie? welches über das ihm vor Augen liegende Grab hinausgeht, erreicht ſein Forſchen nicht. Er ſoll ſich genügen laſſen an den Freuden, welche die ſchöne,

sichtbare Welt ihm gewährt, die Leiden aber, welche sie ihm bringt, in stiller Fassung ertragen, denn auch das schmerzendste Weh eilt, wie die Freuden, bald dahin; auch für den mühseligst Belasteten ist, ehe er sich versieht, das Grab da und in ihm ein Sichersein vor der Ruthe und der Pein des Drängens; ein Ausruhen von der Tage Arbeit und Mühen. Er achte und schone gern den kindlichen Glauben an das unmittelbare, hilfreiche Naheſein eines Geistigen und Göttlichen an der Hütte unserer Sterblichkeit, theilen aber könne er diesen lieblichen Kindertraum nicht."

So etwa mochte, nach den Andeutungen Ihres Briefes, der Doktor über die Welt eines Unsichtbaren, geistig Wirklichen sich ausgesprochen haben. Aber bei anderer Gelegenheit hatte er mit einem Ihrer Verwandten auch von einer anderen Welt des Unsichtbaren geredet, welche zwar keineswegs eine geistige, wohl aber eine für uns übersinnliche und dennoch unläugbar wirkliche ist. Ihre Schwester hatte das Gespräch der beiden Männer, an einem heiteren Frühlingsabende im Gartensaale Ihres Vaters mit großer Aufmerksamkeit angehört und die Erinnerung daran aus ihren damals noch gesunden Tagen war ihr jetzt auf dem Krankenlager wieder lebendig geworden. „Ich selber", so schreiben Sie, „war leider bei dem Gespräche im Gartensaale nicht zugegen gewesen und was nun später meine kranke Schwester mit unserem Arzte darüber sprach, das hat zwar, namentlich durch die Gedanken, welche Luise daran knüpfte, meine höchste Theilnahme erregt, ich habe jedoch außer jenen Schlußworten der Unterhaltung, die mir treu in der Erinnerung geblieben sind, den Anfang des Gespräches nur als einen vorübergehenden Hall in mein Ohr, nicht aber in meine Erinnerung aufgenommen, weil ich seinen Inhalt nicht recht verstand. Doch habe ich einige Stich-

worte daraus, die ich bis zum anderen Morgen im Gedächtniſſe behalten, in mein Tagebuch geſchrieben, um bei ſchicklicher Gelegenheit meine Schweſter um weitere Auskunft darüber zu bitten. Zu dieſer Gelegenheit iſt es aber in den letzten Wochen, in denen Luiſe uns noch geſchenkt war, nicht mehr gekommen und Sie werden deshalb dem unwiſſenden Mädchen es vergeben, wenn ſich dasſelbe mit der Bitte an Ihre Geduld wendet, ſo weit dies möglich iſt, ihr das Verſtändniß über das halb, ja ganz Unverſtandene weiter aufzuthun."

Die Worte, welche Sie mir aus ihrem Tagebuche mittheilen, heißen: „eine Aſtronomie des Unſichtbaren;" — ein großer Aſtronom, der ſich auf ſeinem Kranken- und Sterbebette mit dieſer Wiſſenſchaft des Unſichtbaren beſchäftigt." — „Großer und kleiner Hundsſtern, Kornähre in der Hand der Jungfrau;" — „ſtörende und alterirende Einwirkungen, ſo wie Bewegungen in der ſichtbaren Welt, durch welche ſich das Daſein und die Wirklichkeit einer unſichtbaren kund gibt."

An die vollkommen ſichere Zuläſſigkeit einer Aſtronomie des Unſichtbaren: einer Sternkunde, welche ihre genauen, gründlich durchgeführten Berechnungen an Welten des Himmelsraumes anknüpft, von denen das Menſchenauge nichts ſah und zum Theil wohl niemals etwas ſehen wird, hätte man freilich vor mehreren Jahrzehenden noch nicht gedacht. Dem Forſchertriebe unſerer Tage hat ſich aber eine vorhin unbekannte Tiefe des natürlichen Wiſſens nach der anderen und ſo auch dieſe aufgethan; die Rechnung eines einſichtsvollen Aſtronomen, welche ihre Fäden in ein noch unbekanntes Gebiet des Himmelsraumes hinausſpann, hat ſich als vollkommen wahr und wohlbegründet erwieſen. Leverrier, ein hochachtbarer franzöſiſcher Gelehrter, hatte

ſich lange mit den Störungen (Unregelmäßigkeiten in der Bahnbewegung) des Uranus, des äußerſten, weit entfernteſten der bis dahin bekannten Planeten unſeres Sonnenſyſtemes beſchäftigt, welche nicht von der Anziehung des Saturn und Jupiter (ſeiner nächſten Nachbarn) ausgehen konnten, ſondern auf die Einwirkung einer Maſſe begründet ſein mußten, welche ihn von dem Wege ſeiner Bahn hinauswärts, in einen ferneren Weltraum abzog. Er erkannte aus ſeinen Rechnungen allmählig mit großer Genauigkeit den Ort, wo die noch unbekannte Körpermaſſe ſtehen müſſe, gab dieſen Ort an, und ein junger, deutſcher Aſtronom, der damals den erſten Aufflug zu den großartigen Entdeckungen machte, für welche er beſtimmt iſt, Galle in Berlin, fand durch ſein Teleſcop den unbekannten Stern auf, welcher jene Störungen anrichtete: es war der neu entdeckte, bis jetzt bekannte äußerſte Planet unſeres Sonnenſyſtemes: der Neptun.

Leverrier iſt übrigens nicht jener Aſtronom, auf den die Worte Ihres Tagebuches hindeuten. Der, von welchem in der erwähnten Unterhaltung Ihrer kranken Schweſter mit dem Doctor die Rede war, kann kein anderer ſein, als der eigentliche tiefere Begründer der Aſtronomie des Unſichtbaren: der unvergeßliche, tiefblickende Beſſel in Königsberg, von welchem ſein würdiger Schüler: Mädler in Dorpat es bezeugt, „daß wir in der That dem ſpäten Lebensabende desſelben, den Jahren, wo er bereits unrettbar dem Siechbette, das er nicht mehr verlaſſen ſollte, anheim gefallen war, die größte und folgenreichſte aller ſeiner Entdeckungen verdanken *)."

*) Mädler's populäre Aſtronomie, 4. Aufl. in den Nachträgen von 1852 S. 19.

Auf dieſe „größte Entdeckung“ weiſt mich denn zunächſt das dritte Wort aus den kurzen Notizen Ihres Tagebuches hin: der große Hundsſtern, oder um eine andere uralte Majeſtät ſeines Namens in Ehren zu halten: der Sirius.

Dieſer, der König unſeres Fixſternhimmels, der Sirius, wird Ihnen gewiß wohlbekannt ſein, denn ich erinnere mich recht gut an den Abend, vor jetzt 2 Jahren, wo ich Ihnen und ihrer Schweſter aus dem Saalfenſter Ihres väterlichen Hauſes die Sterne zeigte, und Sie vor Allem auf die Sternbilder des Orion und Sirius, auf den Procyon, (den kleinen Hund), auf die Plejaden oder das Siebengeſtirn und das ganze Sternbild des Stieres aufmerkſam machte, in welchem letzteren damals (März 1854) der Planet Saturn ſtand. Wer könnte den Sirius, wenn er ihn und ſeine Nachbarſchaft nur einmal recht in's Auge faßte, jemals wieder vergeſſen! Wenn auch nicht mehr in ſolcher Bedeutung für den Naturlauf des Jahres, wie bei den alten Aegyptern, zeigt uns doch ſein Emporſteigen vor der aufgehenden Sonne die Zeit der Ernte und das Annahen der Reife der Trauben, ſein Niederſinken mit den letzten Strahlen der Abendſonne die Zeit des Aufblühens und Grünens unſerer Bäume und Saatfelder an, und wenn im Winter unſer Land von dem Schmucke der Blüthen und der Saaten entkleidet iſt, da führt Sirius am nächtlichen Himmel aus der Zone des beſtändigen Sommers im Süden einen Luſtgarten der ſtrahlenden Geſtirne herauf, denen an Herrlichkeit kein Luſtgarten der Erde gleichkommt.

Die Fixſterne, wie Sie wiſſen, wurden von der Sternkunde der neueren Zeit mit großer Entſchiedenheit als Weltkörper, von der Natur unſerer Sonne, anerkannt.

Denn wie dieſe leuchten ſie in ſelbſtſtändigem, nicht wie unſere Erde und ihr Mond in erborgtem, nur abgeſpiegeltem Lichte, deſſen Glanz und Helle um ſo mehr ſonnenartig erſcheinen, wenn man die ungeheuere Ferne beachtet, aus welcher es zu uns kommt und die Kleinheit des Pünktchens, von welchem es ausgeht. Wenn man aber den Rang dieſer Sonnen des fernen Weltraumes nach der Stärke ihres Lichtes ordnen wollte, dann gebührte dem Sirius unter allen an unſerem Himmel leuchtenden Fixſternen der höchſte Rang, entweder müßte er, wo nicht die allernächſte, doch eine der nächſten Sonnen an unſerem planetariſchen Weltgebiete ſein, oder da ſich dieſes durch die Beobachtungen nicht beſtätigte, eine der körperlich mächtigſten am ganzen Sternenhimmel, welche wohl geeignet ſein könnte, den anziehenden Mittelpunkt für andere ihrer Art, als eine Sonne der Sonnen zu bilden.

Unſere Sonne ſteht als herrſchender Mittelpunkt in dem Reiche ihrer Planeten, welche von ihr nicht nur das Licht empfangen, das ſie unſerem Auge abſpiegeln, ſondern auch den Antrieb zur Fortbewegung auf ihren Bahnen. Bei uns ſind mithin Weltkörper, welche an ſich ſelber dunkel und im Vergleiche mit ihrem Centralkörper klein an Umfang und Maſſe ſind, mit einer Lichtwelt zuſammengeſellt, die, wie der Stamm eines Baumes ſeine Blätter und Früchte, ſie alle hält und trägt. Dort im fernen Weltenraume iſt dieſes Verhältniß ein anderes. Man hat da in neuerer Zeit Weltenſyſteme entdeckt, in denen ſich nicht dunkle Planeten um eine leuchtende Sonne, ſondern ſelberleuchtende Sonnen um Sonnen bewegen, zwei und zwei, ja drei und vier und noch mehrere, wie bei uns die Monde, mit ihren Planeten zuſammengeſellt. An vielen dieſer Doppelſterne und Sternengruppen hat man die Fortbewegung in ihren

Bahnen beobachtet, bei mehreren die Zeit ihres Umlaufes bestimmt, bei einigen wenigen sogar ihren Abstand von uns berechnet und hierauf die Möglichkeit begründet, die Größe ihrer körperlichen Massen zu erkennen.

Schon diese Entdeckung war für die Naturkunde eine unerwartete und überraschend neue. Jenem bequemen Gange der Vorstellungen, auf welchem man sich erlaubt, von dem Wesen eines uns nahe Liegenden und Bekannten auf das Wesen eines ähnlich scheinenden Fernen und Unbekannten einen Schluß zu bilden, wurden dadurch auf einmal seine Schranken gesetzt; man mußte zugeben, daß die Naturverhältnisse unseres Sonnensystemes nicht als die gleichen im ganzen, sichtbaren Weltgebäude sich wiederholten, sondern daß es da Tausende von Sonnen gebe, zu denen sich nicht dunkle Planeten und Monde, sondern andere Sonnen in gemeinsamem Bahnlaufe gesellt finden.

Noch ungleich weniger aber als das, was die Entdeckung der Doppelsonnen gelehrt hatte, wollte sich mit den herrschenden Vorstellungen über die Naturverhältnisse des Fixsternenhimmels das zusammen reimen lassen, was, wie ich vorhin erwähnte, Bessel am Sirius beobachtete. Diese vermeintliche Sonne der Sonnen, mächtig genug, so konnte es scheinen, um eine ganze Schaar von planetarisch dunklen Planeten und Monden um sich zu versammeln, sie zu beleuchten und in ihren Bahnen zu bewegen, erscheint nach jener Beobachtung als ein zwar sonnenartig leuchtender Weltkörper, der jedoch einen schnellen Lauf der Bahn um einen anderen Weltkörper beschreibt, welcher im Vergleiche mit Sirius ein planetarisch dunkler, und deshalb für unser Auge nicht wahrnehmbar sein muß. In 50 Jahren und 5 Wochen bewegt sich der herrliche Stern um seine uns unsichtbare Centralwelt, deren körperliche

Maſſe, der Berechnung nach, der Maſſe unſerer Sonne bei weitem nicht gleichkommt.

Beſſel's Angabe erſchien zwar anfangs vielen Freunden der Sternkunde als eine kaum glaubliche, doch wie konnte man jenen ſchlagenden Beweiſen ihrer Wahrheit widerſtehen, welche ſolche hochſtehende Meiſter im Gebiete der Sternkunde, wie Peters und Mädler, in einer Reihe von ſorgfältigen Beobachtungen hingeſtellt haben! Wenn ich mich in tiefem Dunkel der Nacht auf meinem Wege von einem Seile umfaßt und durch dieſes nach einer Richtung hingezogen und fortbewegt fühle, welche nicht die Richtung iſt, die ich ohne jene hemmende Macht eingeſchlagen hätte, ſollte ich da nicht mit Recht an die Einwirkung eines Armes denken, der durch ſeine überlegene Kraft das Seil und durch dieſes mich bewegt?

Das gleiche Loos mit dem großen Hundsſterne theilt auch der kleine: der Procyon, welcher nach Mädler's Beobachtungen und Berechnungen in einer noch nicht ganz genau erkannten Periode von 55 bis 60 Jahren den Umlauf ebenfalls um einen uns unſichtbaren Centralkörper zurücklegt. Und Spica, an der Aehre in der Hand des Sternbildes der Jungfrau, iſt nach Pierce's Beobachtungen ebenfalls einem ſolchen übermächtigen und dennoch unſichtbaren nahen Begleiter zugeſellt, um welchen ſie in ungefähr 44 Jahren eine Bahn beſchreibt. Ja nach Mädler's Beobachtungen findet ſich bei beiden ſichtbaren Sternen des Doppelſternes Nr. 1037 in Struve's Katalog noch ein unſichtbarer dritter, der ſein Daſein und ſeine theilnehmende Mitwirkung an den Bewegungen der beiden anderen nur in ſeinem abändernden Einfluſſe auf jene Bewegungen kund gibt.

Schon die oben erwähnten Entdeckungen im Gebiete

der „Aſtronomie des Unſichtbaren“ durchkreuzen in unerwarteter Weiſe unſere früheren Vorſtellungen von der Anordnung des Sternenhimmels. Eine leuchtende Sonne bewegt ſich in den Fernen des Weltraumes um einen dunklen Planeten, ſtatt daß bei uns Planeten um die Sonne ihre Bahn beſchreiben, welche ihnen Licht und Bewegung gibt. Aber eine Entdeckung der ganz neueſten Zeit führt uns noch um einen Schritt weiter. Bei uns bewegt ſich ein Mond, der, wie uns ſein Erſcheinen zur Zeit des Neumondes bezeugt, kein eigenes Licht hat, ſondern ſein Licht, eben ſo wie unſere Erde, von der Sonne erhält. Dort aber, im entfernteren Weltraume, gibt es zwar auch Sonnen, um die ein dunkler Planet ſeine Bahn beſchreibt, aber dieſer Planet führt als Geſellſchafterin auf ſeiner Bahn, ſtatt des Mondes eine (kleine) ſelber leuchtende Sonne mit ſich, die ihm, weil ſie viel näher iſt, ein wenigſtens eben ſo helles Licht zuſtrahlt als ſeine größere Sonne.

Dieſe ſeltſame Compagnie dreier Sterne hat der wackere Forſcher der Meeres- wie der Himmelstiefen: Capitain Jacob, der Vorſtand der Sternwarte in Madras, ſeit ſeiner näheren Bekanntſchaft mit dem Alpha-Sterne am Fuße des Centauren zur öffentlichen Kunde gebracht. Der eben genannte Stern iſt nur auf der ſüdlichen Halbkugel, nicht über unſerem Horizonte ſichtbar. Er iſt ein Doppelſtern, an welchem eine kleinere Sonne in 79 Jahren ſich um die größere bewegt. Aber jene kleinere Sonne erweiſt ſich durch Jacob's Beobachtungen als ein Mond, der in etwa 10 Jahren ſeinen Umlauf um einen dunklen Planeten macht und mit dieſem zugleich den 7 bis 8 mal größeren um den leuchtenden Centralkörper *).

*) M. ſehe das Ausführlichere über dieſe Entdeckungen in der ſo

Das ungefähr mag es sein, was der Doktor über eine Astronomie des Unsichtbaren mit Ihrer Schwester sprach. Merkwürdig ist mir der ganze Inhalt des Gespräches, in welchem eine Kranke zur Vergeltung für die leiblichen Arzneien, die sie von ihm empfangen, ihrem Arzte heilkräftige Blätter darbot von einem Holze des Lebens, das zur Gesundheit der Heiden dient. Namentlich finde ich auch die Weise, in welcher Luise den Inhalt mancher früherer Gespräche des wohlunterrichteten Doktors mit ihr selber oder mit anderen Mitgliedern des Hauses zu einem sinnvollen Ganzen verwebte, selbst für uns Gesunde höchst lehrreich und zur Nachahmung anregend. Die gute Luise! so lange sie gesund war, hat sie so gerne und eifrig Blumen und Kräuter gesammelt. Wie unermüdet lief sie den Hügel hinan, der nicht fern von dem Landsitze Ihres Vaters gelegen und im Frühlinge gar reich an selteneren Blumen und Kräutern ist. Dort gibt es unter anderen auch manche, die seit alter Zeit wegen ihrer Heilkräfte hoch in Ehren gehalten sind, und diese zogen ihre Aufmerksamkeit am meisten an, denn, wie sie mir oft sagte, sie liebte zwar die Blumen auch wegen der Herrlichkeit ihrer Farben und der Schönheit ihrer Gestalt, am meisten aber, wenn sie solche enthielten, wegen ihrer heilsamen Kräfte. Darum sammelte sie dergleichen am liebsten und meisten, trocknete sie mit besonderer Sorgfalt, sammelte auch wohl ganze Vorräthe davon, mit denen sie dann Jeden, der es begehrte, vornämlich die armen Arbeiter in der Fabrik Ihres Vaters, versorgte, um sie zur Bereitung von Thee, Kräuter-

---

eben erscheinenden 4. Auflage meines kleinen Lehrbuches der Sternkunde (Frankfurt bei Zimmer) unter der Kapitelüberschrift: Eine Astronomie des Unsichtbaren.

kissen oder Bädern für Kinder zu benutzen. Hieß sie doch deshalb bei der Tante, so wie bei Ihrem Herrn Vater, die Jungfer Hausdoktorin. Was sie jedoch hierbei so im Aeußerlichen trieb, das war nur das Abbild von einer Geschäftigkeit in ihrem Inneren, welcher sie noch eifriger sich hingab als dem Suchen und Eintragen von Arzneikräutern. Sie hat sich, wie es scheint, von ihren früheſten Jahren her, auf das Einsammeln jener Blätter vom Holze des Lebens gewendet, die zur Gesundheit der Heiden, so wie die Früchte zur Speise des Geistes dienen. Und von diesen ewig frisch bleibenden Heilmitteln hat sie sich in ihrem Inneren einen großen Schatz angelegt, den sie erst da recht aufthat und zur Stärkung für sich und Andere benützte, als sie auf ihr Sterbelager kam.

Die gute, treue Luise mag uns als ein Musterbild dieses Sammelfleißes immer vor Augen stehen. Ist doch eine solche innere geistige Hausapotheke, wie die ihrige war, allen Kapitalien und Kleinoden der Welt unvergleichbar weit vorzuziehen. Es ist eine ernste Sache, lange krank auf dem Lager zu liegen und noch ernster ist das Sterben. Auch sind die Krankheiten, die uns treffen, nicht alle nur von äußerer, leiblicher Art; denn es gibt viel schwerere als diese sind, innerlich an der Seele. Auch ist das Sterben nicht nur eine äußere und leibliche Noth. Wenn es aber bei beiden Ihrer Schwester am allerbängsten um das Herz war, da zog sie ein solches, von ihr eingesammeltes und wohlverwahrtes Blatt vom Holze des Lebens aus ihrem innerlichen Hausschatze hervor: einen Spruch oder eine Gotteswahrheit aus der heiligen Schrift und den Glaubensbekenntnissen ihrer Kirche, oder aus den Worten und dem Inhalte eines heilkräftigen Liedes, damit sie die zum Tode ermattete Seele, ja selbst den Leib, von Neuem

belebte und ſtärkte. Und wenn auch ihr am meiſten und zunächſt die Kraft ſolcher Arzneien zu Statten kam, ſo war ſie doch auf ihrem langen Krankenlager und Sterbebette bei jeder Gelegenheit bemüht, auch Andere damit zu bedienen. Und hierbei ſchien ſie ſich wirklich in höchſt beachtenswerther Weiſe auf eine Art von geiſtiger Apothekerkunſt zu verſtehen, welche die bitteren, oder für die Empfänglichkeit mancher Kranken zu ſtarken Mittel mit anderen vereinigte und verband, welche die Arzneien annehmbarer und zu dem, was ſie ſo eben wirken ſollten, geeigneter machte. Das hat ſie in all' den Fällen, von denen Ihr Brief berichtet, ganz beſonders aber in dem Geſpräche mit dem Doktor, erwieſen.

„Einige Wochen vorher," ſo ſagen Sie, „ehe es zu dem Geſpräche über die Aſtronomie des Unſichtbaren kam, hatte Ihre Schweſter einmal den Arzt darüber gefragt, ob er es wohl erlauben möge, daß ſie einen Trank aus gewiſſen Kräutern und Hausmitteln (Sie geben mir ihn nicht näher an) trinken dürfe, der ihr ſchon früher in geſunden Tagen ſehr angenehm und wohlthuend geweſen ſei. Sie wüßte nicht, woher das käme, denn ſie hätte gar nicht mehr an jenes Getränk gedacht, aber ſeit mehreren Tagen ſei in ihr ein unwiderſtehliches Gelüſte darnach erwacht, das ihr ſogar in dem Traume bei Nacht nachgegangen ſei. Der Arzt antwortete hierauf: zwar hätte auch er an jenes alte, unſchuldige, ganz aus Gebrauch gekommene Mittel nicht gedacht, aber er müſſe das Verlangen darnach für die Regung eines natürlichen Inſtinktes halten, der ſich bei Kranken ſo oft wohlthätig wirkſam erweiſe. Denn in keinem Falle könne ihr der Trank Schaden, wohl aber, wie er hoffe, Erleichterung ihrer damals ſehr merklichen

Beſchwerden bringen. Luiſe ſei nun dem Eingeben ihres Inſtinktes gefolgt und habe ſich wirklich durch den Gebrauch des Mittels ſehr erleichtert gefühlt. Sie erzählte dieſes zu ſeiner großen Zufriedenheit dem Arzte und bat ihn zugleich, daß er ſie doch ein wenig darüber belehren möge, was der Grund und das Weſen des Inſtinktes eigentlich ſei? Der Doktor habe dann zuerſt in vielen Beiſpielen die Aeußerungen des thieriſchen Inſtinktes beſchrieben: in dem Auffinden des Futters, in dem Triebe zum Wandern, zum Neſterbauen und all' den merkwürdigen, ſeltſamen Arten einer elternlichen, namentlich mütterlichen Vorſorge ſogar für ihre noch künftige, ungeborene Brut. Bei der Geſchichte der Bienen habe er ſich am längſten verweilt. „Wie läßt ſich aber, fragte Luiſe, das erklären, daß die ſo eben aus der Puppenhülle gekrochene Biene, ſobald ihre Flügel erſtarkt und geputzt ſind, hinausfliegt in die von ihr noch nie geſehene, freie Welt und in dieſer ſogleich den richtigen Weg findet hin zu den Gewächſen, aus denen ſie das Wachs und den Honig nimmt, die ſie in den mütterlichen Stock hineintragen ſoll? Oder was für ein unbegreifliches Gelüſte wandelt den jungen Kukuk an, der, im fremden Neſte ausgebrütet, im Käfige eines Naturfreundes groß gezogen, ſeine Eltern niemals geſehen hat, wenn er im Herbſte, aus ſeinem Gefängniſſe entlaſſen, auf einmal ſeinen Flug nach Südoſt wendet, dahin, wo ſeine Eltern und Verwandten dem von uns ſcheidenden Sommer in ſein beſtändiges Wohnhaus nachzogen? Und nun vollends gar die Vorſorge der Mütter für einen zukünftigen Haushalt ihres Geſchlechtes, deſſen Anfänge ſie in den meiſten Fällen gar nicht erleben, welch' eine unbegreifliche Erſcheinung iſt das in einem ſo ſchwachen, unvernünftigen

Thiere! Wie und wo kann und ſoll man wohl ſolche wunderliche Dinge in den Auslegungen der Geſetztafeln der Natur unterbringen?"

Die ausführliche Belehrung, welche der Doktor Ihrer Schweſter Luiſe über das Weſen des Inſtinktes gab, welcher ſelbſt in der menſchlichen Natur ſich regen könne, ſcheint nach den Andeutungen Ihres Briefes ſo ziemlich das erſchöpft zu haben, was die Gelehrten unſerer Tage über den Gegenſtand geſagt haben und zu ſagen pflegen. Ihre Schweſter hielt ſich in ihrem ſpäteren Geſpräche mit dem Arzte nur an den Schluß ſeiner Rede, den ſie in ihrer Weiſe, und, wie ich meine, ganz gut in den Worten zuſammengefaßt hatte: Der Zug, welcher die Aeußerungen des Inſtinktes hervorruft, iſt allerdings in ſeinem Anfange und Ende für die Naturforſchung eine noch räthſelhafte Erſcheinung. Denn ſein Bewegen geht von dem verborgenen Inneren, z. B. eines Thieres, aus und führt nach Etwas hin, das dem Raume und der Zeit nach für die äußeren Sinne des Thieres noch ein Verborgenes, Unſichtbares, Weitabgelegenes oder fern Zukünftiges iſt. — Die Wirkſamkeit des Zuges, den wir Inſtinkt nennen, gründet ſich auf eine polariſche Anziehung. Zwiſchen zwei Dingen oder Weſen findet eine ſolche polariſche Anziehung oder Hinneigung ſtatt, davon das eine das hat, was das andere begehrt. Und wenn dieſe beiden auch in ſo weiter, für das Auge unabreichbarer Ferne auseinander liegen ſollten, wie der Südpol unſerer Erde von dem Nordpole, ſo findet doch der Zug des einen zum anderen ſeinen Weg und beſtändigen Fortgang, ſei es auch nur in der bloß aus ihren Wirkungen erkennbaren Art der elektro-magnetiſchen Strömungen. Das Daſein und die Kraft des einen Poles ſteht in nothwendigem Zuſammenhange mit

dem Sein und Weſen des anderen; ein Südpol könnte nicht da ſein und entſtehen ohne einen ihm zugehörigen Nordpol; wo Bäume wachſen, in denen der Mangel, das Bedürfniß nach Waſſer ſich regt, da findet ſich auch alsbald in den feuchten Niederſchlägen aus der Luft das Waſſer ein, das als der andere Pol den Mangel erſtattet. Die Türken, ſo wie andere Leute, welche mit ihnen das Gleiche thaten, haben deshalb gar viele vormals fruchtbare Länder in eine dürre Wüſte, die früheren Flüſſe in Siechbäche verwandelt, weil ſie die Waldungen ausrotteten, welche das atmoſphäriſche Waſſer herbeizogen. —

Aber wie ſinn- und geiſtreich benutzte doch Ihre Schweſter die beiden Belehrungen des Doktors über den Inſtinkt und über die Aſtronomie des Unſichtbaren, um daraus ſich die Waffen zu bereiten, mit denen ſie den Unglauben des Arztes in ſeinem eigenen Hauſe angriff, und wenn auch vielleicht nicht ganz beſiegte, doch ſo erſchütterte, daß, wenn ein Sturm ſich erhebt, ſeine Mauern wohl nachgeben werden. Und wie mußte ſich auch da die gute Gelegenheit ſo zur günſtigen Stunde für ſie einfinden, um, wie Ihre Schweſter ſpäter ſagte, dem theilnehmenden, treuen Arzte ihres kranken Leibes zum Lohne, aus armer Hand für ſeine viele Mühe noch eine Arznei, bereitet aus einem Blatte vom Holze des Lebens, in ſein Herz zu geben.

Ich kann mich, eben ſo lebendig, als Sie mir dieſelbe beſchreiben, in die Scenerie des letzten Morgengeſpräches der Kranken mit dem Doktor hineinfühlen und denken. Der Arzt hatte befohlen, daß man der Kranken in der Nacht, wenn ſie wach ſei, zu einer gewiſſen Stunde ein von ihm verordnetes Arzneimittel eingeben und dieſe Gabe nach einer Stunde wiederholen ſolle. Als er am Morgen kam und die ſonſt ſorgfältige Wärterin fragte, ob die

Kranke zur rechten Zeit die Arznei erhalten habe, antwortete dieſe mit Nein, und berichtete auf weiteres Befragen, daß die Kranke zwar wach geweſen, aber gerade ſo in ihrem Gebete vertieft geweſen ſei, daß die Wärterin ſie nicht darin habe ſtören wollen. Und gleich nachher ſei ſie in einen ſo ſanften Schlaf verſunken, daß es auch wohl nicht gut geweſen wäre, ſie daraus zu erwecken, da ja, wie der Herr Doktor es ſelber wiſſe, bei ihr, wenn ſie einmal wach geworden ſei, es ſo ſchwer hielte, daß ſie wieder zum Einſchlafen käme.

„Ei," ſo ſagte der Doktor halb ſcherzhaft zur Kranken, „Sie ſollen ſich jetzt vor Allem an die ſichtbare Welt und ihre Heilmittel halten, von dieſer wiſſen wir, daß ſie da iſt, denn wir ſehen ſie und fühlen ihre Wirkung, von einer unſichtbaren Welt und ihren Wirkungen auf uns wiſſen unſere mediziniſchen Lehren eben ſo wenig als Ihre Kochbücher von der hungerſtillenden, ſättigenden Kraft der geiſtigen Speiſen und Unterhaltungen. Wir Aerzte und Alle, die unſerer Anſicht und Hülfe vertrauen, ſtehen darin auf dem feſteren Grunde und Boden der Erfahrung, ob es ſich mit dem Glauben an einen Verkehr mit der unſichtbaren Welt eben ſo verhalte, das getrauen wir uns nicht zu behaupten."

Die Kranke wurde auf einmal ganz lebhaft und, wie Sie ſagen, es war, als würde ſie von derſelben munteren Laune ergriffen, die ihren Geſprächen in den Zeiten ihrer geſunden Tage ſo oft einen ganz eigenthümlichen Reiz gab. „Sie wollen gewiß," ſo ſprach Sie, „heute an meiner Seele dieſelbe Vorſicht erweiſen, die Sie bei der ärztlichen Behandlung meines Leibes ſo oft geübt haben, wenn Sie meinten, eine Arznei, die Sie mir verordnet hatten, ſei für meine Natur zu ſtark geweſen, und mir ein Mittel ein-

gaben, das (wie ein niederſchlagendes Pulver) die Wirkung mäßigte oder vielleicht gar aufhob. Wer hat denn den Glauben an eine unſichtbare Welt und ihre unverkennbare Wirkſamkeit mitten in der ſichtbaren Natur mehr in mir geweckt und befeſtigt als Sie? Und nun, vielleicht weil Sie fürchten, der Glaube möge ſich zum Aberglauben ſteigern, wollen Sie alle jene guten Gaben, die Sie mir darreichten, wieder entkräften und verdächtigen?"

Der Doktor ſtutzte anfangs ein wenig, ganz überraſcht von der unerwarteten Beſchuldigung, daß er Jemand zum Aberglauben habe verführen wollen, und fragte dann lächelnd die Kranke, wie ſie denn auf den Aberglauben und das niederſchlagende Pulver komme?

„Faſt ſcheint es," antwortete Luiſe, „als wollten Sie nur noch einmal meinen Dank hören für den feſtlichen Genuß, den Sie meiner noch immer regen Lernbegier durch eines Ihrer früheren Geſpräche bereiteten, in welchem Sie mich über eine Aſtronomie des Unſichtbaren belehrten. Nun wohl, ich ſage Ihnen meinen Dank noch einmal recht von Herzen, denn Ihre Mittheilung iſt mir unvergleichbar mehr werth geweſen als die reichſte Erbſchaft es hätte ſein können, die mir etwa an Juwelen, Perlen und anderen Raritäten aus der Verlaſſenſchaft eines reichen Vetters in Indien zugefallen wäre. Wenn ich ſo recht die Bedeutung bedenke, welche die Entdeckung einer Aſtronomie des Unſichtbaren gerade für unſere Zeit und das in ihr lebende Geſchlecht haben könnte, dann fällt mir ein Vergleich ein, den mir eine Geſchichte, ich weiß nicht, ob eine wahre oder erdichtete, an die Hand gibt, welche ich einmal in meiner Kindheit geleſen habe. Eine Geſellſchaft oder Gemeinde von Koloniſten hatte ſich in einer von Europäern noch unbewohnten Gegend von Amerika niedergelaſſen. Die

Leute hatten außer ihrem kleinen Schiffe und dem Hausgeräthe, womit sie dasselbe beladen, nur wenig von dem mit sich gebracht, was zu des Lebens Unterhalt dient oder worauf sie einen Tausch mit den in der Nachbarschaft wohnenden Indianern hätten begründen können. Noch mehr aber fehlte es ihnen fast an allen Mitteln zum Einkaufe Dessen, was sie bedurften von ihren europäischen Landsleuten, welche südwärts von ihrer Kolonie eine Handelsstation errichtet hatten, die in beständigem lebhaftem Verkehre mit dem Heimathlande stand. Unter solchen Umständen begreift man es leicht, in welcher beständigen Noth, in welchem drückenden Mangel die armen Kolonisten sich befinden mußten. Einige Erleichterung gewährte es ihnen übrigens, als sie, nach langem, fleißigem Bearbeiten und Durchforschen ihres Bodens eine Ader von Eisenerz entdeckten, das sie, denn mehrere von ihnen waren geschickte Schmiede, ausschmolzen, verarbeiteten und nun zum Tauschhandel mit ihren nächsten Nachbarn, den Indianern, verwenden konnten. Aber ihr fleißiges Forschen und Hineingraben in die Tiefe wurde bald durch einen noch anderen, unerwarteten Erfolg belohnt. Das Eisen ist wohl gut und zum Hausgebrauche besser als jedes Metall; Gold aber noch viel besser als das Eisen zum Verkehre mit der Welt. Das erkannten die armen Kolonisten mit gar großer Dankbarkeit an, als Einer aus ihrer Mitte, der wackere Adam Schlier (oder Schleier), ein gelernter Bergmann und zugleich Schmied, indem er nach Eisen grub, auf eine Masse gediegenen Goldes stieß, die der Beschreibung nach, nicht viel kleiner gewesen sein mag, als die vor länger als hundert Jahren zu La Paz in Amerika aufgefundene, aus der man 5620 Dukaten prägte. Das war nun freilich ein Fund, welcher in der damaligen, gerade recht drückend gewordenen Noth den

armen Koloniſten ſehr gelegen kam, um ſo mehr, da das gediegene Gold zu ſeiner Verwerthung im Handel und Wandel weder die große Mühe des Ausſchmelzens noch der Verarbeitung erfordert, die man auf das Eiſen verwenden muß. Die vereinſamten Koloniſten konnten doch auch nun wieder mit ihrem lieben Heimathlande in Verkehr und Verbindung treten, und Manches von dort ſich verſchaffen, was ſie lange entbehrt und ſchmerzlich vermißt hatten."

„Sehen Sie," ſo fuhr Luiſe in ihrer heutigen Redſeligkeit fort, „eben ſo wie das Gold unſeren ausgewanderten, hilfsbedürftigen Landsleuten gerade zur rechten Zeit und Stunde beſcheert wurde, ſo ſcheinen mir auch ſolche Entdeckungen, wie die der Aſtronomie des Unſichtbaren, recht für unſere Zeit gemacht. Denn dieſe Zeit meint zwar, mehr denn jede andere der ihr vorangegangenen, ſie ſei reich und habe gar ſatt, aber ſie iſt wohl vor anderen arm, blind und bloß. Denn ſie hat das Erbtheil ihrer Väter, den Glauben an eine geiſtig göttliche Welt verloren, die uns beſtändig umgibt, hält und führt. Bei ihr iſt noch ein ganz anderer Mangel an Brod, an Kleidern und anderen Dingen eingetreten, welche zur Erhaltung des wahren Lebens dienen, als bei den hungernden und in zerlumptem Gewande einhergehenden Koloniſten. Nun ſind zwar jene überraſchenden Entdeckungen im Gebiete der Sternkunde keinesweges ſchon an ſich ſelber ein Brod des Lebens, eben ſo wenig als das Gold für ſich ſelber ein genießbares Brod, erquickender Wein oder ein Wollengewand werden kann, zum Schutze gegen die Kälte des Winters; aber ſie können durch ihre vorbildliche Bedeutung zum Beſitze alles Deſſen hinführen, was das Leben erhält und ernährt, ſeine Mängel ausfüllt, ſeine Blöße

bedeckt. Mit ihrem Golde läßt ſich vielleicht auch wieder ein Verkehr mit der alten Heimath anknüpfen, in welcher das reiche Erbtheil unſerer Vorzeit noch aufbewahrt und für Jeden zum Gebrauche bereit liegt, der ſein begehrt. Der grobe Unglaube, der an jeder Wirklichkeit der Dinge zweifelt, welche ſein Auge nicht ſieht, ſeine Sinne nicht wahrnehmen, muß wenigſtens es zugeſtehen, daß da droben mitten unter den ſichtbaren Sternen auch unſichtbare Welten ſtehen, deren Daſein und Wirklichkeit ſich in unwiderſprechlich klarer Weiſe durch die anziehenden und bewegenden Kräfte zu erkennen gibt, welche den ſichtbaren Stern in ſeiner Bahn um den unſichtbaren Mittelpunkt bewegen. Und, lieber Herr Doktor, erlauben Sie, daß ich meine von Ihnen erlernte Lektion noch weiter aufſage. Als neulich einmal in mir ein Verlangen erwacht war nach einem viel unſchuldigeren und weniger anregenden Maientrank als der mit Wein angeſetzte iſt, da hatten Sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich mein Verlangen nach Herzensluſt befriedigte. Denn, wie Sie damals ſagten, mein Verlangen konnte die Regung eines natürlichen Inſtinktes ſein, der ſich bei Kranken ſo oft wohlthätig wirkſam erweiſe. Ich fragte Sie in kindiſcher Neugier, wie der Inſtinkt ſich äußere, und was ſein eigentliches Weſen ſei? Und Sie, nachdem Sie mir viele ſeiner Aeußerungen am Thierreiche und ſelbſt am Menſchen beſchrieben hatten, bekannten es offen, daß auch noch unſere jetzige Naturkunde, ſo hoch ſie im Vergleiche mit ihren früheren Stufen der Erkenntniß ſtehen möge, in dem Inſtinkte eine räthſelhafte Erſcheinung anerkennen müſſe, deren Anfang und deren Ende unſerer ſinnlichen Anſchauung ſich entziehen. Denn ſo wie ſein Bewegen von dem verborgenen Inneren z. B. eines Thieres ausgehe, ſo führe dasſelbe auch nach einem

Ziele hin, welches dem Raume wie der Zeit nach unerreichbar fern für das Auge oder als ein Zukünftiges noch ganz verborgen sei. Uebrigens, so sagten Sie, beruhe der Zug, welcher den Instinkt anregt, auf einer polarischen Anziehung zwischen zwei Dingen oder Wesen, davon das eine ein Bedürfniß fühlt und hat, welches in dem Wesen des anderen seine Befriedigung findet."

„Ich halte mich," so fuhr Luise fort, „an diesen Ihren letzten Satz zuerst. Der Zug der Liebe, so sagten Sie, der die Mutter mit dem Kinde, das Kind mit der Mutter verbindet, sei die Aeußerung eines Instinktes. Ebenso sei dieses jener Zug, welcher den Wandervogel, während der Zeit des Mangels und der Noth, die für ihn im Winter unsere entlaubten Wälder und vom Froste erstarrten Auen unbewohnbar machte, in ein fernes Land führte, darin er Futter und warmen Sonnenschein fand. Ein Zug, welcher ihn auch dort in der Fremde, selbst wenn dieser die Naturfülle niemals ausgeht, nicht verläßt, sondern welcher seine Schaaren, sobald sich bei uns der Frühling naht, vom Boden ihrer Pilgerschaft erhebt, und sie unter all' den Gefahren, welche von oben der Sturm, von unten das wogende Meer droht, darin Viele der Wanderer gelähmten Fluges ihren Untergang finden, zurück begleitet in die Heimath. Das Verlangen des Kindes nach der Mutter gründet sich allerdings auf das Gefühl eines Mangels, den die Mutter erstatten, auf eine Noth, welcher dieselbe abhelfen kann, während die Mutter zwar ohne das Kind bestehen könnte, nicht aber bestehen mag, aus einem ihr inwohnenden sehnlichen Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden. Ebenso könnten auch bei uns die Wälder und Felder bestehen ohne die wiederkehrenden Wandervögel. Hätten jedoch jene Gefühl und Sinn wie die Mutter, sie

würden, ganz abgeſehen von der Bedeutung, welche dieſe Bürger im Haushalte ihres Staates durch die Vertilgung der ſchädlichen Inſekten und dergleichen haben, gar ſehnlich, wenn der Mai kommt, darnach fragen: wo bleiben meine Sänger, wo bleiben die munteren Geſpielen meiner im Winde bewegten Blätter und Halme?“

„Lieber Herr Doktor! Sie ſagten einmal zu mir, daß Sie die Reden und Ausſagen der ächten Somnambulen mit ihren Aeußerungen eines ſeltſamen Ferngeſichtes für Eingebungen eines Inſtinktes halten, der ſich in einer uns verſtändlichen Sprache, in unſeren Worten kund gebe. Sie hätten deshalb ſolche Reden nicht ohne Intereſſe angehört. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich auch für ein inſtinktartiges, ſehnliches Verlangen, welches mein Herz von meiner Kindheit an unabläſſig bewegt hat, die Worte ſuche und Ihnen mittheile, darin ich Ihnen dasſelbe kund geben möchte. In meinem Inneren, das ſetze ich voraus, gibt es doch wohl eine eben ſo lebendige und wohl noch mächtigere Empfänglichkeit für die Anregungen jenes die ganze Schöpfung durchdringenden Zuges, den Sie als Inſtinkt beſchrieben, als im Inneren der Thiere. Dieſe Regung gleicht bei mir dem Verlangen des hilfsbedürftigen Kindes nach der Liebe einer Mutter, die das Kind ſchon geliebt, und in ihrem Schooße gehegt und genährt hat, noch ehe dasſelbe geboren war. Der Zug meiner Liebe führt mich deshalb nicht, wie der, welcher den Wandervogel nach ſeinem Heimathlande zieht, zu einem Walde oder Felde hin, das von ihm nichts weiß, ſondern wie zu einer Mutter, die bei Tag wie bei Nacht um das Wohl ihres Kindes beſorgt iſt, jeden ſeiner Laute hört und verſteht, ſeine Wünſche nach dem verſtändigen Rathe der Muttertreue ihm gewährt. Mein Gott und Herr, zu dem ich mit all'

meiner Armuth und Noth, ſehnend nach Ihm, wie das Kind nach der Mutter ohne Aufhören mich nahe, iſt kein für die Stimme meines Rufens nach Ihm tauber Gott. Er iſt kein ſolcher, der, in der unergründbaren Tiefe der Naturkräfte verborgen, durch dieſe das Sein und Zuſammenwirken des großen Ganzen ſeiner ſichtbaren Welten erſchuf und zuſammenhält, während das Sein und Leben der Einzelnen gleich Blättern auf dem Strome jener Kräfte ſchwimmt, welcher, wie ſein Lauf eben geht, einige weiter und leichter fortführt, andere an das Ufer oder an die Felſen in ſeinem Bette hinanwirft. Nein, er iſt ein lebendiger Gott; ich nenne Ihn mein, nenne ihn Du, wie das Kind zu der Mutter ſagt: Du biſt mein und wirſt meine Mutter bleiben. Ja, Sie ſind mein Freund, denn als Solcher haben Sie ſich in meiner langen Krankheit treu und theilnehmend erwieſen. Könnte ich Ihnen doch zum Lohne für Ihre Treue Etwas von dem ſeligen Gefühle, von dem Troſte, von der Kraft jener Liebe in Ihr Herz geben, die ich zu Ihm meinem Gott und Herrn fühle, den die Liebe zu mir in mein armes Fleiſch und in den Tod herabzog. Mein Auge ſieht Ihn nicht; kann aber doch auch ein krankes, blindes Kind die Nähe der Mutter und den Hauch ihres genaheten Mundes fühlen. Er iſt bei mir und ich bei Ihm; Er mein und ich bin ſein. Bald werde ich mich, wie der Wandervogel, von dem Boden meines Fremdlingslandes erheben. Von dort bin ich hinweggerückt und nicht mehr da, für Ihn aber bin ich noch da, und Er für mich, denn Er ſelber mit Seinem Zuge der Liebe, die eher war als ich, trägt, hält und führt mich ja mit ſich nach der Heimath, da ich bleiben werde. Ihm lebe ich, Ihm will ich auch ſterben."

Luiſe ſchwieg jetzt, wie verſunken in die Gefühle, die

ihre letzten Worte aussprachen, und es schien nicht, als hätte ihr ungewöhnlich langes Sprechen sie leiblich sehr ermüdet oder angegriffen, denn ihre Stimme war bis zuletzt, nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte, gleichmäßig laut und deutlich vernehmbar geblieben. Der Doktor schwieg auch, und als er, von seinem Sitze aufstehend, nach dem Fenster hintrat, um, wie es schien, nach einem Arzneiglase zu sehen, da bemerkten Sie, daß er sich eine Thräne abwischte. Noch einmal fühlte er den Puls der Kranken und dieser war es, als ob er, wie zum stillen Ausdrucke eines Dankes, ihr leise die Hand drückte. Selbst in seiner Stimme sprach sich eine gewisse Rührung aus, als er bei'm Abschiede von der Kranken die von ihm ungewohnten Worte sagte: Gott möge ihr das innere Wohlsein und freudige Gefühl erhalten, in welchem sie so glücklich sei.

Das Gespräch Ihrer Schwester scheint, wie Sie mir schreiben, nicht ohne tiefer gehende, bleibende Wirkung auf den wackeren Mann geblieben zu sein. Seine theilnehmende Sorge für Ihre geliebte Kranke schien sich noch gesteigert zu haben. Sie schien zu einer wahrhaft väterlich innigen geworden zu sein, hatte jedoch neben dieser väterlichen Stellung zugleich einen Zug von Achtung und, fast möchten Sie sagen, von Ehrerbietung angenommen, der seinem sonstigen zwar immer freundlichen, doch gebietenden Wesen an Krankenbetten fremd war. Der geistliche Freund Ihres Hauses, der Pfarrer B. habe den kirchlichen Ernst gerühmt, der sich seit Kurzem an dem allgemein geachteten, früher aber etwas unkirchlichen Doktor bemerkbar mache. Beim Leichenbegängnisse Ihrer Schwester habe der doch so vielbeschäftigte Mann sich persönlich unter den Leidtragenden eingefunden, und daß er sich von Herzen zu

dieſen geſellte, hätten, ſo gern er ſie verbergen wollte, ſeine Thränen bewieſen.

So weit gehen die Mittheilungen Ihres Briefes über die merkwürdige Thätigkeit und Treue, mit welcher Ihre Schweſter als eine zum Tode Kranke ſich des Lehrergeſchäftes der Geſunden annahm. Ihr Wunſch, daß jene Lehrſtunden am Krankenbette für einen weiteren Kreis der Geſunden eben ſo zugänglich geweſen ſein möchten, als für den engeren Ihres Hauſes und ſeiner Bekannten, damit er Vielen den Segen gebracht hätte, den er Einzelnen gewährte, kann wohl noch ſeine Erfüllung finden, und ich ſelber werde thun, was ich kann, um jenen Segen zu einem allgemeineren zu machen.

Vor der Hand aber verlangt mich ſehr nach der Fortſetzung Ihrer Berichte in dem mir verſprochenen nächſten Briefe, darin Sie mir die Sterbeſtunden und das Ende unſerer unvergeßlichen Luiſe beſchreiben wollen.

Vierter Brief.

Das Sterben ein Erwachen aus dem Traume des Lebens.

„Wenn ich mich zu Bette lege, ſo gedenke ich an Dich, wenn ich erwache, bin ich noch bei Dir und rede von Dir, denn ob ich auch ſchlafe, ſo wachet doch mein Herz zu Dir. An Dir bleibe ich; Du hältſt mich bei meiner rechten Hand. „Du leiteſt mich nach Deinem Rathe und nimmſt mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur Dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil.“

Wie Sie, meine verehrte Freundin, in Ihrem neueſten Briefe ſchrieben, den ich bald nach dem Abgange des meinigen empfing, pflegte Ihre ſelige Schweſter öfters in ſolchen Worten und Sprüchen zu beten. Und wer von uns möchte ihr das nicht gerne nachthun; wer ſollte nicht ſehnlich verlangen nach der Gabe einer ſolchen treuen Liebe, welche ohne Aufhören Sein gedenkt, der uns zuerſt geliebt hat; einer Liebe, die ſich regt mit jedem Schlage des Herzens, die ſelbſt im Traume des Nachts (denn das ſind wahrhaft ſelige Träume) nach Ihm verlangt und mit Ihm redet, und bei'm Erwachen aus dem Schlafe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all' ihren Kräften Ihn umfaßt

und feſthält. Wie ganz anders ſteht es doch hierin mit uns! Das träge Fleiſch lähmt öfters am Abende die Kraft des Gebetes, und wenn wir des Nachts erwachen, wie ſchwer wird es da, dem ſchlaftrunkenen Herzen von den Gedankenbildern und Sorgen des Tages, die ſogleich wieder da ſind, ſich los zu reißen und zu erheben in den Gedanken an den lebendigen Gott.

Und doch ſollte und könnte es anders ſein. Zeigt ſich uns doch öfters ſelbſt im Schattenbilde der himmliſchen Liebe, in der irdiſchen, jene Kraft und Treue, welche wir da an uns vermiſſen, wo ſie die höchſte, angelegentlichſte Aufgabe unſeres Lebens ſein ſollte. Eine treue Mutter gedenkt ihres erſtgeborenen Kindes nicht nur den ganzen Tag, mitten unter ihren Sorgen und Geſchäften, ſondern bei dem Einſchlafen iſt es ihr letzter Gedanke, ihr Herz wachet zu dem Kinde, auch wenn die ermüdeten Augen ſchlafen, denn ſie vernimmt jede ſeiner Regungen, und wenn die Augen bei'm Erwachen ſich öffnen, da fällt ihr erſter Blick auf das geliebte Kind. Und wer an ſich ſelber, ſchon im Laufe des natürlichen Lebens, die Kraft und das Feuer der erſten Liebe erfahren hat, der weiß es, wie das Bild des Geliebten und der Zug nach ihm hin ihn nie verläßt, wie dasſelbe bei'm Erwachen am Morgen alsbald vor ihm ſteht und ſelbſt in die Träume der Nacht ihn begleitet. Zu dem nie verlöſchenden, geheiligten Feuer einer ſolchen erſten Liebe, ſelbſt unſeres natürlichen Menſchen, ſollte und könnte auch, nach dem ungleich höheren Maaße ihrer Kräfte, die Liebe werden zu dem Herrn unſerem Gott, dem Menſch für uns gewordenen, wenn ſie dieſem nur in rechter Weiſe ſich nahete und Ihn erkennete. Und daß dieſes bei Ihrer Schweſter Luiſe ſo war und blieb, das hat ſich in ihrem Leben gezeigt, in ihrem Sterben

bewährt. Ja, möge unſer Leben mehr und mehr ſo werden und einſt unſer Ende ſo ſein, wie das ihrige es war. Selig ſind die Todten, die ſo, wie Luiſe, in dem Herrn ſterben. —

Ich will mich aber baldmöglichſt zu der Beantwortung Ihres Briefes wenden, weil dieſe vielleicht eine ziemlich ausführliche werden könnte. Denn die Aufgabe, die Sie mir ſtellen, führt mich auf ein weites Feld, welches, auch wenn man nur den kürzeſten Nichtweg hindurchnimmt, nicht ſchnell zu durchmeſſen iſt.

Ihre kindliche Bitte an mich hat freilich ein leicht erfaßliches Bild vorangeſtellt: ich ſollte Ihnen die neuen Groſchen, die Sie mir zuſenden, in ein altes oder neues Thalerſtück umwechſeln. Aber der tiefe Ernſt folgt dieſem Scherze nach, und eben weil er ſo tief iſt, bewegt er mich, Ihren Willen zu thun, ſo gut ich in meiner Armuth an Zeit und Erkenntniß es kann.

Das Sterbebette Ihrer Schweſter Luiſe iſt das erſte geweſen, in deſſen Nähe Sie perſönlich kamen. Da ſei Ihnen ſo Vieles vorgekommen, was Sie erſchüttert und beunruhigt, aber auch eben ſo Vieles und noch mehr, was Sie getröſtet und über alles Irdiſche, wie über ſich ſelber und Ihr ganzes bisheriges Leben und Weſen, erhoben habe, ſo daß Sie die Erfahrungen dieſer Tage nicht um die aller Ihrer früheren und vielleicht auch ſpäteren Jahre dahingeben möchten. Sie würden ſich ungeſtört nur der erhebenden Freude hingegeben haben, welche jede Erinnerung an das wahrhaft ſelige und für Andere beſeligende Abſcheiden Ihrer Luiſe in Ihnen erweckte, wenn Ihnen dieſer Genuß nicht durch ein fremdes, kaltes Hineingreifen wäre geſtört worden. „Ein alter Freund meines Vaters," ſo ſchreiben Sie mir, „ein, ſo viel ich urtheilen kann, chriſtgläubiger,

einſichtsvoller Mann, der in L. wohnt, kam geſtern auf ſeiner Durchreiſe zu uns. Er hatte unſere Luiſe genau gekannt und ſehr lieb gehabt, denn ſeine Frau, eine Verwandte der Mutter, war die Taufpathin meiner Schweſter und dieſe war als junges Mädchen mehrere Male, wochenlang in ſeinem Hauſe zu Beſuch geweſen. Er hörte theilnehmend das an, was meine Mutter von der letzten Krankheit und dem Ende ihrer Luiſe ihm erzählte. Ich aber, bei dieſen Berichten, wurde auch geſprächig; ich beſchrieb in meiner Weiſe alles Das, was mich an dem Sterbebette meiner Schweſter ſo tief bewegt, betrübt, getröſtet und gleichwie von der Erde hinweggehoben hatte, konnte mich dabei, in meiner Empfindſamkeit, der Thränen nicht enthalten. Der alte Freund hörte mich ruhig an. „Ich glaube Ihnen", ſagte er, „Alles, was Sie eben erzählten. Doch legen Sie Dem, was Sie ſahen, keine gar zu große Bedeutung bei. Auch ich habe Das, was die Kranken in der Fieberhitze ſprachen, was ſie zu ſehen meinten, und was ſie mit ungewöhnlicher leiblicher Kraft thaten, einige Male angehört und geſehen. Die Beängſtigungen Ihrer ſeligen Schweſter, die Sie für innere Kämpfe hielten, waren nur leibliche Anwandlungen, die freilich bei Sterbenden ungleich heftiger ſein mögen, als bei gewöhnlichen Fieberkranken. Was aber das freudige Gefühl und die Entzückungen betrifft, davon die Sterbende in den letzten Stunden ergriffen war, ſo war dies doch nichts Anderes, als das Gefühl, welches Jeder von uns einigermaßen empfunden hat, wenn er, kurz vorher noch an heftigem Zahnweh oder anderen recht peinlichen Schmerzen leidend, auf einmal von dieſem Weh verlaſſen wird und ſich, wie man wohl zu ſagen pflegt, „wie im Himmel fühlt." Das leibliche Weh vor dem Sterben mag freilich ungleich ſtärker

sein als alle Zahnschmerzen und Krämpfe, darum ist auch die innigliche Lust, die den Sterbenden ergreift, wenn sein Leib gar keinen Schmerz mehr fühlt, eine viel lebhaftere als das Wohlgefühl bei'm plötzlichen Nachlassen der gewöhnlicheren Schmerzen. — So, in natürlicher Weise, erkläre er sich Das, „was unseren Seligen bei ihrem Sterben widerfahren sei, und was unser Mitgefühl in die Erscheinungen hineingelegt habe."

„Sie waren," so schreiben Sie mir weiter, „durch dieses Abendgespräch so alterirt worden, als hätte man Sie in kaltes Wasser geworfen. Sie brachten fast die ganze Nacht schlaflos zu und setzten sich frühe zum Schreiben an mich hin. Sie wollten mir jetzt, was ja ohnehin schon Ihre Absicht gewesen sei, recht ausführlich die Geschichte der letzten Stunden Ihrer theueren Luise beschreiben, und zwar ganz besonnen und möglichst ruhig und mich dabei fragen, ob Das, was Sie da gesehen und erfahren, nicht auch an den Sterbebetten anderer gläubiger Christen beobachtet worden, und ob es nicht aus einem tieferen, geistigeren Grunde hervorgehe, als, wie der gestrige besuchende Gast Ihres Hauses behauptete, aus der Aufregung und dem Irrsinne der Fieberhitze."

Zuerst beschreiben Sie mir Etwas, das Sie in Ihren früheren Briefen nur von fern angedeutet hätten, weil es Ihnen noch jetzt schwer falle, davon zu reden: die Kämpfe, durch welche Ihre selige Schwester in der letzten Nacht habe gehen müssen. Es sei Ihnen, sagen Sie, eben so schmerzlich als unbegreiflich gewesen, daß eine solche Seele, wie Luisens ihre war, deren Leben ja von Jugend an ein kindlich treues Wandeln vor den Augen des Herrn gewesen sei, noch in ihrer letzten Nacht in solche Seelenangst hätte gerathen können, darin sie ganz von ihrem sonst so

freudigen Glauben verlaſſen und dem Verzagen nahe ſchien. Was ſie aber damals geſprochen, die Gebete, die Sprüche, die Lieder, an denen ſie ſich feſt gehalten, ja ſelbſt die einzelnen Worte, die das innere Leid ihr auspreßte, das habe nicht wie ein Erzeugniß der Fieberhitze und des Irrereden gelautet, ſondern wie die lauterſt wahrhafte, klar bewußteſte Rede eines ſeine ganze Vergangenheit überblickenden Geiſtes, der vor dem Lichte des Angeſichtes Gottes ſteht, das durch und durch ihn erleuchtet. Sie könnten mir, ſagen Sie, nur das Eine über Ihre damalige Erfahrung ſagen, daß auch Sie von einem nie gefühlten Schrecken der Ewigkeit ergriffen geweſen wären.

„Freilich, ſo erzählen Sie weiter, ſei der Sterbenden auf die furchtbare Nacht ein Tag gekommen, wie ſie nie einen erlebt und geſehen habe, ein Tag voll unausſprechlicher Himmelsfreuden, und (ich ſolle den Ausdruck Ihnen erlauben), voll Himmelskräfte. Sie habe ſchon eine Woche vorher den Tag, ja die Stunde ihres Abſcheidens gewußt und vorher geſagt. Und als nun, am Ende der ſchwer durchkämpften Nacht, noch ein kurzer Schlummer ihren Leib erquickt hatte, und jetzt das Morgenlicht des letzten Tages ſie beſchien, da ſei ſie mit einem von Freude verklärten Angeſichte erwacht. „Welche Herrlichkeit," ſo ſprach ſie, „habe ich jetzt geſehen, was hat mein Ohr gehört! Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg!"

Ich berufe mich nur noch kurz auf Das, was Sie mir nun weiter von dem letzten, wundervollen Aufleben ſelbſt der Kräfte des ſterbenden Leibes zu tief ergreifenden Reden, ja in den letzten Stunden zu einem lauten Geſange erzählen, deſſen Stimme gleich Tönen aus einer anderen Welt gelautet habe. Sei es doch dabei Ihnen, ſo wie der frommen Tante und der tiefbetrübten Mutter, geweſen,

als ob Stimmen und Töne der Unsichtbaren den Gesang begleiteten. Und zuletzt das Verscheiden, wie in einem himmlischen Gesichte. — —

Nun, ich werde es in meinem Briefe versuchen, Ihnen in der kleinen Auswahl aus den Berichten über das Ende solcher Menschen, die in demselben Glauben dahinschieden, wie Ihre Schwester, es zu zeigen, daß hierin etwas Uebereinstimmendes sei. Es sind immerhin seltene Fälle, darin der Verlauf des Sterbens des Christen durch das Dunkel des Gerichtes zu dem Frieden der Ewigkeit schon sichtbar den Augen der lebenden Menschen gezeigt wird, zu ihrer ernsten Belehrung und Erweckung; denn in den meisten Fällen fällt der tiefere Fortgang des Sterbens schon in ein uns verborgenes Jenseits.

Einen leichten lieblichen Eingang zu den weiter nachfolgenden Berichten gewährt uns die Betrachtung des Endes des seligen Johannes Arndt, des Verfassers des vielgesegneten Buches vom wahren Christenthum. An diesem hat sich der gute, glückliche Verlauf des Sterbens eines Christen freilich in ihrer heitersten Lichtseite und dennoch nicht ganz ohne den Schatten, der das Licht begleitet, gezeigt. — Die Stunde des seligen Abscheidens, das zwar in Arndt's Geist und Gemüth schon längst seinen verborgenen, sicheren Anfang genommen, trat auch für Andere sichtbar und bemerkbar am letzten Abende seines Lebens ein, als er mit besonderer Innigkeit aus dem 143. Psalm die Worte betete: „Herr gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht." Man hielt ihm darauf die Worte vor aus Joh. 5 V. 21: „Wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben

durchdrungen. Nachdem er hierauf eine Zeit lang geschlummert hatte, hob er seine Augen auf und sagte freudig: „Wir haben Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ Als seine Frau ihn fragte, wann er diese Herrlichkeit gesehen habe, erwiderte er: „Eben jetzt habe ich sie gesehen; ei, welch' eine Herrlichkeit ist das, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist. Diese Herrlichkeit habe ich gesehen.“ — Als es Abends acht Uhr schlug, fragte er, wie viel es schlage. Ebenso um neun Uhr. Als man ihm da die Stunde nannte, da sagte er: „nun habe ich überwunden.“ Dieses war sein letztes Wort, nach welchem er sich still hinlegte und in einen tiefen Schlaf verfiel, bis er Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr den letzten Athemzug that, welches geschah am Tage nach dem Himmelfahrtsfeste, den 11. Mai 1621.

Das Sterben des Christen, wenn sich nicht, wie dieses oft geschieht, sein Anfang und sein weiterer Verlauf anderen Menschenaugen verbirgt, nimmt seinen Anfang immer bei jenen Gedanken des Gerichtes, die sich, wie bei Arndt, in den oben erwähnten Worten des 143. Psalmes aussprechen.

Bei Wem hat sich jemals der Gedanke an den Ernst der Ewigkeit und an sein Gericht tiefer und ergreifender ausgesprochen, als bei jenem Manne, welcher so innig fest als wenig andere, in Christo Selige, der nahen Freuden des ewigen Lebens gewiß war. Augustinus der gottgeheiligte, gottgeweihte Vater der Kirche, dessen Geist in dieser fortleben wird, so lange sie auf Erden besteht, hatte öfter gesagt, daß auch treumeinende Christen sich vorsehen sollten, daß sie nicht ohne ernste Buße aus dem Leben dahin schieden. Wohl war er schon längst, täglich in dieser buß-

fertigen Bereitung zum Ende geſtanden; als aber im J. 430 das Barbarenheer der Vandalen die Länder der Chriſten in Afrika mit Feuer und Schwert verheerte, ihre Tempel zerſtörte, ſo daß nur noch im Innern einiger feſten Städte ein Häuflein der Gläubigen zum Gottesdienſte ſich verſammelte, da rief nicht allein das Gefühl der tödtenden Krankheit in ſeinem Innern, ſondern die ganze Welt, die ihn umgab, dem 76 jährigen Greiſe das mahnende Wort zu: das Ende iſt da. Mußte doch der treue Vater ſeiner Kirche ein ernſtes Gericht der Ewigkeit auch noch über dieſe herannahen ſehen, als er ſelber zum Hintreten vor dieſes Gericht ſich bereitete. Drei Monate noch hatte er als Biſchof in der von den Alanen belagerten Stadt Hippo mit unermüdetem Eifer und freudigem Geiſte ſeiner Gemeinde das Wort Gottes verkündet, den Troſt und die Kräfte des ewigen Lebens ihnen mitgetheilt, da ergriff ihn ein heftiges Fieber. Er wollte nun, ſo weit als möglich mit ſeinem Gott allein ſein; begehrte deshalb von ſeinen Freunden, daß keiner zu ihm käme, außer der Zeit, da die Aerzte ihn beſuchten oder ſeine Krankenpfleger ihm eine Erquickung reichten. An der Wand bei ſeinem Bette waren vor ſeinen Augen die Abſchriften der Bußpſalmen angeheftet; dieſe las er ohne Aufhören und jedes Wort, das er las, ward in ſeinem Geiſte zu einem Gebete, das er unter vielen Thränen ſprach. Und ſiehe, er hatte das Gericht am Hauſe Gottes beſtanden und der Kläger hatte Nichts an ihm, denn bei Ihm war Der, welcher gerecht machet Alle, die an Ihn glauben. Darum, als die Stunde ſeines Abſcheidens kam, in Gegenwart ſeiner um das Bette ſtehenden, mit ihm betenden Freunde noch bei vollem Bewußtſein und Gebrauch der Sinne, entſchlief er ſanft. Er

hatte den Tod nicht geſehen, denn dieſer war Ihm zu einem Schlafe geworden.

Dieſen Weg zum Ende des Chriſten und zu ſeiner ewigen Herrlichkeit, den Weg des Sterbens, der durch die Tiefen eines ernſten Gerichtes geht, hat auch ein anderer Vater der Kirche, der heilige Hieronymus genommen, welcher den ſtrengen Ernſt, der ſeines Weſens Natur war, eben ſo kräftig an ſich ſelber als an Anderen geübt. Die Reden und Gebete, welche er auf ſeinem Sterbebette geſprochen, ſind uns, wie es ſcheint, von der Hand eines treuen Zeugen, im „Leben der Altväter“ aufbehalten worden. Sie ſind eine Rüſtkammer des Chriſten für den letzten Kampf, ein Inbegriff der Lehren für die rechte Kunſt des Sterbens, durch welche der Geiſt aufſteigt aus der Tiefe eines Dunkels, darin für ihn kein Troſt wäre, hätte nicht Der am Kreuze auch für ihn die Worte geſprochen: wahrlich, ich ſage dir, heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein.

Tröſtlich allerdings iſt es für Andere, wenn es ihnen vergönnt iſt, den ſiegreichen friedlich ſeligen Ausgang eines ſolchen Kampfes noch mit ihren Augen zu ſehen. Und doch iſt dieſer ſiegreiche Ausgang gewiß, auch wenn zuletzt das Abſterben der Leiblichkeit, wie bei Tauler, dieſem Helden des Glaubens, in äußerliche Geberden ſich verhüllt, in denen nur der Schrecken und Schauder der Ewigkeit ſich abzuſpiegeln ſcheint, während im Innern Frieden iſt und Troſt. Mag es doch wohl dem Geiſte des ſterbenden Chriſten, ſelbſt während der Kampf der Lebenskräfte mit dem Tode die Geberden des Leibes entſtellt und ſeine Glieder zerreißt, in noch viel höherem Maaße ſo ergehen, als jenen glaubenskräftigen Zeugen der Wahrheit, welche die Schmerzen der Folter und die Martern des glühenden

Eisenbettes nicht fühlten, weil sie während der äußeren Qualen mit unaussprechlichen Freuden im Innern getröstet wurden. Oder wie der Seele des Johannes a Cruce, als diesen auf seinem Sterbebette einige Freunde durch Töne einer lieblichen Musik zu ergötzen suchten. Denn, als man ihn fragte, wie diese Stimmen der Sänger ihm gefallen, da antwortete er: „ich habe gar nichts von ihnen vernommen, weil meines Gottes Stimme in meinem Innern mit mir in noch lieblicherer Weise geredet, als Menschentöne das vermögen."

Aber so sicher und selig auch der Ausgang zum Siege ist, muß das Sterben dennoch, so weit es unserem Auge sichtbar, nicht ganz für dasselbe verborgen ist, durch die dunkle Pforte eines Gerichtes der hereinbrechenden Ewigkeit gehen. Ich führe Sie an einigen, auch Ihnen vielleicht nicht unbekannten Zeugnissen einer uns näher liegenden Zeit vorüber.

Welche Seele konnte mehr als die der vielbekannten Beata Sturmin nach manchem Kampfe mit schweren, innerlichen Anfechtungen zu jener Entschiedenheit, Festigkeit und Freudigkeit des Glaubens gelangt sein, der den gereiften Jüngern Jesu eigen ist. Ich verweile mich hier gern bei einigen Zügen aus dem wahrhaft gottgeheiligten Leben dieser Jungfrau, welche zu ihrer Zeit und noch jetzt unter dem Namen der „Würtembergischen Tabea" bekannt war und ist. Ich entnehme sie daher, wo Burk in seiner Sammlung christlicher Charakterbilder, dem „Spiegel edler Pfarrfrauen" sie entnommen hat, aus G. Rieger's Lebensbeschreibung der Sturmin (1730).

Ihr ganzes äußeres Benehmen war fern von der Weise jener mürrischen oder süßlichen Frömmelei, welche die Herzen Anderer abstößt, statt sie zu gewinnen. Es

war eine Gnade bei Gott und den Menſchen, welche ihrem innerlich ſo ernſten Weſen den Ausdruck von Freundlichkeit, Leutſeligkeit und Wohlgefälligkeit gab, daß man bei ihrem Anblicke an die Erhörung eines Gebetes dachte, das der ſelige Johann Arndt in den Worten ausſprach: „Sei mir gnädig, mein Heiland, und lehre mich heilſame Sitten, welche Dir wohlgefallen, auf daß mein armer Nebenmenſch meines Angeſichtes ſich freue und meiner Lippe ſich tröſte; daß ich Keinen ärgere mit meinen Reden und Niemand erſchrecke mit meinen Geberden."

Dieſer Leutſeligkeit und hilfreich ernſten Milde der Beata, ſo wie des Troſtes ihrer Lippen, hatten ſich vor Allen Jene zu erfreuen, denen ſie ihre unermüdete Dienſtfertigkeit am meiſten zuwendete. Dieſes waren die verſchämten Armen, welche ſich kümmerlich nährten und doch in Schulden ſteckten; die Angefochtenen, die Wittwen und Waiſen, die Kranken, namentlich die in Spitälern, in Lazarethen, in einſamen Hütten darnieder liegenden, bei denen nicht gerne Jemand einzukehren pflegte. Dieſe ſuchte ſie auf, dieſen brachte ſie Eſſen und Trinken, für dieſe verwendete ſie ſich, dieſen ſuchte ſie dadurch an's Herz zu kommen, daß ſie ſich zuerſt durch leibliche Wohlthaten den Weg dazu öffnete, nicht ſelten mit Aufopferung ihrer eigenen, faſt unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe. So war ihr ganzes Leben Gott in beſtändigem Gebete und den Nebenmenſchen zum Nutzen und Dienſte geweiht. In ihr lebte wahrhaft jene göttliche Liebe, deren irdiſches Vorbild oder Schattenbild die erſte Liebe der Braut zum Bräutigam, oder die heiße, innige Mutterliebe iſt, denn der Gedanke an Gott weckte ſie ſelbſt bei Nacht zum langen, öfteren Gebete auf den Knieen; ihr Leſen und Hören des göttlichen Wortes, das ſie im Gebete begonnen, wurde ihr ſelber zu

einem Gebete, deſſen Geiſt und Kraft auf ihren Ausgang und Eingang und auf alle Thaten ihres Lebens überging, welche ſie im Gebete begann und mit innerlichen Gedanken des Gebetes, im beſtändigen Gefühle eines Naheſeins Gottes verrichtete.

Und dennoch mußte ſelbſt dieſe Seele, welche ohne Aufhören vor dem Angeſichte Gottes ſtand und wandelte, am Ende ihres Lebens es erfahren, daß auch das Sterben des Chriſten das Hindurchgehen durch die dunkle Pforte eines Gerichtes ſei, welches über Alle ergeht, wenn ſie hinausgeführt werden aus dem Dunkel oder der Dämmerung des Erdenlebens an das alldurchleuchtende Licht des Tages der Ewigkeit. Zwar auf ihrem letzten, kurzen Krankenlager war ſie ruhig und fröhlich. Sie konnte es nicht verbergen, wie groß ihr Sehnen ſei, abzuſcheiden, und bei Chriſto zu ſein, doch gab ſie ihren Willen ganz in Gottes Willen, welcher, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen ſei, ihr Verlangen wohl erfüllen werde. Als aber die Kräfte des Lebens immer mehr dahinſanken und ſie wohl fühlte, daß die langerſehnte Stunde nahe und näher komme, da wurde die Bewegung ihres hoffenden Gemüthes immer lebendiger. Ihrem jüngeren Bruder, der von Regensburg herbeigeeilt war, um die Schweſter noch einmal zu ſehen, ſprach ſie am letzten Abende ihres Lebens noch die ganze, freudige Zuverſicht ihres Glaubens aus. „In meinem Gemüthe," ſo ſagte ſie, „ficht mich gar nichts mehr an. Ich fürchte keine Leiden, keinen Teufel, keinen Tod, keine Hölle, noch ſonſt etwas, es kommt nur noch auf den armen Körper an, dem ſein Recht auch noch geſchehen muß." Und bei all' dieſer Freudigkeit wurde ſie dennoch, gleich in der darauf folgenden Nacht, noch zuletzt ein mehrſtündiges, für Menſchengedanken unerwartet ſchweres

Gericht geführt. Als ihr alter, geiſtlicher Freund Rieger ſie am anderen Morgen beſuchte, ſagte ſie ihm: „Wie ernſtlich hat ſich heute Nacht unſer Gott noch gegen mich erwieſen; wie hat Er mich ſo genau durchſucht! Ach wie gut iſt es, daß Alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt. Ich habe kämpfen müſſen, bis die Morgenröthe anbrach, habe aber auch mit Jacob den Segen davon getragen durch meinen Heiland Jeſum Chriſtum."

Und dieſe letzte Einſegnung für den Hinübergang in den Frieden der Ewigkeit blieb ruhen auf ihrem Geiſte. Mit ſchwerer Zunge gab ſie dem Freunde noch ſegnende Grüße an ihre Freunde mit, und bald verſtummte der Mund, der ſo manches ſegnende Wort geſprochen, und ſie war ſanft entſchlafen.

„Wie genau," nach den Worten der Sturmin bei dem Gerichte über das ſcheidende Leben, „das Durchſuchen des Innerſten" vor ſich gehe, wie dabei auch die ſcheinbar kleinſten und verborgenſten Gebrechen und Verirrungen an das Licht, vor dem Angeſichte des Richters gezogen werden, das bezeugt uns die Geſchichte der letzten Stunden des zu ſeiner Zeit hochberühmten Doktors der Sorbonne, des Faber Stapulenſis. Ich entnehme die hieher gehörige Stelle aus der kleinen Erzählung in meinen „Mittheilungen aus dem Reiche" *), welche überſchrieben iſt: „die reiche Erbſchaft" und die auf dem Berichte beruht, welchen Thomas Leodius, der Reiſegefährte des Kurfürſten und Pfalzgrafen Friedrich II. nach Paris, aus dem Munde der Königin ſelber vernahm, an deren Tafel die Sache ſich zugetragen hat.

Faber Stapulenſis hatte nicht nur, wie Reuchlin

*) Neue Auflage S. 44.

in Deutſchland es that, in ſeinem Volke und Lande die Liebe zu den Schriften des klaſſiſchen Alterthumes erweckt und den Weg zum Verſtändniſſe derſelben angebahnt, ſondern in ihm ſelber war noch in ſeinem Greiſenalter eine ſo lebendige Liebe, ein ſo tief eindringender Blick in das Verſtändniß des treuen wahrhaftigen Wortes Gottes erwacht, daß er nicht anders mehr konnte: er mußte laut und öffentlich zeugen von der Gotteswahrheit, welche den Geiſt mit Kräften und Tröſtungen der Ewigkeit erfüllt. Hierüber gerieth er in ſeiner, an der Wahrheit irre gewordenen Zeit in Verfolgungen, deren Todesgefahren er durch die Flucht ſich entzog. Bei Wilhelm Briſſonet, dem Biſchof von Meaux, fand der geängſtete Greis freundliche Aufnahme und Schutz, bis ein ausdrücklicher königlicher Befehl dem Biſchof den gaſtfreundlichen Schutz unterſagte und den 87jährigen Greis aus Meaux entweichen hieß. Dieſer fand jedoch nachmals wieder eine Ruheſtätte für die letzten Tage ſeines Lebens am Hofe der Königin Margaretha von Navarra; einer Fürſtin, die man in mehr denn gewöhnlichem Sinne geiſtvoll nennen konnte. Denn in der Mitte des großen Umfanges ihres nach damaliger Zeit gelehrten Wiſſens ſtand der feſte Grund der Erkenntniß des Wortes Gottes; groß war die äußere Gabe ihrer ſeltenen Beredtſamkeit in Dingen der menſchlichen Weisheit; größer noch und mächtiger die innere des Gebetes; über beiden waltete der Geiſt der Demuth, des Glaubens, der Liebe und des Friedens.

Einſt hatte die Königin, welche großes Gefallen fand an lieblich ernſten und geiſtvollen Geſprächen, den Faber Stapulenſis nebſt mehreren anderen Gelehrten zu ſich zum Mittagseſſen geladen. Während des Eſſens fing der alte Jacob Faber an ſehr traurig zu werden, ſo daß er zu

wiederholten Malen in Thränen ausbrach. Die Königin fragte ihn nach der Urſache ſeiner Traurigkeit und gab ihm dabei einen Verweis, daß er, der doch zur Mahlzeit berufen ſei, ſie fröhlich zu machen, jetzt ſelber ſo traurig wäre. Endlich antwortete er: Wie könnte doch ich, o durchlauchtigſte Königin! fröhlich ſein, oder Andere fröhlich machen, ich, der ich unter Allen, welche die Erde trägt, der Gottloſeſte bin. Die Königin ſagte darauf: „Lieber Faber! was ſolltet Ihr doch wohl für ein großes Laſter begangen haben, Ihr, der, wie man weiß, von Jugend auf ein ganz heiliges Leben geführt hat?“ Er erwiderte: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt, und habe nie ein Weib berührt, weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals etwas gethan, worüber ich mit beſchwertem Gewiſſen aus der Welt gehen müßte, als nur ein Einziges, von welchem ich fürchte, daß es nie vergeben werden könne.“ Als nun die Königin weiter in ihn drang, ihr doch dieſes Einzige zu offenbaren, konnte er ſolches vor Thränen lange nicht thun, endlich aber ſagte er: Wie will ich vor dem Richterſtuhle Gottes beſtehen können, der ich das heilige Evangelium ſeines Sohnes rein und lauter vielen Anderen gelehrt, die auch meiner Lehre Folge geleiſtet, und viele Pein und Qualen, ja den Tod ſelber, ſtandhaft erlitten haben, ich aber als ein untreuer Lehrer bin geflohen; ich, der ich doch zu ſo hohem Alter gelangt war, lange genug gelebt hatte, und daher den Tod nicht fürchten, ſondern vielmehr eifrig verlangt haben ſollte, habe mich ihm heimlich entzogen und den Befehl meines Gottes ſchändlich verlaſſen.“

Die Königin, welche gewandten Geiſtes und himmliſcher Reden voll war, antwortete hierauf ſelber Vieles. Sie zeigte an Beiſpielen, daß Aehnliches vielen frommen

und heiligen Seelen begegnet ſei, welche jetzt mit Chriſto herrſchten, und daß man niemals an Gottes Güte und Erbarmung zweifeln müſſe, und auf gleiche Weiſe ſprachen auch alle anweſende Gäſte. Da wurde der Alte ſehr getröſtet und geſtärkt, ſo daß er ſagte: „So iſt denn nichts übrig, als daß ich von hier zu Gott, wenn es ihm gefällig, abſcheide, und daß ich vorher mein Teſtament mache. — Ohne Aufſchub! denn ich merke, daß ich von Ihm abgefordert werde.“ Hierauf ſah er die Königin mit unverwandten Augen an und ſprach: „Euere Majeſtät ſetze ich zu meinem Erben ein. Ihrem Hofprediger Gerhard (Rouſſel) vermache ich alle meine Bücher; meine Kleider und was ich ſonſt habe, hinterlaſſe ich den Armen; das Uebrige befehle ich Gott.“ Hierüber lächelte die Königin und ſagte: „Mein lieber Jacob, was werde dann aber ich von der Erbſchaft behalten?“ — Er antwortete: „Die Mühe und das Geſchäft, es unter die Armen auszutheilen.“ Worauf ſie erwiderte: „Ich ſchwöre, dieſe Erbſchaft iſt mir lieber, als wenn mein Bruder Franz, der König von Frankreich, mich zu ſeinem Erben ernannt hätte.“ Hiermit ſchien er ganz getroſt und zufrieden und ſagte: „Durchlauchtigſte Königin! ich habe nöthig, mich ein wenig zur Ruhe zu begeben. Seid inzwiſchen fröhlich und gehabt Euch wohl!“ Und nach dieſen Worten legte er ſich auf's nächſte Ruhebette nieder. Da man aber meinte, er ſchliefe, war er in dem Herrn entſchlafen, wiewohl kein Zeichen einiger Krankheit an ihm zu ſpüren geweſen. Worüber die, welche ihn wollten aufwecken, auf's Höchſte verwundert waren, daß er ſo unvermerkt verſchieden. Dieſes geſchah im Jahre 1537.

Er war hindurch gegangen durch das Gericht des Todes, ohne den Tod ſelber zu ſehen und zu ſchmecken.

„Es iſt dem Menſchen einmal geſetzt zu ſterben, dar-

nach aber das Gericht“ (Hebr. 9. V. 27), dieſer Spruch des Apoſtels ſoll uns in ſeiner Gotteswahrheit unantaſtbar feſt ſtehen. Allerdings bleibt in den meiſten Fällen der ernſte Ausgang des Sterbens unſerer Hinſcheidenden vor den Augen der Lebenden ein verborgener, doch deutet andere Male der aufgehobene Finger eines göttlichen Ernſtes ſchon dieſſeits, noch vor dem Dahinſcheiden des Menſchen aus unſerer Sinnenwelt, auf Das hin, was im Sterben dieſen erwartet. Die Hand des Richters und Erbarmers zugleich hebt den Schleier hinweg, der die Furcht und die Schrecken, ſo wie für Die, welche ſchon hienieden vom Tode zum Leben hindurch drangen, die Freuden der Ewigkeit verhüllt. Zu Sterbenden dieſer letzteren Art, denen Ihre Schweſter Luiſe gleich war, führen mich die Berichte von dem Ende derſelben zunächſt hin, welche mir der Inhalt Ihres Briefes bringt, und wer ſollte es mir und Ihnen verdenken, wenn wir uns bei dieſer Lichtſeite des Sterbens der Chriſten mit beſonderer Vorliebe verweilen?

Ich erinnere mich mit Vergnügen an Das, was uns Ihre liebe Tante, bei einem meiner letzten Beſuche in Ihrem väterlichen Hauſe von dem Leben und dem Ende einer rechten Hanna Phanuelis unſerer Tage, von der geweſenen Vorſteherin eines Wittwenhauſes der Brüdergemeinde, der Julia von Gammern, erzählt *). Die Erzählung Ihrer Tante gründete ſich auf die Berichte eines Augenzeugen und vieljährigen perſönlichen Bekannten der J. von Gammern, welche er als eine Mutter verehrt und

*) Chr. Fr. Burk theilt in ſeiner ſehr leſenswerthen Sammlung chriſtlicher Charakterbilder (Spiegel edler Pfarrfrauen) S. 226 Züge aus dem Leben dieſer vielgeprüften Mutter der Gläubigen mit.

liebt und noch in ihrem 90. Jahre, auf ihrem Sterbebette, geſehen hatte. Wenn ich den Ausdruck in einem weiteren Sinne brauchen dürfte, dann möchte ich ſagen, ich weiß von wenig Menſchen, bei denen das Sterben ſo lange gedauert hat; die, während ihres Erdenlebens ſo vielfach und ſo oft durch die Angſt und die Gefahren, wie durch das Bangen des Todes gegangen ſind, und dabei ſo treu und feſt hielten an der Hoffnung und dem Troſte des ewigen Lebens. Ein Gericht des Sterbens kam über ſie ſchon in ihrem 24. Jahre; es war ein inneres, welches den Geiſt traf und ein äußeres, das den Leib ſeinem Ende nahe brachte. Das innere Gericht war ein noch ernſteres und ſtrengeres als jenes, das über die Beata Sturmin in der letzten Nacht vor ihrem Abſcheiden erging; denn das Auge des Richters mit dem Lichte der Feuerflammen fand in dem jugendlichen Herzen der Julia noch tiefere Schatten und Dunkel als in dem Herzen der alten, bewährten Jüngerin Beata. Aber mit der Furcht und dem Schrecken der Ewigkeit wurden der troſtlos verzagenden Jungfrau auch die Tröſtungen und Lebenskräfte des Himmels gegeben, und dieſe durchdrangen bald hernach auch den, wie es ſchien, zum Tode kranken, gelähmten Leib, ſo daß ſich an dieſem noch 66 Jahre lang die lebensverlängernde Kraft der Gedanken der Ewigkeit erwies, von welcher ich in einem meiner früheren Briefe ſprach. Doch die vorbereitenden Uebungen in der Kunſt eines rechten, ſeligen Sterbens wiederholten ſich bei ihr in dieſer ganzen langen Zeit ihres ſpäteren Lebens gar oft ſo wie unter mancherlei Geſtalten. Sie mußte dem Tode in ſein Angeſicht ſehen, als derſelbe im ſiebenjährigen Kriege (1759) ihr in der Form von Mord und Brand ſich nahte; als der unmenſchliche Feind ihren damaligen Wohnort Neuſatz, nachdem er vor-

her aus den Häuſern alles Das, was von äußerem Werthe war, geraubt und zertrümmert hatte, in Brand ſteckte und über ihrem unſchuldigen Kinde, ihrem Manne und über ſie ſelber das Schwert zückte, welches Gottes Engel abwendete und den Arm, der daſſelbe zum Morde ſchwang, durch das Lächeln eines Säuglings lähmte, deſſen Schützer er war. Und dieſer Hüter führte auch die Flüchtlinge durch die Wagenburg der Feinde hindurch, unter deren Roſſen ſie durchkriechen mußten: die Verheißung, welche ihr ſchon einmal in früheren Jahren in's Herz gegeben war, „ſo du durch's Feuer geheſt, ſoll die Flamme dich nicht verzehren" u. ſ. w. ging an Julien in Erfüllung, als ſie durch das letzte in Flammen ſtehende Haus der Vorſtadt gehen mußte. Einige Jahre hernach in der öfteren Todesgefahr auf den Schifffahrten an der amerikaniſchen Küſte erfuhr ſie die Erfüllung auch des anderen Theiles des Spruches: „ſo du durch's Waſſer geheſt, will ich bei dir ſein, daß dich die Ströme nicht ſollen erſäufen." Denn ihr galten die Worte der Tröſtung für ihr ganzes ferneres Leben: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöſet. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du biſt mein." Schwerer jedoch als alle jene Uebungen in der Kunſt des ſeligen Sterbens fiel es ſpäter der hochbetagten Frau, daß die Erfüllung ihres ſehnlichen Verlangens, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein, ſo viele Jahre auf ſich warten ließ. Hatte ſie doch nur die einzige innere Sorge, daß ſie den Herrn immer treuer, inniger, dankbarer lieben möchte, da kam ihr gegen Ende ihrer achtziger Jahre auch noch die äußere, daß ſie, gelähmt an den Gliedern, und zuletzt auch faſt ganz erblindet und taub, der fremden Pflege bedürfen mußte, wie ein Kind, und daß ſie dieſe Pflege nicht vergelten noch verdienen konnte. Doch war ihr immer heiteres, in

Gott vergnügtes Weſen, das ſich bei jedem Danke für die geringſte Gabe ausſprach, und zuletzt zu einem unaufhörlichen Lob und Dankgebet gegen Gott wurde, ein großer Lohn und Segen für das Haus der Wittwen, in welchem ſie ſtarb, und eine Stärkung des freudigen Glaubens für Alle, die ſie auf ihrem Sterbebette beſuchten, an das ſie faſt 8 Jahre lang gebannt war. Die Feſtfreude, welche ihr Geiſt bei ſeinem Abſcheiden empfand, theilte ſich Allen mit, welche dieſen ſeligen Heimgang ſahen. Ja, von ihrer Seele galt das „ſelig von nun an“; von ihr hieß es „ſie hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht.“

Durch dieſes Gericht und alle Furcht vor ihm ſcheinen auch ſolche Seelen unberührt hindurch zu gehen, die in der äußeren, leiblichen Noth in Demuth und kindlicher Einfalt des Herzens, als die Armen an Geiſt, mit anderen Armen ihres Gleichen das Brod der Zeitlichkeit wie das Brod des Lebens der Ewigkeit getheilt haben. Eine ſolche Kinderſeele voll alles hingebender Liebe zu Gott und den Brüdern, ſelig im Vertrauen auf ſeinen Herrn, fröhlich immerdar in Ihm, ſeinem Heiland, war in dem Oberpfarrer Süſſenbach zu Bitſchin in Schleſien. Er hat in der kümmerlichſten Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt und iſt damals als ein fleißiges, gelehriges Kind durch alle Schulen der Theuerung und Hungersnoth, der Kriegsgefahren und der Sterbensnoth gegangen und in den Prüfungen derſelben wohlbeſtanden. An ihm ſelber, bei ſeiner immerdar fröhlichen Gemüthsart hat man auch in der größten Noth niemals eine Thräne geſehen, niemals von ihm eine Klage gehört, und ſo konnte er auch an Anderen keine Thräne ſehen, ohne ſie zu trocknen, keine Klage hören, ohne ſie zu ſtillen. Wenn er aber nun, ſo lange er etwas hatte, mit den Darbenden und Hungernden ſo freigebig ſein Brod

brach, daß ihm kein Heller, ja kein Brod für den anderen Tag im Hauſe blieb, da wollte dieſes ſeiner treuen Hausfrau, der Eva Süſſenbach, nicht ganz rathſam und klug dünken. Er aber pflegte das, was er in kindlicher Einfalt um Gottes willen gethan, mit ſeinem Lieblingsſpruche zu rechtfertigen: „Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens.“

Doch hat der Mann den Glauben ſeiner guten Eva zuweilen auf Proben geſetzt, welche für manche Andere zu ſchwer geweſen wären. So einſtmals, als Gott ihr Feld mit gutem Ertrage geſegnet hatte und ſie ihren Mann — denn ſie hatten keinen Knecht — mit einem Wagen Getreide nach Breslau ſendete, daß er es daſelbſt, wo der Preis viel höher ſtand als auf dem Lande, verkaufen möchte. Denn das Geld, ſo hoffte die Frau, ſollte dem Mangel des Winters dienen. Süſſenbach aber, als er in die Stadt kam und das Klagen und Jammern der Armen hörte, die gern für ſich und die Ihrigen gekauft hätten, den hohen Preis aber nicht bezahlen konnten, that ſeine Säcke auf, gab den Armen umſonſt, Anderen aber auch nach ihrem Begehren ſein übriges Getreide um ſo billigen Preis hin, daß ihm nur wenig Geld in ſeine Taſche kam. Aber auch in dieſer blieb es nicht ſicher. Der gute Pfarrer hatte noch niemals ſo viele Bettler und Nothleidende geſehen, denen der Hunger und das Elend ſo ſichtbarlich auf die bleichen Wangen gezeichnet ſtand, als gerade damals auf der langen Brücke vor Breslau, über die er mit ſeinem leeren Wagen dahinfuhr: „Nun“, ſo dachte er, „wenn auch der Wagen leer iſt, hat doch der Beutel etwas. Der Herr hat mir den Segen meines Feldes gegeben, ich gebe es Ihm gerne wieder in ſeinen Armen.“ — Die gute

Eva machte freilich über dieſen Handel ihres Eheherrn ein langes, nicht ſehr zufriedenes Geſicht. Denn obgleich auch noch im Hauſe ein Vorrath des Segens der Felder war, ging doch auch dieſer durch das freigebige Theilen mit den Armen bald zu Ende. Weniger um ihret-, als um des Mannes willen ging der ſorglichen Frau dieſes zu Herzen. Denn Süſſenbach, brünſtig im Geiſte, pflegte im Worte und Dienſte ſeines Herrn des Leibes nicht zu ſchonen, und wenn er dann am Sonntage müde und matt nach Hauſe kam, da fand ſie nichts, um ihn zu ſtärken und zu erquicken. Er aber, freudig wie ſonſt, ordnete an, daß der Tiſch gedeckt würde, betete mit kindlicher Andacht ſein Tiſchgebet: „Aller Augen warten auf dich, daß du ihnen Speiſe gebeſt zu ſeiner Zeit“ u. ſ. w. und man weiß, daß er niemals vergeblich auf ſeine Speiſe gewartet habe. Namentlich pflegte der Stadtbürgermeiſter über Tiſche zu ſeiner Frau zu ſagen: Mein Kind, unſer lieber Oberpfarrer hat die ganze Woche wieder ſo Vieles den Armen gegeben, daß ich ſorge, er wird heute wenig oder gar nichts zu eſſen haben, laß' uns mit ihm unſeren Braten theilen.“ Und ſo ging bei ſolcher Gelegenheit der andere Lieblingsſpruch des Pfarrers in Erfüllung: „Keiner wird zu Schanden, der auf den Herrn harret.“

Nun dieſe liebende, demüthige Kinderſeele iſt, wie wir glauben, auch eben ſo leicht, wie durch die Sorgen des Lebens, durch das Sterben und durch das Gericht gekommen. Nach ſeiner Gewohnheit hielt er eines Morgens um 6 die Betſtunde in der Kirche, wo er in ſeiner Weiſe, kräftig und brünſtig im Geiſte, nach Anleitung des 2. Pſalms von ſeinem Könige Jeſu Chriſto ſprach. Da fühlt er im plötzlichen Ermatten durch Mark und Bein, daß ihm ſein Ende nahe ſei; verkündigt ſeiner Gemeinde, daß er noch

vor Abend heimgehen werde zu ſeinem Herrn und Könige, und daß er ihr jetzt, in Hoffnung eines Wiederſehens in der ſeligen Ewigkeit, den letzten Segen ertheilen wolle. Da entſtand eine allgemeine Betrübniß und es ward viel Weinens in der ganzen Verſammlung. Am allermeiſten unter den Dürftigen und Nothleidenden darüber, daß ſie jetzt bei dieſer ſchlimmen, betrübten Zeit ihren lieben Vater und milden Verpfleger verlieren ſollten. Viele begleiteten ihn auch nach Hauſe und fleheten ihn an, daß er doch länger bei ihnen bleiben wolle. Er aber ſprach „was machet Ihr mir mein Herz ſchwer; ſoll ich meinem König und Herrn, meinem Gott und lieben Vater nicht freudig folgen, wenn er mich zu ſich ruft?“ Daheim ließ er ſich, ſo wie ſonſt ſein Ruhebett für die Nacht, das Sterbelager bereiten; legte ſich mit fröhlichem Angeſichte darauf hin und iſt auch noch an dem Abende dieſes Tages, nach einem tröſtlichen Zuſpruche an ſeine liebe Frau, ſanft und ſelig entſchlafen, ohne des Todes Schmerz und Furcht zu ſchmecken. Dieſes iſt ſelbſt für ſeine Freunde ſowie für ihn unter ſo wunderbar lieblichen Erſcheinungen geſchehen, daß, wie ich nachher erzählen will, ſein Heimgang bei Vielen den Eindruck hinterließ, den die feierlichen Geſänge der Kirche am Vorabende eines großen Feſtes hervorrufen.

Süſſenbach war, gleich den beiden Jüngern aus Emaus, auf dem geraden Wege nach ſeinem Ruhedache gegangen, als der Herr zu ihm trat. Sein Herz brannte in ihm von Liebe, als er vor dem Angeſichte des ihm ſchon zur Seite ſtehenden Herrn, von Ihm, ſeinem Herrn und Könige ſprach. Und der Herr war mit ihm, als der müde Jünger im Gefühle: es will Abend werden, der Gemeinde den letzten Segen gab. Er, der Auferſtandene, ging ein mit dem armen Jünger in ſeine Hütte, um noch heute

mit ihm das Brod des ewig seligen Lebens zu brechen. Wie konnte ein solches gottgeheiligtes Menschenleben schöner und herrlicher enden, als in dieser Weise.

Die Geschichte der Kirche bis in die neueste Zeit nennt uns mehrere solcher glücklichen und beglückten Zeugen der Wahrheit, welche im Geschäfte des Segnens ihrer Gemeinde, oder mitten in der Verkündigung des Heiles und der Gnade, die in Christo dem Herrn sind, aufgenommen wurden in Gnaden zu Dem, an welchen sie geglaubt, auf den sie vertraut hatten von ganzem Herzen. Sie waren hindurchgedrungen zum Leben durch den Tod, ohne diesen zu sehen und zu schmecken. So ist es auch denen geschehen, welche mitten in dem Gebete aus der Tiefe des Herzens, das sie täglich geübt hatten, weggenommen wurden von der Erde, oder jenen Seligen, mit welchen der Herr so eben, im Abendmahle, das Brod des ewigen Lebens — seinen Leib gebrochen hatte, und deren Leib man als Leichnam von der Nähe des Altares hinweg, in ihr Haus trug.

Aber so leicht, ja so lieblich bei solchen Seelen das Sterben erscheint, ist es dennoch und bleibt es für uns Alle eine ernste, ewig hochbedeutende Sache. Denn der Spruch stehet fest, mit seinem Adern und Gebein durchdringenden Inhalte: „dem Menschen ist gesetzt Einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ (Hebr. 9, 27.)

Ach, gäbe es doch keine Solche, die den Tod schmeckten und fühlten mit seiner ganzen Last der Ewigkeit, aus welcher kein Wiedererheben möglich ist, ehe es mit ihnen zum rechten Sterben kam. Das Gebet unserer guten alten Väter sollte wohl niemals am Schlusse der Gebete vergessen werden, zu denen das Geläute der Abendglocke aufruft: „Vor einem bösen, schnellen Tod behüt' uns, lieber Herre Gott.“ Denn ein solcher böser Tod kann freilich,

wenn er ſo geſchwind ohne alle Angſt und Schmerzen des Sterbens nachkommt, für ein leichtſinnig obendrin gehendes Menſchenurtheil als ein leichter erſcheinen, aber wohin der Stein fällt, der vom Rande einer Höhle hinabrollt in ihre Tiefe, wiſſen wir nicht. Es gilt da für Alle, wach zu ſein und bereit, daß der Sturz ſie nicht überrile, abzulegen die Laſt, die dieſen Sturz unaufhaltſamer macht: den Tollrauſch der Lüſte der Welt, der das Haupt beſchwert, den Geiz und die Ehrſucht, den Haß und Neid, die das Herz belaſten.

Wenn auch kein leichtes, doch ein ſcheinbar ſchnell vorübergehendes, kann das Ende des unglückſeligen Selbſtmörders ſein, welcher der Schande der mehr oder weniger ſelbſtverſchuldeten Verarmung oder Erniedrigung vor den Augen der Welt entgehen wollte, als er ſich den Kopf durch die Kugel der Piſtole zerſchmetterte. Leichter zwar, aber durch das, was ihm vorherging, noch ſchauderhafter war das Ende eines anderen Selbſtmörders, welcher in ſelbſtvergötterndem Hochmuth ſich und Andere betrogen, Manche um ihr Vermögen, Viele um das Glück und den Frieden ihres Lebens gebracht hatte und der zuletzt, ſchon betäubt durch den Genuß berauſchender Getränke der niedrigſten Art den ſicheren Tod in einem heißen Bade aufſuchte, und als er auch hier noch den Bauch mit Speiſen und ſtarkem Weine belaſtet hatte, ihn auch da fand. Allerdings ſchien er der Angſt und Noth des Sterbens entgangen, doch ſiehe, der Tod war da, von deſſen Dunkel wir das Auge hinwegwenden; denn hier endet das Gericht der Erde und ein anderes Gericht beginnt, deſſen Tiefen wir nicht ermeſſen.

Das unvermuthete Ende des Chriſten, der in Demuth und Liebe an der Hand ſeines Herrn den Weg durch das

Leben gegangen ist, verliert sich allerdings auch in einem Dunkel, dahin das Auge der lebenden Menschen dem Scheidenden nicht folgen kann. Dennoch läßt es in den Herzen der Freunde, nach seinem armen Menschenmaaße, ein ähnliches Gefühl zurück, als der Hingang Dessen, welcher todt war und ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, als eine Wolke Ihn hinwegnahm vor den Augen der Seinigen. Ich habe im 3. Bande meiner Selbstbiographie (S. 453, 454) das Ende eines theueren, brüderlichen Freundes, des Karl Köllner in Kornthal, beschrieben. Dieser Mann ist von früher Jugend an, bis in sein Alter, so wie ich vorhin von der Jul. v. Gammern es sagte, in der Kunst des rechten, seligen Sterbens wohl erfahren und geübt gewesen. Was in und an ihm noch auf Erden lebte und treu im Dienste seines Herrn, so wie der bedürftigen Brüder wirkte, das war nicht mehr sein eigenes Selbst, sondern ein anderes, das sich ihm zu eigen gegeben hatte. Der mächtig freudige Geist, der bei ihm Herz, Sinn und Muth durchdrang, wurde zwar in den Worten des Gebetes laut, das er in dem Kreise der Gemeinde sprach, doch ließen sich die Züge desselben in seinem ganzen Wandel, wie selbst in seinem heiter ernsten Angesichte lesen. In ganz besonderer Weise war dieses so am Morgen seines Todestages, am Dienstag in der Charwoche (1853). Daß er schon seit einiger Zeit ohne Aufhören in dem Gedanken an die selige Ewigkeit gelebt hatte, bezeugt ein Brief, welchen er drei Tage vor seinem Ende an seine damals als vereinsamte Wittwe (des Missionar Häberle) in Indien lebende Tochter schrieb; ein Brief, dessen Inhalt wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi lautet. An dem Morgen aber, von welchem ich hier rede, war er gesund und in seinem Gott vergnügt aufgestanden, kam zu den Seinigen

mit einem Ausdrucke der inneren ſeligen Fröhlichkeit und der zärtlichen Liebe, der ſelbſt den Kindern, ſeinen Enkeln ſo wie den Erwachſenen wie etwas Seltenes, Uebergewöhnliches an ihm erſchien. Namentlich auch am Nachmittage, als er zum letzten Male als ein Lebender zu den Seinigen eintrat, konnte man an ſeinem innig freudigen und doch wie in der Nähe ſeines Herrn ſtillen und in ſich gekehrten Weſen es bemerken, daß ein unbeſchreibliches, unausſprechliches, inneres wie äußeres Wohlſein ihn durchdringe. Er pflegte gern, wenn er, wie ſie übermorgen (am grünen Donnerſtag) ihn erwarteten, den Segnungen des Abendmahles entgegenging, das Stilleſein und die Einſamkeit aufzuſuchen. Heute, an dem ſchönen Frühlingstage, zog ihn ſein Verlangen hinaus in's Freie. Ein vorübergehender Knabe, welchen er freundlich begrüßte, ſah ihn noch dort im Felde ſtehen und vor ſich hinblicken, ein anderer Wandersmann aber, der bald hernach an die Stätte kam, fand ihn, auf ſeinen Stock geſtützt, am Boden knieen, und ein vorüberfahrender Wagen brachte nicht mehr den Sterbenden, ſondern ſeinen Leichnam in das Haus zu den Seinigen zurück. Er hatte das Sterben, welches in ſeinem Innern ſchon längſt dem Abſchluſſe nahe gekommen war, vollends in der Einſamkeit und Stille abgemacht, ſeine Seele aber hat den Tod nicht geſehen.

Die in Gott ruhende Frau des Profeſſor Lang in Halle (ſie ſtarb im Jahre 1715) hatte ſich zwar nicht in die einſame Stille eines weit vom Hauſe abgelegenen Feldes hinausbegeben können, um dort bei'm Sterben mit ihrem Gott allein zu ſein, denn ſie lag auf ihrem letzten Krankenlager, zwölf Tage lang in großer Fieberhitze müde und matt darnieder, aber ſie hatte in ihrem eigenen, dahinſterbenden Leibe eine innere und innerſte Kammer aufgefunden,

deren Thüre die Seele noch feſter und unzugänglicher hinter ſich zuſchließen kann, als die äußere Kammer. Sie gerieth, als ihr Ende nahe kam, in einen Schlaf, aus dem man Mühe hatte, ſie zu wecken, wenn es für ſie Zeit war, Arznei zu nehmen. Es war ihr in dieſem Schlafe ſo wohl, daß ſie einmal äußerte: Warum weckt ihr mich doch aus meinem ſüßen und vergnügten Seelenzuſtande? Man ließ ſie dann für einige Zeit in Ruhe, als jedoch der Schlaf zu lange andauerte, ſuchte man ſie daraus aufzurütteln. Sie aber war, wie der alte Jacob Faber, als ſie ihn aufwecken wollten, ſelig in dem Herrn entſchlafen. Ein ſolches ſtilles verborgenes Ende ſchickte ſich wohl zu der ganzen Geſinnung und Führung ihres Lebens. Denn ſie hatte ſchon als Kind die Stille und Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Spielen und Vergnügungen geliebt, weil ſie bereits frühe an Dingen ihr Vergnügen gefunden hatte, welche die Luſt eines ſanften und ſtillen Geiſtes ſind: an dem Leſen der Schrift und ſolcher Bücher, deren Inhalt und Sprachweiſe aus dieſer entnommen iſt und zu ihr hinführt, am Geſange lieblicher geiſtlicher Lieder zum Saitenſpiele ihrer Harfe, und am Gebete, darin ſich oft, mit einer an ſo frühem Alter ungewöhnlichen Innigkeit ihr ſehnliches Verlangen ausſprach, abzuſcheiden aus dem Erdenleben. Doch hatte ſie auch für die rechte, fleißige Anwendung von dieſem eine große Fertigkeit gewonnen, hatte bei einer ihrer älteren, auf dem Lande lebenden Schweſter die Geſchäfte der Haushaltung gründlich gelernt, war zu jeder, auch der geringſten oder beſchwerlichſten Arbeit immer bereit und dabei ſo emſig und munter, daß man ſehen konnte, wie bei ihr die beiden Füße des Chriſtenwandels, beten und arbeiten, gleich geſund und kräftig waren. Sie konnten dieſes

nicht ſein, wäre nicht ihr Herz ſo geſund und kräftig geweſen im Glauben, in der Demuth, in der Liebe. Als treue Gehülfin ihres ihr gleichgeſinnten Mannes, als Mutter ihrer 9 Kinder; als mitleidige, dienſtfertige Tröſterin der Betrübten, der Armen und Kranken, holdſelig, ſanft und freundlich, iſt ſie ihren ſtillen Weg gegangen und dennoch fürchtete ſie in geſunden Tagen immer, ſie werde nach ſo beſtändig innerlich heiteren freudigen Tagen ihres Lebens noch einen ſchweren Seelenkampf zu beſtehen haben und durch die Furcht und Schrecken des Todes gehen müſſen. Aber der Schrecken, welcher ihre letzte Krankheit und ihr Ende herbeiführte, war kein innerer, ſondern nur ein äußerer: eine Feuersbrunſt, die bei ungewöhnlich ſtarkem Sturmwinde ausgebrochen und durch ein furchtbar wildes Geſchrei auf den Gaſſen angekündigt war. Sie erkannte ſogleich, daß ihr Krankenbett ihr Sterbelager ſein werde. Als man jedoch mitten in ihrer Fieberhitze ſie fragte, wie es ihr in ihrem Gemüthe ſei, da ſagte ſie: Gott Lob! da iſt lauter Stille, Friede und Ruhe; mitten unter den Leibesſchmerzen nichts von Furcht und Bekümmerniß, ſondern wie ein Kind in der Wiege, ſo ruht meine Seele in Gott.“ —— „Ach, welch' ein großes Kleinod iſt es, auf ſeinem Todtenbette zu wiſſen, daß man einen gnädigen Gott hat.“ — Einer ihrer geliebteſten Freundinnen ließ ſie ſagen: ſie ſolle ſich nicht mehr vor dem Tode fürchten, denn Gott iſt getreu. Auch ſie hätte nicht gedacht, daß ſie dieſe Gnade der Seelenruhe haben ſolle, ohne Kampf. So war und blieb ihr Herz beſtändig erfüllt von Lob und Dank gegen Gott und in all' ihren Worten ſprach ſie dieſe Stimmung des Gemüthes aus. Darum konnte ſie mit Recht den Seelenzuſtand, in welchem ſie ſich befand, als

der Tod ihr zu einem Schlafe wurde, einen süßen und vergnügten nennen*).

Scheinbar verschieden und dennoch wesentlich übereinstimmend war der Zustand, in welchem sich der frommen Engländerin Elise Backer das Ende nahete. Diese zwar hatte die Schauer des Todes lebhaft gefühlt und ihn den dunklen Eingang genannt zu ihres Vaters Palast, doch wichen solche Anwandlungen bald von ihr. Obgleich nicht in einem äußerlichen Schlafe, ruhte sie dennoch in einer schweigenden Stille aus. Sie fühlte sich wie ein Fremdling im fernen Lande, der die Sprache der Fremde nicht mehr verstand, wollte deshalb nicht mehr reden, noch reden hören, „denn bald komme sie dahin, wo man die himmlische Sprache rede“**).

Nicht bei allen so selig Dahinsterbenden geht das Leibesleben in solch' tiefem Dunkel zu Ende, sondern zuweilen geschieht es, daß noch ein heller Strahl der Abendsonne durch das Gewölk bricht, welcher selbst den sterbenden Leib beleuchtet und mit ungewöhnlicher Kraft anregt. So ist es der treuen, stillen Dulderin in manchem Leid der Erde, der A. Kath. Wiegleb geschehen, als sie einige Tage vor ihrem Ende am Abende so schwach war, daß sie kaum die Zunge noch bewegen konnte, und als sie zum Erstaunen Aller, die um sie waren, mit lauter Stimme ausrief: „Victoria, Hallelujah. Lobet den Herrn; alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Sie bat die Ihrigen, Loblieder mit ihr zu singen und dankte für diese Erquickung. Sie suchte hierauf mit fröhlichem Gemüthe die Ruhe der Nacht und obgleich noch einige Male die Bangigkeit des Sterbens

*) Chr. Fr. Burk a. a. O. S. 134—139.

**) Burk S. 76.

wie ein düſteres Gewölk ihre Seele umſchattete, kamen ihr dennoch dazwiſchen immer wieder tröſtende Strahlen, bis ſie in ſeligem Frieden in dem Herrn entſchlief. In gleicher Weiſe gerieth ein Geiſt der wunderbaren Kraft und Stärke über den ſterbenden Leib der Lucia Stern zu Wiesbaden, der Siegerin über manchen furchtbaren inneren Kampf, in deſſen finſtere Tiefe nur wenig Seelen zu ihrer Läuterung geführt werden. Zwei Tage vor ihrem Tode ſang ſie noch mit lauter, gleichwie über das frühere Maaß ihrer Natur gehenden, Stimme das ſchöne Loblied:

Halleluja! Lob, Preis und Ehr'
Sei unſerm Gott je mehr und mehr
Für alle ſeine Werke u. ſ. w.

Ihr Geiſt war von dieſer Stunde an wie entrückt aus dem Leben des Diesſeits in das Leben des ſeligen Jenſeits, die Schwingen zum Auffluge waren gelöst; ſie fühlte ſich nicht mehr hier, ſondern dort daheim; ſie entſchlief freudig und ſanft *).

Ein ſolcher Hinübergang im Vollgefühle jenes Friedens, den die Welt nicht geben und gewähren kann, war das Ende des gottbekräftigten, an vielen Seelen geſegneten Hofpredigers Hedinger (im J. 1704). — Die vielgeprüfte, vielgeläuterte Wittwe, welche nach dem ſalomoniſchen Sprüchworte, dem Hilmar Ernſt Rauſchenbuſch „viel edler als eine köſtliche Perle" (Prov. 31 V. 10) zum Weibe beſchieden und bis zu ſeinem Lebensende im 70. Jahre ſeine treue Gehilfin geweſen war, hatte noch manches Jahr den einſamen Weg über die Gräber der Ihrigen gehen müſſen. Ihre Tochter Charlotte, ein Gefäß der Gnade und der Ehren, wie Gott in ſeinen Erwählten ſich be-

*) Burk a. a. O. S. 82 u. 118.

reitet, war auch ſeit 5 Jahren in freudigem Glauben aus der Welt gegangen, die alte Mutter aber hatte noch oft unter Thränen mit einer tief in ihrer Natur liegenden Furcht vor dem Tode zu kämpfen. Da auf einmal war dieſe Furcht von ihr genommen und drei Wochen vor ihrem Tode am Oſtermorgen (1834) wachte das ſehnliche Verlangen in ihr auf, einzugehen zu ihrer ewigen Ruhe. Das Werk des letzten Losringens ihres Geiſtes von der Bürde der Zeitlichkeit blieb meiſt ein tief inneres, verborgenes, bis ihr am letzten Sonntag Nachmittag durch die Stelle Römer 5 V. 1—6 die ſchweigende Zunge gelöſt wurde: „Nun wir denn ſind gerecht worden durch den Glauben, ſo haben wir Friede mit Gott, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum“ u. ſ. w. Da erhob ſie ſich zu einem kräftigen, feierlichen Gebete, in welchem ſich kund gab, welches Werk der Gnade in ihrem Inneren zur freudigen Vollendung gekommen war und fiel dann in einen ſanften Schlummer, welcher bald zum Todesſchlummer wurde*).

Schwer ſind die äußeren, leiblichen Leiden geweſen, durch welche die Gemahlin des Profeſſors der Theologie A. A. Hochſtetter zu Tübingen, eines für ſeine Zeit hochgeſegneten Lehrers, zu ihrer ewigen Ruhe hindurch mußte, ſchwerer jedoch noch die inneren Kämpfe mit dem Kleinmuthe und der Neigung zum Verzagen ihres Herzens. Während jedoch dieſe Kämpfe ſie ſo tief darnieder beugten, daß auf ihren Lippen alle Worte des Troſtes und der Ermuthigung verſtummt ſchienen, wuchs die Kraft des Troſtes

*) M. v. die Schrift: Rauſchenbuſch in ſeinem Leben und Wirken von W. Leipoldt (Barmen 1840).

in ihrem Inneren immer mächtiger an, und ihr wurde da gezeigt, wie Gott in den Schwachen mächtig sei, und wie den Armen, ja den Aermsten an Geist, das Himmelreich verheißen ist. Und als nun unter den heftigsten leiblichen Schmerzen der Entzündung ihre äußeren Kräfte am auffallendsten dahin sanken, da wurde die Freudigkeit in ihrem Inneren so stark, wie noch niemals vorher in ihrem Leben. Nachdem sie noch einmal einen letzten Kampf des Gerichtes gleich dem der Beata Sturmin (m. v. S. 96) bestanden, da erwachte sie am letzten Morgen ihres Lebens (5. März 1708) mit dem fröhlichen Gesange: „Heut' schließt Er wieder auf das Thor zum schönen Paradeis. Der Würger steht nicht mehr davor, Ihm sei Lob, Ehr und Preis." In dieser glaubensfreudigen Stimmung des Gemüthes ist sie denn auch bald hernach hinübergegangen, dahin, wo schon längst ihr Schatz, ihr Trost in Zeit und Ewigkeit war.

Der seligen Aebtissin zu Fischbeck, Charlotte Elisabeth von dem Busch, hatte man in ihrem vor den Augen der Lebenden schweren Todeskampfe die Worte des Herrn zugerufen: Siehe, ich komme bald; sie aber antwortete mit innigster Freudigkeit: „Ach ja, Er ist schon da," und mit diesen Worten entschlief sie (1753).

Es gibt wenig Krankheiten, welche gleichwie die Pest, die Kräfte des Leibes schleunig dahinnehmen und vernichten, so daß die von der Fiebergluth verdorrte Zunge und die schwer athmende Brust kaum noch zu einem vernehmbaren Worte fähig sind. Anders aber erwies sich die Macht des Geistes an der gottgeheiligten Diaconissin Margarethe zu Constanz. Sie war die Schwester der beiden Brüder aus dem edlen Hause der Herren von Blaaver, davon der eine als Bürgermeister, der andere als Priester und

Liederdichter ein Segen ihrer Vaterſtadt und ihres Landes geweſen ſind. Ein Verein von Jungfrauen und Frauen hatte ſich zu Conſtanz im Geiſte der apoſtoliſchen Zeiten gebildet, welcher gleich den Diakoniſſen der älteſten Kirche die Hilfe und Pflege der Wittwen, der Waiſen, der Armen, ſo wie der Kranken, ſich zur Aufgabe ſtellte. Vor Allem waren es die Peſtkranken, deren bei der damals herrſchenden Seuche die frommen Pflegerinnen ſich annahmen, denn von dieſen ſcheuchte die Todesfurcht ſelbſt die Nachbarn und Gefreundte hinweg. Margarethe aber, als Vorſteherin des Diakoniſſen-Vereins, ging bei dieſer Pflege allen Schweſtern mit ihrem Beiſpiele voran. Als ſie jedoch im November 1541, da der Würgengel der Seuche durch alle Häuſer und Hütten der Stadt ging, ſeinen Schritten unabläſſig von einem Sterbelager zum anderen folgte, da ward auch ſie von der Peſt getroffen. Der Geiſt der Gnade und der Kraft aber, der ihr den Mund an den Sterbebetten der Anderen ſo oft zum Troſte und zur Stärkung des Glaubens aufgethan hatte, wich nicht von ihren ſterbenden Lippen. Sie ging mit dem Zeugniſſe ihres vollkommenen Vertrauens auf Chriſtum unter heiligen Reden hinüber zu Dem, den ihre Seele liebte. Je ſchwerer hier die äußere Krankheit und Todesſchwäche der Glieder, deſto leichter iſt der Todeskampf geweſen, in deſſen furchtbarem Dunkel die A. El. Porſt faſt verzagte. Doch dieſes Dunkel löste ſich noch vor ihrem Ende in einen Vorgenuß der Freuden der Ewigkeit auf, deren Genuß durch einen Hinüberblick in die ewige Herrlichkeit, ähnlich dem des ſeligen Joh. Arndt, bis zu einem Entzücken ſich erhob, durch welches zuweilen, wie namentlich bei der ſterbenden Dor. El. Hecker (geſt. 1743), an dem Leibe von Erde, ehe er jetzt wieder zur Erde wird, ein

prophetiſches Vorbild des künftigen verklärten Leibes heraufdämmert *).

Was ich ſo eben beſchrieb, das iſt ein Hellgeſicht des Geiſtes, das aus der diesſeitigen Welt des Vergänglichen weit hinübergeht in die jenſeitige, ewige Welt und ihre Herrlichkeit. Oefter noch als dieſes höhere und höchſte tritt bei Sterbenden, ſo wie bei Solchen, welche, ſcheinbar noch geſund, dem nahen Tode entgegen gehen, jenes der Leiblichkeit noch zugewendete Hellgeſicht ein, das ihnen die Zeit und Stunde des eigenen Endes oder das Schickſal anderer, ſelbſt entfernt wohnender Menſchen kund macht. Die ihrem kindlichen Glauben treugebliebene Gemahlin des berühmten Theologen J. Sal. Semmler, erfuhr in einem Traume die Botſchaft ihres nahen Todes. Sehr vielen anderen, in alter und neuer Zeit, dem 88jährigen Rußbroch eben ſo wohl als der 4jährigen Pflegetochter des Pfarrers Wallin in Stockholm, von welcher ich in einem früheren Briefe ſprach, ward die Zeit, ja die Art ihres Heimganges aus der Zeitlichkeit in großer Klarheit und Sicherheit angezeigt. Die Frau des Profeſſor Calow in Leipzig erfuhr durch ein Hellgeſicht in ihrem Inneren den Tod ihres Sohnes (31. März 1662), deſſen Krankheit man ihr verhehlt hatte und ihren faſt gleichzeitigen eigenen.

Iſt es doch zuweilen, als ob ein Mitempfinden des Hellgeſichtes der höheren Art, das die Sterbenden ergreift und durch die dunkle Pforte hinübergeleitet, ſelbſt die Lebenden und Geſunden anwandeln könnte. Wenn auch nicht das Auge, ſo wird doch zuweilen das Ohr der Freunde für die Töne aus einer unſichtbaren Ferne geöffnet, welche

*) Burk a. a. O. S. 28; — S. 111; — S. 222.

gleich einem Gruße aus der seligen Ewigkeit der scheidenden Seele entgegenkommen. Ich habe in meinen Schriften einige dieser Fälle erwähnt*). Bei dem freudigen Heimgange des Pfarrer Süssenbach, aus dessen originellem und einfältig frommem Leben ich schon oben einige Züge erzählt habe, versicherten Viele aus seiner treuen, ihn herzlich liebenden Gemeinde, daß auch sie die Töne, von einer unbeschreiblichen Lieblichkeit, vernommen hätten, von welchen der Sterbende wie von einer Musik der Engel entzückt war. Ihm und seiner Frau mochten sie als eine Gabe aus der unsichtbaren Welt erscheinen, Andere suchten ihren Ursprung vergeblich theils in einem der Häuser, theils, auf die Stadtmauer hinansteigend, außer der Stadt, Keiner aber sah das Chor der Sänger und Tonkünstler aus fremder Heimath.

Wohl könnten alle diese vorherstehenden Züge aus der Geschichte der Sterbestunden selig heimgegangener Menschen dem Bilde des Todes einen Theil seiner natürlichen Schauer nehmen. Aber er bleibt deshalb immer das, was er ist und war: ein König der Schrecken für alle Sterblichen. Manche werden, wie Kinder auf dem Arme zärtlich schonender Mütter, an dem Feinde des Lebens, mit abgewendeten Augen vorübergetragen, daß sie ihn nicht sehen, andere, die zu Männern am Geiste erstarkt und zu Vorbildern eines unabläßigen, mächtigen Kampfes des Geistes mit dem Fleische berufen und vorbestimmt sind, müssen ohne äußeren Trost und Linderung fortkämpfen bis an's Ende und in ihrem siegreichen Ausgange ein Beispiel geben von dem Glaubenhalten und dem Treubleiben bis zur letzten Stunde. In den Reihen dieser Sieger über den Tod und

*) M. v. unter anderen in meinen Erzählungen von Liedern die erste (Altes und Neues u. s. neue Folge, 2. Theil.)

ſeine Schrecken, dem ſie männlich gegenüberſtehen und in's Auge blicken mußten, bis ihre Augen ſich ſchloſſen, leuchtet wie ein Stern des Himmels hervor der theuere Ludwig Hofacker, deſſen inneres wie äußeres Leben an ſeinem Freunde Albert Knapp einen tief eingehenden, glücklichen Beſchreiber gefunden hat*). Ich weiß (denn ich habe das Buch im Zimmer Ihrer Mutter geſehen), daß Sie den Ludwig Hofacker aus ſeinen Predigten kennen. Von einer großen Zahl derſelben kann man ſagen: ſie ſind empfangen und geboren in der Weihe jener erſten Liebe zu dem Herrn ſeinem Gott, deren Gluth feurig iſt und eine Flamme des Herrn; ſie alle ſind freudig und ſtark im Hoffen und im Glauben, lieblich anzuhören und zu leſen, wie es nach ihrem höheren göttlichen Maaße die Worte jenes zwölfjährigen Knaben mögen geweſen ſein, den ſeine Eltern im Tempel — im Hauſe ſeines Vaters fanden, wo er mit den menſchlich hochweiſen Lehrern ſich befragte und ihnen zuhörte. Hofacker's, des Jünglinges, Predigten haben mir oft mein altes, kaltes Herz jugendlich neu bekräftigt und erwärmt.

Der große Prediger fragt Alle, die ſein vergangenes Leben kannten: wer hat fröhlicher ſich ergötzet denn ich, rühmet dieſes Fröhlichſein als eine Gabe von Gottes Hand. Hofacker war kein König von Jeruſam, er konnte aber dem gekrönten Prediger es nachſprechen: wer hat fröhlicher ſich ergötzt als ich? Das aber, was ihn ſo fröhlich ergötzte, war nicht die Fülle des äußeren Reichthumes und der Becher aller Freuden der Sinne, den das äußere Glück dem Begüterten in die Hand reicht, denn er hat von Jugend auf mehr ein armes als ein wohlbehagliches Leben geführt,

*) Leben des Ludwig Hofacker. Heidelberg 1852.

ſondern der Becher ſeiner Freuden war ein innerer: war ein immer fröhliches Herz. Dieſer innerliche Freudenbecher war bei ihm ſchon in ſeinem Knaben- und Jünglingsalter ſo gefüllt, daß er gern, in jovialen, ſcherzhaften Reden überſprudelte, und ſeinem ganzen Weſen und Thun die Stimmung eines blauen, von keinem Wölkchen getrübten Frühlingstages gab, welcher die Herzen Aller, die in ihn hinaustreten, fröhlich ſtimmt. Mehr als jeder Andere war ſchon der Knabe und noch mehr der geiſtreich witzige Jüngling Hofacker für andere Jünglinge ein Freudenbringer und Freudengeber, wo und wann er in ihren Kreis trat.

Aber die große, ſeltene Gabe des Naturells ſollte und mußte zu einer Gabe des Geiſtes geläutert und geheiligt werden. So wie Ludwig Hofacker vor Anderen aus dem Freudenbecher eines fröhlichen, friſchen Blutes und Muthes getränkt wurde, mußte er auch ſchon frühe in ſeinem Leben den bitteren Kelch ſchwerer, ſchmerzhafter Krankheiten und Trübſale koſten. Wie einem herannahenden Gewitter, das mitten in ſeinen Schreckniſſen dem von langanhaltendem Sonnenſcheine dürr gewordenen Lande Erquickung und Lebenskraft bringen ſoll, eine Trübung und oftmals Schauer der Haut erregende Abkühlung und Stille der Luft vorangeht, ſo geſchah es dem Jünglinge innerlich, als ihn, er wußte nicht wie? ein Hauch der züchtigenden Gnade anwehete. Er war in den Augen ſeiner Freunde ein ganz Anderer als ſonſt, ernſt, ſtill und in ſich gekehrt geworden; aber wie ſchon an trüben Tagen, auch wenn noch kein Regen kam, die Keime und Sproſſen der Bäume und Kräuter zum Wachſen erſtarken, ſo waren in ihm die Keime aufgelebt, welche die Schule ſeiner Kindheit, namentlich die Ermahnungen und Worte ſeiner treuen, frommen Mutter, zum Erkenntniſſe des Heiles in Chriſto in ihn gelegt hatten.

Da traf ihn, als 22 jährigen Jüngling, in der That wie ein Blitz aus stiller Luft an einem heißen Augusttage (1820) der Sonnenstich, der ihn ohnmächtig zu Boden warf. Zu den Schmerzen der tiefen Wunde am Kopfe, die der Fall ihm zugezogen, gesellte sich eine langanhaltende Zerschlagenheit aller leiblichen Kräfte. Die erste, reichgesegnetste Lehrerin seiner Jugend, die fromme Mutter, saß als hütender Engel an seinem Krankenbette und vor der Pforte des verlorenen und wiedergefundenen Paradieses, in welchem sein Herz nun für immer Wohnung gefunden hatte.

Ich habe den mir theueren Ludwig Hofacker in der kurzen Strecke des Lebens, die ich von meinem 18. bis zu meinem 48. Jahre (von 1798 bis 1828) mit ihm gleichzeitig auf Erden durchwandelte, persönlich nicht kennen gelernt, denn er hat seinen Pilgerlauf schon in 30 Jahren vollendet, während der meinige schon jetzt in das 78. Jahr sich verlängert hat. Mich aber, so wie jeden Anderen, welcher den in kurzer Prüfungszeit selig Vollendeten so kennen lernen will, wie er leibte und lebte, hat Albert Knapp, der nahe befreundete Genosse seiner Jugend wie seiner Gesinnung, in dem obenerwähnten, trefflichen Buche bei ihm eingeführt. Ich möchte auch Ihnen, meine Freundin, dieses schriftliche Denkmal an einen seltenen Prediger der Gerechtigkeit, für unsere und künftige Tage in Ihre Hände geben. Ich übergehe hier die Beschreibung der vielen, schweren Heimsuchungen durch leibliches Wehe und niederbeugende Beschwerden der mannichfachsten Art, welche den früher so lebensfrischen und lebenslustigen Jüngling Hofacker trafen und in den letzten Tagen seines Lebens fast gar nicht mehr verließen, und wende mich nur noch einmal zu der schon oben erwähnten Beschreibung seines Endes zurück. Ein Begegnen seltsamer Art muß es ge-

weſen ſein, als einige Monate (im Juni) vorher, ehe dieſes langerſehnte Ende kam, drei waſſerſüchtige Leidensbrüder zu Rielingshauſen, in deren Kirche Hofacker ſo oft ſeinen Mund zum Troſte, zur Erweckung und geiſtigen Auferbauung ſeiner Gemeinde aufgethan hatte, im Dienſte ihres Herrn zuſammentrafen. Der eine davon war der betagte, waſſerſüchtige Dekan von Marbach, der andere der noch mühſam am Stocke einherſchleichende Pfarrer, der dritte ſein ebenfalls waſſerſüchtiger Schulmeiſter. Der Dekan, der zur Kirchenviſitation hergekommen, ſtarb am 22. September, der Pfarrer am 18. November, der Schulmeiſter im folgenden Jahre*).

Da ſaß er nun meiſt, bei Tage wie bei Nacht, in ſeinem Lehnſtuhle, gepeinigt von den Schmerzen an ſeinen Füßen, in die man Einſchnitte gemacht hatte, um dem angeſammelten, beizend ſcharfen Waſſer einen Ausweg zu öffnen; gequält von den Beängſtigungen und Erſtickungsanfällen ſeiner Bruſt, immer noch nach ſeiner, auch äußerlich gewaltigen Natur, mit einer Luſt und Liebe am Leben hangend und dabei dennoch beſtändig im Angeſichte und in der Furcht des Todes. Und nicht nur des leiblichen Todes, ſondern des Gerichtes der Ewigkeit, in deſſen Nähe ſein ganzes vergangenes Leben mit all' ſeinen Abweichungen zur Rechten und zur Linken vor ſeinen Augen aufgethan wurde. Er, deſſen freudiger Geiſt zu ſo hellem Lichte ſich erhoben und in dieſem geſchwebt und gelebt hatte, wurde jetzt in ein Dunkel hinabgeführt, das ihn oft dem Verzagen nahe brachte. Er verſank aber darin nicht, denn die kindliche Demuth ſinkt wie eine Taucherglocke mit einer ſolchen gläubigen Seele hinab in die Tiefe und ſchützt ſie,

*) A. Knapp a. a. O. S. 307, 308.

daß ſie, unverſehrt von den über und neben ihr dahinrauſchenden Fluthen, das Dunkel des Gerichtes beſteht, und aus ihm heraufgehoben wird an's Licht.

„Es ging", ſo ſagt Knapp (a. a. O. S. 315) „dem ſeligen Hofacker an ſeinem Ende, wie dem ſeligen Prälaten Oetinger, dieſem tiefſinnig theoſophiſchen Geiſte, der in ſeinem achtzigſten Jahre nach einer Maſſe der kühnſten edelſten Forſchungen zuletzt ſprach: Alles, was ich von dem lebendigen Gott weiß, iſt in Luther's kleinem Katechismus enthalten." Aehnlich gemeint war das, was Hofacker in ſeiner humoriſtiſchen Weiſe zu einem Freunde ſagte, der ihm für jene Welt Hoffnung machte zu dem Berufe eines Miſſionärs für die Ankömmlinge aus der Heidenwelt: „Meinſt du denn, wer in dieſer Welt ein Pfarrer geweſen iſt, werde es deswegen auch wieder dort werden? Du weißt nicht, ob du nicht drüben, ſtatt zu predigen, in der Kinderlehre ſtehen mußt." Und in dieſe Kinderlehre ging der gedemüthigte Geiſt des Kranken jetzt gern und täglich tiefer ein.

Das Dunkel des inneren Gerichtes hatte ſich verzogen. Aber an den Mühen des äußeren Kampfes mit den oft unerträglich erſcheinenden leiblichen Schmerzen und Beängſtigungen wurde dieſem kräftigen Streiter nichts erlaſſen. Ihm galt es nach dem ganzen Gewichte der Worte: Keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Freilich ſtammelte er, überwältigt von ſeinen Leiden, öfters: „Es iſt genug, Herr; ſo nimm nun meine Seele." Und als in den letzten 24 Stunden die Beängſtigungen der Bruſt ſtets höher und höher ſtiegen, bat er die ihn Umgebenden mehrmals, ſie ſollten den Herrn um ſeine baldige Erlöſung anflehen. Als man ihm am letzten Morgen aus einem Gebetbuche für alle Tage des Jahres das Gebet für den 18. November vorlas, da lautete der vorausgeſendete Spruch: „Wo ich bin, da ſoll mein Diener

auch ſein.“ Und am Mittag trat in ſeinem ſchwer leidenden Leibe die Ruhe ein, die ſeinem Geiſte der Vorgänger der ewigen ſein ſollte. Bei völligem, klarem Bewußtſein, freudig und innig theilnehmend, ja mitſprechend bei dem Gebete und Abſchiedsſegen der Seinigen, entſchlief er ohne die mindeſte Zuckung, ſanft und im Frieden Gottes. Wie Knapp ſagt, „als ein Mann, auf welchen vor vielen Anderen das Wort anzuwenden iſt: „dieſer iſt gekommen aus großer Trübſal, und hat ſein Kleid gewaſchen und hell gemacht im Blute des Lammes.“ — Sein letztes Wort war der Name Deſſen geweſen, den ſeine ganze Seele liebte und den ſein ſcheidender Geiſt wie einen ſchon bei ihm Stehenden umfing.

Siegreich, wenn auch für das Auge der Lebenden ſchwer, war dieſer Ausgang aus dem armen, hinſterbenden Leibe. Hofacker ſollte bis zu ſeinem letzten Athemzuge nicht durch das Wort allein, ſondern durch die That ſelber ein Prediger des Wortes ſein für Alle, die ihn ſahen und hörten. Mitten in ſeinen langen Todeskämpfen und Schmerzen ſprach ſich an ihm die Lehre aus, welche das Buch der Weisheit (3 V. 4) über den Tod der Gerechten gibt: „Ob ſie wohl vor den Menſchen viel Leiden haben, ſo ſind ſie doch gewiſſer Hoffnung, daß ſie nimmermehr ſterben.“ „Ja, was ſind dieſer Zeit Leiden gegen die Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden und was kann uns, ſo ſchwer auch der Kampf ſein mag, ſcheiden von der Liebe Gottes (Röm. 8, 18; 35)?“ Selbſt noch das Angeſicht des Verſtorbenen, wie es im Sarge lag, ſchien zu zeugen von dem ſeligen Frieden Derer, die in dem Herrn ſterben.

Aber ich kehre wieder zu dem Anfange meines Briefes zurück. Das Ende des Menſchen, der nicht im rechten Sinne des Wortes ein Kind geweſen oder geworden iſt in all' ſeinen Formen und Arten, iſt eine Predigt über den Spruch:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Ich könnte hier meine Feder niederlegen und Sie verweiſen auf die Stimme eines unſerer Prediger in der Wüſte, die ſeit Kurzem ſich vernehmen ließ, und da ich von Herzen wünſchte, daß ſie von Allen gehört würde, denen (nach einem von Hofacker gebrauchten Ausdrucke) das Sterben nicht als eine Kleinigkeit erſcheint. Es iſt dies „die Lehre von den letzten Dingen" in dem Buche von C. F. Göſchel: der Menſch, nach Leib, Seele und Geiſt, dieſſeits und jenſeits*). Namentlich das erſte Capitel des 2. Abſchnittes dieſes Buches, überſchrieben „das Sterben," wird von Ihnen gewiß mit derſelben innigen Rührung geleſen werden als von mir und in Ihnen dieſelben tiefer gehenden Gedanken anregen und aufwecken, die es in mir geweckt hat.

So wenig ich mich aber auch geſchickt fühle, mit einem ſolchen Führer, wie Göſchel es in ſeinem Buche war, gleichen Schritt zu halten, will ich dennoch, zuweilen mich auf meinen Führer berufend und mit ihm ſprechend, die hier begonnene Betrachtung über das Sterben noch kurz in meiner Weiſe zu Ende führen.

„Das Sterben iſt (nach Göſchel S. 64) der Weg aus dieſem Leben zum leiblichen Tode und zum Leben nach dem Tode des Leibes, aber nicht der Tod ſelber, welchem es erſt entgegen geht, bald ſchneller, bald langſamer, wie es ſcheint. Das Leben — — iſt der Strom zwiſchen Diesſeits und Jenſeits; — die Mitte zwiſchen zwei Zuſtänden des menſchlichen Lebens." „Wir laſſen" nach Bunyan „das ſchwere Gewand der Sterblichkeit im Strome zurück, eilig (außerhalb) und leicht iſt dann der Aufſchwung oder Lauf im

*) Leipzig bei Dörffling und Franke 1856.

Jenſeits.“ Ich wiederhole das Wort, das ich ſchon oben geſprochen: das Sterben iſt ein Aufwachen aus dem Traume des Lebens, ein ähnlicher Wechſel der Lebenszuſtände wie jener, der zwiſchen dem ungeborenen Menſchen im Schooße der Mutter und dem neugeborenen, an's Licht der Tage hervorgegangenen iſt. Es liegen in dieſem Bilde die Höhen und Tiefen einer geiſtigen Bedeutung, in welche ich hier nicht eingehen, ſondern nur zunächſt an ihren natürlichen Sinn mich halten will.

Der ungeborene Menſch im Mutterſchooße empfängt auch bereits den Lebenshauch, den unſere Bruſt aus der Luft aufnimmt; er wird, wie wir, geſpeiſt und getränkt, der Strom der anregenden Lebenskräfte, die unſere Nerven und Adern durchdringen, uns bekräftigen und erhalten, dringt auch durch ſein Fleiſch und Gebein, ja die Peſtilenz, die im Finſtern ſchleicht, die Seuche, die am Mittage verderbt, kann ihn noch im Mutterleibe anrühren und ſeinem Leben ein Ende machen, während das der Mutter erhalten bleibt. Aber dieſes Alles begegnet ihm nur vermittelt durch die Mutter, aus deren Blut er den natürlichen Lebensgeiſt der Luft, die gedeihliche Nahrung für ſein Fleiſch und Gebein, entnimmt, aus deren Nerven ihm die Anregungen kommen des magnetiſchen Lebensſtromes, der Alles bewegt und erhält. Er ſelber unmittelbar, der im Verborgenen Schlummernde, weiß nichts von der Luſt und den Sinnenfreuden, durch welche vielleicht ſeine Mutter ihr Leben dahintanzt, nichts von dem Leid und dem Schmerze, der andere Male ihr Herz beſchwert; ſein Ohr hört nichts von dem Angſtgeſchrei auf den Gaſſen, ſein Auge ſieht nichts von den Flammen der Feuersbrunſt, durch welche die Mutter erſchreckt wird, und dennoch geht ein dunkles Mitgefühl, in ſeinen Folgen auf die ſpätere Entwickelung, ja auf die

Naturart des Menſchen voll mächtigen Einfluſſes, von dem Leib und der Seele der luſtig dahinſchwärmenden, der von Gram gebeugten, oder der von Furcht und Schrecken ergriffenen Mutter auf den Leib und die Seele des ungeborenen Menſchen über. Es kommt jetzt die Stunde der Geburt; die Stunde des Ausſcheidens des Kindes aus der Mutter. Das unbewußte Traumleben, in welchem der Menſch bereitet ward in der verborgenen Tiefe, hat ein Ende; das eigene Leben erwacht, die Bruſt thut ſich ſelber dem Athmen der Lebensluft auf, das Auge wird vom Lichte, das Ohr vom Schalle angerührt, nackend und bloß tritt der Menſch in die Welt ein, deren ungewohntes Anrühren ſeines zarten Fleiſches und deren drückende Luft ihn ſchmerzt. Wohl ihm, wenn er nicht wie ein Mißgeachtetes oder Todtes dahin geworfen wird, ſondern wenn Hände einer mütterlichen Liebe ſchon vor der Geburt die Windeln und das weiße Kindergewand ihm bereitet haben, die den Ankömmling in der neuen Heimath bedecken und umkleiden ſollen.

Ein gleicher Unterſchied, wie der, welcher zwiſchen dem Sein des ungeborenen Menſchen und des ausgeborenen für das irdiſche ſterbliche Leben beſteht, findet ſich zwiſchen dem Sein der Seele des Menſchen diesſeits, vor ſeinem Sterben, und jenſeits, nach demſelben. Wer ſollte nicht es durchfühlen, wie in den tauſendfältigen Gedankenbildern, in den Aufregungen ſeiner Leidenſchaften und Begierden, aber noch mehr, wenn auch ſelten, in dem Anhauche der Kräfte, die ſeine Seele auffliegen machen wie den Adler, die in ſeinem Gemüthe Anklänge wecken von der ſeligen Luſt eines Friedens, den die Sinnenwelt nicht gibt, ihm beſuchende Gäſte begegnen, welche, obgleich ſie auch das Fleiſch durchwirken, doch nicht von der Natur des Fleiſches, ſondern von der

der Seele ſind. Jene, wenn auch in ſinnliche Form gekleidete, Fremdlinge aus einer überſinnlichen Welt kommen ihm ohne ſein Zuthun, ja gegen ſeinen Willen, wie dem ungeborenen Kinde die Regungen des Mitgefühles mit den geiſtigen und leiblichen Anläſſen, welche die Mutter betreffen und erſchüttern. Der Mutterleib, in welchem der Menſch, ſo lange er über dem Grabe wandelt, verſchloſſen liegt, iſt die Natur, iſt das vergängliche Weſen der Sinnenwelt, auf deren Boden er, wie ein Samenkorn, das der Sturm von ſeinem Stamme hinwegführte, gefallen iſt. Keimkraft blieb in dem Samen, ſein Gewächs treibt hervor, etliches reichlich genährt von der üppigen Fülle des Bodens, etliches aus der Wüſte, wo nur der Thau des Himmels ſeine Nahrung war. Bei vielen treiben Blätter in Menge, vielleicht auch hundertblätterige Blüthen hervor, in denen keine Frucht ſich erzeugt, bei einigen treten, vielleicht aus einem vom Staube der Wüſte bedeckten Stengel, Blüthen hervor, in denen der fruchtbare Same ſich bildet. Der Winter kommt, die reiche Krone der Blätter ſo wie die prunkenden hundertblätterigen Blüthen fallen ab, nur noch mit dem Gerippe des erſtorbenen Stengels treibt der Winterſturm ſein Spiel. Wo aber nicht nur Blätter und Blüthen, ſondern in dieſen ein fruchtbarer Same ſich fand, da geht dieſer hin, zu ruhen in ſeiner Kammer, bis der Winter vorüber iſt und der Strahl der Sonne, der in der Blüthe ihn zur Reife zeitigte, ihn erweckt für das Leben eines kommenden, neuen Sommers. Die Triebkraft der Blätter kommt von unten aus der Fülle des Bodens; die Kraft zur Ausgeburt und zur Reife des fruchtbaren Samens iſt ein Werk der Sonne des Himmels, kommt von oben.

Es iſt nur ein vergängliches Bild, in welchem die ſichtbare Natur Zeugniß gibt von Dem, was von unver-

gänglicher Natur iſt, aber jenes Zeugniß deutet auf Das hin, was das Buch der Weisheit von den Gerechten ſagt: „ſie ſind der gewiſſen Hoffnung, daß ſie nimmermehr ſterben.“

So gehen die Seelen der Menſchen in zweifacher Bereitſchaft, gleich den unfruchtbaren und fruchtbaren Gewächſen der erſtarrenden Winterkälte des Todes entgegen. Bei vielen hat ſich die ganze wirkende Kraft des Lebens in den Wuchs der Blätter hineingezogen und fällt im Tode dahin, bei anderen in den Samen, den kein Sturm des Winters in ſeiner Ruheſtätte anrührt, ſondern der in Frieden des nahenden Sommers wartet. Dieſe ſind es, die aus dem Geiſte zum Leben des Geiſtes, ſchon in den Tagen der Erde erzeugt waren; jene lebten im Fleiſche, welches, auch wenn es ſcheinbar noch grünt, doch ohne Aufhören dem Verderben und Sterben anheimfällt. Es iſt dieſer Zug nach unten, der Zug und die Macht eines beſtändigen Verderbens und Sterbens, der mit der Seele, deren Thun und Wirken auf das Fleiſch geſäet iſt, hinübergeht in das Sein des Jenſeits, für welches auch ſie gemacht iſt. Kräfte jenes ewigen Lebens, das der Geiſt gibt, tragen und führen die Seele, in welche der Same des Geiſtes gelegt war, wenn ſie aus dem Sein der Sichtbarkeit ausgeboren wird in das neue Sein der unſichtbaren Welt.

Wir wiſſen nicht, wann das Sterben in dem Menſchen beginnt, deſſen Herz ſich noch bewegt, deſſen Bruſt noch athmet. Wiſſen nicht, wie lange es dauert, auch wenn das Herz ſtill ſtand, das Blut erſtarrte. „Dem Menſchen aber iſt es geſetzt, einmal zu ſterben, darnach das Gericht*).“

Von Manchem, was an Sterbebetten geſchah, iſt auch mir die Kunde gekommen. Ich weiß von ſolchen, welche

*) Ein Weiteres über dieſe Stelle ſ. m. unten auf S. 172.

den troſtreichen glichen, deren viele ich Ihnen in meinem Briefe beſchrieb, weiß von der Mehrzahl der anderen, an denen man nur das äußere Gewand des Sterbens: das Auslöſchen einer Kraft des Lebens nach der anderen, im natürlichen Tode geſehen. Weiß aber auch von ſolchen, in denen nicht die Zuckungen der bewußtlos thieriſchen Lebenskraft, ſondern die ſelbſtbewußte Seele mit dem furchtbaren, verzweifelnden Bangen vor dem Gerichte kämpfte, während das wildrollende Auge vergeblich nach einem tröſtlichen Strahle der Hoffnung ſuchte, die laut ſtöhnende Bruſt keine Worte für ihre Angſt fand. Wir wiſſen wohl, wie der König der Schrecken auch am erſtarrenden Leibe Derer, welche Hoffnung haben, ſeine Gewalt üben kann, wer jedoch dieſe Sprache der Zeichen zu deuten weiß, der wird unterſcheiden, was des Leibes, und was der geiſtig bewußten Seele war.

Wäre in dem vom Herbſte entblätterten Gerippe eines ſamenloſen Gewächſes Gefühl und Sprache, es würde jammernd verlangen nach dem Safte, den es während ſeines Sommers aus der Erde ſog, nach dem wohlthuenden Anfächeln der warmen Luft. Aber der feſt gefrorene Boden gibt keinen Saft mehr, der eiskalte Winterſturm und ſeine Schauer brechen durch das verdorrte Geſtrüpp.

Fünfter Brief.

Beſtehen und Vergehen der Erinnerungen.

Sie ſind mir diesmal, meine verehrte Freundin, in dem Wettlaufe unſerer Korreſpondenz um einen Schritt voraus, denn ſeit meinem letzten, freilich etwas langen Briefe habe ich zwei von Ihnen erhalten, zu deren Beantwortung ich erſt jetzt nach Beſeitigung eines unabweisbaren Geſchäftes kommen kann.

Zuerſt meinen herzlichen Dank an Ihre liebe, fromme Tante. Ganz wie aus meiner eigenen Seele geſprochen iſt mir Das, was dieſe zu dem Inhalte meines letzten Briefes ſagt. Sie hatten ihr denſelben zum Leſen gegeben; ſie äußerte ſich mit Theilnahme über ſeinen Inhalt, fügte aber nach einigem Nachdenken hinzu, daß, ſo ſehr ſie ſich an dem ſeltenen Lebensende ſolcher Seelen erbauen und erfreuen könne, deren Hervorgehen aus dem letzten Kampfe einem lauten Triumphzuge gliche, dennoch, wenn ſie ſo ſagen dürfe, ein ähnliches Ende nicht nach ihrem Wunſche ſei. Ihr Sehnen und Verlangen ſei es vor Allem, daß ſie in jener Faſſung dahinſcheiden möge, in welcher der Menſch, der Sünder, ſeinem Richter, zugleich aber auch ſeinem Verſöhner ſich nahen ſolle. Zu dieſer Faſſung aber, ſo ſchiene es ihr, würde ſich für ihr Weſen am beſten eine Stille ſchicken, darin ſie ſich ſchon während der beſten Stunden ihres Erdenlebens am wohlſten befunden habe. Sie wünſche des-

halb, daß ihr Ende, wenn Gottes Gnade ihr es so gewähren wolle, ein stilles, sanftes werden möge, ohne Aufsehen vor Menschen, nur in ihres Gottes väterlichem Naheſein und in seiner treuen Aufsicht.

Diese Worte Ihrer guten Tante erinnern mich an einen Vergleich, der mir oftmals eingefallen, wenn ich in irgend eine prächtig ausgezierte Kirche, die etwa nach dem Geschmacke der beiden letzten Jahrhunderte erbaut war, hineintrat. Vielleicht in eine solche, deren ich mehrere kenne, die auf der Stätte einer der urältesten Christenkirchen des Landes errichtet war. Mochte das neue Gebäude in seiner inneren wie äußeren Gestalt vielen Augen wohlgefallen; ich dachte und fühlte mich dabei dennoch gerne in eine jener einfältig schmucklosen Hallen hinein, welche unsere Väter, arm an Geist, reich aber an Glauben, nach ihrer Bekehrung von dem Heidenthume Christo dem Herrn zu Ehren erbaut haben. Eine solche ist auch das älteste Münster in Straßburg gewesen, das Chlodwig im 6. Jahrhunderte errichtete: mit hohem Giebeldache, mit nur einem Fenster, das schattige Innere nur mäßig von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, damit, nach den Worten eines alten Beschreibers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und anderer Leute Uffsehens konnte verrichten" *).

Ein Vergleich solcher Art wird uns zwar nicht einfallen, wenn sich am Anblicke eines der vollendeten Musterwerke der christlichen Andacht, wie die hehren Tempelgebäude der Münster zu Straßburg, Freiburg, Speier, Cöln es sind, unser Gemüth erbaut, unser Geist sich erhebt, und in ihrer Art macht die Betrachtung solcher

*) M. v. m. Geschichte d. Seele 4. Aufl. Bd. II. S. 769.

Sterbebetten, an deren etliche ich in meinem letzten Briefe Sie hinführte, einen ähnlichen Eindruck auf uns. Aber das ſtille Alleinſein des Betenden aus der Tiefe, mit ſeinem Gott, „ohne anderer Leute Aufſehens“ behält ſeinen beſonderen, hohen Reiz. Und wenn unſer Geiſt in der Sterbeſtunde hineingeführt wird in ein Dunkel, dahin die Augen der lebenden Menſchen ihm nicht folgen können, wohl ihm, wenn nur das Licht der nie verlöſchenden Ampel ihn beſcheint. Ja, wohl uns, auch dann, wenn unſer halbgebrochenes Auge noch kaum den Schimmer der Ampel ſieht; wenn Freunde um dieſe herumſtehen, welche mit betendem Munde und ſanftem Geſange in die freudig ernſte Tonweiſe unſerer Sterbeſtunde einſtimmen und mit ihrem Segen uns das Geleite geben hinein in den Strom, darein wir, nach Bunyan's Ausdruck, in altem, beſchmutzten Pilgergewande ſteigen und aus dem wir in reinen, neuen Kleidern hervorgehen.

Seit dem Abgange meines letzten Briefes an Sie iſt mir auch die Kunde von dem ſeligen Ende einer Freundin auf der Inſel Rügen gekommen, mit welcher Sie mittelbar eine Bekanntſchaft geſchloſſen haben. Es war die Amalie Baier, die Schweſter des Pfarrers Baier zu Altenkirchen, von welchem ich Ihnen viel erzählt und im dritten Bande meiner Selbſtbiographie S. 145 geſprochen habe. Viel mehr zur Freude als zur Trauer hat mich jene Kunde geſtimmt. Wer ſollte nicht freudige Theilnahme fühlen ſchon mit dem irdiſchen Glücke einer treuen Braut, welche nach langem Harren in der armen, dürftigen Hütte endlich heimgeholt wird von dem geliebten Bräutigam zum Bunde des unzertrennlichen Vereines und zum fortwährenden Wohnen mit ihm in ſeinem wohlverſorgten Hauſe. Und iſt nicht das Glück unſerer Freundin Amalie ein unvergleichbar viel

höheres? Sie war im Hauſe und in der Zucht ihrer frommen Eltern ein, wie ſelten ein anderes, frommes Kind; im Hauſe ihres Bruders, des Pfarrers zu Altenkirchen, und nach deſſen Tod in ihrer verwaisten und dennoch in Gott vergnügten Einſamkeit, bis zu ihrem Ende (im 70. Jahre) eine kluge Jungfrau geweſen, welche ihre Lampe nicht nur brennend erhalten und geſchmückt, ſondern auch mit Oel wohl verſorgt hatte. Als eine Mutter und Erzieherin der Waiſen, Tröſterin und Pflegerin der Armen und Kranken hatte ſie gelebt und gewirkt; manche Seele zum inneren Leben geweckt. Von einer Krankheit im vorigen Winter hatte ſie ſich wieder erholt, doch blieb noch Aufregung, abwechſelnd mit großer Ermattung, zurück. „Ich werde dieſe Nacht gut ſchlafen," ſagte ſie am letzten Abende freundlich zu ihrer Wärterin, und ſie erwachte nicht wieder für das Erdenleben, „der Tod war ihr ein Schlaf geworden." Als der Ruf „der Bräutigam kommt" in das Ohr der Schlummernden drang, da fand er ihre Seele bereit zum Entgegengehen Dem, der da kam, und zum Eingehen in Seinen Freudenſaal.

Ich habe aber jetzt vor Allem einige Fragen des jüngſten Ihrer beiden letzten Briefe zu beantworten, über einen Gegenſtand, der, wie Sie ſchreiben, Ihr Nachdenken ſeit einiger Zeit viel beſchäftigt und deſſen Dunkel Sie beunruhigt. Sie waren, zunächſt durch das Leſen etlicher Stellen im erſten Bande meiner Selbſtbiographie in jenes Dunkel geführt worden. Namentlich durch das Kapitel vom „Panorama der Erinnerungen" S. 76—90. Allerdings werde durch Das, was ich auf S. 146 geſagt, das Bedenken, welches jenes Capitel erregte, vorläufig zur Ruhe gewieſen, aber es ſei Ihnen dabei das Gefühl geblieben, als hätte ich noch mehr über die Sache ſagen wollen und können,

als der Plan und vorbeſtimmte Raum meiner Schrift mir zugelaſſen. Sie baten mich deshalb, Ihnen dieſes Weitere noch mitzutheilen. Denn allerdings, das erkannten Sie wohl, läge in ſolchen Erfahrungen, wie die des Admiral Beaufort und mehrerer Anderer war, eine tröſtliche Verſicherung für die ſelbſtſtändige Fortdauer unſeres Geiſteslebens auch noch bei dem Hinſterben, ja nach dem Tode des Leibes. Von einem Aufgeſchlagenwerden der Bücher, darin die Thaten, ja die Worte unſeres diesſeitigen Lebens verzeichnet ſtehen, dort am Eingange in das jenſeitige Leben, zeuge uns ſelbſt die heilige Schrift. Auch hätten wir ja die feſte Hoffnung und Vorausverſicherung, daß in jenen Büchern, am Tage der großen Rechnung, die Schulden Derer als erlaſſene und durchſtrichene ſtehen würden, welche durch Wort und That die Bürgſchaft annahmen, die für Zeit und Ewigkeit den Schulden genug gethan hat. Dennoch könnten Sie Sich einer peinigenden Furcht vor dem Hinübergehen des Panoramas der Erinnerungen in das jenſeitige Leben nicht erwehren. Denn wenn Sie die unzählbare Menge der Erinnerungen und Gedanken betrachten, die Ihnen täglich und ſtündlich an Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aus Ihrem armſeligen Erdenleben durch den Sinn gehen und welche ſo oft die beſſere Faſſung Ihres Gemüthes ſtörten, Ihr Nachſinnen über ein Ihnen obliegendes ernſtes Geſchäft unterbrächen, da ſtiege manchmal in Ihnen der Wunſch auf: ach könnte ich doch entfliehen aus dieſem Gedränge der unerwünſchten, inneren Vorſtellungen; möchte ich doch nur einmal auf einen Tag dieſer läſtigen Traumbilder los werden, die bei offenen Augen mich verfolgen!

Wie ich es auch ſo eben ſchon gethan, will ich Ihre Befürchtungen noch etwas weiter, mit meinen eigenen

Worten und nach eigenen, täglichen Erfahrungen ausführen. Wenn zuweilen mein selbstbewußter Geist, stehend auf dem sicheren festen Boden seines hellen Wachseins, auf die Reihe der Vorstellungen und Gedankenbilder zurückschaut, welche vielleicht noch vor wenig Minuten an seinem Inneren vorüberzogen und die sein Wachsein trübten, da ergeht es ihm wie einem Reisenden, der von dem jenseitigen Ufer eines Sees an das diesseitige herüberfuhr. Wollte dieser mit spähendem Blicke dem Verlaufe der Wasserstraße nachgehen, auf welcher er herkam, es würde ihm schwer, ja öfters unmöglich sein. Zwar erkennt er noch die ungefähre Stelle des gegenüberstehenden Ufers, von welcher er abfuhr, kann auch wohl noch in der Nähe jener Stelle die einzelnen, aus dem Wasser hervorragenden Felsenstücke unterscheiden, an denen er, gleich nach dem Abstoßen seines Kahnes, vom Lande vorbeikam. Weiterhin aber, nach der Mitte des Sees, hatte ein Wind sich erhoben und die Wellen gingen hoch. Der Steuermann, ohnehin von schläfriger Natur, hatte vollauf zu thun, sein Schifflein nur über dem Wasser zu erhalten; Wind und Wellen trieben es zur Rechten und zur Linken; wer kann da noch, auf dem wogenden Wasser, oder selbst auf dem wieder ruhiger gewordenen, dessen Spiegel sich überall gleichsieht, die Kreuz- und Querzüge auffinden, welche der Kahn auf seiner Fahrt gemacht hat; wer kann sagen: dort von jener im Sonnenlichte glänzenden Welle kam ich auf diese, von der zweiten auf die dritte und so auf die weiteren? Sind doch die Wellen eben so schnell vergangen als der Wind, der sie aufregte. Steht mir doch eher der nachsinnende Verstand still als das flüssige rastlos wandelbare Element meiner Träumereien, in denen die Seele, wie ein leichtes Blatt, das der Wind vom Boden aufhob,

bald da, bald dorthin geführt wird, ohne irgendwo ein Bleiben zu finden.

Vergleichbar mit dem Wege, den ein Schiff über das von Wind und Strömungen bewegte Waſſer macht, iſt der Zug, den die Reihenfolge der Vorſtellungen und Phantaſiebilder in den alltäglichen Anwandlungen unſerer Träumereien nimmt. Das Schiff ſteuert wohl nach einem beſtimmten Orte hin und der Steuermann hält, ſo viel er kann, nach dieſem Zielpunkte die Richtung ein. So ſind wir etwa auch mit der Ausführung irgend eines beſtimmten äußeren oder inneren Werkes beſchäftigt und der Wille unſeres Geiſtes geht ernſtlich nach der Erreichung ſeines Zieles hin. Aber, wie faſt unzählige Male, im Verlaufe nur einer einzigen Arbeitsſtunde wird unſer Nachſinnen, unſer Aufmerken auf das Werk hinweggelenkt auf fremdartige, ſtörende Gedanken, gleichwie durch Wind und Wellenſchlag, die einen Kahn zur Rechten und zur Linken aus ſeiner Bahn treiben. Und wenn nun vollends gar das Fahrzeug ohne den Steuermann und ſein Ruder dem Bewegen des Waſſers ſich hingibt, wie ungereimt und planlos ſchwankt es dann über die Wellen hin. Ich wollte etwa, im Zimmer auf- und abgehend, auf einige Augenblicke von einer ſchriftlichen Arbeit ausruhen, deren Vollendung mir ſehr am Herzen liegt. Da fällt mir der Brief eines Freundes ein, deſſen endliche Beantwortung dringende Pflicht iſt. Der Freund hat mir ein höchſt intereſſantes Buch zum Leſen mitgetheilt; der Inhalt, namentlich einiger Stellen desſelben, tritt mir lebhaft vor die Seele. Dieſer Inhalt führt mich auf die öden Gebirge eines von wenig Reiſenden beſuchten Landes, welche reich an uralten, thieriſchen Ueberreſten ſind. An dieſe Gedankenbilder kann ich mich etwa noch erinnern und der innere Zuſammenhang

ihrer Reihenfolge ist mir begreiflich. Nicht aber weiß ich, wie ich in meinen Gedanken von dem fernen Gebirge in Norden in das Dorf gerathen bin, dahin ich gewöhnlich während der Sommermonate ziehe, und zwar in das Gesträuch der wilden Rosen, auf deren Blüthen ich mich freue. Noch weniger weiß ich, wie sich mit jenem Gedankenbilde die Erinnerung an den Inhalt eines Gespräches zusammengereimt habe, das ich gestern mit einem mir wenig befreundeten Manne hatte. Eines Gespräches, das mir einen Eindruck hinterließ, dem ich gerne entweichen mochte und deshalb zu meiner Arbeit mich wieder hinsetzte.

Nicht viel höher stehen diese Träumereien des Wachens als die Träume des Schlafes, obwohl in jenen doch noch ein Faden bemerkbar sein kann, der die Bilder des Schattenspieles an der Wand zusammenhält, während in den Phantasiestücken der nächtlichen Träume die Bilder so sinnlos unzusammenhängend auf einander folgen, als ob eine muthwillige Hand Dinge, die ihr eben nahe lagen, in die Bühne des Puppentheaters hineinschöbe, so daß vielleicht die Heldengestalt eines Cid von der Figur einer alten, von ihrem Korbe belasteten Frau; die Vorstellung einer schönen Stadt von der eines Strohlagers für den Hirtenhund verdrängt wird. Bei den Träumen im Schlafe erkennt man öfters, daß sie von krankhaften oder gesunden Anregungen unseres Leibes, von innen oder außen hervorgerufen werden. So träumt dem Hungernden von der Speise, deren er zu seiner Sättigung bedarf; ein guter Schwimmer, dem man während des Schlafes Wasser in's Gesicht sprützte, träumte, er sei in einen Strom gefallen und er bewegte alsbald mit Anstrengung seine Glieder, als wolle er schwimmen. Wenn es uns im Wachen, etwa auf einem Gange durch die blühenden, grünenden Felder geschieht, daß der

Flug unſerer Gedanken jetzt auf der Betrachtung der ſo hochgeſchoßten Saat ſich niederläßt, mit der ſingenden Lerche in die Luft ſich erhebt, oder dem Gewölke folgt, das von den Alpen her nach der Ebene treibt, dann ſind uns allerdings dieſe Eindrücke auf die Sinne nur die Worte eines Textes, zu welchem unſere Seele ſich eine eigene Melodie ſchafft. Denn bei'm Anblicke der hochſtehenden Saat erinnern wir uns etwa des furchtbaren Hagels, der im vorigen Jahre, nahe um dieſe Zeit, die blühenden Saaten niederſchlug; bei dem Anblicke der aufſteigenden Wolken denken wir der Freunde, denen zu ihrer Erholungsreiſe in den nächſten Tagen die Witterung nicht gleichgültig ſein kann. Aber bei all' dieſem vorübereilenden Wechſel der Gedanken begreifen wir dennoch leicht den Zuſammenhang der inneren geiſtigen Bewegung mit der Anregung von außen. Tiefer aber, in dem Dunkel unſeres eigenen Fleiſches und Blutes verborgen, liegt die Geburtsſtätte, aus der die alltäglichen Bilder des Traumes hervorgehen. Dieſen fehlt Etwas, das den Träumereien des wachen Zuſtandes, wenn auch nicht immer als Führer, doch als Begleiter, zur Seite geht.

Im nächtlichen Traume nämlich hat unſere Seele, faſt ſo wie im Wahnſinne, den feſten Halt an ihrer ſelbſtbewußten Perſönlichkeit verloren: es ergeht ihr wie einem Vogel, der, mitten in der finſteren Nacht von einem Baume, in deſſen Zweigen er ſaß, aufgeſcheucht, ſinn- und zwecklos herumflattert. Der Morgen dämmert auf, und in ſeinem Lichte findet der Geſcheuchte alsbald wieder die rechte Richtung für ſeinen Flug und den feſten Haltpunkt in den Baumzweigen oder in ſeinem Neſte. So geſchieht es auch der Seele, wenn das Dunkel des Schlafes von ihr weicht, in welches ſie durch das auf ihr laſtende Fleiſch und Blut

verſenkt war. Sie findet jetzt alsbald den Haltpunkt wieder in dem Selbſtgefühle und dem Selbſtbewußtſein ihres Geiſtes, welcher Kraft hat, nach ſeinem Maaße das zu thun, was er will. Sie lebt und webt jetzt in dem hellen Widerſcheine eines Lichtes, das ihren Geiſt beſtrahlt, obgleich dieſes Licht von dem vorüberziehenden Gewölke der träumeriſchen Vorſtellungen und Gedankenbilder, davon ich vorhin ſprach, öfters getrübt und verdunkelt werden kann.

Nun, dieſe Gewölke kommen und gehen; ihr Schatten weicht dem Strahle der Sonne. Außer und neben ihnen gibt es jedoch auch andere Vorſtellungen und Gedankenbilder in unſerer Seele, die nicht ſo leicht, wie die Morgennebel, ſich zerſtreuen, ſondern welche mehr den am Boden feſtliegenden Stein- oder Schutthaufen gleichen, als dem Gewölke. Der Schatten, den dieſes im Vorüberziehen wirft, vergeht mit ihm zugleich. Der Schatten aber des Schutthaufens bleibt und folgt, obwohl in abgekehrter Richtung, dem Laufe der Sonne vom Morgen bis zum Abende. Freilich gibt es nun auch unter den geiſtigen Schutthaufen, welche ich hier meine, ſolche, die nicht gerade jenen leiblich ſichtbaren gleichen, welche aus feſten Steinen beſtehen, ſondern mehr nur ſolchen, die der Wind aus Schnee oder Staub zuſammengeführt hat. Wie der Wind dieſen Aufbau gemacht hat, ſo kann er auch ihn wieder auflöſen und hinwegführen.

Ich bin hier in die Vergleiche aus der Meteorologie hineingerathen, ich weiß ſelber nicht, wie? und muß mir ſchon erlauben, außer dem lieben, klaren Sonnenlichte und den Schatten gebenden Wolken, auch noch den Wind in die Reihe meiner Gleichniſſe hineinzunehmen, der, wenn die Sonnenwärme von ihm gewichen iſt, die Schneehaufen

macht und mit ihr vereint ſie wieder auflöſt; der die Wolken über das Land breitet und ſie wieder vertreibt.

„Du höreſt ſein Sauſen wohl, weißt aber nicht, woher er kommt, noch wohin er fähret.“ — Zeigt uns doch die Geſchichte, wie zuweilen über ganze Völker in weit von einander geſchiedenen Ländern der Erde zu gleicher Zeit eine geiſtige Anregung kommt, deren Urſprung nicht im Fleiſche und Blute der Einzelnen oder im Boden, den ſie bewohnen, ſondern über und außer ihnen geſucht werden muß. So die Ahnung einer großen, nahen Weltbegebenheit, die ſich in vielen Völkern des Oſtens und Weſtens, des Nordens und Südens regte, in der Zeit, da Chriſtus geboren ward. So die Anregung eines neuen, geiſtigen Aufſchwunges zum Wiſſen und zu den Werken der Kunſt in den Ländern von Europa, ja in Indien zugleich *). Eben ſo, wie dieſe geiſtig geſunden und belebenden, ſind aber auch zuweilen gleich den Miasmen, welche die Peſt oder andere verheerende Seuchen erzeugen, geiſtige Anregungen von verderblicher, zerſtörender Art zu gleicher Zeit über viele, räumlich weit von einander getrennte Völker gekommen.

Was hier im größeren, weiteſten Kreiſe an ganzen Völkern geſchah, das wiederholt ſich auch in dem kleineren Kreiſe jedes einzelnen Menſchenlebens. Wir erfahren bei jedem unſerer Athemzüge, daß ein anderer allgemeinerer Odem des Lebens es iſt, welcher, durch die irdiſche Sicht-

*) M. v. unter anderen meine Geſch. d. Seele namentlich in dem Cap. von dem Geſammtſein der Menſchenſeelen (4. Aufl. II. S. 703), ſowie von Hügel's Bemerkungen über die Zeit der Erbauung mehrerer der bewundertſten indiſchen Tempel, in ſeiner Reiſe nach Kaſchmir Bd. II.

barkeit gehend, auch unſer Leben erhält; die Kraft, welche der Lebensluft inwohnt, iſt nur ein Schattenbild jenes Athems, von welchem es heißt, daß von ſeinem Anhauchen das Angeſicht der Erde ſich verneuere und die Dinge geſchaffen werden, welche vergehen und zu Staube werden, wenn der Anhauch ſie verläßt. Es gibt noch andere mächtigere Ströme als jene elektromagnetiſchen, die unſere Telegraphen in Bewegung ſetzen: Ströme der Luft, welche Alles, was da lebet, ſättigen mit Wohlgefallen. Sie gehen von Dem aus, welcher Wohlgefallen hat an Seinen Werken. Die Anregungen eines ſolchen (geiſtigen) Stromes von Wohlgefallen und Luſt faſſen auch uns, die Einzelnen, zuweilen an und es ergeht uns dann, nach unſerem Maaße, wie jenem Manne am Waſſer Chebar, den ein Wind aufhob und führte ihn aus dem Chaldäerlande in die heilige Stadt, zu den Vorhöfen des Tempels. Wer von uns ſollte nicht einmal, ja vielleicht manchmal in ſeinem Leben durchdrungen und wie aufgehoben worden ſein vom Boden des alltäglichen Sinnens und Treibens durch das Gefühl eines Wohlſeins, für das er keine Worte hatte. Dem Franziskus von Aſſiſi wurde das Wort, das er in ſich ſelber nicht fand, gegeben; der vorüberziehende Augenblick des Erhobenwerdens ließ in ihm die Kraft zurück, den Aufflug nach der Höhe zu wiederholen und in dieſer Höhe, wie die im Geſange aufſteigende Lerche durch den Schlag der Flügel ſich zu erhalten. Wohl denen Allen, welchen die eigene Erfahrung mehr oder minder, etwas Aehnliches bezeugt. Eine Stelle Ihres Briefes ſagt mir, daß Sie das verſtehen, was ich ſage.

Ebenſo, wie dieſe Anregungen zum freudigen Aufſchwunge des Geiſtes uns kamen, wir wiſſen nicht, wie und woher?, denn ſie begegneten uns in Augenblicken, darin

wir, wie Franziskus von Aſſiſi, nur des Vergänglichen gedenkend, durch die Gaſſen der Welt gingen; ſo geſchieht uns andere Male etwas dem ganz Entgegengeſetztes. Uns überfällt plötzlich, wir wiſſen nicht, woher es kommt, wenn über unſerem Geiſte ein heiterer Himmel ſteht, deſſen Friede lange Zeit von keinem Sturme geſtört war, ein Dunkel des peinlichen Bangens und der geiſtigen Ohnmacht, das wohl zuweilen mit einem mächtigeren Schrecken uns erfüllt als jenes iſt, in welchem die Vögel aus der Luft fallen, wenn bei einer totalen Sonnenfinſterniß auf einmal mitten am Tage ein nächtliches Dunkel den Himmel deckt. Wo iſt dann dem Geiſte die Macht zum gewohnten Aufſchwunge geblieben; wo ſelbſt die Kraft zum Fortgange im gewöhnlichen Schritte? Sie haben bei Ihrer Schweſter Luiſe und ſelbſt, wenn auch nur in leiſer Anwandlung, an ſich ſelber die Heimſuchung eines ſolchen plötzlich aufſteigenden und zuweilen lange laſtenden Dunkels kennen gelernt und auch Ihr Brief rührt die Saiten zu Klagetönen darüber an. Aber eben dieſer Brief führt mich noch zu einer anderen Tiefe, daran der Geiſt, während ſeines Wandelns im Fleiſche, oft mit Schrecken vorübergeht, ja in welche er je zuweilen ſelbſt eingetaucht wird. Dies ſind die Schatten jener Schutthaufen und Erdhügel, welche, wie ich vorhin ſagte, ein bleibenderes, tieferes Dunkel auf den Boden unſeres Seelenlebens fallen laſſen, als das vorüberziehende Gewölk der alltäglichen Träumereien. Was ich hier vor Augen habe, das iſt ein Schattenreich unſeres geiſtigen Lebens, zu deſſen Gränzen auch Sie geführt worden ſind. Im Vergleiche aber mit Dem, was in jenem Reiche tiefer landeinwärts liegt, iſt das Gränzgebiet, dahin Sie ſich verirrten, eine Landſchaft, deſſen grünende Hügel und Thäler die Sonne im Wechſel mit der Nacht täglich wieder beſucht,

während nach der Mitte hin das öde, wilde Gebirge von dem Dunkel einer beſtändigen Polarnacht oder nebeliger Dämmerung verhüllt, von Eis und Schnee bedeckt iſt. Denn da hauſen die Mächte der Finſterniß: die Leidenſchaften des Geizes, der Habſucht, des Neides, des Haſſes, der Ehr- und Herrſchſucht, der unerſättlichen ſinnlichen Gelüſte. Und wenn auch in die lange, nebelige Nacht dieſer traurigen Region ein Licht der Sonne wieder eindringt, dann kann ſeine Wärme von Jahr zu Jahr immer weniger das hart und mächtig aufgethürmte Eis hinwegthauen; dieſes, wie das Eis zwiſchen den Nordpolarinſeln, wächſt von Jahr zu Jahr und verſchließt zuletzt alle Zugänge aus der Heimath des Lichtes und der belebenden Wärme her, oder nach ihr hin. Sie vergleichen in Ihrem Briefe die (leiſen) leidenſchaftlichen Aufregungen Ihres Gemüthes, welche Sie mehr noch als die alltäglichen Phantaſieen und Gedanken der wachen Träumereien in den ernſteſten beſten Stimmungen Ihres Gemüthes beunruhigen und ſtören, mit den Vögeln, welche die auf das Land gefallene Saat hinwegholen und verzehren. Solche Vögel allerdings ſind läſtig und können verderblich werden der Saat. Doch ihre Schwärme laſſen ſich abwehren, nicht aber die ſcheußliche, aus der Pforte des Schattenreiches hervorkommende Brut der Harpyien. Dieſe, die Leidenſchaften aus dem geiſtigen Schattenreiche, ſind nicht, wie die anderen Vögel, von vergänglicher Natur — ſie ſterben nicht mit dem Leibe. Zu dem Jammer der Blindheit, der den elenden Phineus traf, führen ſie über dieſen auch noch ein anderes Leid herbei: ſie verderben ihm die Speiſe, die ihm zur Erhaltung und Bekräftigung des Lebens nöthig war; an der reich beſetzten Tafel ſiecht und ſchmachtet er verhungernd dahin.

Nun, wie ſchon geſagt, dergleichen Harpyien ſind die ſtörenden Träumereien und Gedanken nicht, über welche Sie in Ihrem Briefe ſich beklagen. Doch iſt das eine richtige Bemerkung von Ihnen, daß die Gedanken an einen Verdruß, an eine Beleidigung, welche von unbedachtſamer oder böſer Zunge Ihrer Frau Mutter widerfuhr, oder an einen kindiſch eitlen Wunſch, dem Sie mit einiger Heftigkeit nachhingen, von viel ſchwerer laſtender Art ſein müßten, als die gewöhnlichen, ſchnell vorüberziehenden Phantaſiebilder, die mitten in den geraden Gang Ihres Denkens und Wollens ſich hineindrängen. Denn das Gefühl einer wahrhaft gehäſſigen Bitterkeit gegen die Nachbarin, deren Geſchwätz Ihrer Mutter den Verdruß brachte, ſei Ihnen den ganzen Tag nachgegangen, habe Sie in allem guten Werke und Nachdenken geſtört und der kindiſch eitle Wunſch, der zu anderer Zeit Sie aufregte, habe Sie einige Male kaum einſchlafen laſſen, ſei am Morgen mit Ihnen erwacht, habe ſelbſt an der Andacht zum Gebete Sie verhindert.

Muß ich mich doch dabei unwillkürlich an eine kleine Geſchichte aus dem Leben der Altväter erinnern, einem Buche, das, wie nach Plinius' Bericht einſt Arabien, da, wo die ſpätere Zeit nur Wüſte ſieht, Körner des reinſten, lauterſten Goldes enthielt, noch jetzt unter der Hülle der geiſtlichen Armuth und kindlichen Einfalt unſerem Geiſte eine goldwerthe Ausbeute darbeut an ſinnvollen Lehren der Weisheit. Wir halten uns übrigens nicht bei dem auf, was etwa der kritiſche Verſtand über das Leben der Einſamen in der Thebais überhaupt, insbeſondere aber über den inneren, wie äußeren Verkehr derſelben mit einer Welt des Unſichtbaren und Geiſtigen, ſagen mag.

Makarius der Jüngere, ſo erzählt die alte, fromme

Sage, war vor Anderen mit jenem eröffneten, inneren Geſichte begabt, welches die verborgenen Anfänge Deſſen, was in der ſichtbaren Welt geſchieht, in einer unſichtbaren, geiſtigen wahrnimmt. Einſt, als die Brüder bei dem Grauen des Morgens zum gemeinſamen Gebete ſich verſammelt hatten, ward ihm auch dieſes innere Geſicht aufgethan. Da erſchien es ihm, als ob kleine, dunkle, geiſterhafte Geſtalten unter den Verſammelten, gleich nächtlichen Vögeln herumſchwebten, welche von Denen, die mit recht tiefem Ernſte beteten, alsbald, als würden ſie geſcheucht, abließen, auf Andere aber ſich niederließen, und, wie im Gaukelſpiele dem Einen den Bau einer Hütte, einem Anderen die Geſchäfte ſeines Tagwerkes, einem Dritten Gegenſtände ſeines fleiſchlichen Begehrens vor Augen ſtellten. Nach vollendetem Gebete fragte Markarius Die, bei denen er die Gaukler aus dem Luftreiche geſehen, ob ſie nicht in ihrem Gebete durch fremdartige Gedanken ſeien geſtört worden und durch welche? Da geſtand der Eine, daß ihm während des Gebetes die Gedanken an einen nothwendigen Neubau ſeiner Hütte, der Andere, daß ihm die Arbeit eingefallen ſei, die er heute zu verrichten habe, ein Dritter hatte über heftige Anwandlungen ſeines ſinnlichen Begehrens zu klagen, während Denen, auf welchen die Luftgeiſter keine bleibende Stätte gefunden, ein treuer Ernſt zu ihrem Gebete verliehen und erhalten worden war.

Es fragt ſich nun: ſind dieſe Vögel alle, oder welche ſind von ihnen von vergänglichem Geſchlechte, die mit dem Leibe ſterben, und welche ſind dieſes nicht? Ja, ich will noch weiter fragen: welche von unſeren immer wiederkehrenden Vorſtellungen und Erinnerungen werden als fruchtbare, ſich weiter entwickelnde Saamenkörner mit uns hinübergehen in das jenſeitige Leben und welche werden wir mit

dem Gewande der Leiblichkeit zugleich im vorübereilenden Strome des dieſſeitigen Lebens zurücklaſſen?

Ich verglich in einem meiner früheren Briefe *) die irdiſch ſinnliche Natur, in deren Reich wir während des Erdenlebens beſchloſſen ſind, mit einem Mutterleibe, darin unſer innerer Menſch verborgen ruht bis zur Stunde ſeiner Ausgeburt in das jenſeitige Leben. Wie das Ungeborene das Einſtrömen des Lebensodems der Luft, die Nahrung für ſeinen Leib mittelbar aus dem Blutſtrome der Mutter empfängt, wie alle Anregungen, alle Eindrücke der Außenwelt, welche das Weſen der Mutter berühren und bewegen, mittelbar auch zu ihm eindringen, ohne von ihm mit eigenen Sinnen erfaßt zu werden, ſo geſchieht es auch unſerer Seele während ihres Inwohnens im Fleiſche. Der Geiſt in uns iſt für eine Welt gemacht, welche unſere Augen nicht ſehen, von deren überſinnlichem Sein und Weſen wir nur mittelbar Kunde empfangen durch ihre Wirkung auf die Welt um uns her oder auf unſer eignes Leben und ſeine wechſelnden Führungen durch Freud' und Leid. Der Mutterleib der Sinnenwelt und des Fleiſcheslebens trägt auf unſern inneren Menſchen alle die Anregungen über, in die er ſelber verſetzt worden iſt. Wir leben und leiden, werden bewegt und ruhen mit dieſem Mutterleibe, in den wir verſenkt und beſchloſſen ſind. Aber wie den Ungeborenen durch die vermittelnde mütterliche Leiblichkeit der Odem und die Kräfte des allgemeinen Lebens zuſtrömen, das die Welt durchdringt, deren Licht ſein umhülltes Auge noch nicht ſieht und wie dieſe Ströme ihn bekräftigen und vollbereiten für das Leben in der Welt, darein er geboren werden ſoll, ſo treten

*) M. ſ. den 4. auf der Druckſeite 17.

auch unſerm inneren Menſchen mitten in dem vergänglichen Leben ſeines Fleiſches die bildenden Elemente und Kräfte eines unvergänglichen Lebens entgegen, die ihn für das Sein einer jenſeitigen Welt geſtalten. Die Schwärme der ſinnlichen Vorſtellungen und Phantaſiebilder, wie das Vorbeirauſchen der Eindrücke der ſichtbaren Welt, die unſeren Geiſt, wenn er auf Ernſteres ſann, oft beläſtigten, werden uns, gleich den Mühen und Geſchäften des Tages, wenn wir am Abende entſchlafen, mit dem Leibesleben verlaſſen; die Stille über dem Grabe iſt eine noch unvergleichbar viel tiefere, als die über dem Bette der Schlafenden. Eines aber geht mit uns in den langen tiefen, wie in den kurzen leichten Schlaf hinüber. Die Glieder alle, ſammt den Sinnen ruhen zwar von ihrem Tagwerke des Bewegens und Empfindens, der Athem aber, wie vorhin, geht aus und ein, die Eimer am Born des Lebens: die Kammern des Herzens füllen ſich und ſtrömen ihre Fülle nach allen Seiten aus wie während des Wachens. So treiben auch die Elemente und Kräfte der jenſeitigen Welt, die ſchon in der dieſſeitigen uns durchdrangen, ihr Geſchäft fort in der Seele, die aus dem Leibe ſchied. Wohl dann dem Ruhenden in der langen Todesnacht, wenn das Blut, das er aus dem Mutterleibe des Erdenlebens in ſich aufnahm, wenn das Herz, aus dieſem Blute gebildet, von ſo geſunder Art ſind, daß ihm nicht das Leben des Jenſeits zu einem fortwährenden Siechthum wird, — ein Siechthum von ſchlaf- und ruheloſerer Art als das irdiſche es iſt. Denn der Menſch, ſo lange er im Leibe von Erde lebt, leidet mit und in dem Fleiſche, das Fleiſch aber, nach dem Geſetze ſeiner Natur, iſt dem Wechſel der Tage und Nächte, des Schlafens und Wachens unterworfen, und wann das Fleiſch auch nur auf Augenblicke entſchlum-

mert, da werden ſeine Schmerzen und ſein Wehe von der Seele verträumt und vergeſſen. Der Menſch aber des Jenſeits leidet nicht mehr im Fleiſche, denn dieſes hat er abgelegt wie ein Gewand, ſondern am Geiſte, vor welchem die Zeit nicht mehr im Wechſel der Abende und Morgen dahin geht, ſondern als Ewigkeit ſtill ſteht, und welcher fortan nicht mehr ſchlafen noch ſchlummern, wohl aber, wenn der innere Frieden mit ihm hinüberging, ruhen kann im Frieden. Dieſer, der ſelbſtbewußte Geiſt, gleich dem Herzen, aus welchem das Leben des Leibes quillt, auch wenn die Glieder und Sinne ſchlafen, durchwacht die lange Nacht der Gräber bis zum Rufe des Wächters. Er nicht allein; denn bei ihm bleiben der Frieden oder der Unfrieden, die er als tägliche Geſellen von der Erde mit ſich herübernahm.

Wir wollen hier die ſcheidende Seele nur auf jenem Wege begleiten, den unſere Hoffnung, unſer Glaube gehen: auf dem Wege der Tröſtungen, und noch einmal die Frage aufnehmen: ob überhaupt der Seele im jenſeitigen Leben Erinnerungen an das diesſeitige bleiben, und welche vor Allem dieſe ſein mögen? Hierüber belehrt uns das Wort. Die Seelen der Treuen im Lande, ſo ſagt uns dasſelbe, werden auch dort noch der Wohlthaten eingedenk ſein, die ſie auf Erden empfingen und, ſo weit die Macht ihrer dankbaren Liebe reicht, die Geber aufnehmen in ihre ewige Hütten. — Eine Seele, welche hienieden nicht den Weg des Friedens ging, erinnert ſich dort noch der lebenden Brüder und denkt an ihr Wohl. — Der Vater der Gläubigen ſieht den Tag Deſſen, auf welchen ſein Glaube geſtellt war und freut in der Ewigkeit ſich dieſes ſchönſten Tages der Erde. — So wird auch die Freude der Himmliſchen über einen Sünder, der Buße thut, nicht eine Freude

der Engel allein, ſondern der Seelen ſein, welche dort mit den Engeln anbeten und feiern. — Das Wort, im Buche der ſieben Siegel, redet zu uns von einer unzählbaren Schaar der Bewohner der jenſeitigen Welt, deren Blicke auf die Kämpfe und Siege ihrer Brüder auf Erden gerichtet ſind, die noch hinzukommen ſollen zu der Zahl der vollendeten Sieger. — Dem Gebete wird auch dort noch, und dieſes im erhöhteren Maaße, eine Kraft bleiben, welche das niedere, irdiſche Sein durchdringt. Der Segen Jakob's, auf Juda und Ephraim gerichtet, verſtummt nicht mit der vom Tode erſtarrenden Zunge, ſondern redet noch dort ſeine Worte. — Stephanus ſieht und erkennt mit ſeinen leiblichen Augen nicht nur den von der Erde aufgehobenen Herrn, ſondern wird auch mit dieſem verklärten Auge Die ſehen und erkennen, welche da ſind, wo ihr Herr iſt. Auch unſere Seele wird die finden und erkennen, welche hienieden auf unſerem ſtillen Wege des Friedens uns begegneten.

Was aber wird uns, bei dem Scheiden aus dem Leibe, als Geſammtſumme alles Deſſen bleiben, das auf Erden ein vielleicht lange und mühſam geſammelter Schatz unſeres Wiſſens wie unſerer Erfahrungen war; was wird werden aus dem Gewebe all' unſerer tauſendfältigen Vorſtellungen und Erinnerungen? Haben nicht vielleicht von jenem aufgehäuften Schatze, wie von dem buntfarbigen Gewebe Vieles der Roſt und die Motten gefreſſen, und wo iſt das, was dieſe übrig gelaſſen?

Bezeugt es uns doch ſchon jede mondhelle Nacht, noch mehr aber jeder ſonnenhelle Morgen, daß in ihrem Glanze die ſchwächeren Lichter, ſelbſt des Himmels: die Sterne verſchwinden und verlöſchen; ſo wird noch vielmehr Manches, das dem im Dunkel wandelnden Pilger am Boden der Erde, über den ſein Weg ihn führte, für einige Augen-

blicke eine Luſt der Augen gewährte, gleich dem phosphoriſchen Schimmer der kleinen Johanniskäfer, ja vielleicht gleich dem des faulenden Holzes, für immer nicht mehr geſehen werden, wenn der Tag kommt, der keinem Dunkel der Nacht weicht*). Nur das bleibt dann ſtehen, was mehr oder minder hell im eigenen Lichte des Geiſtes ſtrahlt; das Auge, welches, wie der Dichter ſagt, ſelber von Sonnennatur, die Sonne ſieht, oder nach dem Sehen ihres Lichtes verlangt. Nur das vergeht und verſchwindet uns, was nicht ſchon im Erdenleben als ein wahrhaft Inneres zum Weſen des Geiſtes geworden iſt, gleichwie uns die irdiſche Nahrung durch die Kraft der bildenden Seele zum Fleiſche und Gebeine des Leibes wurde, in welchem wir an jedem Morgen von Neuem und immer als Dieſelben erwachten. Die Speiſe aber des Geiſtes, die nicht vergänglich iſt, ſondern welche bleibt in das ewige Leben, empfängt die Seele nicht aus der Stätte der irdiſch-leiblichen Elemente, ſondern aus einer Welt des Geiſtigen, denn ſie iſt, ihrem Weſen nach „eine gewiſſe Zuverſicht Deſſen, das man (als ein Künftiges) hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht ſiehet.“ Dieſe Speiſe, dem leiblichen Auge unſichtbar, naht ſich dem Geiſte bald in der Geſtalt der Furcht und der Schrecken, bald in dem Weſen einer Luſt und eines Wohlgefallens, welches ungleich höher noch und mächtiger iſt als jene Ströme eines leiblichen Wohlbehagens, die ſich aus der Fülle eines allgemeinen Lebens, ſättigend und bekräftigend in alle Lebendigen ergießen**). Wenn ein Ver-

*) In ſeiner Weiſe hat auch das blendende Licht einer hochauflodernden Flamme dieſelbe Wirkung.

**) M. v. S. 143.

irrter in der Wüſte, welcher öfters dem Tode des Verſchmachtens nahe war, als ein Geretteter zur Heimath kommt, dann wird er kaum noch der bunten und edlen Steine oder der Goldkörner gedenken, über deren heißen Sandboden ſein ermatteter Fuß hinſchlich, ſondern nur der Quellen in der verborgenen Schlucht der Felſen und der fruchtreichen Dattelbäume um dieſe her, daran er ſich neu bekräftigte. Denn die Edelſteine und das eitle Gold, hätte er auch dergleichen geſammelt, retteten ihn nicht vom Verſchmachten; daß er lebend zur Heimath kam, das haben die Quellen in den verborgenen Schluchten der Felſen gethan.

Der Ueberblick über die ganze Reihe unſerer Führungen von einem jener Brunnen zum anderen, aus denen der Geiſt auf ſeinem Wege durch die Wüſte ſein Leben und inneres Wachsthum nahm, wird ſich erſt dort in der Heimath des Friedens eröffnen. Er wird uns dann zu einem Liede der bleibenden Erinnerungen werden, von der Tonart jenes Liedes, welches das erwählte Volk dort um den Brunnen ſang, den die Fürſten und Edlen gegraben hatten, durch den Lehrer und ihre Stäbe. Aber ein Theil jener Führungen wird öfters auch ſchon in der Geſchichte des Erdenlebens erkannt, die uns noch als nahe vor Augen liegt, ja wir können das wunderbare Naheſein und Hereingreifen einer unſichtbaren Welt in das Dunkel der Gefahren und der Noth, die uns umgeben, ſo deutlich bemerken, als habe ſie, in der Kraft eines leiblichen Weſens, Hand in Hand uns angefaßt. Wir verweilen gerne bei der Betrachtung ſolcher Führungen, denn ſie gewährt dem Geiſte einen Vorſchmack jener ſeligen Erinnerungen, die ihn begleiten werden aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Dunkel in jenes Licht, darin er Das anſchauen

und ſehen wird mit Augen, deſſen Annahen er in den Stunden ſeines Rufens nach Hülfe nur fühlte. Ich gedenke Ihnen, meine Freundin, eine Freude dieſer geiſtigen Art zu bereiten, wenn ich Sie auf ein Buch hinweiſe, das die Geſchichte der wunderbaren Führungen einer kleinen Gemeinde der geiſtig Geretteten durch eine lange Reihe der Schrecken und der Gefahren des Todes beſchreibt, zugleich aber auch das anfangs verborgnere, dann immer offenkundigere Zunehmen und Wachſen des geiſtigen Lebens aus dem unſichtbaren und dennoch mächtig fühlbaren Elemente ſeiner Ernährung und Geſtaltung.

Das Buch, welches ich Ihnen gern recht bald in die Hände führen möchte, iſt das Reiſetagebuch des Miſſionars Joh. Aug. Miertſching, der als Dolmetſcher die Nordpol-Expedition zur Aufſuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1850 bis 1854 begleitete*). Sie klagen an einer Stelle Ihres letzten Briefes, daß es Ihnen ſo eben auf Ihrem Landaufenthalte an einer Lektüre fehle, welche Ihrer jetzigen Stimmung des Gemüthes recht zuſage und das Bedürfniß derſelben befriedige. Ich wüßte Ihnen kein neueres und, wie ich meine, von Ihnen noch nicht gekanntes Buch zu empfehlen, das ſo ganz Ihrem Verlangen genügen könnte als dieſes. Auch Ihre fromme Tante, die treue Freundin der Brüdergemeinde, wird ſich herzlich daran erfreuen, denn auch dieſes Buch enthält ein Zeugniß für das kräftige Fortbeſtehen des lebendigen, durch die That bewährten Glaubens in dem Bunde dieſer Treuen im Lande, welcher in ſeiner Demuth hoch, in ſeiner Schwachheit ſtark iſt, durch Gnade feſtſtehend im Bekenntniſſe bis zu den Stunden des Endes.

*) Gnadau bei H. L. Merz und bei E. Kummer in Leipzig 1855.

Miertsching war mehrere Jahre in Labrador am Dienste der Mission unter den Eskimo's thätig gewesen und hierbei ihrer Sprache vollkommen mächtig geworden. Die englische Admiralität hätte keinen anderen Mann finden können, der geschickter gewesen wäre, als er, der Kunde von John Franklin's Schicksalen, wenn eine solche sich fand, unter den Bewohnern der Nordpolarzone nachzuforschen. Denn dieser Kunde sollten auch die beiden Schiffe Entrepriſe und Investigator nachgehen, welche England im J. 1850 ausrüstete und zugleich sollten dieselben es versuchen, von Westen her durch die Behringsstraße so weit als möglich vorzudringen gegen Osten, nach dem Parrysunde und dem atlantischen Meere hin.

In ältester Zeit pflegten die mächtigen Ueberwinder der Völker und Eroberer der Länder steinerne Denktafeln oder Säulen aufzurichten, an denen Namen und Thaten der siegreichen Herrscher verzeichnet standen. Viele der eingegrabenen Worte sind mit dem Steine verwittert oder verloschen, doch haben sich Namen, wie der eines Sesostris, erhalten. Eine Denksäule anderer Art von einem leiblich geistigen Siegeszuge des mächtigsten der Ueberwinder hat Miertsching in seinem Reisetagebuche errichtet. Es war kein Heer der Bewaffneten, das der Kriegsmacht ganzer Völker entgegentrat, sondern die Mannschaft eines einzelnen Schiffes, welche hilf- und rathlos einen Kampf mit Todesgefahren bestehen mußte, dem alle Menschenkraft und Kunst hätte erliegen müssen, wenn der Heerführer und Helfer nicht bei ihr gewesen wäre, dessen Name über alle Namen ist. Wie an den mehrtausendjährigen Inschriften, in Stein gehauen, immerhin manches Wort zerstört oder kaum noch leserlich erscheinen mag, wenn nur der Name des Heerführers und die Kunde von der Bahn seines Siegeslaufes

ſich daran erhielt, ſo mag es auch den inneren Gedenktafeln ergehen, welche der Geiſt des Menſchen in der Schwachheit ſeines Fleiſches dem Geiſte des Allmächtigen ſetzt, der ihn ſieghaft machte. In der Erinnerung der Seelen, welche als armes, von der Welt verlaſſenes Volk des Schiffes Inveſtigator ſiegreich aus dem Kampfe mit den Gefahren des leiblichen, wie des geiſtigen Todes hervorgingen, wird auch unter dem wechſelnden Einfluſſe nicht der irdiſchen Jahrtauſende, ſondern der Ewigkeit mit der Zeit, Manches verbleichen und vielleicht verlöſchen, der Name aber Deſſen, der ſie auf dem Wege zum anſcheinend ſicheren Tode lebend erhielt und väterlich verſorgte, ſo wie das Gedächtniß Seiner Thaten werden feſtſtehen, in der Ewigkeit wie in der Zeit. Dieſer mächtige Helfer redete, wie der Verfaſſer der vortrefflichen Vorrede zu Miertſching's Tagebuch ſagt, in jeder ſeiner wunderbaren Rettungen, durch die Er ſein Naheſein bezeugte, eine gewaltige Sprache mit dem Häuflein der Verzagenden. Er hatte dieſer Sprache in Miertſching's Geiſt und Gemüth einen Ausleger gegeben, der den Sinn ihrer Worte verſtand und ſie für die Herzen Aller verſtändlich machte. Daher iſt es geſchehen, daß von dem 76 Mann ſtarken Schiffsvolke des Inveſtigator faſt Alle, nachdem ſie vier Jahre lang die unſäglichſten Drangſale erduldet, nicht nur leiblich für das Leben der Erde erhalten, ſondern auch geiſtig für das Leben der Ewigkeit gerettet worden ſind. „Denn der allem Ernſte und allem Höheren abgeneigte Sinn der Mehrzahl unter der Schiffsmannſchaft war durch jene mächtige Sprache der Wunder und ihre Auslegung allmählig empfänglicher geworden für den Troſt des Evangeliums. Die vorhin mißtrauiſch und feindſelig gegen Miertſching geſtimmten Matroſen verſammelten ſich um dieſen, um von ihm das Wort Gottes zu vernehmen;

an die Stelle der Luſt an wildem, rauſchendem Vergnügen war bei allen das Verlangen nach gemeinſamer Erbauung getreten *).

Doch wir vernehmen die Worte der Inſchrift ſelber, die in Miertſching's Erinnerungen als auf einer geiſtigen Denktafel der Thaten und Siege eines mächtigen Heerführers verzeichnet ſteht, und fragen uns: welche von dieſen Worten mögen wohl dem verwitternden Einfluſſe des Todes entgehen und deutlich lesbar bleiben für das verklärte Auge des Jenſeits?

Thaten und Erfahrungen der mannichfaltigſten Art ſtehen aufgezeichnet auf der Denkſäule, nicht alle aber ſind, das fühlt man den Berichten an, in gleicher Tiefe eingegraben. Die Luſt der Augen am Sehen des Neuen, das ihnen auf ihrer Fahrt um das ſüdliche Amerika entgegentrat, wie an der paradieſiſch-ſchönen Natur der Sandwichsinſeln iſt gleich einem Bilde der Träume vergangen und mit ihr ſind auch die Eindrücke erbleicht, welche die Fahrt an der Weſtküſte von Aſien bis hinan und hinein in die Behringsſtraße auf die Sinne der Reiſenden machten. Was waren doch, nach dem Urtheile von dieſen, alle Naturreize der Inſel Owahu gegen die eines Wohnſitzes unter gleichgeſinnten Brüdern in einem Thale des Vaterlandes, ja ſelbſt bei den Hütten der kindlich gläubigen Eskimo's, und wie wird der farbige Schimmer aller irdiſchen Naturreize dort, vor dem Glanze der ewigen Hütten, verbleichen. — Die verächtlichen Mienen und beleidigenden Worte der Schiffsmannſchaft, ſo lange dieſe dem Fremdling noch fern ſtand, ſind ſchon während der Seefahrt, als die vormaligen Feinde zu liebenden Freunden wurden, längſt vergeſſen,

*) Vorrede S. IX.

und welche Seele möchte dort im Lande des Friedens ihrer gedenken.

Wie aber? ſtehen auf der Denkſäule der merkwürdigen Fahrt des Inveſtigator nicht auch Thaten verzeichnet, die werth ſind eines Ruhmes der fernkünftigſten Zeiten? War es nicht die Mannſchaft dieſes Schiffes, welche bis dahin als die erſte und einzige vor allen kühnen Seefahrern den Weg um die ganze Nordküſte des nördlichen Amerika's zurückgelegt hat, und hat nicht der Inveſtigator ſtatt der einen ſeit 3 Jahrhunderten vergeblich geſuchten Durchfahrt zwei Waſſerſtraßen entdeckt, die vom Weſten des Polarmeeres nach Oſten in den Parryſund und durch ihn in die wohlbekannten Straßen der Wallfiſchfänger führen? Dennoch iſt dieſer hohe Ruhm in der Geſchichte der Seefahrten nur einem Widerſcheine des Mondlichtes gleich auf ſpiegelndem Eiſe, denn der Inveſtigator kam zwar in beide für die Erdkunde noch neuen Durchfahrten hinein, konnte ſich aber in beiden nur zum Theil durch die Eisſchollen hindurchdrängen, das Ende derſelben nur auf Schlittenfahrten erreichen. So wird zwar das Andenken an den kühnen Kapitän Mac Clure auf den Landkarten erhalten werden, auf denen die eine der Straßen nach ſeinem Namen benannt iſt, das Papier aber und ſeine Schrift ſind nicht von der Dauer der Ewigkeit.

Es ſind andere Freuden und es ſind Ehren, die einem anderen Heerführer gebühren, als dem ruhmeswürdigen Mac Clure, von denen wir auf der Denktafel unvergängliche Worte leſen. Er, der Herr, welcher thut, was Ihm gefällt, hat ſich die Seefahrer des Inveſtigator zu einer kleinen Gemeinde auserſehen, an welcher Er, vor den Augen unſerer geiſtig tief verarmten Zeit, den Reichthum all' Seiner Güte erweiſen wollte. Jener Taubſtumme,

welchen Israel's Arzt und Helfer das Ohr zum Hören öffnen, die Zunge zum Sprechen lösen wollte, nahm Derselbe, zuerst von dem Volke besonders, damit er mit Ihm, dem Helfer allein, das Wort vernehmen sollte, das dem Ohre wie der Zunge Heilung brachte. Dort, in der ersten angstvoll schlaflosen Nacht, in welcher von unten das furchtbar anstoßende Eis, von oben der Nebel dem Schiffsvolke seine Verlassenheit fühlbar machten von aller Menschenhilfe und ihrer Nähe, begann bei ihm jene seitdem oft widerkehrende Stille, in welcher das Ohr für das Vernehmen einer anderen Stimme empfänglich gemacht wird, als die der Menschen ist*). Und als bald hernach das Schiff von dem Sturme und Eise in einen Kanal gedrängt wurde, dahin vor ihm, so weit die Kunde reicht, noch kein anderes Schiff gedrungen war, da ließ die gewaltige Stimme einer unsichtbaren, durch sichtbare Thaten aber kräftig zeugenden Macht so laut sich vernehmen, daß ihre Worte auch in vorhin taube Ohren eingingen. Denn, als in dieser noch unbekannten Welt der Todesgefahren das Schiff von dem aufgethürmten Eise so furchtbar zusammengepreßt wurde, daß seine Balken krachten und sich bewegten, ja daß sein ganzes Gebäu vom Eise bald hoch gehoben, bald zur Tiefe gestoßen wurde, da hallten in den Schrecknissen der äußeren Natur die Worte der Spruches wider, welchen Miertsching dem ihm schon nahe befreundeten Kapitän Mac Clure als Losung für die Nacht vorlas: „Machet euch fertig, denn ihr wisset nicht, in welcher Stunde des Menschen Sohn kommt.“ Und an diesem sich Fertigmachen hatte es der sorgsame Kapitän auch an dem eben beendigten Tage im Aeußerlichen nicht fehlen lassen. Denn er hatte unter dem Krachen

*) Miertsching's Tagebuch S. 33.

der Gebälke und Wände des Schiffes die Mannſchaft auf dem Verdecke bis Mitternacht verſammelt gehalten und für einen, wenn auch ungewiſſen Rettungsverſuch in die Boote ſie angeordnet, bis das Toben des bewegten Eiſes ein wenig nachließ und zum Ruhen einige Hoffnung gab. Aber ſchon vor 2 Uhr des Morgens erneuerte ſich der Kampf der Elemente. Und noch um einen Tag weiter, da ſteigerten ſich ſeine Schrecken zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe. „Siebzehn Stunden (ſo erzählt Miertſching) ſtanden ſie auf dem Verdeck, in jedem Augenblicke den letzten ihres Lebens erwartend; Eismaſſen, jede drei- bis viermal größer als das Schiff, wurden zuſammengeſchoben, übereinander gehäuft, und ſtürzten dann mit lautem Donner zuſammen. Die Fugen des bald vom Eiſe hinaufgeſtoßenen, bald wieder hinabgeſchleuderten Schiffes gingen auseinander, die feſt an einander gelegten Fäſſer des unteren Raumes wurden zerdrückt. Innen wie außen drohte der unvermeidliche Tod. In dem Augenblicke aber, wo das ſchon auf der Seite liegende Schiff von einer hochgethürmten Eismaſſe bedeckt, und mit den 76 auf ihm lebenden Menſchen unter ihr begraben werden ſollte, ließ das Wort eines ewigen Erbarmens ſich vernehmen: „bis hieher und nicht weiter.“ Das Eis ſtand plötzlich unbeweglich ſtill, Alle ſahen erſtaunt ſich an, der ernſte Eindruck des Augenblickes hatte die Seelen nicht nur im Vorübergehen berührt; er war ein tiefeingehender geblieben (a. a. O. S. 52, 53).

Aber auch in der ſtillen Wüſte des Eismeeres, in deren langer Polarnacht man ſelbſt das Pickern der Uhr in der Taſche vernimmt, gibt es noch eine unruhig lärmende Welt in uns ſelber, welche den Geiſt abwendet und ſchwerhörig macht für den Zuruf der unſichtbaren Welt. Darum wiederholte ſich jener Zuruf lauter und immer

lauter auf der Fahrt des darauffolgenden Jahres 1851. Denn schon am 2. August schien aus dem Eise, welches seit mehreren Tagen das Schiff zusammenpreßte, keine Rettung mehr, als in unerwarteter Weise ein starker Windstoß das Eis zurücktrieb. „Der Kapitän und alle seine Leute waren auf's Tiefste ergriffen"*). Und dennoch waren die Gefahren des 29. August noch ungleich größer, von welchem der Verfasser des Tagebuches sagt: „Einen solchen Tag voll Angst und Schrecken hatten wir noch nie erlebt." Konnte doch selbst der bisher in solchen Stunden schweigsame Kapitän des Ausrufes sich nicht enthalten: „Nun ist's vorbei; das Schiff geht in Stücken, in 5 Minuten ist's gesunken." Und ehe noch sein letzter (verzweifelter) Befehl: die fünf Ankertaue zu kappen, vollführt werden konnte, da stand plötzlich das Eis unbeweglich: auf das laute Toben des Sturmes und des Meeres trat eine fast lautlose Stille ein. Alle standen, wie von einem Schrecken Gottes gerührt, blaß und verstummt, auf dem zur Seite gesenkten Schiffe. Der Kapitän aber, welcher auf dieser Fahrt das Gebet aus der Tiefe wohl erlernt hatte, ging auf einige Minuten hinab in seine Kajüte (S. 49).

Ein noch mächtigeres Staunen, ein Schrecken, wie vor dem Erscheinen des allgegenwärtigen Allmächtigen, ergriff Alle, die es erlebten, am 23. September, dem Tage ihrer endlichen Errettung, zwar nicht aus all' dem Elende, das auch außerhalb des Schiffes ihrer noch wartete, wohl aber aus den Todesgefahren der Eisstürme. Ein dichter Nebel hüllte die Fahrt in ein nächtliches Dunkel, in dessen unabsehbare Tiefe der Sturm das Schiff immer

*) a. a. O. S. 93.

weiter hineinjagte. Vor dem Schiffe war Alles nur Eis und nach einigen Stunden kam man an eine Maſſe deſſelben, welche der Weiterfahrt plötzlichen Stillſtand gebot. Der Eispilot im oberſten Maſtkorbe zeigte dies an; ehe aber noch, auf Befehl des Kapitäns, die Segel eingezogen waren, rief der Pilot von Neuem: „das Eis zertheilt ſich und öffnet ſich vor uns.“ Und zu beiden Seiten ſtand das Eis in hohen Mauern, zwiſchen ihnen that ſich zum Staunen Aller eine offene Waſſerſtraße auf, breit genug, um das Schiff bequem hindurchzulaſſen. Sagte doch, als er dieſes ſah, ein bärtiger Matroſe: „meine Mutter hat mir von einem Wunder erzählt, das ſie in einem alten Buche geleſen, wie einſt das Meer ſich getheilt und den Durchgang für ein Volk (er meinte, aus Frankreich herüber nach England) eröffnet habe; auch ſeien Feſtungsmauern durch das Blaſen einer Trompete eingefallen. Solche Wunder aber, ſagte ſie, ſeien nur in alten Zeiten geſchehen, ſeit Richard coeur de Lion wären keine mehr vorgekommen. Ich aber, wenn ich ſie ſehe, werde ihr ſagen, daß ich nun ſelber ein ſolches Wunder erlebt habe.“ Der Eispilot oben im Maſtkorbe, von einem Schrecken ergriffen über ein ſolches unerhörtes Ereigniß, konnte den Anblick nicht mehr ertragen. Er kam, ſich entſchuldigend, herab auf's Verdeck und war nicht mehr zum Wiederhinaufſteigen zu bewegen*). Die Rettung jedoch, welche dieſer Tag voll Angſt und Wunder verſprochen hatte, ſchien der Abend auf einmal wieder zweifelhaft zu machen. Unter Nebel und Schneegeſtöber fuhr das Schiff auf eine Sandbank und ſaß hier unbeweglich feſt. Alle Mühe, es wieder flott zu machen, war vergebens, die Kräfte waren erſchöpft, man mußte

*) S. 103, 105.

von der Arbeit ablaſſen. Und als Miertſching zum Kapitän hinab in die Kajüte trat, kam ihm dieſer mit dem geöffneten Buche und mit den Worten entgegen: Sehen Sie da, wie oft die Worte der Bibel, die wir zu unſerem Troſte aufſchlagen, gar nicht zu unſerer Lage paſſen. Ich fand die Stelle: „Meine Seele ſoll ſich rühmen des Herrn, laſſet uns mit einander ſeinen Namen erhöhen“ (Pſ. 34, 3, 4). Und dennoch weiß ich nur zu gut, wie unſere Lage jetzt iſt. Während die Beiden ſich beſprachen, erhielt das Schiff einen Stoß, der Alles erſchütterte. Es war eine Eisſcholle, welche in wenig Augenblicken das Werk verrichtet hatte, deſſen Vollbringen den Armen der Menſchen und der Kraft ihrer Maſchinen unmöglich geweſen war; ſie hatte das Schiff, ohne es zu beſchädigen, von der Sandbank herab in's Waſſer geſchoben und die augenblickliche Todesgefahr abgewendet*). — Zwei Stunden hatte der Kapitän geſchlafen, da weckte ihn Miertſching am Morgen des 24. Septbr. mit dem Geſange der erſten Strophe des Liedes auf: „Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut', dem Vater aller Güte; dem Gott, der große Wunder thut“ u. ſ. w. Und in der That, es ziemte dem heutigen Tage ein ſolcher freudiger Anfang. Denn als nach dem Anbruche des hellen Morgens der Nebel ſich verzog, da fand man ſich mit dem Schiffe in einer Bucht, ſo geſichert als kaum die Parry's Bucht auf der Melville's Inſel dieſes ſein konnte, nach welcher der Kapitän ſeit mehreren Tagen mit der höchſten Anſtrengung hinzukommen geſtrebt hatte. Gleich den Schlafenden waren die Männer zu dieſem ſehnlich und nicht in ſolcher Nähe geſuchten Ziele hingeführt worden. Die Sandbank, über

*) S. 106.

welche die Eisſcholle am geſtrigen Abende ſie hinübergeſchoben hatte, war ſo hoch, daß ſie gleich einem feſten Hafendamme dem Drange der Wogen und Eismaſſen den Zugang wehrte. Weiterhin hatte der Froſt ſtatt einer „feurigen“ eine eiſige Mauer um das Schiff geführt, welche dieſem, wenigſtens für den Winter, die Ausfahrt verſchloß.

So groß auch bei Allen das Sehnen nach der Heimkehr war, mag es dennoch ein wohlthuendes Gefühl geweſen ſein, mit welchem man hier der erſehnten Sicherheit und Ruhe entgegen ging. Da war nichts mehr zu fürchten von dem Toben der Elemente, denn dieſe, außer dem Winde, ruheten in ihrem Winterſchlafe; nichts von einer feindlichen Gewalt der Menſchen oder der Thiere. Aber mitten in dieſer äußeren Stille ſchwieg die gewaltige Stimme nicht, welche in den Stunden der Gefahren und der Errettungen die Ohren zum Vernehmen und Verſtehen ihrer Worte geweckt und den Mund aufgethan hatte zu Ihrem Preiſe. Sie redete noch immer ihre Worte der Rettung aus aller äußeren und inneren Noth; nahete ſich den Seelen im Gewande der vergänglichen Schmerzen, die zu unvergänglichen Freuden wurden.

Der plötzliche Tod zwiſchen dem zuſammenpreſſenden oder unter dem niederſchmetternden Eiſe hat ſeine Angſt und ſeine Schrecken, nicht geringere aber hat dieſe die Hungersnoth und in ihr das allmählige Annahen des ſicheren Todes. Das Schiff ſtand zwar ſicher, zugleich aber fern abgeſchieden von aller menſchlichen Hilfe, feſt im Eiſe. Der Frühling und Sommer des nächſten Jahres konnten dieſe Banden nicht löſen. Ein zweiter Winter mit ſeiner Polarnacht war den Gefangenen im Kerker des Eiſes vergangen und auch im Frühling 1853 zeigte ſich noch keine der „erſten Stufen der gebrochenen Freiheits-

bahn.“ Und wäre auch das Eis in Trümmer gegangen, wo waren die Arme, welche das Schiff durch dieſe Trümmer hindurchführen konnten? Zwar hatte eine wunderbar waltende Vorſehung den Hungernden in manchen Stunden der Noth ihre Speiſe beſcheert; im Schnee und Eiſe fanden ſie oft in der Beute der Jagd ein leichtbereitetes Mahl, auch hatte die haushälteriſche Sorgfalt des Kapitäns durch vorſichtig abgemeſſene Vertheilung des Schiffproviantes nach der Zahl der Tage und der Menſchen für Alle ein längeres Ausdauern in der Noth möglich gemacht. Dieſes aber konnte nur dadurch geſchehen, daß man das Maaß der Speiſen allmählig verringerte, bis dahin, daß ſie nicht mehr den Hunger, ſondern nur ſeine Todesgefahr abwehrten, während ſie den abgemagerten Gliedern kaum noch die Kraft gaben, den eigenen Leib zu tragen. Darum ſchlich zuletzt ein großer Theil der Schiffsmannſchaft als bleiche Schatten ihrer früheren Geſtalten umher; viele lagen ſchwer erkrankt darnieder. Dennoch war bis zum 7. April 1854 von den 76 Mann der vielgeprüften kleinen Gemeinde noch kein einziger geſtorben, wohl aber lag, nach langem Leiden einer: der Schiffskanonier Kerr am Sterben. „Ich beſuchte ihn,“ ſo erzählt Miertſching (S. 138), in der letzten Zeit öfters und fand ihn immer voll Ergebenheit in den Willen des Herrn und vertrauend allein auf das Verdienſt Jeſu Chriſti, den er ganz als ſeinen Heiland und Erlöſer erkannt hatte.“

Aber wie beachtenswerth für die Geſchichte der Leidensgefährten waren Tage und Stunden, in denen jener Erſtling aus ihrer Mitte zu ſeiner ewigen Ruhe einging. Es war am Abende des 7. April (1853), als Kerr ſtarb. Am Morgen desſelben Tages gingen der edle Kapitän Mac Clure und Miertſching, der ihm der Vertrauteſte ſeines Herzens

geworden war, auf dem Eiſe ſpazieren. Eine nahe Trennung, nothwendig, wie es ſchien, für Alle, war beſchloſſen. Die Hälfte der Mannſchaft ſollte in Schlitten vertheilt über die Eiswüſte ausgehen, um in der weiten Ferne vieler Tagereiſen bei den, wie man hoffte, vorhandenen Depots für Nothleidende der engliſchen Marine den Unterhalt und die Friſtung des dürftigen Lebens zu ſuchen, welche ihnen das Schiff bald nicht mehr gewähren konnte. Der Kapitän, mit der anderen Hälfte der Mannſchaft, wollte bei ſeinem Schiffe bleiben, um hier nach Gottes Willen menſchliche Hilfe oder den Tod zu erwarten. „Wenn Sie," ſo ſprach er zum Freunde, die Heimath erreichen ſollten und nichts mehr hören vom Capitän Mac Clure, verſichert dadurch, daß ich nicht mehr unter den Lebenden, ſondern erlöst bin aus den Mühen der Erde; wo dann auch immer mein Leichnam in dem Pelzrocke, den Sie mir zurücklaſſen wollen, unbeerdigt liegen mag, ſo ſeien Sie doch Deſſen verſichert, daß der Erlöſer meine einzige Zuverſicht geweſen iſt und daß ich in der Hoffnung geſtorben bin, von Ihm einſt auferweckt zu werden am jüngſten Tage." — Während der Mann ſo ſprach, rief ein Matroſe vom Schiffe: er ſehe auf dem Eiſe ein lebendes Weſen nach dem Schiffe her ſich bewegen. — „Es ſind Menſchen und ein Schlitten" rief ein anderer und bald hernach naheten ſich dieſe Menſchen. „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiffe Reſolute, Kapitän Kellet im Winterharbour" *). Und mit dieſer

*) S. 136, 137. Der Anlaß, welcher die Retter in der Noth hergeführt hatte, iſt der Erwähnung werth. Im Juni 1852 hatte Kapitän Mac Clure auf einer Reiſe zu Schlitten über das Eis die Melville's Inſel beſucht, in der Hoffnung, dort wenigſtens ein Depot von Lebensmitteln für Nothleidende der

menſchlich hörbaren Stimme ließ für Alle eine andere, tief zu Herzen gehende im Inneren ſich vernehmen: die Stimme des Retters aus aller Noth. In einem Zuſtande der Entkräftung, darin ſchwerlich die zur Reiſe auf den Schlitten beſtimmten ihr fernes, unſicheres Ziel der Lebensfriſtung erreicht hätten, oder die im Schiffe Zurückbleibenden dem nahen Tode des Verhungerns entgangen wären, ließen zuletzt alle noch verhältnißmäßig Geſunden ſo wie Kranken das Schiff Inveſtigator, das ſie durch manche Todesgefahr getragen und drei Winter vor dem Tode des Erfrierens geſchützt hatte, im Eiſe zurück. Zwei noch der Gefährten waren dem Erſtling Kerr in den letzten Tagen in das Grab gefolgt und noch zwei ſtarben auf der weiteren Reiſe; 71 erreichten als aufgenommene Gäſte im Schiffe Nordſtar die Heimath. Die Jahre der Angſt und der Mühen waren, wie nachmals das Feſthalten am Glauben, an der Demuth und Liebe es bezeugten, dieſen Vielgeprüften eine Vollbereitung zum Leben der Ewigkeit geweſen, und was ſind die Drangſale einiger Erdenjahre gegen den Frieden einer Ewigkeit!

Ich habe Sie hier, meine verehrte Freundin! etwas lang verweilend in Geſellſchaft einer kleinen, von Gott begnadigten Menſchenſchaar durch eine Wüſte des Eiſes geführt, darin wenig zu finden war, das dem Auge wohlgefallen konnte. Die Wege unſeres Lebens führen zwar

---

Marine zu finden. In dieſer Hoffnung ſah er ſich getäuſcht, doch fand er Nachricht von Schiffen, welche gleich dem ſeinen im Eiſe eingefroren waren. Dieſen nicht ſehr tröſtlichen Nachrichten fügte er die vom Zuſtande ſeines eigenen Schiffes bei. Sie wurden von Kapitän Kellet's Leuten gefunden und riefen die unerwartete Rettung her[illegible]

ſelten durch ſolche äußerlich ſichtbare Wüſten, vor denen es den Sinnen grauet und darin es dem Herzen bange wird, wohl aber durch innere, welche mehr noch als jene unſer Bangen erregen oder erregen ſollten. Denn bei der Schiffsmannſchaft des Inveſtigator wurde nur dem vergänglichen Leibe ſeine Luſt der Sinne und jene Sättigung an Speiſen entzogen, die ſeine Glieder bei friſcher Kraft und im Wohlbehagen erhalten konnte. Nicht nur das Sehnen nach der irdiſchen Heimath wurde während dieſer Noth in der Seele mächtiger, ſondern der Geiſt empfing als Speiſe, davon der Leib nichts wußte, ein Element der Ernährung, das ihn zu dem Laufe nach ſeiner ewigen Heimath bekräftigte. Es war jedoch ein anderes Eis, als das der Polarzone, welches von dem Herzen dieſer begnadigten Seeleute hinweggeſchmolzen werden mußte durch die Hitze der Drangſale. Erſt dann, wenn dieſes geſchehen, können die erweckenden Strahlen der Sonne hinabdringen zu den im Boden ſchlafenden Keimen, die zum Aufgehen an das Licht gemacht ſind. Wohl uns, wenn eine Sonne, ſei es eine mildere, oder eine glühend heiß ſtrahlende, wechſelnd mit Orkanen, das Anwachſen des Eiſes in uns verhindert, denn nur das Leben, das dieſe Sonne weckte, und die Samenkörner, die ſie in den Gewächſen ihres Lichtreiches reifte, werden hinüberdauern in das neue Jahr; hinübergehen mit den Kindern des Lichtes in ein ſeliges Leben der Ewigkeit. Die Kraft unſerer Seelen, zu erkennen, zu empfinden, und das Erkannte und Empfundene im Bewußtſein ihres eigenen Selbſt, als ein ihr ſelbſt Gehöriges feſt zu halten, iſt der Boden zur Ausſaat für die Ernte der Ewigkeit. Wehe der Seele, wenn die Sonne, wenn das nährende Waſſer des Lebens in der Ausſaatzeit des irdiſchen Seins vergebens ihren inne-

ren Boden beſtrahlte und benetzte, wenn in dem Sein des Jenſeits ihr Feld als eine kahle Wüſte daſteht, auf der nirgends eine vollwichtige Garbe zum Tage der Ernte ſich zeigt.

Es bleibe uns feſtſtehen, was wir ſchon in den Tagen der Erde, aus Gnaden für das ſelige Leben der Ewigkeit empfingen: die Sonne des Geiſtes im Vereine mit dem Waſſer des Lebens ſchon in der Weihe der Taufe, fortwährend dann im Sakramente und im täglichen Gebete. Ein altes Lied, das wir Beide lieben, ſagt in ſeinen einfältigen Worten:

Lobt Ihn mit Herz und Munde;
Die Er uns beide ſchenkt:
Das iſt eine ſel'ge Stunde,
Darin man Sein gedenkt.
Sonſt verdirbt alle Zeit,
Die wir zubringen auf Erden.
Wir ſollen ſelig werden
Und leben in Ewigkeit.

Ja, was der Geiſt in ſolchen ſeligen Stunden ſucht und begehrt, das kommt ihm von ſelber entgegen; eine Liebe, die höher iſt denn jede, welche das Menſchenherz erfaſſen kann, hat ihn zuerſt geliebt, und weckt in ihm durch ihre Thaten die Gegenliebe auf. Sein Auge wie ſein Ohr werden mehr und mehr aufgethan für die Anſprache jener Thaten, er lernt ihre Stimme kennen und folgt ihr nach, wohin ſie ihn führt. Und ſie iſt bei ihm, ſie geht ihm voran durch die Eiswüſten des diesſeitigen Lebens und in die dunkle Vorhalle, durch die er zur Heimath wandeln muß. Was die Liebe, die hier uns ſuchte, fand und rettete, in uns that und was ihre Stimme zu uns ſagte, deſſen mag und wird auch unſer

Geiſt eingedenk ſein in Ewigkeit, das Andere wird der Tag, der kommen ſoll, gleich einem Nebel zerſtreuen. Und wenn hienieden in manche unſerer Erinnerungen, ſelbſt in ſolche, „darin man Sein gedenkt," die Bitterkeit der Reue noch gemiſcht war; ſiehe, das Alles iſt dort vergangen, und Alles iſt neu geworden. Auch die Thränen der Buße und Reue zu den Füßen des Retters und Freundes ſind dann, wie bei der Sünderin in Simon's des Phariſäers Hauſe, zu Freudenthränen einer ſeligen Liebe geworden, welche nicht mehr ſich und das Eigene, ſondern nur Ihn ſiehet.

Sechster Brief.

Gedanken über das Sein nach dem Tode.

Was ich heute auf die Fragen Ihres gestern empfangenen Briefes antworte, das soll nur eine kurze Nachschrift zu meinem letzten und vorletzten Briefe sein. Denn so wie sich Ihre Fragen in bescheidene Schüchternheit mir nahen, soll noch weniger meine Erwiderung derselben jene Bescheidenheit vergessen, die uns im höchsten Maaße gebührt, wenn wir von Dem reden, was Ihr Brief berührt. Selbst ein solches Auge, welches täglich und gerne zum Himmel aufblickt, ist, geblendet von dem Lichte seines Erdentages, unvermögend, die „himmlischen Dinge" zu sehen, deren Tiefe jenem Meister in Israel verhüllt blieb, der bei Nacht zu dem Herrn kam, um seine Worte zu hören. Auch für den Geist des erdgeborenen Menschen, der die Weisheit sucht und liebt, bleiben sie ein Zukünftiges, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und das in keines Menschen Herz gekommen ist. Wie sollte deshalb ein Blinder sich unterfangen, einem anderen Blinden die Welt der Farben zu beschreiben? Er soll sich an Dem genügen lassen, was der Sehende ihm mittheilt über jene für sein Erkennen verschlossene Welt, und auch wir wollen uns nur einfach und treu an die Worte Dessen halten, welcher „redete, was er wußte, und zeugete von Dem, das er gesehen hatte" (Joh. 3 V. 11). Tiefer jedoch als ich es hier zu thun vermag, wird Sie ein Buch

von Dr. W. Hoffmann führen, welches mit innigem Gemüthe und kräftigem Geiste von dem offenkundigen Geheimnisse der letzten Dinge zeugt*). Aus ihm entnehme ich schon vorläufig Manches für meinen Brief.

Von dem ernsten Worte, nach welchem es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, sprach ich schon in einem früheren Briefe. Gesondert nur, wie der Ausspruch des verdienten Urtheiles von seiner Vollziehung ist dieses Gericht von dem des großen Tages, an welchem Er, der Richter, herniederkommen wird zur Erde und mit Ihm sein Lohn, der wie ein Sonnenstrahl sich herabsenkt aus den Wetterwolken der Schrecken und Strafen „jenes ewigen Verderbens, welches ausgehet von dem Angesicht des Herrn und von der Majestät seiner Richtermacht" (2 Thess. 14, 7). Judas der Verräther war alsbald nach dem Sterben hingegangen an seinen Ort. Auch Lazarus ward an den seinigen geführt, als er in der Hoffnung Abraham's, so wie der Schächer am Kreuze im Blicke auf die Erfüllung dieser Hoffnung dahingeschieden war. Und die Orte, dahin diese im Reiche der abgeschiedenen Seelen gelangten, sind von denen, darin die Seele des reichen Mannes sich fand, nicht nur so wie die Thürschwelle, vor welcher der Arme lag, von dem Saale voll sinnlicher Pracht und Freude, sondern durch eine Kluft geschieden, die von Jenseits zum Diesseits, wie von diesem zu jenem keinen Uebergang und kein Annahen zuläßt. Etwas jedoch ist allen Seelen, diesseits und jenseits der unübersteiglichen Kluft bei ihrem Sterben begegnet: der Leib ist von ihnen genommen, mit alle Dem, daran er sich vergnügte,

*) Dr. W. Hoffmann. Die letzten Dinge des Menschen (als Bd. II. des Rufes zum Herrn), Berlin 1854.

ſo wie mit ſeinen Schmerzen und mit der Laſt ſeiner Elemente. Der Reiz einer mitlebenden, blühenden und grünenden, freudig bewegten Welt iſt mit den leiblichen Sinnen zugleich verblichen und erloſchen; die Töne der irdiſchen Luſt ſind verſtummt. Vergangen ſind aber auch die leiblichen Qualen, welche die Glieder durchdrangen, die Wechſel der Stimmungen, denen die Seele unterlag, wenn jetzt das Blut in wohlthuend leichtem Laufe durch die Adern ſtrömte, oder wenn es mit ſeinem Drucke das Gehirn belaſtete und durch ſeinen Andrang nach dem Herzen und nach der athmenden Bruſt ein Bangen erregte. Tröſtlich mögen auch dann manchem Mühſeligen und Beladenen die Worte lauten: „daſelbſt ruhen doch die Müden und hören nicht die Stimme des Drängers.“

Doch wer ſind dieſe Müden und was iſt für ſie der Ort des Ausruhens, dahin ſie geführt wurden? Lehrt uns nicht ſchon die alltägliche Erfahrung, daß Menſchen, welche die Furcht vor der verdienten Strafe oder die Scheu vor der harten Arbeit, zu der ſie als Sklaven gedrängt waren, hinaustrieb in die Stille einer Einöde, freiwillig ſich wieder einſtellten zum Erdulden der Strafe und der Laſt ihrer Arbeiten? Der Mangel an all' der gewohnten Pflege des Leibes, die Abgeſchiedenheit in einer menſchenleeren, ſtillen Wüſte hat ſie mit einem Grauen erfüllt, das ſie zurücktrieb unter das gewohnte Joch. Und dennoch blieb dem lebenden Menſchen auch in der traurigſten Einöde der Erde noch die Hoffnung und ſelbſt die Möglichkeit eines Entkommens aus ihr und einer Rückkehr in den gewohnten Kreis des Lebens; ein anderes Loos erwartet die Seelen, welche aus dem Leibe ſchieden. „Ich will“, ſo lautet das Wort des Propheten, „dich ſetzen in das Land der Unterwelt, in die ewigen Wüſten.“ Aus dieſen vermag der

Wille nicht hinwegzueilen, hier umfängt ihn ein Verweilen von ungemeſſener Dauer und für die ſinnlich gebliebenen Seelen ſind jene „ewigen Wüſten“ nur ein kahler, kalter Schatten der Sinnenwelt, aus der ſie für immer hinweggerückt wurden. Da gibt es für ſie keine Zerſtreuung mit Werk und Kunſt, mit Luſt und Trotz, ſondern nur eine grauenhafte Stille und ewiges Schweigen; ein fortwährendes Sehen und Schmecken des Todes, das bei den Ungerechten zu einem Leiden der Angſt und Pein wird*).

Sollte dieſes wohl bei allen in die Stille der ewigen Wüſten entrückten Seelen ſo ſein? — Bei ſehr vielen derſelben allerdings, bei anderen aber nicht. Die Wüſten der Erde ſind freilich nur ein vergängliches Abbild ihres Urbildes „im Lande der Unterwelt“, aber ſchon das Abbild war für die meiſten Bewohner des fruchtbaren Nilthales und ſeiner reichen, prachtvollen Städte abſchreckend genug. Ja, „für die meiſten von ihnen, nicht aber für alle.“ Dieſes bezeugten, durch die That ihres Lebens, die Einſamen in der Thebais. Eben in jener Zeit, in welcher das Thal des Nils durch die Gaben ſeiner Natur und den Fleiß ſeiner Bewohner am reichſten, ſeine Städte für jede Luſt der Augen, jeden Genuß der Sinne und für alle geſelligen Vergnügungen am anlockend reizendſten waren, ſind viele Seelen von einem Verlangen ergriffen worden, das nicht in dem Sinnengenuſſe der Städte oder in der fruchtbaren Nachbarſchaft des von Schiffern belebten Stromes ſeine Befriedigung fand, ſondern nur in der Stille

*) Joh. Tob. Beck chriſtliche Reden 4. Samml. Nr. 41, S. 686. Im Auszuge in J. Hamberger's tief ergreifend tönenden „Stimmen aus dem Heiligthum der chriſtlichen Myſtik und Theoſophie II. S. 60.

der abgeschiedenen Wüste. Antonius, der reiche Jüngling, gab seine Güter den Armen und vertauschte sein prachtvolles Haus in der Königsstadt mit einer Felsenhöhle der Wüste; die Freuden einer, wenn er wollte, überreich besetzten Tafel mit dem Wasser des Quelles und dem sparsamen Brode der Armuth. Auf diesem Wege sind ihm Viele gefolgt, die mit ihrer Hände Arbeit durch das Flechtwerk der Palmenblätter sich nährten und in ihrem Gott vergnügt ein seliges Leben der Stille führten. Die Wüste mit ihren für die Augen der Stadtbewohner, die etwa ihr Weg hindurchführte, grausenhaft öden Bergen und kahlen Hügeln war jenen nicht ein Land, aus welchem man gerne hinwegeilt, sondern eine liebe Heimath, darin man vergnüglich bleibt, bis zu der Stunde, in welcher der Glaube zum Schauen wird. Denn von diesen Stillen im Lande, von diesen einfältig treuen Zeugen der Wahrheit in einer zum Abweichen von dieser stets geneigten Zeit kann man wohl sagen, daß sie nach ihrem Maaße schon im armen Leben der Erde in Hoffnung selig waren. Und waren sie in der abgeschiedenen Einöde allein und ganz verlassen? War nicht außer den nachbarlich wohnenden Brüdern vor allen Der bei Ihnen, den ihre Seele mitten im Geräusche der Welt gesucht und auch hier in ungestörter Gemeinschaft gefunden hatte?

Wir lesen aber von noch viel älteren Vätern und Vorgängern auf diesem Wege, welcher schon auf Erden die Seelen hinausgeführt hat aus der Fülle und aus der Lust des Sinnenlebens in ein den Sinnen verborgenes Leben des Geistes. Abraham, der Vater der Gläubigen, folgte gerne dem Gebote des Herrn, das ihn aus seiner Heimath, aus Haran der Stadt und dem Lande der Städte hinwegführte in ein Land, darin er ein Fremdling war und in

Hütten wohnte. „Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund der festen Hoffnung hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“ — Unvergleichbar viel herrlicher als Haran, die Stadt Nahor's, war die Königsstadt der Aegypter, und welches andere Haus und Geschlecht konnte in dieser Stadt an Macht und Ehren höher stehen als das Königshaus der Pharaonen? „Dennoch wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, sondern erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.“ Er, der Mann, gelehrt in aller Weisheit der Aegypter, hochgeübt in Werken und Worten, hätte wohl können ein mächtiger Herr sein unter dem gepriesensten Volke der Erde, ein hochgeachteter Meister vor den Augen seiner Priester und Gelehrten, ward aber ein Schafhirte bei dem Priester zu Madian, welcher, wie Hiob, Israels Hoffnung kannte. Vierzig Jahre lang führte er bei diesem den Wandel eines Hirten in der stillen Wüste, trug noch andere vierzig Jahre lang mit seinem von Gott erwählten Volke das Loos der Mühen und Kämpfe mit Noth und Mangel und mit dem Schwerte der Feinde, bis sein müder Leib nicht die königliche Bestattung bei den Pyramiden, sondern ein nie von Menschenprunk gemein gemachtes unbekanntes Grab im einsamen Gebirge fand.

Die Kraft des Geistes, welche jenen Erwählten für ein Leben der seligen Ewigkeit die Freudigkeit gab und erhielt, auszugehen aus der Welt der Sinnenlust und des geselligen Genusses in eine stille, verborgene Welt des inneren Lebens, war der Glaube. Ein Glaube, welcher schon bei den Vätern des alten Bundes in Hoffnung vergnügt und selig war. Sie nahmen die gewisse Hoffnung mit sich in's Grab, daß „ihr Erlöser lebe.“ „Darum,“

ſo ſpricht David, „freuet ſich mein Herz und meine Ehre iſt fröhlich, auch mein Fleiſch wird ſicher liegen.“ Und die Worte des Troſtes blieben auch dem Sterbenden vor Augen und im Herzen: „Gott wird meine Seele erlöſen aus des Todtenreiches Gewalt und mir kund thun den Weg des Lebens, denn er hat mich angenommen.“ Ja, „die Seelen der Gerechten ſind in Gottes Hand,“ ſie kommen zur Ruhe, werden getröſtet in einem Warten der Erlöſung, während die Ungerechten in der Unterwelt nur ein Warten des Gerichtes vor ſich haben und, wie der Apoſtel ſagt, „behalten werden in der Peinigung bis auf den Tag des Gerichtes und der Verdammniß der gottloſen Menſchen.“ Denn das alte Leben der Seele in der Kraft des Fleiſches und der Sinne iſt vergangen, die Keime, des neuen Lebens, welche das Wort der Verheißung im Geiſte wecken und bekräftigen ſollte, ſind, abgewendet von dieſem Quell der Ernährung, erſtorben und verkümmert.

Die Verheißungen und Hoffnungen des alten Bundes ſind in den Zeiten des neuen Bundes zur Erfüllung geworden. Und hiemit kam dem Glauben jene volle Freudigkeit zum Sterben, in welcher der Apoſtel ſagt: „ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein.“ — „Denn Chriſtus iſt mein Leben und Sterben iſt mein Gewinn.“ Für ſolchen Glauben hat der Tod keine Schrecken mehr, „denn er iſt verſchlungen in den Sieg. Tod, wo iſt dein Stachel, Hölle, wo iſt dein Sieg? Gott aber ſei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum“ *).

*) Die Entwickelung der freudigen Hoffnung auf ein ewiges Leben aus altteſtamentlichen Verheißungen bis zu ihrer neuteſtamentlichen Erfüllung weiſt in tiefeingehender Weiſe nach:

Ja, was dem Fleiſche, das den Tod fürchtet und ſcheut, unmöglich war, das iſt dem Glauben in der Liebe möglich und leicht. Dieſer erfährt die Wahrheit der Worte: „So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht ſehen ewiglich“ (Joh. 8, V. 51) und „wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“ (Joh. 5, 24).

„Der Glaube,“ ſo wird uns an einem anderen Orte geſagt (2 Theſſ. 3, V. 2), „iſt nicht Jedermanns Ding, ſondern er iſt eine Gabe, mit welcher Gott durch die höchſte That ſeiner Liebe allen Seelen der Menſchen entgegenkommt, bereit, ſie ihnen allen zu geben“ (Joh. 3, V. 16). Ohne ihr Zuthun iſt ihnen von der Hand des Schöpfers das Leben des Leibes gegeben und im Verborgenen zu ſeiner Ausgeburt an das Licht der Erdentage zubereitet und gezeitigt worden. Ohne ſein Zuthun iſt dem Chriſten nach ſeiner natürlichen Geburt durch die Weihe im Geheimniſſe der Taufe, aus Waſſer und Geiſt, ein anderes Leben gegeben worden, welches, nicht von ſterblicher Natur, für die Ewigkeit gezeitigt werden und erwachſen ſoll. Wohl der Seele, über deren Hütte jenes Geheimniß des Himmels wohnen bleibt. Wie das Auge des Neugeborenen von dem ſichtbaren Lichte, ſo wird das aufkeimende Verlangen des geiſtigen Bewohners der Hütte nach oben zu Dem gezogen, das über dem Dache dieſer vergänglichen

---

Dr. Franz Delitzſch in ſeiner bibliſchen Theologie: Einem Buche, das eine reichhaltige Schatzkammer iſt für die Lehrer der Schrift und der Kirche über die Lehre von den letzten Dingen. M. v. darin beſonders die Abſchn. VI und VII (über Tod, Mittelzuſtand der Seelen, Auferſtehung und Vollendung).

Hütte schwebt. Das neue Leben von oben ergreift zuerst, in der Taufe, mit seinen schaffenden Kräften der Ewigkeit, das geistig Innere der Menschennatur. Hier wirkt es in einer dem äußeren Verständnisse unerfaßbaren, verborgenen Weise. Aber nicht der Geist allein, sondern der ganze Mensch, mit Geist, Seele und Leib, wie er anfänglich aus der Hand Gottes hervorging, ist zum Leben der Ewigkeit bestimmt, und am Tage der Auferstehung soll diese Verheißung an ihm vollendet werden. Darum nahet sich das Leben von oben dem ganzen Menschen, nicht allein dem inneren, sondern auch dem äußeren Verständnisse in dem Worte der Wahrheit, voll Geist und Leben, welches bestehen wird, wenn Himmel und Erde vergehen. Hier aber beginnt der Kampf. Denn der äußere Mensch mit der Lust seines Willens lebt im Fleische, welches ohne Aufhören gelüstet gegen den Geist, und welches widerstrebt der Wiedergeburt aus dem lebendigen Worte Gottes. Dieser Kampf ist schwer, denn ihm gilt die Losung, daß Niemand gekrönt wird, er kämpfe denn recht. Mitten jedoch in ihrem Kampfe dürfen Die, welche es treu meinen, die Wahrheit der Worte an sich erfahren: „wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott zu uns, so oft wir ihn anrufen."

Aber nicht alle zum Leben der Ewigkeit bestimmte Menschenseelen erheben sich aus der Schlaftrunkenheit der Sinne zu dem Kampfe für jenes Leben, wenige von ihnen führen denselben mit Ernst, noch wenigere zum Siege hinaus. Der Zustand der Seelen wird deshalb nach dem Sterben des Leibes, bis zum großen Tage der Auferstehung, ein sehr verschiedener sein. Mit den Einen geht das Gelüste nach den Dingen der Welt mit hinüber: deren Sein ihnen als ein immer bleibendes erschien. Dieses Gelüste,

das von ſeinem Genuſſe nie geſättigt, ſondern nur dringender und hungriger wurde, iſt geblieben, ſeine Welt aber iſt ihm in der freudenloſen Wüſte genommen. Mit Anderen geht der Glaube hinüber, welcher die Welt überwunden und ihrer Luſt ſich entwöhnt hat. Möge ihnen auch das Todtenreich im Vergleiche mit dem bunten Gedränge und lauten Getümmel der Welt eine Wüſte heißen, dieſe wird den Seelen der Gläubigen zu einer noch genügenderen Heimath werden, als dem Antonius und ſeinen Jüngern die Einöde der Thebais. Mag ihnen dasſelbe nach den Unruhen des Erdenlebens auch nur ein Ruheort heißen, wie viel erquicklicher würde das geiſtige Stilleſein und Hoffen der Seele ſein, als dem müden Leibe ſein ungeſtörter Schlaf der Nächte. Und iſt dieſe Ruhe für den Glauben nicht ein Daheimſein bei dem Herrn, mit welchem die Seele, die Ihn auf Erden ſuchte und fand, hier in ungeſtörterer, innigerer Gemeinſchaft ſich findet, als in dem Leben der Sinnlichkeit?

Doch wir dürfen um den „langen Schlaf des Todes“ und ſeine thatenloſe Ruhe uns nicht ſorgen. Mag ſich doch auch ſchon in dieſer langen Nacht mancher Ton der Poſaunen vernehmen laſſen, die zur Auferſtehung ruft *). Und was den etwa ſorglichen Gedanken an eine thatenloſe Ruhe angeht, ſo kann dieſer vor einer näheren Betrachtung der Frage ſelber nicht aufkommen. Ein tiefer Forſcher in dem Gebiete, zu welchem die Frage und ihre Beantwortung gehört, ein Mann, welcher die Stimme des Freundes der Menſchenſeelen vernimmt, und ihre Worte wohl zu deuten weiß, gibt uns hierüber ein Licht, das

*) W. Hoffmann in der Predigt über die Auferſtehung der Gerechten, a. a. O. S. 83 bis 95.

auch über andere Stellen des Inhaltes meines Briefes eine wohlthuende Helle verbreiten kann *). Das Werk

*) Dr. H. Martenſen in ſeiner chriſtlichen Dogmatik S. 436: „Der Zuſtand im Hades beſtimmt ſich nach dem Verhältniß zu Chriſto. — Anders muß dieſer Zuſtand vor, anders nach der Erſcheinung Chriſti gedacht werden; anders für die, welche auf ihn gehofft und an ihn geglaubt hatten; anders für die, welche nicht an ihn geglaubt haben, entweder weil ſie ihn nicht kannten oder nicht für ihn ſich entſcheiden konnten oder weil ſie feindſelig ſich ihm entgegenſtellten. Dies führt uns zur Annahme verſchiedener Regionen im Todtenreiche: eines Paradieſes, einer Hölle, eines Verweilens der unentſchiedenen Richtungen. „Aber keiner dieſer Zuſtände kann als völlig abgeſchloſſen betrachtet werden; denn ſelbſt die Seligen haben noch eine innere Geſchichte, bedürfen noch einer Reinigung, eines Fortſchreitens und Wachſens an Seligkeit und Heiligung. Und wie eine Bekehrung der Unbekehrten noch möglich ſein muß, ſo iſt der Hades auch die Region, wo das Böſe ſein ganzes Weſen ausprägen kann, weil es hier nothwendig das Gepräge der reinen Geiſtigkeit annehmen muß. Indem wir ſagen, daß ein Fortſchritt und eine Entwickelung in dem Todtenreiche ſtattfindet, müſſen wir uns dieſes nothwendig in Verhältniß zu dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes in dieſer Welt denken. Denn obgleich es zwei Welten gibt, gibt es doch nur Ein Gottesreich, nur Einen Gottesgeiſt, nur Ein Ziel der Weltentwickelung. Erſt wenn die ſtreitende Kirche ihren Kampf auf Erden durchgekämpft hat, kann auch das jenſeitige Reich vollendet werden. Daher werden (Offenb. 6, V. 9, 11) die Seelen der Blutzeugen, welche auf das gerechte Gericht Gottes ſich berufen, ermahnt, zu warten bis die Zahl ihrer Mitknechte voll wird. Es muß ſonach ein Wechſelverhältniß zwiſchen dem jenſeitigen und diesſeitigen Reiche gedacht werden. — — Erſt in der letzten großen Weltkataſtrophe,

der Beſſerung an der eigenen wie an fremden Seelen; das Wachſen in der Erkenntniß, wie in der immer inniger werdenden Gemeinſchaft mit dem Herrn; die lebendige Erfahrung ſeiner heiligenden Gnade waren uns ſchon hienieden ein Vorſchmack, werden uns dort ein ungeſtörter Genuß der Seligkeit ſein. Und ſollte nicht auch der glimmende Funke der vorbereitenden Gnade, welche mit der ſcheidenden Seele hinüberging in das Sein der Hoffnung oder des bangen Wartens, von Stufe zu Stufe zur Flamme ſich entzünden? Der Gedanke an ein beſeligendes Geſchäft der Beſſerung für die Seelen im Leben des Jenſeits erinnert mich an ein, wenn Sie ſo wollen „waches Traumbild“ von lieblich ernſter Art, das meinem Freunde: dem Antiſtes David Spleiß in Schaffhauſen, ſo wie mancher ihm verwandten Seele öfters wiederkehrte. Jener Freund freute ſich ſchon in den Tagen ſeines treuen Zeugenamtes hier im Erdenleben auf ein Fortwähren dieſes Wirkens dort in der jenſeitigen Welt. Denn auch Er, der Herr, welcher will, daß allen Menſchen geholfen werde und gekommen iſt, das Verlorene zu ſuchen, iſt „hingegangen im Geiſte zu den Menſchengeiſtern im Gefängniß, daß auch den Todten das Evangelium verkündigt würde.“ Hierin öffnet ſich uns ein Blick auf den Rath der ewigen Gnade zur Rettung und Seligkeit ſolcher aus dem Leibe geſchiedenen Seelen, von denen der Spruch redet: „wie ſollten ſie glauben, von dem ſie nicht gehört haben? wie ſollten ſie aber hören ohne Prediger?“ — „Sollte nicht ſchon dieſes,“ ſagte mein Freund, „ein Arbeitsfeld ſein, groß und weit

---

wenn dieſe materielle und räumliche Sphäre vergeht, werden die beiden Welten zu Einer: zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde.“

genug für den Aeon des jenseitigen Lebens bis zum Tage der Ernte und des letzten Gerichtes? Abgesehen von dem Antheile an einem anregenden, warnenden, hilfreichen Verkehre der unsichtbaren, triumphirenden Welt mit der noch im Kampfe des Erdenlebens stehenden Menschenwelt, bleiben der Liebe, welche niemals aufhört, auch wenn die Arme von irdischem Fleisch und Gebein ihr genommen sind, noch Thaten genug, durch welche sie ihr Fortwähren bezeugen kann. Der Tod mag uns Arme und Beine, und Alles, was zur Hütte gehört, abnehmen. Wissen wir doch, daß, schon dann, wenn das irdische Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel (2 Kor. 5, V. 1, 2). So wird dann je nach dem gebührenden Maaße für eine Ueberkleidung der Seelen gesorgt sein, welche des Leibes ledig sind" *).

Auch Beck, in seiner oben angeführten Rede, begegnet mit einigen ernsten, andeutenden Worten der Frage, ob und welch' eine Hoffnung auch solchen abgeschiedenen Seelen in dem künftigen Aeon noch bleibe, welchen das Urtheil am Ende des Lebens verkündet war, das sie durch ihren Wandel im Fleische verdient hatten. Er beruft sich dabei auf die Stelle Matth. 12, V. 31, 32. „Es kann also," fährt er fort, „ein Theil der Sünden auch

*) Mein Freund Spleiß stimmte nach vielen Seiten hin mit Dem überein, was in dem Artikel über die Auferstehung ausgesagt ist, in dem neuerschienenen biblischen Wörterbuche für das Volk, herausgegeben von H. Zeller (Stuttgart bei Besser); einem in jeder Hinsicht sehr empfehlenswerthen Buche. Selbst der dort angedeuteten Lehre von der ersten Auferstehung war Spleiß sehr zugeneigt.

in jener Welt, nach dem Tode, noch Vergebung finden. Aber keine einzige wird vergeben, weder hier noch dort, ohne Buße; und zur Buße finden Die nicht Raum, die ſie bis zum Tode verſchieben wollen, die Gottes Geduld und Langmuth aus Muthwillen ziehen, ſondern dieſe häufen ſich ſelber den Zorn auf den Tag des Zornes. Auch findet jede Sünde, welche unvergeben mit hinübergenommen wird, ihre Strafe, wie der Herr abermals ſagt: du wirſt aus dem Kerker nicht herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahleſt." — Troſtreich für die Gefangenen ſteht dieſem Worte des drohenden, gerechten Ernſtes ein anderes gegenüber, welches der durch die Buße hindurchgedrungene Glaube freudig erfaſſen kann: „Durch das Blut deines Bundes läſſeſt du aus deine Gefangenen aus der Grube, darin kein Waſſer iſt. So kehret euch nun zur Feſtung, Ihr, die Ihr auf Hoffnung gefangen lieget" (Zach. 9, V. 11, 12).

Er, Derſelbe, welcher ſagte: „laſſet uns Menſchen machen, ein Bild, das uns gleich ſei," hat auch das Wort geſprochen: „es iſt vollbracht" und dieſes Wort mit ſeinem Tode verſiegelt. Nicht aber mit ſeinem Tode allein, ſondern in der Hinausführung ſeiner That zum ſiegreichen Ende mit ſeiner Auferſtehung von dem Tode. Was Chriſtus lebte, that und litt, das that und litt er (ſelber als Menſch) für den Menſchen, welchen Er, als zweiter Adam, wiedergebären wollte zu dem Bilde und Gleichniſſe, das er urſprünglich geweſen war. Er iſt für uns gegangen in des Todes Nacht und dieſe Nacht iſt uns durch ſein Licht hell geworden. Er iſt für uns auferſtanden von den Todten. Wie der Apoſtel ſagt: „wie durch einen Menſchen der Tod, ſo kommt durch einen Menſchen die Auferſtehung der Todten. Denn gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo

werden ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden.“ Die Verheißung der Auferſtehung des Leibes iſt der Schlußſtein unſeres Glaubens; kein anderes Triumphlied tönt für uns ſo freudenvoll durch die Ewigkeit der Ewigkeiten als das Lied: „Chriſt iſt erſtanden“. Denn wie in Chriſto, dem Anfänger und dem Haupte, ſo ſoll in dem zur Seligkeit auferſtandenen Menſchen „die ganze Fülle der Gottheit“ „leibhaftig“ wohnen. Die Geſchichte des Menſchen von ſeiner Erſchaffung in die Zeit bis zum Ausgange in die Ewigkeit bezeugt die große Wahrheit: daß „Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes ſei.“

Welcher ſinnende Geiſt eines Erſchaffenen hätte den wundervollen Rath Gottes in ſeiner ganzen Tiefe und Höhe erfaſſen können, aus welchen der Menſch, das Gemächte aus Erde, mit ſeiner Seele und mit ſeinem Gott erkennenden Geiſte hervorging? Neben den vorhin erſchaffenen Thronen, Fürſtenthümern und Gewalten der Engelwelt, gegenüber dem Hochmuth ihrer Gefallenen, die ihren Stuhl erheben wollten an den ihres Herrn und Schöpfers, gefiel es Gott, aus Staubkörnern der Erde ein Gebilde von Fleiſch und Blut zu machen, deſſen lebender Seele er den Geiſt ſeines Mundes einhauchte. Wie konnte das ein Bild ſein, welches dem Schöpfer aller Unendlichkeiten der geiſtigen wie leiblichen Welten gleich wäre *)? Ein Bild, vergleichbar wie der Leuchtwurm, der heute am Boden kriecht und morgen nicht mehr iſt, mit dem Sirius und der Sonne. Denn was iſt das Maaß des ſichtbaren Menſchen ſelbſt

*) M. v. den Schluß von meinem Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menſchen auf Erden“ §. 50, S. 708.

nur gegen das Maaß des Behemoth oder der Eiche von Baſan; was iſt ein Erdenkloß in der Hand gegen die Erde ſelber, was die Erde gegen die Sonne und alle Engelmächte des Sternenhimmels? Und dieſer Staub war durch Gottes unerfaßbaren Rath nicht nur zum Träger eines Geiſtes, der alle Höhen und Tiefen des Erkennens und der Kräfte durchdringt und zum Ebenbilde der Gottheit, ſondern zu dem Rechte eines Kindes und Miterben des Reiches beſtimmt. Der Herr über Alles, über die Gewalten des Geiſterreiches, wie über die Elemente der höheren und der niederen Leiblichkeit, will ſich herabſenken zu der tiefſten Tiefe des Geſchaffenen, damit er dieſes Tiefſte mit dem Höchſten überkleide und durchdringe. Der erkennende Geiſt in uns, in dem tiefen Dunkel des Fleiſches, darein er verſenkt iſt, gleicht dem altägyptiſchen Forſcher des Sternenhimmels und ſeiner Stellungen, der hinabſtieg in die Tiefe eines Schachtes, um aus ſeinem Dunkel die Sterne, ſelbſt am Tage, zu ſehen.

Der Menſch war geſchaffen, nicht daß er wie die Engel eine geiſtige Macht, ſondern daß er Geiſt, Seele und Leib ſei, auf daß durch ihn Gott ſeine Herrſchermacht bezeugte in allen Reichen des Seins und Gott ſei, Alles in Allem. Und dieſes, daß ſein Weſen nichtgeiſtig allein, ſondern daß es auch leiblich, wie das irdiſche Element, ſein ſollte, war der Unterſchied, war der Vorzug des Menſchen, ſelbſt den Engeln gegenüber. Er gehörte ſeinem Leibe nach der Erde an, denn dieſe war ſein, er ſollte durch Gottes Geiſt und Kraft ihr ſchöpferiſch waltender Herrſcher ſein. Dem Geiſte nach aber war er aus Gott, denn, wie die Schrift von Adam ſagt, er war Gottes. Schon von den nächſten Gliedern des aus göttlicher Wurzel entſproſſenen Stammes heißt dieſes anders. Adam, ſo ſagt ſie

von Seth, zeugete einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich war (1 Mos. 3, 5); „Enos war ein Sohn Seth's.“ Bald war der Mensch aus seiner ursprünglichen kindlichen Stellung zu Gott entfallen; nicht mehr ein Kind, sondern ein Gast und Fremdling im Vaterhause der Erde, hatte er aufgehört, ein allvermögender Herrscher und Gebieter der Creatur zu sein. Die Erde blieb ihm zwar noch immer eine nährende Mutter, aber auch in sie war durch die Sünde der Tod gekommen; „sie war verderbt vor Gottes Augen.“ Der Mensch selber hatte sich der Herrschaft des göttlichen Geistes entzogen, aus welcher ihm seine schöpferisch-regierende Macht über die irdische Natur kam, da ward auch diese seiner Herrschaft entrückt; das Dienende war neben und über ihm zu einem Gleichstehenden, ja zu einem Herrschenden, das Gebilde zu einem Bildner geworden, aus dessen vorwaltendem Wirken der Leib des Todes hervorging, zerbrechlich und vergänglich, wie ein irdenes Gefäß; aus dessen herrschendem Einflusse irdisch fleischliche Gesinnung, irdische Weisheit kam. Die irdisch natürliche Zeugung ist es, welche dem beseelten Keime der Dinge, seinen an bestimmte Zeit gebundenen Verlauf der Entwicklung gibt, bis zum Erlöschen der fortzeugenden Kraft in den vergänglichen Gebilden derselben Form. Wie der Stein von dem Augenblicke an, da ihn eine Menschenhand abreißt von der Höhe seines Hügels, anfängt zu fallen nach der Tiefe, so liegt in der natürlichen Erzeugung der Anfang des Todes. Auch der auf diesem irdisch natürlichen Wege entstandene Mensch welkt gleich der Blume des Grases dahin, wenn seine Zeit und Stunde kam. Aber eben so wie sein Fleisch dem Loose der natürlichen Erzeugung unterliegt, bleibt seinem Geiste ein inwohnender Lebensathem der anfänglichen Schöpfung aus Gottes ewiger

Kraft. Dieſes Athmen in der Tiefe ſeines Weſens hört nicht auf, wenn der ſterbenden Bruſt ihr Odem entfleucht, dadurch iſt unſerem Weſen die Verſicherung gegeben zu einer Wiedererneuerung des ſechſten Tagwerkes der Schöpfung an ihm. In herrlicherer Weiſe noch als das ſechſte Tagewerk der anfänglichen Schöpfung ſoll das der zweiten an den Seelen vollendet werden, welche aus Chriſto, dem erſten Adam, wiedergeboren waren. Die neue Schöpfung beginnt von oben, nicht von unten. Wie der erſte Adam von der Erde und die Erde ſein Eigenthum geweſen, ſo wird der zweite von Gott und Gott ſelber ſein Eigenthum ſein und in und mit dieſem die neue Erde. Noch während des Lebens der Zeit beginnt dieſes Werk der neuen Schöpfung von oben an dem Geiſte und an der Seele des Menſchen und aus dem Lichte der inneren Herrlichkeit fällt öfters ein Strahl auch auf den zum künftigen Tempelbau bereiteten Leib. Dennoch bleibt dieſer nur ein zum Abbruche beſtimmtes, von ſterblichen Händen gemachtes Wanderzelt: ein Leib des Todes, verderbt durch Sünde, wie die Erde, aus welcher er genommen iſt. Aber das Wort redet von einer erneuten Erde, wie von einem neuen Leibe der Auferſtehung am großen Tage des Endes. Es iſt derſelbe Leib und doch auch nicht derſelbe, welcher hienieden zur Verweſung in's Grab gelegt ward. Denn Er, welcher die Auferſtehung iſt und das Leben, „wird aus der Erde mich erwecken, in dieſem meinem Fleiſche werde ich Gott ſehen. Denſelben werde ich mir ſehen, meine Augen werden Ihn ſchauen und kein Fremder.“

Was ſagt hierüber die Vernunft? Laß ſie ſagen, was ſie weiß, ſie ſoll uns nicht irren. Ich ſehe im Spiegel meiner Wand das Bild eines vorübergehenden Menſchen. Das Bild verging, als der Fußgänger vorbei war, iſt nun

darum auch der Menſch vergangen, von dem es herkam? Wird nicht, ſo wie er weiter geht, ſein Bild noch in vielen Spiegeln am Wege ſich zeigen und verſchwinden, während er immer derſelbe bleibt? — Die Stäublein des Feſten, die Tropfen des Flüſſigen, aus denen mein Auge, aus denen mein ganzer Leib beſteht, ſind nach kurzer Zeit aus dieſem hinweggeſchwunden; denn jeder Pulsſchlag führt einen Theil der alten Stoffe hinweg und bringt neue an ihre Stelle herbei. Das Auge, durch welches ich vor wenig Jahren hier dieſen Thurm, dort jenen Berg geſehen, iſt ſchon längſt ſeinen Elementen nach nicht mehr dasſelbe, das es war, und dennoch iſt es noch eben ſo, ſo wie vorhin *mein* Auge, denn das, was als elementarer Stoff an ihm vergangen und neu geworden iſt, verhielt ſich zu unſerem eigentlichen ſehenden Sinne, wie das Fernrohr, durch welches der Meiſter blickt, der es gefertigt hat, zu ſeiner eigenen Perſon. Das, was das Auge bildet und durch dasſelbe ſieht, liegt nicht in dem irdiſch leiblichen Elemente, ſondern im Weſen und in der Kraft der Seele. Dieſe Kraft hat auch die Seele des Thieres mit der des Menſchen gemein. Sie iſt ihr mit der natürlichen Erzeugung gekommen, iſt ihr als eine Nachwirkung derſelben geblieben, hat während des Lebens das Geſchäft der Erzeugung des Leibes aus ſeinen Elementen fortgeſetzt, bis im Schutze und Schatten der Bäume der Nachwuchs des jungen Forſtes — das neue Geſchlecht erſtarken und als Träger der gleichen Form beſtehen konnte. Denn bei den beſeelten Weſen der niederen Naturreiche, ſelbſt bei den ſcheinbar vollkommenſten Thieren, iſt es nur die Form, die Idee des Geſchlechtes oder der Gattung, nicht die Perſönlichkeit der Einzelweſen, welcher ein bleibender Beſtand zukommt. Dieſe vergeht und verflüchtigt ſich mit dem Tode des Leibes,

die Form aber wird durch „das prophetiſche Wunder“ der natürlichen Erzeugung erhalten, und wird verherrlicht ſelbſt im Aeon der großen Verwandlung fortbeſtehen. Anders aber iſt es bei dem Menſchen. In dieſem wohnt der Geiſt, den die Stimme eines höheren Geiſtes ſchon hienieden den Vaternamen ſprechen lehrte. Der Geiſt, welcher, wenn er den Namen des Vaters im Sohne rief, ſein Naheſein empfand und die Kräfte dieſes Naheſeins in dem ſchon auf Erden ſich ankündenden Wunder einer Neuſchöpfung der Ewigkeit erkannte. Das Kind, das den Vater bei ſeinem Namen nennt, das Ihn liebt und erkennt, iſt ſelbſt von ſeinem Geſchlechte, ein ewig perſönliches Selbſt wie die ewige Natur des Vaters.

Und das Wunder einer Neuſchöpfung der Ewigkeit, das ſchon im Diesſeits in der Kraft des gläubigen Gebetes oder in der Furcht und den Schrecken eines von Gott entfremdeten Gewiſſens ſich ankündete, wird in der Auferſtehung der Todten vollendet. Den Leib der Sünde und des Todes, der hienieden auch den nach oben ſtrebenden Geiſt beſchwerte, hat die Seele auf dem natürlichen Wege des thieriſch menſchlichen Weſens aus ſeinen Elementen gebildet, und in beſtändiger Wiedererneuerung erhalten. Dieſer natürliche Weg fand ſein Ende im Tode der irdiſchen Geſtalt und ihrer Verweſung. Der Keim der Ewigkeit aber: die Beſtimmung unſeres Geiſtes für eine Fordauer ſeiner ganzen menſchlichen Perſönlichkeit mit Seele und Leib iſt nicht im Grabe geblieben und verweſt. Sie iſt als ein Rufen des Vaternamens, als ein liebendes Feſthalten an Ihm mit dem Glauben und der Hoffnung hinübergegangen in das Reich der Erwartung, denn die Liebe hört nicht auf. Aber auch das Gewiſſen mit ſeiner Furcht und ſeinen Schrecken ſtirbt nicht mit dem irdiſchen Leibe, denn in ſei-

ner Stimme und ihrem Zeugniſſe wohnen Kräfte der Ewigkeit.

Der Menſch, ſo wie er im Anfange aus Gottes Hand hervorging, trug in ſeinem Geiſte die Kraft des ewig ſchaffenden, erneuernden, erhaltenden Geiſtes ſeines Gottes; in und mit dieſer Kraft war er zum Schaffen, zur Erhaltung, zur immer höher fortſchreitenden Entwickelung ſeiner ganzen Perſönlichkeit aus Geiſt, Seele und Leib beſtimmt. Dem Leibe, aus Erde gemacht, war das Recht und die Gewalt des Herrſchens und ſchöpferiſchen Waltens über alle elementaren Kräfte und alle Lebendige der Erde gegeben. Von der Würde eines Herrſchenden ſank er zur Gleichheit, ja zur Unterwürfigkeit gegen den Dienenden herab, obgleich der Geiſt im Glauben ſchon hienieden die Schwingen ſeines urſprünglichen und künftigen Seins zu regen vermochte (S. 190). Er, der arme Gebundene, konnte zu der Macht des Fleiſches nicht mehr ſagen: du biſt mein, denn er war ſein und mußte mit ihm in den Tod gehen. In der neuen Wiedererzeugung aber, am großen Tage der Auferſtehung, an welchem die Elemente der alten Erde und ihres Himmels im Feuer der Schöpferkraft ſich auflöſen und erneuern, wird dem unverweslichen Keime der ganzen Perſönlichkeit in unſerem Geiſte die Kraft gegeben werden, ſich mit dem geläuterten und gereinigten Elemente der Erde von Neuem zu überkleiden. Verweslich wird unſere Leiblichkeit ausgeſäet, unverweslich wird ſie auferſtehen (1. Cor. 15 V. 42). Der Menſch in ſeiner ganzen Einheit von Geiſt, Seele und Leib, als ein erneutes Ebenbild ſeines Gottes, kann erſt dann eingehen in den vollen Genuß der Freuden und der Herrſchaft jenes Reiches, das ihm verheißen iſt von Anbeginn der Welt. Wenn aber nicht das Ebenbild ſeines Gottes, ſondern das des Feindes, welcher Gott haſſet und

vor Ihm floh, in ihm zur ewigen Geſtaltung kam, dann wartet ſeiner das volle, ſeine ganze Perſönlichkeit durchdringende Gefühl einer Pein, deren Flamme, wie die Schrift ſagt, nicht verlöſcht und deren Wirken in einem Dunkel der Ewigkeiten ſich verbirgt, in welches der Blick des geſchaffenen Geiſtes nicht einzudringen vermag.

So habe ich meinem heutigen Briefe, vielleicht mehr als mir gebührte, geſtammelt von dem, was die Schrift in den Worten ſagt: der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er geweſen iſt und der Geiſt zu Gott, der ihn gegeben hat. Und nur der Geiſt kann Deſſen, der ihn gab, und ſeiner Ewigkeit gedenken; er iſt für die Ewigkeit und für Gott gemacht, zu Dieſem führt ihn, wie die Erde zur Sonne, ein übermächtiger Zug hin, welcher ſelbſt dem Kometen nachgeht in die äußerſte, dem Dunkel zugewendete Ferne ſeiner Bahn, und daſelbſt ihn hält. Durch das Wort iſt der Menſch für das Wort bereitet; der Name des Vaters iſt auf ſeine Zunge gelegt, und wenn die leibliche Zunge zu Staub ward, nennt der Geiſt, wie er ſchon auf Erden in ſeiner verborgenen Tiefe dieſes geübt hat, den Namen Deſſen, welcher ſich nahe zu ihm that, ſo oft er ihn anrief. Ohne Aufhören wird Er ihm nahe ſein, da wo das ernſtliche Rufen aus der Tiefe nie verſtummt. Durch die Kraft des Namens, der über alle Namen iſt, hat er ſchon hienieden im Gebete Thaten einer werdenden Schöpfung gethan; die Macht des Namens ſelber wird an ihm, am Tage der Wiederbringung und Auferſtehung des Leibes, das Werk der neuen Schöpfung hinausführen und vollenden.

Der Vorhof der Heiden und Israel's Tempel.

1. Das Pfingstwunder im Vorhofe.

Durch das Geschäft der Engel, so sagt die Schrift, hat Israel das Gesetz empfangen (Act. 7, 53; Hebr. 2, 2; Gal. 3, 19). Durch ein gleiches Geschäft der Engel sind auch dem Menschengeschlechte Wissenschaft und Kunst, so wie alle die Gaben zu Theil geworden, welche sein natürliches Wesen über das der vernunftlosen Thiere erheben *). Wenn auch vorzugsweise Israel, das erwählte Volk es war, in welchem der Herr selbst seine Wohnung nahm, so offenbarte er sich dennoch auch dem Heidenthum durch die Träger und Vermittler der Ideen: die Engel, deren zeitlicher und örtlicher Einfluß als ein herrschender und anregender Geist der verschiedenen Zeiten und Völker sich kund gab, der dieselben in einem geistigen Wachsein erhielt, bis dem ganzen Geschlechte der Morgenstern seiner Verheißungen aufging **). So waren die geistigen Anregungen zur Wissenschaft und zu den Künsten ein vorbereitendes Werk der göttlichen Weisheit für die Erziehung des Menschengeschlechtes zu seinem hohen Berufe für Zeit und Ewigkeit.

---

*) M. v. m. Geschichte der Seele 4. Aufl. II. S. 536, so wie andere Stellen jenes Buches über die Lehre von den Ideen und Engeln, z. B. in den Noten zum §. 4 u. a. m.

**) In weit eingehender Weise spricht sich Martensen über das Geschäft der Engel an den Völkern aus. M. v. in seiner christl. Dogmatik, namentlich den §. 68 „der Mensch und die Engel," so wie §. 119—124: „Das Heidenthum und das erwählte Volk."

Sie geleiteten dasselbe schirmend durch das Dunkel der Nacht zu der anbrechenden Dämmerung, in welcher das sehnende Verlangen nach dem Lichte zu jenem Maaße sich steigerte, darinnen es seiner Erfüllung entgegengereift war. Denn wie Nägelsbach in großer Klarheit erwiesen hat: „Das ist das Bedeutungsvollste im Wesen des klassischen Alterthums, daß es in der Sehnsucht seines höchsten, religiösen Bedürfnisses so viel weiter vorgeschritten ist, als in dem wirklichen Besitz des Ersehnten. Das, wornach die vorchristliche Menschheit vergeblich suchte, konnte nicht aus menschlichem Denken und Empfinden ihr gegeben werden, sondern ist ihr, da die Zeit erfüllet war, als reines Gnadengeschenk geworden" *). Dem Zuge des Geistes feindselig, der nach oben, nach dem Lichte ging, hatten im Heidenthum die Kräfte des sündlichen Fleisches und die Gewalten der Finsterniß mächtig entgegengewirkt. Sie aber konnten die Gluth des sehnlichen Verlangens nach dem ewigen Heil nicht dämpfen, mit welchem die Heiden, als ihre Zeit kam, selbst dem erwählten Volke weit voraus eilten. Die im Verborgenen genährte Flamme brach hervor, zerstörte das, was dem Zutritte des Lichtes von oben

*) Allerdings, so zeigt Nägelsbach, spricht die Religion des klassischen Alterthums von einer Gnade der Götter, aber diese ist ungewiß; von einer Liebe derselben, aber diese ist parteilich, nicht allgemein; von einer Gebetserhörung, doch von keiner zuverlässigen. Vor Allem aber erkennt dasselbe keine Gottheit, welche absolut und doch zugleich persönlich ist, denn die Μοῖρα ist unpersönlich, die persönliche Gottheit nicht absolut. M. v. mit diesen kurzen, schriftlich mitgetheilten Andeutungen darüber das tiefgründende Werk selber: Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens bis auf Alexander, dargestellt von Dr. Nägelsbach. Nürnberg, Verlag von C. Geiger 1857.

hinderlich und feindlich war, und was sie stehen ließ von der Herrlichkeit des Heidenthums, das verklärte sie zur Ehre des Herrn. Ein Pfingstwunder im höheren Chore war über die alte Welt gekommen, an dessen Thaten auch solche Werke der heidnischen Kunst uns erinnern, von denen wir hier reden wollen. —

Es ist gesagt, daß alle Lande müssen voll werden der Ehre des Herrn, der allein Wunder thut; Ihn sollen loben alle leuchtende Sterne, alle Berge und Hügel.

Dort zu Cöln am Rhein hat eine gottgeheiligte Kunst zum Bau des hehren Domes die Gesteine des „Drachenfelsens" herbeigeführt, daß sie zeugen sollten von der Ehre des Herrn, welcher dem Glauben unserer Väter die Kraft gab zu solchem Werke. Die Felsen des Libanon und seine Cedern, das Gold aus Ophir und seine edlen Steine sind versammelt worden auf dem erwählten Berge, daß sie, vereint zum Bau des Tempels, Jehovah's großen Namen und seine Ehre verkündigen möchten den Völkern. Denn der Sohn der Wittwe aus Naphthali's Stamme (1. Kön. 7 V. 13, 14) war angethan worden vom Geiste des Herrn, daß er seine Kunst, die am Gießen des Erzes, am Bau der Königshäuser zum Dienste der Augenlust geübt und großgezogen war, herüberbrachte aus Tyrus nach der geliebten Stadt und Israel's Gott sie heiligte. Und die Posaunen, die Saiten, welche bei der Weihe des Tempels ertönen, zum Preise des großen Namens, sind sie nicht gekommen aus Jubal's erfindungsreichem Hause, von welchem ausgingen die Pfeifer und die Geiger (1. Mos. 12 V. 21) zum Spiele bei den Lustgelagen des Volkes? Wer hat denn diese herbeigerufen von dem Hochzeitsreigen und von den Tischen der Götzen in die Vorhöfe am Hause des

Herrn? wer hat ihren metallenen Hörnern den Ton der Poſaunen, ihren Saiten die Stimmung, ihrem Ohre die Tonweiſe der Pſalmen des Tempels gegeben? War das nicht der Geiſt ſelber, der in dem Tempel waltete?

Er hat noch größere Wunder gethan, dieſer Geiſt. Er hat nicht nur die Künſte aus Jubal's Hauſe herangezogen zu den Vorhöfen des Tempels, ſondern mit ſiegreicher Macht jenes Haus dem Dienſte der Welt entriſſen und zu ſeinem Tempel ſich geweiht.

Wie bedeutungsvoll ſind ſchon die erſten Thaten ſeiner ſiegenden Kraft! Die Königshallen der Heidenzeit ſind ein Ehrenſaal des Königes aller Könige geworden; die kunſtreichen Baſiliken des klaſſiſchen Alterthumes zu Kirchen der neuentſtandenen chriſtlichen Gemeinden.

Ein wohlberühmtes, durch die Thaten ſeiner Ahnen verherrlichtes Geſchlecht der deutſchen Ritter war das der Dalberge. Eine alte Sage, die ſeinen Stammbaum zierte, leitete dieſen hinan bis zu jenem Hauptmanne der deutſchen Legion, der als Zeuge des Todes Jeſu unter dem Kreuze ſtand. Mit größerer Sicherheit aber, als die iſt, welche für dieſe Sage bürgt, kann der Grundgedanke der Chriſtentempel, von denen ich hier rede, den uralten Adel ſeines Geſchlechtes bis zu jenen Zeiten hinanführen, in welchen der Geiſt der Völker dahingezogen wurde aus dem glänzenden Trug und Dienſt der Abgötter zu dem Kreuze des wahren, lebendigen, Menſch gewordenen Gottes. Er allein auch, dieſer lebendige Gott, konnte aus der zerſtäubenden Herrlichkeit einer untergehenden Heidenwelt ein Gefäß des neuen, unvergänglichen Lebens ſchaffen.

Den Namen einer Baſilika oder königlichen Halle gab man in den blühendſten Zeiten des römiſchen Weltreiches jenen Gebäuden, welche beſtimmt waren für die Pflege des

Rechtes und Gerichtes, ſo wie für den öffentlichen Verkehr des Volkes bei Verträgen, Käufen und Verkäufen. Solchen Gebäuden, zum Dienſte und Nutzen der Welt, hatte auch die Kunſt der alten Welt das Feierkleid all' ihrer Verſchönerungen angelegt; ſie waren ein Werk zur Ehre und Zierde der einzelnen Städte und Stadtheile, in deren Mitte ſie ſich erhoben.

Was aber hat ſich an dieſen Gebäuden zugetragen? Wie iſt das geſchehen, daß ſie gleich wie über Nacht, in einer Spanne der Menſchenzeit, darin der Knabe zum Manne reift, ſo durchaus andere geworden ſind, als ſie vorhin geweſen? Ein damals lebender Greis, welcher etwa in einer entfernten Provinz des Reiches bei dem Heere gedient hat, kehrt nach einer Abweſenheit von wenig Jahren zurück in ſeine weltbeherrſchende Vaterſtadt Rom. Er hat da, in den Baſiliken, ſchon als Jüngling die kunſtreichen Redner ſeines Volkes gehört, iſt als Mann ſelber im Kreiſe der Berathenden geſeſſen; die Thüren ſtehen offen; er tritt hinein in eine dieſer Hallen des vormals ſo lauten, öffentlichen Verkehres. Die Räume ſind, nicht minder als ſonſt, von einer theilnehmenden Menge gefüllt. Aber wer ſind die, welche dort in dem kleinen Halbkreiſe des Gebäudes, darin vormals die Richter ſaßen, das Wort führen? und wer ſind die Verſammelten in dem größeren Raume der länglich runden Halle, welche das Wort, das Jene ſprechen, mit ſo ernſtem, tiefen Schweigen vernehmen? Sind das nicht die ehehin ſo bedrängten, aus dem Schutze des öffentlichen Geſetzes, aus dem Verbande der geehrteren Bürger ausgeſtoßenen Chriſten? Wie iſt denn ihre kleine Schaar nun auf einmal zu einer ſolchen Menge geworden, und wie durften ſie es wagen, dieſe Hallen für ſich einzunehmen, in deren Säulengänge ſonſt jeder etwa vorübergehende

Chriſt durch das geöffnete Thor nur mit Furcht und Entſetzen hineinblickte? Denn war es nicht hier, wo man über die mit Gewalt herbeigeſchleppten Chriſten Strafen an Gut und Leben, Martern und Tod ausſprach nach römiſchem Geſetze und nach dem Gebote der Herrſcher? Und ſiehe, nun ſteht an der Stätte der richterlichen Sitze ein dem Glauben der Chriſten geweihter Altar; da ſind Prieſter, welche dem Volke der Ihrigen, das vorhin nur Verdammung und Strafe aus dem Munde der Richter, Schmähungen von der feindſeligen Menge vernahm, Gnade verkünden und Frieden. Da, wo ſonſt Verträge und Bündniſſe geſchloſſen wurden zwiſchen dem einen Bürger des Volkes und dem anderen; Bündniſſe und Handelsverträge, die oft bald wieder gereueten und wieder ſich auflöſten, weiß man jetzt nur von einem Bündniſſe und einem Kaufvertrage, den das ganze Volk wie ein einziger Mann abſchließt mit Dem, welcher es erkauft hat zum Eigenthum, erworben durch ſein Blut. Ein Bündniß, das niemals gereut, ein Kauf, der immer im gleichem Werthe bleibt; denn wie das Obdach, darunter die Schaar dieſer Erkauften ſich verſammelt auf ſeinen Säulen, dieſe auf ihrem ſteinernen Grunde ruhen, ſo noch vielmehr ſteht der Bund der Gemeinde feſt auf dem Grunde einer Liebe, die niemals aufhört.

Hehre Denkmale dieſes wundervollen Sieges des Chriſtenglaubens blieben die zu Tempeln der Andacht gewordenen Baſiliken auch dem nachlebenden Geſchlechte; die Kirchen der Chriſten wurden Jahrhunderte lang in der Form der alten, römiſchen Königshallen erbaut. Die Völker des klaſſiſchen Alterthums haben mit Recht den Untergang des Tempels der Diana zu Epheſus beklagt; heute noch beweint Iſrael die Zerſtörung ſeines heiligen Tempels. Auch die Chriſtenheit hat die Vernichtung eines Tempelgebäudes zu

betrauern, welches, durch die Andacht von vierzehn Jahrhunderten geheiligt, als das älteſte, erhaben ſchönſte Erinnerungszeichen daſtand an den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum. Dieſes war die Baſilika von St. Paul zu Rom, welche, von Valentinian II. und von Theodoſius, dem Helden des Chriſtenglaubens, gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaut, bis nahe an unſere Zeit in uralter Herrlichkeit ſich erhielt *). Noch leben viele Zeugen dieſer Herrlichkeit in allen Ländern, darin man Chriſtum bekennt, welche die Erinnerung daran treu in der Seele tragen. Das Menſchenauge ſieht ſich freilich niemals ſatt und ein neuer Eindruck auf die Sinne löſcht öfters den vorhergegangenen aus; der Eindruck aber, den die Baſilika von St. Paul hinterließ, ſteht unverlöſchbar feſt.

Was iſt es, das dem Gedankenbilde dieſer altehrwürdigen Kirche, gleichwie dem über ſeiner Aſche ſchwebenden Phönix, ein ſolches Fortleben über den Trümmern gibt? Hat doch Rom der prachtvollſten Kirchen ſo viele, warum kann man den Untergang dieſer einen niemals vergeſſen? War es etwa der mächtige Raum, über welchen die fünf Schiffe der Baſilika ſich hinüberzogen, war es das koſtbare Sparrwerk von ächtem, unverweslichem Cedernholze, waren es die vielbewunderten, ehernen Thüren, die Moſaiken, marmornen Bildwerke und Gemälde aus der Hand der großen Meiſter, welche dieſer Urahnmutter der Kirchengebäude ihren unvergänglichen Reiz gaben? Beherrſcht doch die um 12 Jahrhunderte jüngere Kirche von St. Peter im Vatikan einen doppelt ſo großen Raum und die Kunſt hat an ihr, ſo wie in ihr, noch viel größere Thaten gethan, als vormals an der Baſilika von St. Paul. Wer auch nur einmal in jener zur feſtlichen Zeit die Hymnen und Ton-

*) Sie wurde 1823 am 15. Juni ein Raub der Flammen.

weiſen des Vatikans hörte, dem tönen ſie Jahre lang im Ohre nach.

Es gibt aber einen anderen, Harmonieen vernehmenden und bewahrenden Sinn als das äußere Ohr, einen Sinn in unſerem Inneren. Ein Pilger, dem dieſer innere Sinn geöffnet war, trat hinein in die Säulengänge von St. Paul. Kein Ton der Orgel, kein Laut der Menſchenſtimme wurde gehört. Dennoch erwachten in dem Wanderer, während er ſtill an den hin und wieder Betenden neben den Säulengängen dahinging, die Töne, die Worte eines Geſanges der Kirche, der von gleichem Alter iſt, als die Baſilika von St. Paul war: ſein Inneres vernahm die Harmonieen des Ambroſianiſchen Lobgeſanges.

Wir kennen die Sage von dem Urſprunge dieſes hohen Liedes der Chriſtenheit, welches voll iſt von Kräften der Ewigkeit; eine Sage, deren Werth wenigſtens ein hochpoetiſcher, wenn auch nicht unbeſtreitbar hiſtoriſcher iſt. Als dort, im Dome zu Mailand, Ambroſius der heilige Biſchof, dem Fürſten der Väter der Kirche, dem heiligen Auguſtinus die Weihe der Taufe gab, da gerieth der Geiſt aus Gott über beide, den Taufenden wie den Getauften. Und Ambroſius hub an den Geſang des „Herr Gott dich loben wir“ und Auguſtinus gab den Poſaunenton, in welchem das Chor der unſichtbaren, wie der ſichtbaren Kirche die Erhebung des prieſterlichen Geiſtes begleitet, den Laut der Worte: „Herr Gott wir danken dir.“ In ſolcher Weiſe, ſo berichtet die fromme Sage, iſt das ganze Lied des Te Deum laudamus ein Wechſelgeſang der beiden gottgeheiligten Männer geworden und ſein Name, als Ambroſianiſcher Lobgeſang, deutet auf jenen Urſprung hin.

Die Baſilika von St. Paul in Rom iſt in ihrer majeſtätiſchen Einfalt durch die Weihe, die ihr die Andacht von vierzehn Jahrhunderten gegeben, ein Te Deum geweſen,

das die bildende Kunſt für die inneren Sinne des geiſtig lebenden Menſchen bereitet hatte. In dem Geiſte der Andacht liegt eine fortzeugende Macht, welche die Anregung des Lebens von einer Menſchenſeele an die andere überträgt. Kann doch ſelbſt der Leib des Menſchen die ausſtrömende Kraft ſeiner Nerven dem in der Flaſche verſchloſſenen Waſſer mittheilen, ſo daß jene Kraft an den reizbaren Nerven eines anderen Menſchenleibes ſich fühlbar macht. Wie ſollte nicht vielmehr der Geiſt des Menſchen in ein Werk, das ſein Gedanke ſichtbar dahingeſtellt, die Kraft dieſes Gedankens hineinlegen können, ſo daß der Geiſt auch anderer Menſchen ihn erfaßte und der Grundton der einen Stimme in wunderbarer Weiſe den Chorgeſang anderer Stimmen der Geiſter aufweckte, welcher von einem Geſchlechte der Menſchen zum anderen nie verſtummte*)? Wie aber? hat denn die fortzeugende Kraft des Geiſtes der Andacht, welcher in den Hallen von St. Paul das Gemüth bewegte, zugleich mit dem vergoldeten Holzwerke der Cedern ſein Vergehen in den Flammen gefunden?

Daß dieſes nicht ſo ſei, deß gibt ein Kunſtwerk Zeugniß, welches als das gedankenherrlichſte und ſchönſte ſeiner Art in unſerer Stadt (München) ſteht. Ein gekrönter Pilgrim, der in St. Paul's Baſilika die Harmonieen und Gedanken des Te Deum vernahm, und im Herzen ſie bewahrte, hat uns hier eine Baſilika erbaut, in welcher die bildende Kunſt mit der Andacht der Menſchenſeelen zugleich den Ambroſianiſchen Lobgeſang anſtimmt und in die werdenden Zeiten ihn forttönen läßt.

*) Von einer magiſchen Kraft, welche der Geiſt der vergöttern-den Andacht des Heidenthums in ſeine Palladien hineinlegte, zeugen die Schriften der Alten. M. v. meine Geſchichte der Seele 4. Aufl. §. 65 (S. 727).

2. Erinnerungen an Dr. Johann Friedrich von Roth, geweſenen Präſidenten des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums und Staatsrath in München.

Gleich dem Regenbogen, welcher als ein Siegeszeichen des göttlichen Erbarmens über den richtenden Ernſt der Erde und ihrer Bewohner, das Ende der verheerenden Fluth verkündete, ſtehen die älteſten Chriſtenkirchen in der Form der Baſiliken da, von denen das vorſtehende Kapitel gehandelt hat. Sind ſie es nicht, an denen wir vor Augen ſehen die Erfüllung des Spruches: „betet ihn an alle Götter“ (Pſ. 97 V. 7), ſo wie der gleichlautenden Verheißung: daß „Ihn, den Erſtgebornen, anbeten ſollen alle Engel Gottes“ (Hebr. 1, V. 6). Ja, die Herrlichkeit des Heidenthums: das Werk jener Engel, welche die Völker für Kunſt und Wiſſenſchaft erweckten und erzogen, ward hereingebracht in den Tempel des Herrn, als die Königshallen die Weihe der Chriſtenkirche empfingen. Wen ſollte der Anblick derſelben nicht freuen, der nicht minder eine Luſt des denkenden Geiſtes iſt, als der leiblichen Augen. Scheint uns doch das Licht der Sonne der Gerechtigkeit, wenn es aufgeht über den Hügeln und Auen, welche der Fleiß des Menſchen zu einem Garten Gottes geſchaffen hat, nicht lieblicher noch als auf Edom's verödeten Felſen, und in welcher Tonweiſe vermöchte das Lied der Hirten herrlicher zu lauten, als in jener, welche die Chöre der Engel

und Morgensterne (Hiob 38, V. 7) ihrem Gott und Schöpfer sangen?

Bei der großen Wiederbringung am Tage der Auferstehung wird der Mensch in verklärter Weise Das ganz sein, was er im vollendeten Grundrisse seines jetzigen leiblichen Daseins war und was er zu werden begann durch den Geist. Der Werke keines, das er in Gottes Kraft gethan, wird ihm verloren sein, sie werden alle ihm folgen in die Ewigkeit. So wird auch dem ganzen Geschlechte des Menschen auf Erden in den Zeiten seines ihm schon hienieden verheißenen Gottesreiches das volle Erbtheil all' der Kräfte und ihrer Werke zufallen, deren Samen von obenher auf den Boden seiner Geschichte fielen und aus diesem hervorwuchsen zur Blüthe und Frucht. Nicht nur die Herrlichkeit der Kunst, sondern nicht minder die der Wissenschaft: die Herrlichkeit des Menschenwortes, soll hereingebracht werden in die Scheuern der gereiften Ernte, geweiht werden zum Dienste des Herrn.

Was in seiner weiteren Erfüllung an dem ganzen Geschlechte geschehen soll, das zeigt sich uns schon in vorlaufender Weise an einzelnen reichbegabten Menschen, welche aus dem Vorhofe des Wissens, für den Tempel der ewigen Weisheit erzogen, in diesen eingegangen sind. Im Gebiete des Geistigen stellen sie dasselbe dar, was die Basiliken: die Königshallen, durch ihre Weihe zu Christentempeln für die leiblichen Sinne geworden sind. Nicht nur gleich Hallen der Könige, sondern gleich den Königen selber erscheinen sie, welche die Güter, die sie in den Ländern und aus den Tiefen der Erde und ihrer vergangenen Zeiten gewonnen haben, hereintragen in die Stadt Gottes. Ich habe in meinem Leben einige solcher Basiliken der geistigen Art gesehen, eine aber von diesen steht mir in ihrer

hohen Vollendung wie die vorhin beſchriebene aus Stein erbaute, zunächſt vor Augen. Ich gebe ihr Bild in ſchwachem Umriſſe, wie ich es von dieſer gethan.

Der Mann, von welchem ich hier reden will, iſt mir von Gott zu einem Freunde und Erzieher gegeben worden, desgleichen mir, außer meinem leiblichen Vater, kaum ein anderer Menſch auf Erden geworden iſt. Ich habe deshalb immer, ſo lange ich mit ihm zuſammenlebte, obgleich er nur wenige Monate älter war als ich, mit einem Gefühle zu ihm aufgeſehen, wie ein erkenntlicher Sohn zu einem treumeinenden Vater. Sein Haus iſt es geweſen, das ich in meiner Selbſtbiographie Bd. III S. 744 als das ſtille Haus draußen vor dem Thore bezeichnete, darin ich oft Schatten und Schutz gefunden, und deſſen Familiengeiſt ich in einem meiner erſten Briefe aus München (vom Auguſt 1827) näher beſchrieben habe (S. 699, ſo wie 715). Es war der Geiſt einer Liebe, welche langmüthig iſt und freundlich, weil ſie nur das Gute will und das Beſte hoffet; einer Liebe, welche nicht das Ihre ſuchet, nicht Muthwillen treibet, denn ſie ſelber ſtehet unter ernſter Zucht. Auf dieſem Hauſe, auf all' ſeinen Gewohnheiten und Sitten ruhete eine altväterliche Würde, deren wahre Bedeutung und Sinn den meiſten ſogenannt Gebildeten unſerer Tage eben ſo unverſtändlich waren, als ihnen Pindar's Geſänge in ihrer würdevollen Urſprache dieſes ſein mochten.

„Es iſt ein köſtlich Ding, daß das Herz feſte werde, welches geſchieht durch Gnade" (Ebr. 9 V. 13). Dieſen Spruch, ſo weit ich mich erinnere, habe ich oft aus dem Munde meines Freundes gehört, denn es war einer ſeiner Lieblingsſprüche, deſſen Inhalt man durch die That in

ſeinem ganzen Wandel ausgeprägt leſen konnte. Er wußte, was er wollte und ſollte; ein ſicheres Geſetz, zu thun das Rechte, war ihm in ſein Herz gegeben und in ſeinen Sinn geſchrieben; es war ihm ein treuer Ernſt, von dieſem Geſetze nicht zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Mochte dieſer Sinn Vielen, welche nicht auf feſtem Grunde ſtanden, als ein unbeugſam eiſerner erſcheinen; er hat ſich immer als ein wohlbegründeter erwieſen; er iſt, wenn Andere von dem Winde der Meinungen und Menſchenfurcht nach allen Seiten hin abgelenkt wurden, auf dem geraden Wege zum rechten Ziele geblieben und hat dieſes erreicht. Vielleicht vor allen anderen Menſchen, welche ich näher kennen lernte, ſchien mir dieſer dem Maaße der Vollkommenheit eines Mannes am nächſten zu kommen, welches in ſeiner ſchwerlich erreichbaren Höhe der Apoſtel beſchreibt (Jac. 3 V. 2).

Steht nicht ein Berg oder Feld durch die Größe und das Gewicht ſeiner Maſſe ſo unverrückbar feſt, während der vereinzelte Stein vom Waſſer fortgeführt, das Sandkorn vom Winde verſtäubt wird? In meinem Freunde war eine mächtige Maſſe des Wiſſens und der Erkenntniß vereint mit ſeltenen Kräften zum Thun und Handeln. In der Welt konnte er als ein Reicher an Geiſt daſtehen. Vor jenem Auge, welches der Menſchen verborgenes Inneres ſieht und prüft, ſo wie vor dem Urtheile ſeines eigenen, aufrichtigen Gemüthes war er dieſes nicht. Der Welt, welcher er ſich nicht gleichſtellen konnte, vor Allem aber den Hoffärtigen, Aufgeblähten gegenüber erſchien er im Gewande des Selbſtgefühles ſeiner ihm verliehenen, überlegenen Kraft, ſo wie ſeines ernſten, guten Willens wie ein Stolzer; die aber, welche ſein Herz erkannten, ſo wie er das ihrige, am meiſten die Blöden, die Schwachen, die

aller Nachsicht Bedürftigen, dieses bezeugt meine eigene Erfahrung, kannten ihn in seinem rechten, inneren „Hausanzuge“ (Col. 3, 12) des herzlichen Erbarmens, der Demuth, Sanftmuth und Geduld. Darin ließ er sich als Gatte, als Vater, unter den nächsten Genossen seines Herzens und Hauses, so wie unter seinen vertrauteren Freunden sehen, denen er am meisten auch dadurch seine treue Liebe erwies, daß er ihnen ihre Verirrungen und Unarten in Wort und That nicht nachsah, sondern wie ein Wegkundiger den irre Gehenden wohlwollend sie darüber zurecht wies. Er, in dessen Hause man selten oder niemals Urtheile über Abwesende und solche, die draußen sind, hörte, hielt über sein eigenes Reden und Thun ein wachsam ernstes Urtheil, und suchte auch alle die befreundet Seinigen zu einem Maaße der Vollkommenheit zu fördern, welchem er selber nachstrebte. In einer Liebe, die sich niemals erbittern läßt und darum auch niemals erbittert, übte er das Werk der Besserung und Erziehung an seinen Freunden. Er hat dieses seinem Herrn gethan, vor dessen Angesicht er wandelte; Dieser wird es ihm lohnen!

Ich gebe hier nachstehend nur einige Züge aus der Geschichte des äußeren Lebens meines Freundes, dann aus der seines inneren Lebens nach seinem hochstrebenden Durchgange durch den Vorhof der Heiden und die Schule seiner Weisheit, zu der inneren Friedensstätte des Tempels. Die kleine meisterhafte Schrift, mit welcher sein Bruder, der Studienrath Dr. Carl Friedrich Roth, die jüngste Versammlung der deutschen Philologen in Stuttgart eröffnete, läßt uns in Joh. Fr. v. Roth den in der Schule des großen Alterthums klassisch gebildeten Meister des Wissens erkennen: eine geistige Basilika in ihrer ganzen Herrlichkeit; einige weitere Züge mögen diesen Meister der Gelehrsam-

keit als einen gelehrigen Jünger in der Zucht der Gnade und des Chriſtenglaubens vor Augen ſtellen.

Carl Johann Friedrich v. Roth war geboren zu Vaihingen an der Ens, wo ſein Vater damals als Präceptor an der lateiniſchen Schule lebte. „Ein Jeglicher, der da kämpfet“, ſo ſagt der Apoſtel bei ſeinem Vergleiche der Kämpfe des Geiſtes mit denen der Wettläufer in den Schranken, „enthält ſich alles Dinges, jene zwar, daß ſie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche.“ Dieſes Enthalten von Allem, was den Sieg des Geiſtes über das Fleiſch erſchwert und verhindert, wird den Kämpfern um den unvergänglichen Siegespreis öfters ſchon von früher Jugend an durch ihre äußere Lebensführung erleichtert. In dem Elternhauſe Fr. v. Roth's herrſchte jene leibliche Armuth, die, in ihrem Gott vergnügt, eine Erzieherin werden kann für die geiſtige Armuth, welche der Mund der Wahrheit als eine ſelige preist. Das ſpärliche Brod, welches die Lehrerſtelle in Vaihingen eintrug, ſo wie das ſehr mäßige Einkommen der Lehrerſtelle am Gymnaſium zu Stuttgart, an welche der Vater befördert ward, theilten mit dem zuerſt geborenen Sohne Friedrich bald nachher noch ſechs Geſchwiſter und mehrere hülfsbedürftige Verwandtinnen beider Eltern. Dieſe aber konnten am Schluſſe jedes einzelnen Jahres, ſo wie des Lebens ſelber auf die Frage: „habt ihr auch jemals Mangel gelitten?“ immer nur freudig antworten: niemals keinen. Dem kindlich gläubigen Gemüthe des ſeltenen Elternpaares war die äußere Dürftigkeit keine niederdrückende Bürde, ſondern eine fortwährende Uebung jener Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt; wie dem Vater ein reiches Maaß der Geſchicklichkeit und Treue für ſeinen Beruf als Lehrer, ſo war der Mutter ein gleiches zu dem

Werke eines klüglich geordneten Haushaltes und der Vorsorge für die Ihrigen verliehen. Bei der Erziehung ihrer Kinder gedachten beide des Wahlspruches: daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang und alles Wohlergehens Grundlage sei; die Arbeit des Tages ward in diesem Hause mit Gebet begonnen und mit Gebet geendet; die Welt der Erkenntnisse, in welche man die Seelen der Kinder zunächst einführte, das war jene reiche, große, die uns das Wort der Offenbarung aufschließt.

Mit der Wachsamkeit über die augenfälligen Sitten seiner Kinder verband der ernste Vater eine andere: das war die Wachsamkeit über das gesprochene Wort derselben. Er pflegte darauf zu halten, daß Alles, was man sprach, nicht nur, und zwar dieses vor Allem, der Wahrheit gemäß, sondern auch recht gesagt würde, und ein unnützes kindisches Geschwätz wagte es kaum, in seiner Gegenwart laut zu werden.

Neben diesem unmittelbaren persönlichen Einflusse lag dem ehrenwerthen Vater die Anwendung noch eines anderen kräftigen Hilfsmittels nahe, durch welches in der empfänglichen Jugend die Gabe der Rede geweckt, in dem reiferen Alter aber gestärkt und genährt wird. Jene Gabe, die allein den Menschen vom Thiere und nach ihrem höheren oder niederen Maaße den geistig vollendeteren Mann von der unreifen Menge unterscheidet. Ein solches Hilfsmittel ist der unausgesetzte Verkehr und Umgang mit den vollendetsten Mustern der Rede, die uns in den schriftlichen Denkmalen der geistigen Heroen unseres Geschlechtes jederzeit zugänglich sind. Fr. v. Roth hatte die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift als dem ersten und besten aller Bücher und die Liebe zu den Werken des klassischen Alterthums bereits als ein Erbgut aus dem väterlichen Hause

mit ſich genommen und obgleich der erſtere, köſtlichſte Theil dieſes Erbgutes für einige Zeit in ſeinem Inneren tief verborgen und wie vergraben lag, während der andere ſchon zu einem Vermögen von augenfälligem Glanze und Umfange ſich geſteigert hatte, iſt der gereiftere Mann dennoch bald zum vollen Beſitze und kräftigen Gebrauche jener beiden größten Gaben des Menſchengeiſtes gelangt. Bei den alten Meiſtern des klaſſiſchen Alterthums erlernt man die Kunſt, in rechter und würdiger Weiſe mit den Menſchen zu ſprechen; die heilige Schrift, deren Offenbarungen älter ſind als alle Werke der Menſchen, lehrt uns, in kindlichem Vertrauen und ſtarker Kraft des Glaubens mit Gott zu reden. Dieſe beiden Bildungsmittel für den rechten Gebrauch des Wortes waren dem ſeltenen Manne ſchon frühe nahe gelegt worden und ſie haben ſich an ihm, im ſpäteren Verlaufe des Lebens, in voller Kraft erwieſen.

Schon in ſeinem achtzehnten Jahre entließ man den reichbegabten Jüngling von dem Gymnaſium zu Stuttgart mit ehrender Anerkennung an die Univerſität Tübingen. Sein aufſtrebender Geiſt ward hier an einen Scheideweg geführt, deſſen Gefahren, die zur Linken lagen, er in ihrer ganzen Größe in's Auge faſſen, in ihrer ganzen Tiefe kennen lernen ſollte, damit „ſein Herz feſte", ſein Urtheil ſicher werde für die Kämpfe und entſcheidenden Thaten ſeines ſpäteren Lebens. Neben den Sprachen und Schriften des klaſſiſchen Alterthums hatte er auch der franzöſiſchen Sprache und den geprieſenſten Werken ihrer Schriftſteller mit beſonderer Neigung ſich zugewendet. Er hatte die Werke von Montesquieu mit hoher Achtung, zugleich aber auch die von Voltaire mit Bewunderung, vor allen aber die von Rouſſeau mit jugendlich begeiſterter Hingebung geleſen. Der Geiſt der franzöſiſchen Revolution mit ſeinen

anfangs beſſer ſcheinenden, bald aber in verderbliche Gährung gerathenen Elementen hatte damals nicht nur die von dem Neuen entzündliche Jugend, ſondern ſelbſt Männer von gereifterer Erfahrung ergriffen. Fr. Roth erfuhr die anſteckende Kraft der geiſtigen, über die Völker von Europa ergehende Seuche in einem, ſeiner großen Empfänglichkeit entſprechenden Maaße. „Die Bilder politiſcher Verſunkenheit, die er bei Tacitus gefunden, verwuchſen in ſeiner Phantaſie mit den Vorſtellungen von einer unabwendbar gewordenen Umkehr der Religion und der geſellſchaftlichen Ordnung*), welche ihm angebahnt ſchienen durch die geiſtigen Väter der franzöſiſchen Revolution.“ Tief bekümmert ſah der treue, ernſte Vater ſeinen Sohn in der Gefahr, dem feſten göttlichen Grunde des inneren wie äußeren Friedens entriſſen zu werden; aber ein goldener Faden der Liebe zur Wahrheit und einer unabläſſig ihm nachgehenden Zucht von oben konnte durch das irrende Streben nur gedehnt, nicht zerriſſen werden. Die Belehrung auch des beredteſten Menſchenmundes hätte den in ſeinem Selbſtgefühle ſtarken Geiſt des Jünglinges nicht hindern können, den Weg der Gefahren zur Linken zu betreten, dieſes mußte durch die Thaten einer ihn rettenden Macht, in den Führungen ſeines Lebens geſchehen.

Einer der beſten akademiſchen Lehrer der damaligen Zeit, der Profeſſor der Rechte Malblank in Tübingen, erkannte die ſeltenen Gaben und den ſittlichen Ernſt des Jünglinges; er gewann dieſen ſo lieb, daß er mit väterlicher Milde ſeiner äußeren Dürftigkeit zu Hilfe kam und durch weiſen Rath ſeine Studien leitete. Im Mai des Jahres 1801 erhielt Fr. Roth den Doktorgrad. Er hatte

*) Dr. Carl Friedrich Roth in den vorhin erwähnten Erinnerungen an ſeinen Bruder S. 4.

der Rechtswiſſenſchaft und mit dieſer zugleich in beſonderer Liebe dem Studium der Geſchichte ſich gewidmet.

Jeder, der den zweiundzwanzigjährigen Jüngling näher kannte, und er ſelber vielleicht nicht am wenigſten, hielt ein öffentliches Lehramt, und zwar zunächſt jenes der Geſchichte, für ſeinen beſtimmten Beruf. Freilich lag ihm dieſes Ziel noch nicht ganz nahe, aber es ſchien für ſein reiferes Alter ein ſicher erreichbares. Doch es ſind andere Gedanken, als die der Menſchen, es iſt ein anderer Rath als der ihrige, welcher ihre Schickſale leitet und ſie führt, wohin Er will, nicht, wohin ſie wollen. Sein väterlicher Freund, Profeſſor Malblank, war von dem großen Rathe der damaligen freien Reichsſtadt Nürnberg aufgefordert worden, für die daſelbſt erledigte Stelle eines bürgerlichen Conſulenten einen tauglichen Mann in Vorſchlag zu bringen. Es kam dieſe Aufforderung gerade in den Tagen, in welchen Fr. Roth zum Doktor der Rechte promovirt worden war. Derſelbe hatte bei dieſer Gelegenheit eine ſolche Fülle von Kenntniſſen, eine ſolche Klarheit und Sicherheit im Ausdrucke und Urtheile kund gegeben, daß Malblank keinen Augenblick darüber in Ungewißheit blieb, daß der Ruf nach Nürnberg ſeinem jungen Freunde gelte*). Auch dieſer ergab ſeinen Willen in den Rath des väterlich geſinnten Mannes, der ihn als einen, zwar den Jahren nach jungen, der geiſtigen Reife und Tüchtigkeit nach aber vollkommen geeigneten Rechtskundigen ſeinen Freunden in Nürnberg mit Zuverſicht und Wärme empfahl.

*) Die Abhandlung de re Romanorum municipali, welche Roth bei ſeiner Promotion veröffentlichte, wurde von Männern, wie Heeren, Johann von Müller, Eichſtedt mit anerkennendem Beifalle aufgenommen.

Malblank's Urtheil war von entſcheidendem Einfluſſe auf die Vereinigung der vorhin getheilten Stimmen des großen Rathes; Fr. v. Roth erhielt den Ruf nach Nürnberg und folgte dieſem. Nicht das Amt ſelber, deſſen Geſchäftskreis durch die althergebrachten, reichsſtädtiſchen Formeln in zwar beſchwerlicher, zugleich aber leicht begreiflicher Weiſe verzeichnet war, ſondern die Zeit, in welcher er dasſelbe antrat, war von ſolcher Art, daß nur ein Mann von ſeiner Kraft und vielſeitigen Geſchicklichkeit der Aufgabe gewachſen ſein konnte. Seine Anſtellung als Rechtskonſulent fiel in die ſchweren Jahre, welche der Bayeriſchen Beſitznahme der alten Reichsſtadt vorangingen. Dieſe, in ihren inneren Hilfsmitteln mehr denn jemals erſchöpft, war den beſtändigen Anforderungen der deutſchen und franzöſiſchen Heere faſt unterlegen und kämpfte jetzt nur noch mit höchſter Anſtrengung aller ihrer Kräfte um den letzten Schein ihrer Selbſtſtändigkeit. Zunächſt galten die Dienſte des jugendlichen Conſulenten der Wiederherſtellung der zerrütteten Gemeindeordnung und der vielfach gefährdeten Rechte der Bürgerſchaft, deren Vertreter er ſein ſollte. In kurzer Zeit hatte er ſich das Vertrauen derſelben durch ſeinen Eifer und ſeine unerſchütterliche Rechtlichkeit in einem ſehr hohen Maaße erworben. Schon im zweiten Jahre nach ſeiner Anſtellung gab ſich ihm das allgemeine Vertrauen ſeiner Mitbürger in einer ſehr ehrenden Weiſe zu erkennen. Man hatte es für nothwendig erachtet, einen Abgeordneten nach Paris zu ſenden, um die ſchon damals für das Schickſal von ganz Deutſchland ſo hoch bedeutende franzöſiſche Macht zu Gunſten der alten Rechte der freien Reichsſtadt zu ſtimmen. Ungeachtet ſeiner dringenden Gegenvorſtellungen wurde Fr. Roth für dieſen ſchwierigen Poſten beſtimmt. Länger als ein Jahr

blieb er in Paris, das ihm eine Hochschule der Weltkenntniß nach größtem Maßstabe wurde und zugleich eine Gelegenheit darbot, durch Erfahrung und eigenen Augenschein Das zu prüfen und zu berichtigen, worin sein Urtheil unsicher oder im Irrthum gewesen. Seine Unterhandlungen mit dem französischen Gouvernement waren von unerwartet günstigem Erfolge. Denn was vielleicht in den Augen der diplomatischen Geschäftsmänner der großen Nation der Sache selber an innerer Bedeutung und Gewicht abgehen mochte, das ersetzte der junge Abgeordnete durch den Ernst, womit er seine Angelegenheit betrieb und durch das Gewicht seiner im rechten Maaße gehaltenen Worte. Zugleich mit jenen Begünstigungen, welche man ihm gewährte, hatte er sich die Achtung der einflußreichen Männer erworben, mit denen ihn sein Geschäft in nähere Berührung brachte.

In mehreren Belobungsschreiben hatten die städtischen Behörden von Nürnberg ihrem Abgeordneten die dankbare Anerkennung seiner Verdienste um ihre Stadt ausgesprochen; einen weiteren Beweis ihres Vertrauens gaben sie ihm durch seine Sendung an die Höfe von Berlin und Wien, mit denen er in ähnliche Unterhandlungen zu Gunsten der reichsstädtischen Selbstständigkeit treten sollte, als mit der französischen Regierung. In jenen beiden deutschen Hauptstädten schloß er Verbindungen mit verwandten Geistern, davon die Folgen für ihn dauernder waren, als die seiner, wenn auch wohlgelungenen diplomatischen Unterhandlungen. Denn in demselben Jahre (1806), in welchem er von Wien zurückkehrte, wurde dem peinlich unhaltbaren Bestande der reichsstädtischen Verfassung durch die bayerische Besitznahme ein Ende gemacht.

Die neue Regierung bedurfte gerade hierbei solcher

Männer am meiſten, die, mit den früheren Verhältniſſen wohlbekannt, dennoch vorurtheilsfrei die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung derſelben erkannten, und welche, von dem vollen Vertrauen ihrer Mitbürger begünſtigt, kräftig und gewandt genug waren, die alte Ordnung der Dinge, ſo wie die Zeit es forderte, zu geſtalten. Dieſe Gaben fanden ſich in Roth vereint. Er wurde nicht nur in ſeiner Wirkſamkeit als Aſſeſſor der Rentkammer beſtätigt, ſondern erhielt auch bald hernach die Stelle eines Finanzrathes des Pegnitzkreiſes. Seine alte, treue Geſinnung für das Wohl der Stadt, die ihn ſchon als Jüngling in ihre Mitte gerufen, war auch in ſeiner neuen Stellung unverändert dieſelbe geblieben; ſo weit ſeine Kräfte reichten, ſuchte er das weſentlich Gute und Löbliche in der Sitte und in dem Rechte des früheren Zuſtandes zu ſchützen und zu erhalten und den nothwendigen Verbeſſerungen in möglichſt ſchonender Weiſe Eingang zu verſchaffen.

Aus der Stadt ſelber, deren Beſtes ihm ſo innig am Herzen lag, ſollte ihm ein Lohn kommen, den keine andere Stadt der Erde ihm zu gewähren vermocht hätte. In Nürnberg war ein Haus, das jeder Einheimiſche, jeder Fremde, der ſeinem Kreiſe ſich genaht hatte, mit Achtung und Liebe nannte: das Haus des Marktvorſtehers und nachmaligen Landtagsdeputirten Paul Wolfgang Merkel. Seit länger als einem Jahrhunderte hatte ſich in der Familie dieſes ehrenhaften Mannes die Furcht Gottes und der Ruhm eines unbefleckten Namens, zugleich mit dem redlich erworbenen äußeren Wohlſtande, von Geſchlecht auf Geſchlecht fortgeerbt. Es herrſchte da die edelſte Einfachheit der deutſchen bürgerlichen Sitte; nicht durch augenfälligen Glanz, nicht durch eitles Prunken mit der mehr als gewöhnlichen Bildung, ſondern durch That und Kraft

gab sich der äußere wie innere Reichthum aller Glieder der glücklichen Familie kund. In dem gastlichen Hause des Marktvorstehers Merkel fanden sich öfters am Abende die geistreichsten und edelsten Männer der Stadt zusammen; jeder Fremde, der für diesen Kreis sich eignete, war dem Hausvater willkommen. Roth, welchen sein amtlicher Beruf in nähere Beziehung zu Merkel, dem einsichtsvollen Vorsteher des Handelsstandes, setzte, fühlte zu diesem Manne und all' den Seinen eine nähere innere Verwandtschaft, als er seit dem Abschiede aus dem Elternhause zu irgend einer Familie empfunden. Diese innere Verwandtschaft ward nach einigen Jahren (1809) zu einer äußeren; er fand in der ältesten Tochter seines väterlichen Freundes eine verborgene Perle, deren voller Werth nur Dem bekannt war, welcher diese Seele von früher Kindheit an zu einem Gefäße Seiner Gnade geweiht hatte. Sie legte ihre Hand in die seine und nur selten sind zwei Menschenseelen in ihrem Willen so eins gewesen, als dieser Mann von kräftig strebendem und dieses Weib von sanftem, stillem Geiste. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Bund am Altar als den Wendepunkt in dem inneren Leben meines Freundes bezeichne, der nach seinem Maaße mit jenem großen völkergeschichtlichen vergleichbar war, bei welchem die Macht und die Herrlichkeit des Heidenthums vor der stillen, geistigen Gewalt des Christenglaubens sich beugte und der prachtvolle Bau der Augusteischen Königshallen die Weihe der Christentempel empfing. Der Geist des seltenen Mannes war durch das, was er in den Lebensführungen der letztvergangenen Jahre erfahren und gelernt hatte, für die volle Würdigung der ewigen Gotteswahrheit des Christenthums wiedergewonnen, sein Herz in dem Wandel nach göttlicher und menschlicher Ordnung

feſt geworden; die Lebensgefährtin aber, welche Gott ihm zugeſellte, brachte ihm als köſtlichſte der Mitgaben die innere Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens in ſein Gemüth wie in ſein Haus.

Ein Jahr nach dieſer glücklichen Verbindung wurde Roth zu der Stelle eines Oberfinanzrathes nach München berufen. Er hatte in Nürnberg Vieles verlaſſen, das ihm theuer war, nicht minder Vieles fand er in München wieder. F. H. Jacobi, damals Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften, kam ihm mit väterlicher Liebe entgegen; das geiſtige Band der gleichartigen Geſinnung und bald auch das Zuſammenwohnen unter gemeinſamen Dache bildete aus beiden Familien nur eine. In dem milden Ernſte der gereiften Weisheit, welche in dem väterlichen Freunde wohnte, lag eine Kraft, deren wohlthuenden Einfluß Roth bis an's Ende ſeines Lebens dankbar erkannte. Unter den anderen damals in München wohnenden ausgezeichneten Männern traten mit ihm zunächſt Niethammer, Weſtenrieder, Breyer, Thierſch in geiſtigen Verkehr und freundſchaftliche Verhältniſſe.

Außer dieſem anregenden Umgange mit den Lebenden blieb jener mit den niemals ſterbenden Meiſtern des klaſſiſchen Alterthums für unſeren Roth eine Würze und Erfriſchung ſeiner Amtsthätigkeit, deren Aufgaben er mit unermüdlichem Eifer, mit Gründlichkeit und in ſolcher Vollſtändigkeit erfüllte, daß er ſich dadurch die beſondere Beachtung der oberſten Behörden erwarb. Denn es war ein Grundſatz ſeines Lebens: alles Das, was er that, recht zu thun. Von ſeiner fortwährenden Beſchäftigung mit den klaſſiſchen Studien und mit der Geſchichte gaben außer der Schrift de bello borussico, deren vollendete Latinität die Bewunderung aller Freunde und Kenner des Alter-

thums erregt, jene akademiſchen Reden ein Zeugniß, von deren etlichen ich nachher noch reden werde*). Auch das, was er zu ſeiner Zeit bei dem Finanzweſen geleiſtet, liegt nicht ganz als todter Buchſtabe in den Akten vergraben, ſondern hat zum Theile ſeine noch fortwährenden Früchte für das Leben getragen. Vor allen anderen jedoch haben wir hier eines Werkes ſeiner treuen Hand zu gedenken, das er mit ganz beſonderer Hingebung und Liebe arbeitete. Es iſt dieſes jener Kern der Lutheriſchen Schriften, den er im Jahre 1816 bei Gelegenheit des Jubiläums der Reformation unter dem Titel: „die Weisheit Dr. Martin Luther's" herausgab**). In den anderen Arbeiten gab er ſich als ausgezeichneten Gelehrten und Geſchäftsmann, in dieſem als kräftiger Zeuge für den göttlich beglaubigten Geiſt und die Wahrheit der Kirche kund, welcher er von ganzem Herzen und aus allen Kräften angehörte.

Eine neue Trennung, ſchmerzlich wie die zweimalige aus ſeinem Vaterhauſe, ward ihm durch Jacobi's unerwartet ſchnellen Tod im Jahre 1819 auferlegt. Doch der Umgang mit dieſem ihm unvergeßlich theuren, väterlichen Freunde war durch das leibliche Hinwegſcheiden desſelben nicht abgebrochen; er war zu einem lebendigeren geiſtigen geworden bei dem Geſchäfte der Herausgabe der drei

*) Sie ſind auf Koſten des Verfaſſers gedruckt und zum Beſten des Pfarrwaiſenhauſes in Windsbach im Buchhandel verbreitet. „Uebrigens", ſo ſagt von ihm ſein Bruder (a. a. O. S. 16), „für den Druck zu arbeiten verlangte ihn ſelten. Ein ſchon in den dreißiger Jahren vollſtändig ausgearbeitetes Manuſkript: die Geſchichte der Deutſchen, von der Völkerwanderung bis auf Karl d. G., hat er zu vernichten befohlen."

**) Sein Name, als Verfaſſer, iſt nicht genannt. Niethammer hat das Werk durch eine Vorrede eingeführt.

letzten Bände von F. H. Jacobi's Werken und der beiden Bände von deſſen auserleſenem Briefwechſel, welche Roth beſorgte. Dieſer wendete bald nachher ſeine ganze Kraft und ſeine Zeit von Neuem der Würdigung eines Helden der proteſtantiſchen Kirche zu, eines Kämpfers für Wahrheit und Glauben, durch die Sammlung und Herausgabe von J. G. Hamann's Schriften in 7 Bänden*). Der große, faſt vergeſſene Magus des Nordens, dieſe „Stimme eines Predigers in der Wüſte", trat durch jene verdienſtliche Arbeit hervor an das deutſche Volk und wird für, ſo wie gegen daſſelbe zeugen bis zum Ende ſeiner Geſchichte.

Was ſein eigentlicher Beruf ſei? Das hatte Roth auch hier wieder, wie bei ſo vielen anderen Gelegenheiten, gezeigt. Aber alle ſolche Hindeutungen auf Das, was er für ſeine Zeit noch ſein und werden ſollte, wären kaum von einem Anderen bemerkt und verſtanden worden, wenn nicht einer der hochbegabteſten Genoſſen dieſer Zeit, deſſen Auge für das geiſtig Große und wahrhaft Tüchtige in der Menſchennatur eben ſo geöffnet iſt, wie für das klaſſiſch Schöne und Vollendete in der Kunſt: der geiſtvolle König Ludwig ſie erkannt hätte. Mit einer, dieſem Herrſcher eigenthümlichen Entſchloſſenheit zog er Roth, der ihm ſchon längſt perſönlich werth war, hervor zu der Stelle, für welche dieſer unter allen Männern des Landes am beſten geeignet war: er ernannte ihn zum Präſidenten des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums in Bayern**). Faſt allgemein war das

*) Das Honorar für die Herausgabe der Werke von Jacobi wie von Hamann war für die hinterlaſſenen Wittwen und Waiſen der proteſtantiſchen Pfarrer beſtimmt.

**) Am 13. März 1828 (ſo erzählt ſein Bruder a. a. O. S. 10) in die Reſidenz berufen, durfte er aus des Königs eigenem Munde ſeine Ernennung zum Präſidenten vernehmen und der

Staunen über dieſe unvorhergeſehene Wahl; man hätte noch eher erwartet, Roth zu der Geſchäftsführung eines Miniſteriums vorgerückt zu ſehen, als berufen zu der oberſten Leitung ſeiner Kirche in Bayern. König Ludwig wußte, was er that; alle geiſtig geſunde Glieder der proteſtantiſchen Kirche des In- und Auslandes freuten ſich; er, der glücklich Gewählte, ſah jetzt auf einmal das Räthſel ſeiner bisherigen Lebensführungen gelöſt; das vieljährige Ahnden ſeiner eigentlichen Beſtimmung zur Wirklichkeit werden.

Sieben und zwanzig Jahre waren ihm ſeit einem Frühlingsmorgen vergangen, an welchem er, kurz nach ſeiner Doktorpromotion in Tübingen, erwägend den damals eben an ihn ergangenen Ruf nach Nürnberg, zur inneren Gewißheit gekommen war, daß er ihm folgen ſolle. Es war dieſer Entſchluß für ihn kein leicht zu faſſender, denn er ſollte nicht nur ausgehen von ſeiner Freundſchaft und ſeiner Heimath in ein fremdes Land, ſondern auch zu einer ſeiner bisherigen wiſſenſchaftlichen Richtung ſcheinbar fern liegenden Amtsthätigkeit; ſollte alle Ausſichten verlaſſen auf eine Stellung, für welche er durch Gaben und Kenntniſſe beſtimmt ſchien. Wenn aber auch nur noch dunkel, erkannte er dennoch in dem Wege, der ihm ſo ungeſucht und unerwartet gewieſen war, eine ihm nothwendige Lebensführung zu einem Ziele, das ihm ſelber jetzt mehr denn jemals im Dunklen lag. Und ſo war damals, wie wir oben ſahen, der Jüngling dem Rufe nach Nürn-

König ſelbſt ermahnte ihn, ſein Amt ohne irgend anderweitige Rückſicht nur nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen zu führen. „Was hälfe es dem Menſchen," erwiderte er, „wenn er die ganze Welt gewänne" — der König unterbrach ihn und fügte hinzu: „und nähme doch Schaden an ſeiner Seele."

berg (nach Bayern) gefolgt. — Jetzt war es Sommer; die Reife der Früchte, wie die Reife des Lebens, war gekommen, der verborgene Rathschluß seines Gottes war an ihm herrlich in Erfüllung gegangen, mit voller Klarheit erkannte er es jetzt, wie alle Mühen und Erfahrungen seines bisherigen Lebens eine ihm nothwendige Schule und Vorbereitung zur Lösung der höchsten, eigentlichen Aufgabe seines Lebens gewesen seien.

Der einzige unter den Mitgliedern des damaligen Oberkonsistoriums, welcher Roth überlebte, der würdige, weltliche Oberkonsistorialrath von Grupen, hat noch in seinem späten Greisenalter jenen tiefen Eindruck in frischer Erinnerung behalten, den die Anrede auf ihn machte, womit der neue Präsident seine erste Sitzung eröffnete. In ihr sprach sich eine ernste Würdigung des Berufes, der ihnen allen anvertraut war, und eine Freudigkeit für denselben aus, wodurch die Gesinnung und die Weise der künftigen Amtsführung des Redners sich auf's Kräftigste kund gaben.

Der Lehrerstand der protestantischen Kirche in Deutschland in der Mehrzahl seiner zum Amte des Wortes berufenen Glieder erschien um jene Zeit wie ein Baum, der von Schmarotzergewächsen ausgesogen, an seiner Rinde von Moos bedeckt, hin und wieder mit verdorrten Aesten in Gefahr des Absterbens steht. Bayern machte von diesem allgemeinen Verfalle keine Ausnahme. Dem Geschäfte eines Gärtners, welcher die Gefahr des Absterbens seiner Bäume abwehrt durch Entfernung dessen, was das Gedeihen und Wachsen hindert, und durch Hinzuführen nährender Elemente im Boden glich zunächst das Geschäft, zu welchem der Präsident von Roth bei dem Antritte seines Amtes sich berufen fand. Nicht nur hatte ein vernünftelndes Spiel

mit den Worten der kirchlichen Lehrbegriffe, Rationalismus genannt, auf den meisten Kanzeln und Lehrstühlen das fruchtbare Bekenntniß des Christenglaubens, die Verkündigung des Evangeliums verdrängt, sondern die Lästerung des Heiligsten hatte ihr freches Haupt hin und wieder in Schriften und Reden sogenannter Geistlichen selbst neben dem Altar des Herrn erhoben. Diesem Unwesen mußte gesteuert, das offenkundig Schädliche mußte entfernt oder möglichst unschädlich gemacht, das Hervortreten der hemmenden Elemente verhindert werden. Der Präsident führte diese schwierige Aufgabe mit eben so viel Energie als Ruhe und Beharrlichkeit durch, und sein König, der auch bei seinen protestantischen Unterthanen das treue Feststehen auf ihrem evangelischen Bekenntnisse dem Unglauben gegenüber ernstlich zu schützen und erhalten suchte, war, ohne auf die Einreden der Schreier zu achten, auf seiner Seite. Unter den vielen erstorbenen Zweigen am Baume der Kirche gab es auch in unserem Lande noch mehrere kräftig gesunde. An der Universität Erlangen hatte vor Allen ein treuer Zeuge der Wahrheit, der reformirte Prediger und Professor der Theologie: Krafft, den Samen der christlichen Erkenntniß und lebendigen Ueberzeugung in viele junge Seelen ausgestreut, der noch jetzt seine Früchte trägt; unter den Predigern waren es namentlich Brand und das edle Brüderpaar: Heinrich und August Bomhard, welche im jugendlichen Feuer der „ersten Liebe“ ihre Stimme gegen den Unglauben und für die ewige Wahrheit erhoben. Alle solche positive Elemente, wo sie sich noch fanden, suchte Roth nach Kräften zu schützen und zu ermuthigen; die Heranbildung junger, gläubiger Theologen dadurch zu fördern, daß er, so weit sein Einfluß reichte, die Besetzung der theologischen Lehrstellen an der protestantischen Landes-

universität Erlangen durch würdige Gottesgelehrte möglich machte. Durch die Einrichtung eines Ephorates, unter dessen Leitung die Studien und die Angelegenheiten der jungen Theologen gestellt wurden, so wie später durch die Ernennung von Repetenten, welche dem Privatfleiße derselben zu Hilfe kamen, wirkte der thätige Vorstand des Oberkonsistoriums nach dem gleichen Zwecke hin. Als ein wohlthätiges Förderungsmittel der vielseitigen und zunächst praktischen Ausbildung der Kandidaten hat sich auch an allen, welche es recht zu benutzen wußten, das Predigerseminar erwiesen, welches auf Roth's Veranlassung in München errichtet wurde. Der Eintritt in dasselbe war eine Auszeichnung für jene Jünglinge, welche sich in der Prüfung der Kandidaten nach vollendeten Universitätsstudien als besonders würdig gezeigt hatten. Nicht aber der heranwachsenden Jugend allein wendete unser Präsident seine sorgfältige Beachtung zu, sondern auch bei der Beförderung der älteren Mitglieder des Predigerstandes suchte er an alle jene höheren Stellen, welche durch ihren kirchlichen Einfluß von besonderer Wichtigkeit sein konnten, Männer von Tüchtigkeit und ernster Gesinnung zu befördern. Bald wurde durch ihn in die ganze Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ein ruhiger, fester Gang und eine entschiedene Konsequenz hineingebracht, welche auch dem „despotischen Einflusse einzelner Schreier, der schweigenden Menge gegenüber" Ruhe gebot.

Dem Amte des Wortes, vor Allem an heiliger Stätte, hatte Roth seine ganze pflegende und sorgende Aufsicht zugewendet. Und hier war es, wo seine Ausbildung für den vollendetsten, veredeltsten Gebrauch des Menschenwortes in der Schule des klassischen Alterthums ihm in ganz besonderer Weise zu Hilfe kam. Als das menschlich nächst-

liegende Erweckungs- und Bekräftigungsmittel des Menschengeistes, welcher für das Wort geschaffen und gemacht ist zu dem Gebrauche der rechten und würdigen Rede, erschien ihm unter und neben der Leitung des göttlichen Wortes das Studium der Sprachen und Werke des klassischen Alterthums. Namentlich in seiner Stellung als Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften hat er diese Ansicht in mehreren seiner Reden sehr klar und entschieden ausgesprochen. So in der vom Oktober 1823, darin er von der fortdauernden Abhängigkeit unserer Bildung von der klassischen Gelehrsamkeit handelt *). Er hatte es damals vornämlich mit drei Arten von Gegnern der klassischen Schulbildung zu thun: einmal mit jenen Neuerern im Unterricht, welchen die Jugend durch das Erlernen der alten Sprachen übermäßig angestrengt und dabei ein Erwerben nützlicher Kenntnisse versäumt schien, zweitens mit solchen ängstlich beschränkten Bekennern des Christenthums, welche immer Schaden für dieses von früher Bekanntschaft mit dem unchristlichen Alterthum fürchteten, endlich mit jenen angeblich Konservativen, welche besorgten, daß Abneigung gegen das Bestehende aus der Bewunderung der alten Freistaaten sich entwickeln könne.

„Gegen alle diese und ähnliche Verdächtigungen der klassischen Gelehrsamkeit" (so spricht er), „steht die Erfahrung von drei Jahrhunderten. Sie zeigt die nach der alten Weise Unterrichteten weder dadurch abgestumpft noch als von Sachkenntnissen leer und dafür unempfänglicher. Ferner zählt sie unter den Vertrautesten mit dem klassischen Alterthum viele der wärmsten Bekenner des Christen-

*) M. v. die Sammlung der akademischen Vorträge des Präs. v. Roth (Erlangen bei Heyder u. Zimmer 1851) S. 101 u. f.

thums, keinen Feind desselben auf. Und eben so weist sie nach, daß überall, wo Neuerungssucht aufkam, ganz andere Ursachen, als Vorliebe für Athen und Rom, sie erzeugt und aufgerührt habe, und daß selbst die Berufung auf das klassische Alterthum, womit sie zuweilen sich schmückte, nie aus den Quellen, deren Lauterkeit es gar nicht zuließ, sondern aus den trüben Zubereitungen neuerer Verarbeiter geschöpft war."

Im weiteren Verlaufe der Betrachtung seines bedeutungsvollen Gegenstandes zeigt der Redner, daß die Alten unser Muster bleiben müssen, zum Theil gerade darum, weil sie, mancher Vortheile („des Wissens"), deren wir genießen, entbehrend, auf anderen, meist schwierigeren Wegen gegangen sind, was nicht nur bewundernswerth, sondern höchst lehrreich ist. — — Dazu kommt, daß eben jener kleinere Kreis, eben jene Beschränkheit der Mittel, bei großer Einfachheit aller Verhältnisse, theils die Zerstreuungen und die anderen Uebel, welche der Ueberfluß gebiert, von ihnen abgehalten, theils sie zur Entwickelung und Anwendung der höchsten Kraft aufgefordert und damit eine unter anderen Umständen höchst seltene Gediegenheit befördert haben."

„Noch höheren Werth für unsere Bildung, als ihre wissenschaftliche Trefflichkeit hat die Gesinnung, die uns fast aus allen Werken der besten Zeit entgegenkommt. — — Nicht als fehlte es uns hierin an eigenen Mitteln, vielmehr sind wir daran durch das Christenthum viel reicher als die Alten. Allein, wenn selbst der wahre Glaube zu einer solchen Herrschaft nie hat gelangen können, daß er andere Antriebe zum Guten unentbehrlich gemacht hätte; so ist leicht einzusehen, wie viel wir von denjenigen empfangen können, welche, umleuchtet von der geistlichen Offenbarung, das Licht der Natur um so schärfer gefaßt haben, und von

ihm allein geführt, zu einer des Mannes unter allen Verhältnissen würdigen, dem Staate gewärtigen, Tugend erzeugenden und nährenden Gesinnung gelangt sind." Der Redner erweist dieses an dem Beispiele der ächten Vaterlandsliebe der Alten und den Aeußerungeu dieser Vaterlandsliebe. Dem Einwurfe, daß man ja des eigentlichen Gehaltes der Schriften des klassischen Alterthums, ohne das mühsame Erlernen ihrer Sprache, mit großer Leichtigkeit durch die vielen treuen Uebersetzungen derselben sich theilhaftig machen könne, stellt sich schon die Erfahrung entgegen, nach welcher, wie er dieses an einem anderen Orte ausspricht *), die ursprüngliche Leichtigkeit nur zu oft in Seichtigkeit übergeht, während die allmählig erworbene gleich einem nach und nach zunehmenden Strome Raschheit und Tiefe vereint. Und so treu auch eine Uebersetzung den Inhalt eines Werkes wiedergeben mag, in der Form bleibt sie nothwendig zurück. Es ist aber, was uns in Abhängigkeit von den Alten erhält, ganz vorzüglich die unübertroffene Vollendung ihrer Form, wie in der bildenden Kunst, so in der Rede, und daß sie in jener ohne Widerspruch Muster sind, würde sie allein schon auch in dieser dazu beglaubigen" (a. a. O. S. 215).

„Es gibt allerdings auch eine Beredtsamkeit der Lüge und der Bosheit, deren Kennzeichen jene Aufregung ist, in welche durch sie die niedrigen, thierischen Leidenschaften versetzt, die gesunden Urtheile über Wahrheit und Recht irre geführt und getrübt werden. Beispiele von der Macht einer solchen Ueberredungskunst an der unverständigen Menge haben alle Revolutionen gegeben. Aber diese Redekunst der Täuschung steht zu der Beredtsamkeit der Wahr-

*) Rede zum Andenken Heinrich Schenk's a. a. O. S. 208.

heit in einem ähnlichen Verhältniſſe, als, nach Ariſtoteles, jenes iſt zwiſchen den Barbaren und Griechen. Jenen, bei welchen der Leib über den Geiſt die Oberhand hat, ſei, ſo lehrt der Stagirite, die Knechtſchaft zuträglich, ja nothwendig und daher gerecht *); nur dem Geiſtigen und Guten gebührt die Herrſchaft."

„Jene Beredtſamkeit, für welche uns die Schriften des klaſſiſchen Alterthums wahrhaft bildende Muſter ſind, ſteht nicht im Dienſte der thieriſchen Unvernunft und Leidenſchaft, ſondern unter der Herrſchaft der ruhig überlegenden Vernunft und eines geiſtig veredelten Willens. Nicht nur die ernſte Geſinnung, aus welcher die wahre und gute, ſondern auch die Form, aus welcher die geiſtig anregende, vollkommene Rede hervorgeht, ſollen wir von ihnen annehmen. „Denn auch die beſten Sachen werden durch ungebildete, mangelhafte Rede entſtellt und Mißverſtändniſſe ſtatt Ueberzeugung gepflanzt, wo ſie in Büchern oder überhaupt in Lehrvorträgen das Wort führt; und wo ihr dieſes in Geſchäften zufällt, da kommt in die Verhandlungen aller Art bald eine verwirrende Weitſchweifigkeit, bald eine lückenhafte Kürze. — Davor ſchützt die Logik und Rhetorik nicht, am wenigſten was man Aeſthetik nennt, ſondern der Geſchmack, der ſich an tadelloſen Meiſtern gebildet und wider die Verſuchung geſtärkt hat, deren Menge und Gefährlichkeit mit der Miſchung der Völker und der Stände, mit der Zahl der Schreibenden und Leſenden, mit der Mannichfaltigkeit des Verkehres und der Geſchäfte zunimmt; wo dann alle Fehler und, wenn man ſo ſagen darf, alle Laſter des Vortrages zuerſt geduldet, endlich gehegt und ſogar geehrt werden. — — In der Sprache der alten Klaſſiker,

*) Rede über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. S. 41.

die von aller Einmiſchung von Sklaven und Barbaren rein gehalten wurde, iſt unter den übrigen Eigenſchaften, welche zur Popularität, das iſt, zu der würdigſten Beſtimmung und höchſten Macht der Rede, erfordert werden, am ausgezeichnetſten das ſtrenge Maaß, wodurch nicht nur ein unnützer Ueberfluß von Worten abgeſchnitten, ſondern auch ein Anſtand erhalten wird, der alle Uebertreibung des Ausdruckes als eine gleich unwürdige wie zweckloſe Anſtrengung ausſchließt, und eben dadurch für den höchſten Nachdruck angemeſſene Töne behält, weil er ſie nicht am unrechten Orte verſchwendet." — —

Das, was wir ihn hier großentheils ausſprechen ließen, war ein Grundzug der eigenen Denkweiſe unſeres Fr. v. Roth, ſo wie der Anforderungen, welche er an jenen Lehrſtand machte, deſſen Heranbildung und Gedeihen ein Gegenſtand ſeiner angelegentlichſten Sorge und Beachtung war. Ihm erſchien das Feſthalten an dem Worte der Wahrheit und die würdige, in dem vorhin erwähnten Sinne des Ausdruckes, *populäre*, Verkündigung desſelben als eines der dringendſten Bedürfniſſe aller Zeiten, namentlich aber der unſrigen. Der Gefahr der Verführung einer täuſchenden Ueberredungskunſt kann nur durch eine männlich würdige, ja durch eine göttliche Beredtſamkeit begegnet werden. Wenn er das Streben nach einer ſolchen in jeder Weiſe zu wecken und anzufordern ſuchte, dann begehrte er von Anderen nur dasſelbe, was er in hohem Maaße beſaß und übte: als der Meiſter der vollkommenen, gehaltvollen, treffenden Rede im mündlichen wie im ſchriftlichen Ausdrucke.

Er zeigte es an ſeinem Beiſpiele, was der einige Weg ſei, um zu ſolcher Meiſterſchaft zu gelangen und in ihr fortwährend ſich zu befeſtigen. Bis zu ſeinem Ende blieb er ein demüthiger Jünger jener Vorbilder,

die ihm gelehrt hatten, was die eigentliche Kraft und Bedeutung des Wortes sei, durch welches der Mensch aus den Werken des Fleisches in das Leben des Geistes erhoben wird. In dem Exemplare seiner deutschen Bibel, dessen er sich täglich bediente, sind sehr viele Stellen unterstrichen, und, wie man deutlich bemerken kann, zu anderer Zeit wieder angestrichen. Man darf sagen, daß eine aufmerksame Beachtung dieser Stellen einen Blick nicht nur in die Geschichte seines inneren, nur Gott bekannten Lebens thun läßt, sondern daß sie zugleich in dem fleißigen Leser des Buches einen tiefen Erforscher des Zusammenhanges aller Heilswahrheiten des geoffenbarten Wortes erkennen lehrt, darin er bis an's Ende seines Lebens in Freud' und Leid, Frieden und Trost gefunden. Nächst dem Inhalte der heiligen Schrift waren die alten Kernlieder unserer Kirche unverlöschlich tief in sein unvergleichliches Gedächtniß eingeprägt. Doch diese schon frühe erworbenen Güter, welche er ohne Aufhören zu vermehren suchte, gehörten zu dem verborgenen Schatze seines Gemüthes, der vor fremden Augen meist nur in den Thaten der Liebe zu Gott und den Menschen sich kund gab*). Ein anderer offenkundigerer Schatz seines reichen Geistes war jener, welchen er sich durch den unablässig fortgesetzten Verkehr mit den Werken des klassischen Alterthums erworben hatte. Das Bedürfniß nach den sogenannten geselligen Vergnügungen kannte er nicht; seine

*) In mein Stammbuch schrieb er mir den Spruch (1. Kön. 8, 12): „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen." — Wer meinen Freund näher kannte und verstand, der wußte es, daß die Majestät einer im Dunkeln wohnenden Gottesfurcht ohne Aufhören in seinem Geist und Herzen wohnte. Er ließ aber diese Majestät gern nur in ihren eigenen Thaten und Worten, nicht in den seinigen reden.

Muſeſtunden brachte er im geiſtigen Umgange mit den Alten zu. Während Andere gern von dem zu erzählen pflegen, was ſie in dieſer oder jener Geſellſchaft gehört haben, ging ihm, im Kreiſe der vertrauten Freunde, der Mund über von den Ausſprüchen der Weisheit des Alterthums und von den Geſängen ſeiner Dichter, die er ſo treu und von ſolchem Umfange in ſeinem Herzen trug, daß man ſich bei ihm in die Blüthenzeit der klaſſiſchen Gelehrſamkeit verſetzt fühlte.

Im Sinne des Alterthums beherrſchte er, ohne in ſeinen Weiten ſich zu verlieren, das Reich der Wiſſenſchaft. Hier war es vorzugsweiſe ein Gebiet, das er zur Heimath und zur anbauenden Pflege ſich gewählt hatte: die Geſchichte. Wohin auch in dieſem Gebiete die Geſpräche oder die Fragen der Freunde ſich lenkten, überall begegneten ſie bei ihm einer lebendigen und vertrauten Bekanntſchaft nicht nur mit allen des Wiſſens würdigen Ereigniſſen, ſondern auch mit Namen und Zeiten. Und es war nicht die todte, äußerliche Maſſe, es war der waltende Geiſt in der Geſchichte, welchen er in ſeinen Thaten erfaßt und verſtanden hatte. Mit den Völkern der Erde, den alten wie den neuen zugleich, ſtanden ihm auch die Wohnorte derſelben, die Länder und Meere mit ihren Inſeln und Küſten klar vor Augen und es war erklärlich, wie in dem einen ſeiner Söhne durch die lebenskräftigen Beſchreibungen, die der Vater ihm gab, das Verlangen, die Welt zu ſehen, ſchon ſo frühe zur That werden mußte*).

*) Ich meine hier den älteſten Sohn Dr. Johannes Roth, der ſchon in ſeinen früheren Jünglingsjahren mit mir in Aegypten, Syrien und Griechenland, bald hernach mit Cap. Harris im ſüdlichen Abyſſinien und in Indien, dann wiederholt in Griechenland und Paläſtina war, jetzt aber die Umgegenden des todten Meeres und die Araba von Neuem be-

Der Präſident des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums iſt nach unſerer Verfaſſung zugleich Mitglied der Kammer der Reichsräthe. In dieſer ſeiner Stellung hatte er am meiſten Gelegenheit, die Bedürfniſſe und Rechte der Kirche nach außen hin zu vertreten. In welcher Weiſe und mit welcher Entſchiedenheit er dieſes gethan, davon gibt die von ihm veröffentlichte „Auswahl ſeiner mündlichen und ſchriftlichen Aeußerungen in der erſten Kammer der bayeriſchen Ständeverſammlung von 1828 bis 1847" (München bei Franz) ein offenkundiges Zeugniß. Auf den Inhalt jener öffentlichen Aeußerungen darf ich mich berufen, indem ich von dieſer Wirkſamkeit des J. Fr. v. Roth einige Züge mittheile. So ſchon auf die vom 14. Sept. 1831, aus welcher ich die nachſtehenden Worte hervorhebe: „Im §. 42 iſt mir die Bemerkung aufgefallen, daß die Ausgabe auf den Kultus „„durch den wichtigen Einfluß der Religion auf die moraliſche Bildung der Unterthanen gerechtfertigt werden möge."" Die Religion hat nicht nur jenen wichtigen Einfluß, ſondern ſie iſt der Grundſtein der bürgerlichen Geſellſchaft, wie das alte Heidenthum vielleicht beſſer als die heutige Chriſtenheit des 19. Jahrhunderts eingeſehen hat. Der unglückliche Poet, der ſich ſelbſt: Parcus Deorum cultor et infrequens nennt, geſteht dennoch:

„Dis te minorem quod geris imperas.
Huc omne principium, huc refer exitum."

„Ein Bekenntniß, auf deſſen Kehrſeite man ein ganz neues von einem Blattſchreiber abgelegtes beiſetzen könnte, „„daß religiöſer Indifferentismus allein Deutſchland vielleicht retten könne,"" d. h. daß die allgemeine Umkehr Deutſchlands,

---

reist. Der zweite Sohn: Paul Roth, jetzt Profeſſor in Roſtock, hat mit Ruhm den Weg der Forſchungen ſeines Vaters betreten.

worauf jener Blattschreiber und seines Gleichen sinnen, nur dann möglich wäre, wenn religiöser Indifferentismus die Oberhand gewänne." —

„Bei diesem Verhältnisse der Religion zum Staate darf es sich um Rechtfertigung des Aufwandes auf die Kirche gar nicht fragen, selbst dann nicht, wenn diese auch wirklich eine Staatsanstalt wäre. Sie ist das aber nicht, und die irrige Benennung rührt noch aus dem alten Rechnungs-Schematismus her, wo die Kirche sogar nur als Kirchen-Polizei, ein Geistlicher mithin als Kirchen-Polizeidiener erschien. Die Kirche ist nicht erst seit 1818, sondern vom Anbeginn des Staates eine öffentliche Korporation, und zwar die größte von allen, weil sie, mit geringer Ausnahme, die Gesammtheit der Bevölkerung in sich begreift. Wenn das Eigenthum dieser Korporation zu verschiedenen Zeiten von der Staatsgewalt ergriffen und zum Theil anderen Zwecken gewidmet worden ist, so hat dieses rechtmäßig nicht anders geschehen können, als mit Uebernahme der Verbindlichkeit, jederzeit allen Bedürfnissen der Kirche zu genügen. Auch ist allen Handlungen dieser Art, von dem ersten Religionsfrieden an bis zu dem Reichsbeschlusse von 1803, diese Verbindlichkeit aufgeprägt worden. Was demnach die Kirche aus der Staatskasse bezieht, das empfängt sie keineswegs durch eine Bewilligung, sondern aus dem hohen Titel des Eigenthums oder der ihr rechtlich gebührenden Entschädigung für Eigenthum, jedoch mit der erwähnten, unverjährbaren Verbindlichkeit belegt und bekanntlich um sehr Vieles größer, als die gegenwärtigen Bezüge der Kirche sind." — —

Noch bestimmter in Beziehung auf die protestantische Landeskirche, deren Rechte ihm zu vertreten oblag, äußert Roth sich in der Sitzung der Reichsräthe vom 25. Nov.

desſelben Jahres über denſelben Gegenſtand (a. a. O. S. 76). Er widerſpricht mit Entſchiedenheit der Behauptung eines Referenten, daß der Beſitz der proteſtantiſchen Landeskirche unter der neuen Regierung unberührt geblieben ſei, weist den Ungrund dieſer Behauptung aus Thatſachen nach, fügt jedoch hinzu: „Ich bin weit entfernt, einen neuen Anſpruch darauf zu gründen, ich führe es nur zu Gunſten der hier begutachteten Mahnungen zur rechtlichen Begründung an, weil ich mich mit Anſprüchen dieſer Art weit lieber auf den feſten Boden des Rechtes ſtelle, als auf einen anderen, wenn auch guten, doch leicht beſtreitbaren Grund.“

„Der Herr Referent,“ ſo fährt Roth weiter in der Beurtheilung der Aeußerungen ſeines Gegners fort, „hat ferner ſeine Meinung über einige Maßregeln ausgeſprochen, ohne anzugeben, von wem ſie ergriffen werden ſollten oder möchten, nämlich gegen den Myſtizismus, Unglauben u. ſ. Ich mache denſelben auf Das aufmerkſam, was er an einer ſpäteren Stelle ſeines Vortrages ſagt, daß man Niemand hindern müſſe, ein Kloſter zu ſtiften, weil es nicht verboten ſei. Wer Luſt hat, ein Myſtiker zu ſein oder ein Ungläubiger, der kann es; und ich weiß nicht, welche Maßregeln füglich von Seiten des Staates gegen den Myſtizismus oder Unglauben hätten getroffen werden können. Wenn die Rede davon iſt, was die Vorſteher der Kirche im Kreiſe ihrer Amtsgewalt thun, ſo iſt dieſes für weltliche Behörden kein Gegenſtand der Erwägung *). Weil aber doch die Rede davon iſt, ſo will ich durch ein Gleichniß

*) Es ſind hier die Klagen der Lichtfreunde gemeint über die Gefahren der wieder einbrechenden Finſterniß, die ſie in jenen Aeußerungen des Oberkonſiſtoriums zu erblicken glaubten, durch welche ſie auf die Pflichten ihres Berufes hingewieſen wurden.

deutlich zu machen ſuchen, auf was die Klagen beruhen mögen, die man gegenwärtig zuweilen hört. Geſetzt, ein Lehrer, welchem obliegt, Latein zu lehren, nähme ſich heraus, ſtatt desſelben Italieniſch zu lehren, weil ihm dieſes beſſer gefiele, und dieſes würde von ſeinen Vorgeſetzten aus Unkunde oder aus Gleichgültigkeit eine Zeit lang überſehen, andere Vorſteher aber duldeten es nicht, ſondern führten ernſtlich die Ordnung zurück, ſo würden wahrſcheinlich dieſe neuen Vorſteher von manchen Betheiligten und Nichtbetheiligten der Illiberalität und wohl noch ſchlimmeren Eigenſchaften beſchuldigt werden."

Wir müſſen darauf verzichten, dem ernſten, vielthätigen Manne ſelbſt nur auf jenen Wegen ſeines amtlichen Wirkens nachzugehen, welche in den vorhin erwähnten veröffentlichten Berichten über ſeine Vorträge in den Sitzungen der Reichsräthe für Jedermann zugänglich ſind. Wir übergehen ſelbſt die warme, ernſte Aeußerung desſelben, worin er in der Sitzung der Reichsräthe vom 28. Januar 1842 über einen Gegenſtand ſich ausſprach, der zu ſeiner Zeit im In- wie im Auslande großes Aufſehen gemacht und ihm ſelber, dem Vertreter der Rechte der proteſtantiſchen Landeskirche, viele ungerechte Beſchuldigungen und Verdächtigungen zugezogen hat. Der Vortrag über die Angelegenheit der Kniebeugung proteſtantiſcher Soldaten vor dem römiſch-katholiſchen Sakramente (enthalten in der obenerwähnten gedruckten „Auswahl") mag von Jenen geleſen werden, welche über Roth's damaliges Verhalten im Dunklen geblieben ſind, für Andere bedarf er keiner Wiedererwähnung. Dagegen erwähnen wir noch im Vorübergehen einiger ſeiner Aeußerungen über den Zuſtand und das Bedürfniß der Volksſchulen, eines Gegenſtandes, welcher Roth's innerem und äußerem Berufe unmittelbarer nahe lag.

In der Sitzung der Reichsräthe vom 15. Sept. 1831 erklärte er sich zuerst ganz entschieden gegen die Wiederanstellung von Kreisschulräthen (sogenannten Pädagogen von Profession), deren Aufsicht die gelehrten Schulen nicht bedürfen, während zur Leitung der Inspektion der Volksschulen jeder tüchtige Regierungsrath auch ohne die Bekanntschaft mit der „vermeintlichen Wissenschaft der Pädagogik" brauchbar ist. „Die verkehrte Richtung vieler Volksschulen (so fährt er nach S. 50 fort) ist das Werk ehemaliger Kreisschulräthe, die unter den Lehrern den Samen eitler Thorheit ausgestreut haben. Ein würdiger Schulinspektor hat mir kürzlich erzählt, daß er in einer Stadtschule das Lesen vernachlässigt gefunden und darüber den Schullehrer zur Rede gestellt habe, dieser aber in seiner Antwort jenen Mangel für unerheblich ausgegeben und sich auf seine höheren Leistungen berufen habe. Diese höheren Leistungen leisten in den meisten Fällen gar nichts, ja weniger als nichts, weil sie nicht Kenntnisse, sondern höchst schädliche Einbildungen hervorbringen und zurücklassen. Könnte man in allen Volksschulen Lesen, Schreiben, Rechnen, zu einer gewissen Vollkommenheit bringen, so würde man dadurch das bayerische Volk auf eine Stufe von Bildung heben, auf welcher dermalen noch keines steht. Zu diesem nicht schimmernden, aber wahrhaft großen Ziele kann nur eine sehr besonnene Aufsicht führen, mit der größten Enthaltsamkeit von eigenen Einfällen und Liebhabereien, einer Tugend, die einem Kreisschulrathe in der Regel immer allzu schwer sein wird."

Ganz in demselben Sinne spricht er sich in der Sitzung vom 25. Nov. (S. 75) über den wichtigen Gegenstand aus. „Mit allem Rechte wird vor der Rückkehr eines Zustandes von Versunkenheit der Volksschulen gewarnt; aber

das entgegengesetzte und nicht minder gefährliche Uebel, die Verstiegenheit, muß gleich sorgfältig verhütet und vermieden werden. Zu viel ist, hier besonders, eben so schlimm, ja schlimmer, als zu wenig. Zu viel zu thun wird in der Regel ein für das Schulwesen allein bestellter Referent immer geneigt sein; immer versucht, Pläne zu machen und zu verändern. — Verordnungen über das Schulwesen sind genug da; regelmäßige Visitationen würden mehr als häufige Reskripte wirken, ihre Vollziehung und Befolgung zu sichern."

Bei einer späteren Gelegenheit (a. a. O. S. 137) weist er auf die dringende Nothwendigkeit hin, durch Erhöhung der Schuldotation die Besoldung der Schullehrer an den Volksschulen in ausreichender Weise zu vermehren.

Roth, wie wir ihn in anderer Hinsicht als einen „Mann von Wort" kennen lernten, zeigte sich ganz besonders jenen Versuchen abgeneigt, von dem buchstäblichen Sinne der Worte abzugehen, in deren Inhalt eine für die äußere Ordnung maßgebende und bindende Bedeutung lag. Darum sprach er sich mit großer Entschiedenheit und Kraft in der Sitzung vom 15. Mai 1816 über den Eingriff einer höheren Behörde und seine Folgen aus, der von einer Auslegung des Religionsediktes nicht nach dem Buchstaben, sondern angeblich nach dem Geiste ausging. „Zu keiner Zeit" (so sagt er a. a. O. S. 176) „ist der unschätzbare Werth eines Positiven so wie jetzt in's Licht getreten; ein solches ist unsere Verfassung, die bisher noch keinen Stoß durch erzwungene Auslegung erlitten hat. Sie behält ihre Kraft, so lange der Glaube an die Unantastbarkeit ihres buchstäblichen Sinnes erhalten wird. — Die Zeiten wechseln und die Menschen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen, ver-

geblich wird dann eine Festigkeit, die man verscherzt hat, angerufen und zurückgewünscht."

Mehr als jemals zeigte sich die Mißachtung und der freche Widerspruch gegen alles Positive der göttlichen wie menschlichen Ordnung in den Auswüchsen einer zügellosen Presse. Roth erkannte dieses tief. Darum war er auch im J. 1847, nahe vor dem Ausbruche „der großen Erschütterungen", dessen Ahndung er schon im Jahre 1842 (in seinem Vortrage vom 28. Januar) ausgesprochen hatte, in der Kammer der Reichsräthe einer von jenen äußerst Wenigen, welche gegen die unbedingte Preßfreiheit stimmten und der als Redner gegen dieselbe auftrat. Was er von dem unvermeidlichen üblen Einflusse einer zügellosen, böswilligen Blattschreiberei auf die größere Menge sagt, die keine Kunde von den inneren Angelegenheiten hat, keines Urtheiles über den Zustand des Staates fähig ist, dieses hat sich bald hernach so sehr als Wahrheit erwiesen, daß es keiner weiteren Erwähnung bedarf. Zur Bekräftigung seiner Ansicht beruft sich Roth unter anderen auf die Aeußerungen selbst des größten Demokraten des Jahrhunderts: des Präsidenten der vereinigten Staaten Thomas Jefferson. Dieser beklagt, in einem Briefe an J. Adams „„die Unsauberkeit, zu welcher die Zeitungen herabgesunken seien (die er anderwärts als ein beflecktes Fahrzeug bezeichnet, durch dessen Besteigen selbst die Wahrheit sich verdächtig mache), sowie die Bosheit, Niederträchtigkeit und Lügenhaftigkeit der Leute, welche daran schreiben. Durch diesen Schmutz werde der öffentliche Geschmack reissend schnell verderbt und unempfänglich für gesunde Nahrung gemacht."" — — „In all' diesen Erwägungen," so schließt Roth seinen Vortrag, „stimme ich gegen die Aufhebung der Censur; nicht daß ich dieselbe für kein

Uebel, ſondern weil ich ſie dermalen noch für das mindere halte."

Den Ausgang des großen deutſchen Zuſammenlaufes in Frankfurt a. M. haben wohl Wenige gleich von ſeinem Beginnen ſo richtig voraus erkannt, als Fr. v. Roth. Namentlich erinnerte Das, was er über die Weiſe ausſprach, wie man dort die deutſche Einheit begründen wollte, ſehr an ſeine früheren, öffentlich bekannt gewordenen Aeußerungen über den Nationalcharakter der Deutſchen, welche „vielſtämmig, und jedem Stamme ſein Recht und Weſen gönnend, aller unnatürlichen Einheit abhold, einheimiſcher, uralter Fürſtenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan waren." (Samml. etlicher Vorträge in der Königl. Akad. d. Wiſſenſchaft. S. 75.) Zwar auch er zweifelte nicht an der Möglichkeit der Einheit des deutſchen Volkes in einem höheren Sinne, wenn einſt ſeine Geſammtmaſſe von dem ächt deutſchen Geiſte, dem Inbegriffe aller deutſchen Tugenden durchdrungen und beherrſcht ſein werde. „Denn darin erkannte Weſtenrieder" (ſo ſpricht er in der Lobſchrift auf dieſen a. a. O. S. 251 zugleich ſeine eigene Geſinnung aus), „wie die Beſten vor und nach ihm, die innige Gemeinſchaft, den ewigen Bund aller Deutſchen: nicht in einer, in die Vergangenheit geträumten und für die Zukunft eingebildeten Einheit, ähnlich jenem vorgeblichen Hochdeutſch, das er als eine Erdichtung, weil es in der That nirgends ſei, verwirft; und ganz im Widerſpruche mit Deutſchlands und insbeſondere Bayerns urſprünglicher Verfaſſung, die er die angeborene, die auf dem Boden ſelbſt geborene nennt." —

So wie J. F. v. Roth in den vorhergehend angeführten Verhandlungen vor der Kammer der Reichsräthe ſich ausſprach, that er dieſes auch durch Wort und That

in dem näheren Kreise seines amtlichen Berufes, zunächst bei der Leitung der inneren wie äußeren Angelegenheiten der protestantischen Landeskirche. Die That war es, welche seinen Worten ihre Beachtung und Bedeutung gab, denn selbst seine Feinde konnten sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß alle jene Maaßregeln für die Kirche und deren lauteres, schriftgemäßes Bekenntniß aus seiner eigenen persönlichen Glaubenstreue hervorgingen und daß, was er erstrebte und durchführte, ein reiner Ausdruck seiner aufrichtigen, sich niemals verläugnenden Gesinnung sei. Dieses bewährte sich auch da, wo ihn ein Theil, selbst der Gutgesinnten, einer zu weit gehenden Nachgiebigkeit gegen Maßregeln der höheren Behörden beschuldigt. Denn wie sich ein Mann von klarer Einsicht, der auch bei allen ernster gesinnten Gliedern unserer protestantischen Landeskirche in wohlverdienter, hoher Achtung steht, darüber ausdrückt: „sein staatsmännischer Blick leitete ihn auch im kirchlichen Regimente. In den schwierigsten Zeiten hat ihn, bei aller männlichen Vertretung der Interessen seiner Kirche, niemals die erforderliche Umsicht und die weise Erwägung dessen verlassen, was unter gewissen Umständen zu erreichen möglich sei."

Daß in ihm die Gemeinschaft mit den lebenden Gliedern seiner Kirche eine solche sei, wie sie der Apostel 1 Kor. 12 V. 26 beschreibt, das bewies er durch seine thätige lebendige Theilnahme namentlich an dem äußeren Schicksale der Mitarbeiter am Werke der Kirche: der Verkündiger des Wortes. Es ist dieses ein Theil der Geschichte seines Wirkens, welcher meist in's Verborgene fällt, weil selbst für Den, von welchem das Wirken ausging, der Spruch galt, nach welchem die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. Viele arme, in ihrem Berufe treue

Prediger, mit einem Hauſe voller Kinder und einem Herzen voller Sorgen, empfingen öfters, wenn die Noth am größten war, reiche Gaben, die all' ihre Sorgen ſtillten; ſie wußten nicht, woher, noch von wem? Bei Mehreren dauerte die Unterſtützung regelmäßig fort, bis ſie ein ausreichendes Einkommen erhielten. Wenn der Empfänger an einem weit entfernten Orte des Landes wohnte, wenn er ſich von Keinem, welcher Macht zum Helfen hatte, beachtet und gekannt glaubte, als von Gott, dann ging auch das Rathen nach dem Geber oft weit irre, ohne den rechten zu treffen. Das Eine jedoch ließ ſich, wenn man die unter der Hand bekannt werdenden Fälle dieſer Art mit einander verglich, mit Sicherheit ausſagen: daß der unbekannte Wohlthäter ſolcher armen Geiſtlichen Jemand ſein müſſe, der mit beſonderer Neigung den würdigſten, in Erfüllung ihres Berufes treueſten Dienern am Amte des Wortes zugethan und der mit ihren äußeren Verhältniſſen genau bekannt ſei. Und dieſes beides fand ſich in Roth vereint, der den Gang der Entwickelung, ſo wie die amtliche Wirkſamkeit der Geiſtlichen ſeiner Landeskirche von ihrem Eintritte in die Kandidatenliſte an ſorgfältig im Auge behielt und der allerdings, bei den vielen Gaben, welche er unter dem Siegel der Verſchwiegenheit bald durch dieſe, bald durch jene Perſon ausſendete, zwar öfters nur die große Noth der Empfänger, vorzugsweiſe aber dennoch die Würdigſten bedachte. Und nicht die Männer vom Lehrſtande allein, ſondern Hülfsbedürftige aller Art wurden aus dieſer Quelle erquickt, die auch vor den Augen der Welt für alle gute, gemeinnützige Zwecke ihre Strömungen reichlich ergoß.

Bis in ſein letztes Lebensjahr war es ſeine Luſt und Freude, ſo wie er dieſes mit ſeinen Söhnen gethan, auch

fremde Knaben und Jünglinge, welche er in sein gastliches Haus zog, in die Bekanntschaft mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums einzuführen und sie tiefer in dieser zu begründen. Er selbst verjüngte sich mit den Jungen, wenn er die erwachende oder lebendiger werdende Freude an den Schönheiten des Alterthums bei ihnen wahrnahm. Nicht aber nur den alten wie den jungen geistig, durch Bildung und Bestrebung verwandteren Menschen wendete der seltene Mann seine Milde und Freundlichkeit zu, sondern wie er dasselbe auch ihnen gethan, das können die Landleute in den kleinen protestantischen Gemeinden der Umgegend von München, am meisten aber die Bewohner und Nachbarn seines stillen Landsitzes: Steinach bei Nürnberg, bezeugen. Nicht nur durch die That, eben so sehr durch seinen Rath ist er Allen, die desselben bedurften und begehrten, ein Wohlthäter geworden. Namentlich mancher junge Prediger und Seelsorger, der aus der Nähe oder aus der Ferne ihn besuchte, erhielt von ihm freundliche Winke und Zurechtweisungen, oder auch tröstliche Aufmunterungen, die sich von eingreifender Wirkung auf ihn erwiesen, weil sie, wie aus dem Munde eines erfahrenen väterlichen Seelsorgers, ganz für ihn und seine Verhältnisse geeignet waren.

Ich fasse noch einmal die Züge, darin ich das Wesen meines väterlichen Freundes geschildert, in einem Gesammtbilde zusammen. Roth war ein ganzer, vollendeter Mann nach seiner geistigen Bildung, nach Gesinnung und That, nach der vielseitigen Richtung seines Naturells und nach dem Maaße seines häuslichen Glückes. Sein kräftig erfassender Geist hatte die reichsten Gaben des klassischen Alterthums in sich aufgenommen und zu diesen Gaben die Weihe des Christenglaubens empfangen. Hierin, auf seiner Stufe, erinnerte er an solche Väter der Kirche, wie der

Biſchof von Hippo und Baſilius es waren, welche heraufgeſtiegen aus dem Reiche der Morgenſterne, die das klaſſiſche Athen und Rom erleuchteten, zu dem vollen Lichte des neuen Weltentages, aus dieſem ſich herabließen, um das Licht, das ſie empfangen, in die Dämmerung jener Schulen hineinzuſtrahlen. Ihre Zeit jedoch und die Aufgabe ihres Lebens war die des ſteten Kampfes zwiſchen den menſchlich hohen Mächten des Heidenthums und der göttlichen Herrſcherkraft des Glaubens. Roth ſtand in einer Zeit, darin der Glaube dem beſiegten Heidenthume die Rechte eines Freigelaſſenen wiedergegeben hatte. Ihm war deshalb der volle Genuß der Güter, die er im Vorhofe gewonnen, auch bei ſeinem Eingange in den Tempel geblieben: der tägliche, vertraute Umgang mit den Schriften der Alten, wie mit dem Worte der Offenbarung. Ein Glück des Menſchengeiſtes, das ſchon im irdiſchen Vorbilde an das Vorrecht der zum Frieden hindurchgedrungenen Seelen erinnern mag, welche am Throne Gottes den Umgang mit einer Welt der Engel (S. 195) genießen dürfen. Deshalb pflegte mein Freund noch in ſeinem höheren Alter an jedem Morgen ſeinen Weg aus dem inneren Tempel hinaus zu dem Geſchäfte ſeines Berufes für die Welt durch den Vorhof des Alterthums zu nehmen, deſſen erfriſchender Morgenhauch ihn in Homer's Ilias oder Odyſſee, ſo wie aus Virgil's Georgika am lieblichſten anwehte. Denn aus dieſen Werken laſen ihm die Söhne in der Urſprache und zugleich um der Familiengenoſſinnen willen aus Voß' Ueberſetzungen vor. Er ſelbſt aber, in den Stunden der Muſe, fand ſich täglich bei einem und dem anderen ſeiner Lieblinge: Pindarus, Plato, Thucydides, Horaz, Tacitus u. A. ein, las ſie immer von Neuem, obgleich er einen Theil ihrer Werke mit ſo wörtlicher Treue in ſeinem Gedächtniſſe be-

wahrte, daß er selbst in schlaflosen Nächten, als ob er sie läse, sich an ihnen ergötzte und zuweilen, wenn ein Wort ihm fehlte, vom Bette aufstand und bei dem Lichte der nächtlichen Lampe die Lücke ergänzte *). — In Gesinnung und That ist er vor Allen gegen seinen Gott und seine Kirche beständig so geblieben, wie er von sich selber in seiner Vertheidigung vor der Kammer der Reichsräthe vom 15. Mai 1846 in Beziehung auf sein bürgerliches Verhältniß es ausspricht (a. a. O. S. 171). — Von dem reiwurde ich mit der freien Reichsstadt Nürnberg, deren jüngchen Umfange der Gaben und Richtungen seines Naturells hebe ich nur die eine heraus, daß er in gleicher Fassung und Beachtung in der Nähe des geistig so wie weltlich Hochstehenden, als des von Menschenaugen gering Geachteten dastand. Unter den redlichen, frommen Bauern in Steinach, in seinem Garten, worin er das Aufblühen und Fruchtbringen der Bäume mit kindlich sich hingebender Theilnahme betrachtete, am Auf- und Niedergange der Sonne, so wie an den Sternen sich freute, war es ihm so heimathlich wohl zu Muthe, als möchte er immer da leben. — Aber auch nach dem Maaße seines häuslichen Glückes war er ein vollkommener Mann. Er hatte in der Geliebten seines Herzens eine Seele gefunden, welche in stiller Empfänglichkeit und freudig die Gaben des Geistes aufnahm, welche er ihr brachte und alle seine Worte in ihrem Herzen bewegte, zugleich aber ihn an ihrer treuen Hand hineinführte in ein Paradies der Unschuld und des kindlich gläubigen Gottesfriedens, darin er gerne für Zeit und Ewigkeit seine Hütte bauete. Denn da war gut sein. Die Seele dieser auserlesenen unter den Frauen war schon auf Erden von der Luft an irdischem Reichthum, äußerem

*) M. v. die oben erwähnten „Erinnerungen" seines Bruders S. 16.

Glanze und Sinnengenuſſe ſo frei geworden, daß ſie mitten unter den noch irdiſch Mühſeligen und Beladenen ruhig und leicht wie eine Selige wandelte. In ihrer Nähe fühlte man, was der Spruch ſagt: unſer Wandel iſt im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jeſu Chriſti des Herrn.

Ein ſolcher hochbegabter, treuer, geſegneter Mann wie Roth, ſo ſollte man meinen, mußte nach allen Seiten hin Achtung finden und liebende Anerkennung. Und er fand dieſe auch bei Denen, welche für eine ſolche ſeltene Erſcheinung offene Sinne hatten. Namentlich bezeugte ſein König bei jeder Gelegenheit ihm ſein Vertrauen und ſeine Liebe, auch in jenen äußeren Thaten, durch die er ihn zu den höchſten Würden und bürgerlichen Ehren erhob. Aber nicht Alle dachten ſo. Ein Mann, der noch im Jahre 1847 (nach S. 239) ſolche unzeitgemäße Dinge, wie wir außer den oben erwähnten noch viele anführen könnten, ganz unverholen und entſchieden ausſprach, mußte der anſtürmenden Macht einer verblendeten Menge weichen, welche ſelbſt die Sicherheit der Throne, die Aufrechthaltung aller göttlichen und menſchlichen Ordnung bedrohete. Mit innerem Widerſtreben, nur in der Hoffnung, die gefährdete kirchliche Einheit zwiſchen den Proteſtanten der jenſeits und diesſeits des Rheines gelegenen Landestheile wiederherzuſtellen, enthob, Anfangs April 1848, der treulich für das Wohl und den Frieden ſeines Volkes beſorgte König Maximilian II. den Präſidenten des Oberkonſiſtoriums mit der ehrendſten Anerkennung ſeiner Verdienſte des bisherigen Amtes, indem er ihn zugleich zum Staatsrathe im ordentlichen Dienſte ernannte Aus gleichem Grunde betraf dasſelbe Loos den würdigen Dr. Ruſt, der, mit Roth von gleicher Entſchiedenheit der Geſinnung, ſeine Gaben und

Kräfte dem erkannten Beſten der Kirche geweiht hatte. Auch der edle von Grupen war in Ruheſtand getreten und an demſelben Tage, an welchem der Präſident ſeine Entlaſſung erhielt, war ſein vieljähriger Freund und treuer Amtsgenoſſe Niethammer zu ſeiner ewigen Ruhe eingegangen. Roth nahm alle dieſe Ereigniſſe, obgleich ihm das Losreißen von der Geſchäftigkeit ſeines Amtes, die mit einen innerſten Neigungen verwachſen war, wehe that, mit der ruhigen Faſſung eines Wanderers auf, dem in der Nähe der Heimath ein entgegenkommender Freund das Reiſegeräthe abnimmt, damit der Ermüdete leichteren Schrittes den letzten Theil des Weges vollenden könne. Die Herausgabe der Münchner gelehrten Anzeigen, welcher er ſeit 1835 mit treuer Sorgfalt ſich angenommen hatte, blieb in der letzten Zeit ſein einziges für die Oeffentlichkeit beſtimmtes Geſchäft; im Uebrigen war das niemals ſtillſtehende Werk ſeines Lebens ein vor der Welt verborgenes. Für die vielen ſchriftlichen Zeugniſſe ſeiner Hand von dieſem inneren Werke unterſagte er für immer die Veröffentlichung.

Schon ſeit dem Jahre 1842 war ihm die Krone ſeines Hauſes, ſeine treue Lebensgefährtin, von ſeinem Herzen hinweggenommen worden und aus der Zeit geſchieden. Der ältere Sohn, ein geiſtiger Erbe dieſer Mutter, reich an neuerworbenen Anſchauungen und Erkenntniſſen, war nach dreijährigem Aufenthalte glücklich aus dem Oſten von Mittelafrika zurückgekehrt, während der jüngere zur Ebenbürtigkeit der väterlichen Geiſtesbildung heranreifte und die beiden Töchter ſolcher Eltern würdig ſich erwieſen. Das Leben in dem Roth'ſchen Hauſe war bei all' jenem Wechſel der äußeren Verhältniſſe ſich unverändert gleich, d. h. jener Sitte treugeblieben, die man zu jeder Zeit die alte genannt

hat, weil ſie diejenige iſt, welche allein fortdauern und als Regel dienen kann; es blieb der Ort, an welchem es den Freunden nach wie vor immer heimathlich und wohl zu Muthe ward; das Haus, in welchem Viele, die dieſes ſuchten und bedurften, auch in den ſchwierigſten Angelegenheiten den Rath einer gereiften Weisheit, ſo wie Troſt oder thätliche Hülfe fanden.

In dem vorletzten, noch mehr in dem letzten Winter war der edle Greis durch ein anhaltendes Unwohlſein, welches übrigens keine ernſte Beſorgniß erregte, auf das Verweilen in ſeinem Hauſe und ſelbſt im Zimmer beſchränkt. Sein Geiſt blieb dabei heiter und ungetrübt; ſeine Stimmung unverändert, nur hatte ſich zu der äußeren Zurückgezogenheit eine innere eingefunden, die ſich den ihm zunächſt ſtehenden Freunden nicht ſelten durch einen rührenden Ausdruck von Innigkeit ſeiner Liebe und durch einen ſtillſinnenden Ernſt, zuweilen mitten in ſeinen, wie gewöhnlich lebhaften und belehrenden Geſprächen, kund gab. Es war das Gefühl eines inneren Friedens, das ſich auch Anderen wohlthuend mittheilte.

Der kräftige Geiſt des ſeltenen Mannes verbreitete noch immer, auch über den hinſinkenden Leib den Schein einer Stärke, welche die Seinigen täuſchte. Er allein hatte ſchon länger die abnehmenden Körperkräfte gefühlt, deren Bedeutung er beſſer als Andere erkannte. Endlich wankte der Bau der Hülle, doch ließ er erſt in der letzten Woche ſeines Lebens durch die unbeſiegbare Schwäche ſich auf das Krankenbett nöthigen. Er lag hier meiſt in ſich gekehrt; in den letzten Tagen und Nächten kündigte ſich die nahe Auflöſung durch einen Schlummerzuſtand an, aus welchem der Kranke nur auf kurze Zwiſchenzeiten zur wachen Beſinnung kam. In dieſen Augenblicken ſuchte

ſeine müde Hand die Hand des Sohnes Johannes*), ſeines treuen, zärtlichen Krankenwärters, oder die einer der Töchter, um ihnen durch ſanftes Drücken ſeine Liebe zu bezeugen; öfters auch erhob er beide Hände in betender Stellung nach oben. Das letzte Werk ſeiner inneren Vollendung war ein verborgenes; ſein Geiſt hatte ſchon frühe jene Macht eines innerlichen Sprechens kennen gelernt und geübt, deſſen Worte dann für den menſchlichen Mund unausſprechliche ſind, wenn ein Anderer in und mit der ſterblichen Natur redet, deſſen Stimme nur dem Geiſte vernehmbar iſt. Einige Male noch that ſich ſein Mund zu einem kurzen Geſpräche mit den Seinigen auf; er deutete in geheimnißvollen Worten auf ein Geſicht der Engel, das ihm wie im lieblichen Traume geworden war, und als er am Vorabende ſeines letzten Lebenstages das Geläute der Glocken an der benachbarten Baſilika hörte, ſprach er freudig bewegt: „man läutet für morgen einen großen Feſttag ein.“ Dieſer Tag, der 21. Januar 1852, war derſelbe, an welchem 10 Jahre vorher ſeine Gemahlin, dieſe Begnadigte des Herrn, zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen war, und an welchem auch ſein Geiſt, faſt in der gleichen Stunde, vom Glauben zum Schauen hindurchdrang.

Das Leben wie das Ende dieſes Mannes war das Leben und das Ende eines Gerechten (Röm. 10, V. 4).

*) Dem jüngeren Sohne Paul, damals ſchon Profeſſor an der Univerſität Marburg, war die Nachricht von der Lebensgefahr des Vaters zu ſpät zugekommen. Er fand dieſen nicht mehr am Leben.

Vermiſchte Schriften

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Als Nachleſe auf einem herbſtlichen Arbeitsfelde.

Zweiter Band.

Erlangen, 1860.
Verlag von J. J. Palm und Ernſt Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinem geliebten Schwiegerſohne,

dem Herrn

Dr. Friedrich Heinrich Ranke,

Conſiſtorialrath in Ansbach,

reicht dieſe Gabe aus alter treuer Hand

der Verfaſſer.

Vorrede.

Mit dem hier vorliegenden Buche hofft der Verfaſſer ſein vierundfünfzigjähriges Tagwerk als Schriftſteller zu beſchließen. Mit Recht darf er deshalb die nachfolgende Reihe von Lebensbildern mit den vereinzelten Aehren vergleichen, die ſich nach der Ernte im Herbſte noch auf dem Felde finden. Sie gehörten zu den Garben, die man zu ihrer Zeit hier gebunden und weggeführt hat.

Zwei ſolche Aehren aus den Garben meiner Selbſtbiographie ſind namentlich die beiden letzten Kapitel dieſes Buches, welche die Lebensführungen meiner theuren Freunde Krafft und Spleiß ſo wie meines geliebten Reiſegefährten: des Johannes Roth, beſchreiben. Aber auch die anderen Vorbilder und Bilder aus dem Leben, welche ich hier zuſammengeſtellt habe, ſtehen in ähnlicher verwandtſchaftlicher Verbindung mit dem Inhalte mancher meiner früheren Schriften. Und zwar mit jenen, welche vorzugsweiſe einen Kreis von freundlich theilnehmenden Leſern gefunden haben. Denn wie ſich unter den Freunden der menſchlichen bildenden

Kunſt Viele, mit gleicher Theilnahme, zur Betrachtung der Werke zuſammenfinden, welche aus der Schule irgend eines alten preiswürdigen Malers ſind, ſo pflegt es auch den Freunden einer geiſtig bildenden Kunſt zu geſchehen, daß ſie mit beſonderer Vorliebe die Werke aus der Schule jenes älteſten und ewigen Meiſters betrachten, darin die Züge ſeines Ebenbildes bemerkbar ſind. Die Züge dieſes Ebenbildes: Demuth, Glaube und Liebe werden auch in den Lebensbildern erkennbar ſeyn, welche ich in den vorſtehenden Blättern mit ſchwacher Hand gezeichnet habe. Als Gedanken des Friedens in den Tagen einer allgemeinen Verbitterung, darin ſelbſt die Kinder des Hauſes ſich feindſelig entzweien, während eine unzählbare Rotte der Feinde dem Hauſe und denen, die darinnen wohnen, Tod und Verderben drohen.

München am 22. April 1860.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.

Seite

Der Kinderarzt 3

I. Kapitän Hedley Vicars.

1. Das Nachtlicht am Wege 10
2. Die ſtumme Grabrede 15
3. Der immerwährende Frieden 24

II. Sir Henri Havelock, der Kriegsheld.

1. Ein Mäßigkeitsverein 35
2. Der Gedanke an das Ende 38

III. Livingſtone und Murchiſon.

Fernblick des Geiſtes und Schauen des leiblichen Auges 55

VI. Gregorius Lopez.

1. Ein Hüter in der Nacht 60
2. Der Unbekannte 62
3. Gregorius Lopez ein Zeichen ſeiner Zeit 64
4. Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden 67
5. Das Suchen nach Schätzen 69
6. Die Mördergrube 71
7. Das Wanderleben eines Pilgrims und Fremdlings 76
8. Ein Kranker als Tröſter der Kranken 81
9. Ein Bild im Spiegel 84
10. Züge von beſonderer Art 89
11. Die unaufhörliche That der Liebe 94
12. Vom Glauben zum Schauen 96

Seite

V. Christian Friedrich Schwartz.

1. Der Verlobte 99
2. Indiens uralte Befreundung mit dem Christenthume 105
3. Ein Besuch bei den syrischen Christen in Indien . 109
4. Die dänischen Missionen in Indien 119
5. Der rechte Anfang 127
6. Die Freunde in der Noth 135
7. Als die Armen, welche doch Viele reich machen . 143
8. Die Amtsgewalt eines Sendboten an die Heiden . 156
9. Der Freie unter den Sklaven 168
10. Der Fels in Ungewittern 176
11. Ein Weg voll Gefahren 183
12. Das Bestellen des Hauses 195
13. Das Ende 206

VI. Christian Gottlob Krafft und David Spleiß.

1. Wahrheit und Ernst 213
2. Das Leben der Kindheit und frühen Jugend . . 216
3. Herr ich lasse Dich nicht 223
4. Ein Dritter im Bunde 225
5. Das Licht auf seinem Leuchter 231
6. Die Wirkung einer ersten Vorlesung 236
7. Das Vollbereiten 238
8. Die Sonne scheint herein 243

VII. Johannes Rudolf Roth.

1. Ein Grab im Thal der Thäler 260
2. Das Elternhaus 266
3. Der natürliche Beruf 272
4. Die Weihe der Augenlust 279
5. Die Ruhe vor dem neuen Aufflug 289
6. Die Reise nach Indien und Aethiopien 293
7. Ein Wiedersehen und Scheiden 308
8. Ein neuer Zug nach Osten 311
9. Der rüstige Fleiß am Tagwerke 314
10. Das Ziel des Pilgerlaufes 334

Vorbilder und Bilder aus dem Leben.

Der Kinderarzt.

Was wir von dieſen Vorbildern und Bildern zu erwarten haben, das mag ein Gleichniß andeuten, welches wir uns von einem Reiſenden erzählen laſſen.

„In einer Stadt unſeres großen, weſtlichen Nachbarlandes, welche durch ihre öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten berühmt iſt, beſuchte ich eines der wohleingerichtetſten Hospitäler. Vor Allem zog mich hier die Betrachtung jener Abtheilung des Krankenhauſes an, darinnen ſich die Säle und Zimmer für die kranken und wiedergeneſenden Kinder befanden. Ich wußte, daß für dieſe ein Arzt angeſtellt ſei, deſſen Geſchicklichkeit und Glück in der Behandlung und Heilung der Kinderkrankheiten ſehr gerühmt ward. Auch hörte ich noch ſonſt ſo viel Merkwürdiges und Anziehendes von dem Manne, daß mir ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſehr wünſchenswerth ſchien.“

„Ich ließ mich, denn ich hatte zu meinem Eintritte die Erlaubniß einer höheren Behörde, ſogleich in die Krankenzimmer der Kinder einführen. Mit beſonderer Theilnahme verweilte ich in einem Saale, der für die Pflege der Wiedergeneſenden beſtimmt war. Die Morgenſonne

des schönen Frühlingstages strahlte lieblich zu den Fenstern herein; es war heute ein Festtag, man hatte zu den Betten der kleinen Kranken einigen anderen, gesunden Kindern aus der Stadt den Zutritt erlaubt, welche ihren Geschwistern Frühlingsblumen und kleine Kränze brachten und mit ihnen spielten. Ich sah mit Wohlgefallen dem Spiele einiger der Mägdlein zu, deren Wiedergenesung schon weit vorgeschritten schien, da bemerkte ich, daß auf einmal die Blicke aller Kinder nach der Thüre des Saales sich richteten, durch welche mit freundlichem Gruße und Segenswunsche ein Mann eintrat. Man brauchte nicht zu fragen, wer dieses sei? man konnte es in den freudigen Blicken der Kleinen lesen und in dem sanften, ehrerbietigen Ausrufe ihrer Stimmen hören, daß es ihr lieber Pfleger und Freund, der Vater Philipp sei."

„Vater Philipp, der Arzt, war nicht durch den Stand, den sein einfaches Ordensgewand ankündigte, sondern durch sein ganzes Wesen, geeignet, in jedem für solchen Eindruck empfänglichen Gemüthe ein Gefühl der Ehrfurcht und des Vertrauens zu wecken: ein Greis, aus dessen Angesicht mitten unter den äußerlichen Zügen des Alters die Züge einer inneren geistigen Kindschaft hervorblickten, deren Kraft von den Jahren nicht geschwächt, noch gebeugt wird. Wenn er, von einem der kleinen Betten zum anderen gehend, mit den Kindern selber wie ein frommes, liebendes Kind sprach und ihrem Spiele mit den Blumen zusah, da war es, als ob mit dem tiefen, Ehrfurcht erweckenden Ernste seines Gesichtes die Engel der kindlichen Demuth, Sanftmuth und Liebe spielten."

„Ich war eine Zeit lang als stummer Zuschauer und Zuhörer in der Nähe des Doktors gewesen, er aber bemerkte mich und grüßte mich freundlich. Er erkannte in

mir den Fremden und redete mich deutſch an, denn er war von Geburt ein Elſaßer. Unter anderem äußerte ich ihm meine Verwunderung darüber, daß die Zahl der in Wiedergeneſung begriffenen Kinder ſo groß, die der kranken ſo viel geringer ſei; ich wollte hiermit, ohne es gerade auszuſprechen, dem Glücke und Geſchicke ſeiner ärztlichen Kunſt ein Lob zuwenden. Er aber, als verſtände er dieſe Abſicht nicht, antwortete mir: Gott Lob, daß es ſo iſt, wie Sie ſagen, daß jetzt der wiedergeneſenden Kinder viel mehrere als der gefährlich kranken ſind. Vor wenig Wochen noch, vorzüglich im Februar, war dieſes anders. Da waren hier unſere meiſten Betten mit Kranken gefüllt und von dieſen wurden ſehr viele während der damals epidemiſchen Kinderkrankheit nicht hierher, in die Säle der Wiedergeneſenden, ſondern auf den Kirchhof getragen. Jetzt hat, durch Gottes Gnade, die Heftigkeit der Krankheit ſehr nachgelaſſen, unſere lieben kleinen Patienten überſtehen ſie meiſt leicht und in kurzer Zeit. Wenn Sie aber dennoch darüber ſich wundern, daß wir hier ſo viele Wiedergeneſende verpflegen, ſo daß ſchon dieſer Saal, in welchem bloß die Mädchen ſind und der für die Knaben beſtimmte faſt eben ſo, eine Zahl enthält, welche den Fremden in Erſtaunen ſetzen mag, dann muß ich Ihnen bekennen, daß dieſes unſere Schuld, und (ſo ſetzte er lächelnd hinzu) Folge unſeres Privatintereſſes iſt. Sehen Sie, hier dieſe Mädchen, ſo wie die Knaben im Nebenſaale, ſind faſt ſämmtlich Kinder ganz dürftiger Eltern: armer Seidenweber und Spinner. In dem Hauſe ſolcher verkümmerten Eltern gibt es für die krank geweſenen Kinder weder die zuträgliche leibliche, noch geiſtige Koſt und Pflege. Wir haben die Mittel zu beiden, und ſo liegt es in unſerem Intereſſe, die armen geiſtig, wie leiblich verkümmerten Kleinen, denn ſie gehören ja uns als ihren

Mitbürgern ganz beſonders an, zu beleben und zu bekräftigen an Seele und Leib. Ich meines Theiles ſuche ihnen nicht bloß Pfleger und Arzt, ſondern zugleich Schul- und Exerziermeiſter zu werden, ich ſuche meine kleinen Kranken zur geiſtigen, wie zur leiblichen Bewegung aufzuwecken und geſchickt zu machen."

„Wie Sie, ſo ſprach ich, in geiſtiger Hinſicht dieſes thun, das habe ich mit herzlicher Theilnahme und Freude bemerkt, aber, erlauben Sie mir die Frage, wie betreiben Sie Ihr Exerziermeiſteramt in leiblicher Weiſe?"

„Sie regen mich, ſo antwortete er, bei meiner ſchwachen Seite an. Denn wie die meiſten Erfinder, ſpreche ich gern von meiner kleinen und dennoch in ihrem Erfolge oft geſegneten Erfindung. Sehen Sie hier, ſo fuhr er fort, in der Mappe, die hier auf dem Tiſche liegt, dieſe Bilder, mit deren Anſchauen und ihrer Erläuterung ich unſeren wiedergeneſenden Kindern ſehr oft ein beſonderes Vergnügen mache. Da finden Sie zuerſt die Bilder von allerhand rechtſchaffen fleißigen Leuten, Künſtlern, Handwerkern, Gärtnern, Landleuten und Soldaten, mitten in ihrer treuen Berufsarbeit, zum Nutzen und Dienſte der Nebenmenſchen wie des eigenen Hauſes. Dieſe zeige ich unſeren ſchon mehr erſtarkten und bekräftigten Wiedergeneſenden, namentlich ſolchen, die bald in ein Geſchäft der Welt und bürgerlichen Geſellſchaft treten können und ermuntere ſie dabei zur Ordnung und zum Fleiße. Denn die meiſten dieſer armen Kinder haben von ihren früheſten Jahren an kein anderes Geſchäft geſehen und betrieben als das Spinnen, Weben und Spitzenklöppeln. Doch bei dieſen Bildern wollen wir uns nicht aufhalten. Hier aber ſehen Sie andere, zu deren Erläuterung ich einige Worte vorausſagen will. Unter den Kindern, welche aus einer

schweren Krankheit zur Wiedergenesung kommen, gibt es öfters solche, welche lange Zeit wie gelähmt an allen Gliedern da liegen. Es ist, als hätten sie alle Bewegung der Glieder ganz verlernt und vergessen; sie haben weder Lust, noch Geschick, noch Kraft, auch nur einen Löffel zu halten, noch weniger aber, auf ihren Füßen zu stehen und zu gehen. In diesen pflege ich die Lust und das Geschick der Lebenskräfte hier durch solche Bilder zu wecken, welche öfters, als Vorbilder, zur Nacheiferung reizen."

„Er zeigte mir jetzt Bilder von munteren, gesunden Knaben, welche, wetteifernd in ihren Schritten, einen steilen Hügel hinanstiegen, und daneben solche, welche mit lebhafter Bewegung der Arme, als ob sie flögen, von der Höhe hinabliefen. Anderwärts Knaben, die mit kräftigem Schwunge der Arme den Ball schlugen, oder über liegende Korngarben hinübersprangen. In dieser und in vielfältig anderer Weise sah man Knaben in ihren munteren Bewegungen abgebildet, während eine Anzahl der anderen, auf Pappendeckeln befestigten Bilder kleinere so wie größere Mädchen in fröhlichem Spiele und in fleißiger Geschäftigkeit der Glieder darstellten."

„Mit einem dieser Bilder in der Hand trät der Doctor an eines der kleinen Betten hin, darin ein etwa drei- oder vierjähriges Mädchen lag. Das Kind blickte den Vater Philipp freundlich lächelnd an und bewegte den Mund wie zum Sprechen, ohne einen hörbaren Laut. Denn seine Glieder schienen von der überstandenen Krankheit noch so todtenmüde und matt, daß die Händchen, die es dem Doktor zum Gruße entgegenstrecken wollte, sich nicht erheben, sondern nur leise zur Seite schieben konnten. Der Doktor sprach in seiner kindlichen Freundlichkeit einige Worte zu der Kleinen und zeigte ihr dann ein Bild, auf welchem

[illegible] [illegible] [illegible] [

dieſe meine armen, auf Papier gemalten Bilder und Vorbilder zu bewirken." —

Der Verfaſſer der hier vorliegenden kleinen Schrift hat ſich in derſelben eine ähnliche Aufgabe geſtellt, als die des Vater Philipp war. Doch iſt das Heilverfahren, das er vor Augen hatte, mehr auf das Innerſte der Menſchennatur als auf ihre äußeren Glieder gerichtet geweſen. Ein Vorbild vor Allem weckt und bekräftigt, wie eine Sonne in der für das Licht geſchaffenen Menſchenſeele das geſunde Leben, der Glanz dieſer Sonne der Geiſterwelt ſpiegelt ſich in ſolchen Vorbildern aus dem Menſchenleben ab, wie die ſind, welche wir in den nachſtehenden Blättern geben.

I. Kapitän Hedley Vicars.

1. Das Nachtlicht am Wege.

Ein Ereigniß aus meiner früheſten Jugend iſt mir noch in ſehr lebendiger Erinnerung geblieben, welches zwar an ſich ſelber nur von geringer Bedeutung iſt, wohl aber zu einem Gleichniſſe dienen kann, welches von höheren Dingen redet.

Ich ſtand noch in jenem Alter, in welchem der Knabe zum Jünglinge wird, da machte ich in Geſellſchaft mit einem etwas älteren Studiengenoſſen während der Weihnachtsferien eine Fußreiſe. Der damalige Winter war im Ganzen mild, noch ſpät im Dezember gab es keinen Schnee noch Froſt, ſondern abwechſelnd nur ſonnige Tage und Regenwetter. Anders jedoch ließ ſich das Wetter nach den Weihnachtstagen an. Da wurde es trübe und ſtürmiſch und zugleich auch kälter als vorher.

Wir hatten auf der Rückreiſe zu unſerem damaligen Aufenthaltsorte einen anderen, uns noch ganz neuen Weg gewählt, der uns als der beſſere empfohlen war. Eines Tages hatten wir da mit einem ſo heftigen Sturme zu kämpfen, dergleichen ich nur ſelten ſonſt einen erlebt habe. Der Wind kam uns gerade in der Richtung entgegen, nach welcher unſer Weg uns hinführte, und ſeine Stöße waren zuweilen ſo gewaltig, daß es eine Anſtrengung aller Kräfte koſtete, um ihnen entgegen zu ſteuern, oder ſelbſt nur um

ihnen Stand zu halten. Nur selten gewährte der auf Augenblicke nachlassende Sturm den Wanderern einige Ruhe, oder man fand diese hinter einem dicken Baumstamme oder einer Mauer.

Es war Nacht geworden, und wir wußten nicht, wo und wie fern oder nahe sich ein Obdach finden werde, das uns Schutz gegen das Unwetter und ein Ausruhen gewähren könnte von den Mühseligkeiten des heutigen Tagmarsches. Endlich, es war schon spät in der Nacht, zeigte sich ein Licht. Es lag nahe an der Richtung unserer Straße; wir eilten, so gut unsere müden Füße es erlaubten, nach dem tröstlichen Scheine hin. Es war ein Nachtlicht, bei welchem eine Mutter am Bette ihres kranken Kindes wachte. Wohin wären wir ohne dieses Licht gerathen? Unsere Kräfte hätten kaum zum Weitergehen in das Städtchen, das uns als gutes, bequemes Nachtlager empfohlen war, ausgereicht, und kaum hatte man uns in das Haus, aus dem uns das Licht schien, eingelassen, da hörten wir das Geplätscher eines niederströmenden Regens. Dieser hatte, wie wir am anderen Morgen sahen, den Bach, durch welchen die Landstraße führte, zu einem reißenden Flusse gemacht, und die hölzerne Brücke für die Fußgänger, welche seitwärts von der Straße lag, hätten wir bei Nacht schwerlich gefunden. Wie wohl that uns da, in unserer, für reiche und genußsüchtige Reisende freilich wenig geeigneten Nachtherberge, die Sicherheit und Ruhe der Nacht.

Das Nachtlicht am Wege, das einen der Ruhe bedürftigen Wanderer zu dem Obdache hinwies, darin er für eine Nacht Sicherheit fand und Schutz vor Sturm und Regen, wäre von dem leisesten Windhauche ausgelöscht worden. Ein anderes Licht am Wege eines Erdenpilgers, der nach Ruhe, nicht des Leibes, sondern der Seele suchte,

war das, von welchem wir jetzt reden wollen. Es war ein Licht, dessen heller Schein niemals wieder erlosch, sondern bei dem Pilger blieb, im ganzen Leben der Erdenzeit bis in die selige Ewigkeit.

Der, welchem es aufging, war kein armer Schüler in W., wie der, von dessen winterlicher Fußreise wir so eben erzählten, sondern ein junger ritterlicher Held, aus einem edlen, ursprünglich spanischen Geschlechte, das in England seine Heimath gefunden. Es war Hedley Vicars, der am 7. Dezember 1826 auf der Insel Mauritius geboren, schon als Jüngling in Corfu, in Jamaica und Canada in Englands Dienste die Waffen geführt, im Piräus bei Athen die Gefahren eines Krankentrösters im Choleraspitale bestanden hatte, als er am 24. März 1855 auf dem Schlachtfelde von Sebastopol seinen Heldentod fand *).

Einen tiefen Eindruck in Hedley's Gemüth hatte schon die Sterbestunde seines Vaters hinterlassen. Dieser legte seine Hand auf das Haupt des damals 12 jährigen Knaben, mit dem heißen Gebete, daß derselbe ein guter Streiter Jesu Christi werden und männlich unter Dessen Fahne fechten möge zur Verherrlichung Seines heiligen Namens. Nicht minder tief waren jene Eindrücke, welche das fortwährende Vorbild seiner frommen Mutter, ihr herzliches Gebet mit ihren und für ihre Kinder auf ihn machten. Denn die Liebe zu dieser Mutter war bei ihm, namentlich seit dem Tode des Vaters, zu einer Zärtlichkeit geworden, welche

*) Wir verweisen die deutschen Leser auf das treffliche Buch: Kapitän Hedley Vicars' Leben und Heldentod. Aus dem Englischen von Helene Gräfin Stolberg. Hamburg, Verlag des rauhen Hauses, 1856.

an dem mit ſo ſeltener Stärke und Feſtigkeit begabten Knaben und Jünglinge als etwas Außerordentliches erſchien.

Hedley hatte ſchon in ſeinem 18. Jahre ſeine militäriſche Laufbahn begonnen. In Corfu, dahin er mit ſeinem Regimente zuerſt verſetzt wurde, gerieth ſein Leben wie auf ein wildes Meer jener alltäglichen Verſuchungen, von denen er öfters, nach dem Beiſpiele ſeiner Standesgenoſſen, hingeriſſen wurde. Mit gleichem Leichtſinne, als in dem reizend ſchönen Corfu, gab er ſich auch in Jamaica, wohin ſein Regiment nach einigen Jahren kam, zwar nicht den Laſtern, wohl aber jenen, der Welt unanſtößig erſcheinenden Gewohnheitsſünden hin, welche nur einem durch Gottes Gnade erleuchteten Gemüthe als das erſcheinen, was ſie ſind; als wahrhafte Sünden vor Gottes Angeſicht. Mit ſeinem Witze und ſeiner erfinderiſchen Gabe glänzte er Anderen voran in muthwilligen Geſprächen und ſogenannt luſtigen Streichen.

Aber ſo heiter er auch äußerlich, in Geſellſchaft der Anderen, erſchien, ſo wenig war er dieſes in ſeinem Inneren, wenn er mit ſich ſelber allein war. Die Eindrücke, welche er aus dem frommen Elternhauſe mit ſich gebracht, waren nicht erloſchen, ſie traten als Zeugen einer beſſeren Vergangenheit gegen ſein jetziges Leben des Leichtſinnes auf; die Unruhe, welche ihm dieſe inneren Stimmen erweckten, wurde immer peinlicher, ſie verließ ihn nicht in ſeinen einſamen Stunden, ging ihm ſelbſt in die lauteſten Geſellſchaften nach.

Da geſchah es ihm zu Halifax in Neu-Schottland, wohin er mit ſeinem Regimente im Jahre 1851 gekommen war, daß er, eines Tages im Zimmer eines ſeiner Kameraden allein gelaſſen, auf die Rückkehr von dieſem warten mußte. Ein Buch liegt auf dem Tiſche, das er lange nicht

Mitbürgern ganz besonders an, zu beleben und zu bekräftigen an Seele und Leib. Ich meines Theiles suche ihnen nicht bloß Pfleger und Arzt, sondern zugleich Schul- und Exerziermeister zu werden, ich suche meine kleinen Kranken zur geistigen, wie zur leiblichen Bewegung aufzuwecken und geschickt zu machen."

„Wie Sie, so sprach ich, in geistiger Hinsicht dieses thun, das habe ich mit herzlicher Theilnahme und Freude bemerkt, aber, erlauben Sie mir die Frage, wie betreiben Sie Ihr Exerziermeisteramt in leiblicher Weise?"

„Sie regen mich, so antwortete er, bei meiner schwachen Seite an. Denn wie die meisten Erfinder, spreche ich gern von meiner kleinen und dennoch in ihrem Erfolge oft gesegneten Erfindung. Sehen Sie hier, so fuhr er fort, in der Mappe, die hier auf dem Tische liegt, diese Bilder, mit deren Anschauen und ihrer Erläuterung ich unseren wiedergenesenden Kindern sehr oft ein besonderes Vergnügen mache. Da finden Sie zuerst die Bilder von allerhand rechtschaffen fleißigen Leuten, Künstlern, Handwerkern, Gärtnern, Landleuten und Soldaten, mitten in ihrer treuen Berufsarbeit, zum Nutzen und Dienste der Nebenmenschen wie des eigenen Hauses. Diese zeige ich unseren schon mehr erstarkten und bekräftigten Wiedergenesenden, namentlich solchen, die bald in ein Geschäft der Welt und bürgerlichen Gesellschaft treten können und ermuntere sie dabei zur Ordnung und zum Fleiße. Denn die meisten dieser armen Kinder haben von ihren frühesten Jahren an kein anderes Geschäft gesehen und betrieben als das Spinnen, Weben und Spitzenklöppeln. Doch bei diesen Bildern wollen wir uns nicht aufhalten. Hier aber sehen Sie andere, zu deren Erläuterung ich einige Worte vorauszusagen will. Unter den Kindern, welche aus einer

ſchweren Krankheit zur Wiedergeneſung kommen, gibt es öfters ſolche, welche lange Zeit wie gelähmt an allen Gliedern da liegen. Es iſt, als hätten ſie alle Bewegung der Glieder ganz verlernt und vergeſſen; ſie haben weder Luſt, noch Geſchick, noch Kraft, auch nur einen Löffel zu halten, noch weniger aber, auf ihren Füßen zu ſtehen und zu gehen. In dieſen pflege ich die Luſt und das Geſchick der Lebenskräfte hier durch ſolche Bilder zu wecken, welche öfters, als Vorbilder, zur Nacheiferung reizen."

„Er zeigte mir jetzt Bilder von munteren, geſunden Knaben, welche, wetteifernd in ihren Schritten, einen ſteilen Hügel hinanſtiegen, und daneben ſolche, welche mit lebhafter Bewegung der Arme, als ob ſie flögen, von der Höhe hinabliefen. Anderwärts Knaben, die mit kräftigem Schwunge der Arme den Ball ſchlugen, oder über liegende Korngarben hinüberſprangen. In dieſer und in vielfältig anderer Weiſe ſah man Knaben in ihren munteren Bewegungen abgebildet, während eine Anzahl der anderen, auf Pappendeckeln befeſtigten Bilder kleinere ſo wie größere Mädchen in fröhlichem Spiele und in fleißiger Geſchäftigkeit der Glieder darſtellten."

„Mit einem dieſer Bilder in der Hand trat der Doctor an eines der kleinen Betten hin, darin ein etwa drei- oder vierjähriges Mädchen lag. Das Kind blickte den Vater Philipp freundlich lächelnd an und bewegte den Mund wie zum Sprechen, ohne einen hörbaren Laut. Denn ſeine Glieder ſchienen von der überſtandenen Krankheit noch ſo todtenmüde und matt, daß die Händchen, die es dem Doktor zum Gruße entgegenſtrecken wollte, ſich nicht erheben, ſondern nur leiſe zur Seite ſchieben konnten. Der Doktor ſprach in ſeiner kindlichen Freundlichkeit einige Worte zu der Kleinen und zeigte ihr dann ein Bild, auf welchem

kleine Mädchen zu ſehen waren, welche in einem Garten an einem Tanze in provençaliſcher Weiſe ſich vergnügten. Eine Frau, unter dem Baume voll goldgelber Orangen ſitzend, vielleicht die Muter vorſtellend, klatſchte bei dem Tanze in die Hände und ſchien zu ſingen, den zierlich und munter tanzenden Kindern aber konnte man in jeder Miene und Bewegung die Luſt und Freude anſehen, von der ſie ergriffen waren. — Die Kleine, als ſie das Bild ſah, lachte laut auf vor Vergnügen und bewegte die vorher gleichwie gelähmten Händchen und, wie man unter der leichten Decke es bemerkte, auch die Füßchen in tanzender Weiſe."

„Sehen Sie da, ſo ſprach der Doktor, die anregende, ja anſteckende Gewalt meiner Vorbilder. Dieſes Kind iſt ſeit mehreren Tagen fieberfrei. Das Verlangen nach Speiſe und ein ruhiger Schlaf haben ſich bei ihm wieder eingeſtellt, dabei aber, wie Sie wohl ſelbſt bemerkten, konnte es dieſen Morgen noch keines ſeiner von der Krankheit gelähmten Glieder bewegen, keinen lauten Ton von ſich geben. Man mußte ihm, wenn es ſeine Suppe nehmen ſollte, den Kopf erheben und den Löffel ihm in den Mund führen."

„Ich habe von einem hoch im Norden wohnenden Volke geleſen, daß es nicht nur von Krankheiten, welche die beſuchenden Fremden mit ſich bringen, ſondern von jeder auffallenden Bewegung derſelben ſo ergriffen wird, daß Viele unter ihnen dem Drange nicht widerſtehen können, die beſonderen, ihrem Auge neuen Geberden ſo wie Töne der fremden lauten Stimmen nachzuahmen. Meine kleinen Pfleglinge hier in dieſem Saale müſſen, auch wenn ſie der Todesgefahr entgangen ſind, dennoch zum Theil für die Bewegungen des Lebens geweckt, ihre Seele muß zur Herrſchaft über den Leib und ſeine Glieder aufgemuntert werden und dieſes ſuche ich nach Vermögen, ſelbſt durch

dieſe meine armen, auf Papier gemalten Bilder und Vorbilder zu bewirken." —

Der Verfaſſer der hier vorliegenden kleinen Schrift hat ſich in derſelben eine ähnliche Aufgabe geſtellt, als die des Vater Philipp war. Doch iſt das Heilverfahren, das er vor Augen hatte, mehr auf das Innerſte der Menſchennatur als auf ihre äußeren Glieder gerichtet geweſen. Ein Vorbild vor Allem weckt und bekräftigt, wie eine Sonne in der für das Licht geſchaffenen Menſchenſeele das geſunde Leben, der Glanz dieſer Sonne der Geiſterwelt ſpiegelt ſich in ſolchen Vorbildern aus dem Menſchenleben ab, wie die ſind, welche wir in den nachſtehenden Blättern geben.

beſuchenden Kameraden meiſt antrafen, ſondern ſein ernſteres Benehmen, ſein öfteres Schweigen in den Geſprächen bei Tiſche und bei anderen geſellſchaftlichen Anläſſen hatten für alle ſeine früheren Bekannten etwas Auffallendes. Er, ſonſt der Lauteſte und Luſtigſte von allen, nahm jetzt an ihren gewöhnlichen Scherzen keinen Theil, ſondern bezeugte durch Mienen und einzelne Worte, daß ſeine Stimmung eine ungleich andere ſei als jene ſeiner luſtigen vormaligen Geſellen. Da ward er alsbald für die Mehrzahl von dieſen ein Gegenſtand ihrer Geſpötte, ja ihres Widerwillens; er ſchien ihnen entweder zu einem Narren oder, was noch ſchlimmer war, zu einem Heuchler geworden zu ſein. Er aber achtete dieſes Mißfallens ſeiner früheren Genoſſen nicht, ſondern ſah nur auf das Wohlgefallen ſeines Gottes. Und was er bei dem Verlaſſen ſeines früheren Weges an Freunden nach dem Sinne der Welt verloren, das ward ihm nach dem Betreten ſeines neuen Weges reichlich durch die Liebe von anderen Freunden erſetzt, deren Gunſt auf einem beſſeren, feſteren Grunde beruhete als die Gunſt der Welt. Seit ſeiner Sinnesänderung naheten ſich ihm mehrere Offiziere von chriſtgläubiger Geſinnung, die ihm früher fern geſtanden waren, unter Anderen der in ſeiner Gottesfurcht treu bewährte Major Ingram und der Arzt des Regimentes Dr. Cay. Das der Zahl nach nur kleine Häuflein der gläubigen Offiziere und Soldaten hatte ſich, wie an einen feſten Mittelpunkt, an den damaligen hochbegabten Garniſonsprediger zu Halifax, an Dr. Twining angeſchloſſen, den ſie alle wie einen geiſtlichen Vater ehrten und liebten. Dieſes wurde er denn auch er alsbald für Hedley Vicars und blieb es demſelben bis zu ſeinem Ende.

Die feurige Liebe zu Chriſto dem Herrn, die Treue

und die beſondere Gabe im ſiegreichen Bekenntniſſe dieſer Liebe, welche in dem ſeltenen Jünglinge war, blieben dem Prediger Twining nicht verborgen; ſie bildeten zwiſchen beiden ein ſo zärtliches Band der Liebe, wie zwiſchen Vater und Sohn. Namentlich hatte Hedley während der erſten ſechs bis ſieben Monate nach ſeiner Bekehrung mit ſo freudigem Muthe, mit ſo viel Gewandtheit und klarer Erkenntniß den täglichen Kampf mit den Spöttereien und dem Unglauben ſeiner anders geſinnten Tiſch- wie Standesgenoſſen beſtanden, daß mehrere von dieſen für die Anerkennung der Wahrheit gewonnen wurden, andere aber verſtummen mußten. Auch an den Soldaten ſeines Regimentes erwies ſich ſein Wort und Wandel in der Demuth und Liebe kräftig und ſiegreich gewinnend. Da ermahnte der väterliche Freund Twining den Jüngling zu einer weiteren Anwendung ſolcher ihm verliehenen Gaben, gewann an ihm einen kräftigen, munteren Gehülfen in dem Geſchäfte der Erweckung der leiblich Geſunden wie der Kranken und Sterbenden. Und dieſes Amt, das er in der Schule einer ewig treuen Liebe erlernt hatte, übte er nicht nur nach der Rückkehr ſeines Regimentes aus Amerika, zuerſt in ſeinem Vaterlande, ſondern in noch ungleich höherem Maaße während ſeines Verweilens an der griechiſchen Küſte.

Sein Regiment lagerte ſeit den erſten Tagen des Juni 1854 mit 4000 Franzoſen im Hafen des Piräus. Bei dem heißen Wetter und der ungeſunden Luft war bereits unter den Franzoſen die Cholera ausgebrochen und zwei Offiziere, ſo wie mehr denn hundert Soldaten an derſelben geſtorben. Nach wenigen Wochen verbreitete ſich die Seuche auch unter den Engländern, und ſchon am 25. Juli hatte ſie eine ſolche Heftigkeit erreicht, daß in

sieben Tagen sieben und zwanzig der kräftigsten und tüchtigsten Leute ihr erlagen. Am darauffolgenden Tage starben wieder fünf. „Morgens und Abends," so schreibt Hedley in seinem Briefe, „fährt täglich der Leichenwagen mit seiner uns betrübenden Last vom Hospitale nach dem Begräbnißplatze" *).

Da fühlte sich der glaubenskräftige Jüngling gedrungen, mit größerem Fleiße und Ernste als jemals sonst das selige Amt eines Verkündigers des Heils in Christo, zum Troste für Lebende und Sterbende zu übernehmen. War es doch eine äußerliche Noth seiner Kampfgenossen, welche ihn dazu trieb. Weder für die protestantischen noch für die katholischen Soldaten der Engländer war ein Geistlicher da; keine Gelegenheit zur würdigen, geistlichen Feier des Sonntages oder der vertraulichen Besprechung mit einem Seelsorger, — ein Mangel, welchen Hedley schon vor Ausbruch der Cholera in seinen Briefen bitterlich beklagt hatte. Statt eines Geistlichen mußte ein kommandirender Offizier die Särge der Verstorbenen zum Grabe begleiten und dabei die gewöhnliche englische Liturgie verlesen, eine Amtspflicht, welche die Meisten gerne dem Kapitän Vicars überließen.

Dieser aber begnügte sich nicht mit der Aufgabe des Verlesens der Liturgie, sondern dort an den Särgen und Gräbern „redete er zu den Lebenden manches ernste Wort. Er ermahnte dieselben, so lange es für sie noch Zeit sei, dem Zorne Gottes zu entfliehen und die freie Gnade und Vergebung ihrer Sünden im Namen des Heilandes anzu-

*) In Allem verloren die Engländer von dem Ausbruche der Cholera im Juli an bis zu ihrem Ende im September 118 Mann; die Franzosen aber über 700.

nehmen, der das Leben und die Auferſtehung iſt für Alle, die an Ihn glauben."

Außer dieſer Pflicht an den Gräbern der Todten trieb ihn aber auch die in ihm wohnende feurige Liebe, die meiſten Tagesſtunden und noch manche Stunde der Nacht in den überfüllten und verpeſteten Hoſpitälern zuzubringen. „Die Hoffnung, den Blick der Sterbenden auf Jeſum zu richten, war ihm theuerer als ſein leibliches Leben." — — „Der ernſte, liebevolle Ton ſeines eigenen Gefühles klang in Denen wider, die ſeine Ermahnungen hörten, und ihre Herzen wurden aufgethan für die Botſchaft, die er ihnen ſo feurig zu verkündigen ſuchte."

Nicht weniger als das Wohl ſeiner Untergebenen lag ihm das ſeiner Standesgenoſſen, der Offiziere, am Herzen. Mehr als er ſelber dies wußte, hatte ſein Umgang, ſein Beiſpiel auf dieſe gewirkt. Bald genoß er die allgemeine Achtung, auch der vormals anders Geſinnten; ſeine Worte machten beſonders in dieſer Zeit einer beſtändigen Todesgefahr von einem unſichtbaren Feinde einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihr Gemüth; bei jeder Gelegenheit bewies man ſeinen Anſichten und Wünſchen die größte Beachtung. Bald fanden ſich auch mehrere Offiziere innerlich ſo nahe zu Hedley Vicars hingezogen, daß er ihnen ganz die Stelle eines Seelſorgers und Predigers vertrat. Sie verſammelten ſich des Abends um ihn zum gemeinſamem Gebete und Leſen der Bibel, ja ſie begleiteten ihn, indem ſie alle Scheu und Furcht vor der Anſteckung überwanden, bei ſeinen Beſuchen am Bette der Kranken und Sterbenden, wie dies namentlich Major Colville that, der bald nachher in der Krim ſeinen Heldentod auf dem Schlachtfelde fand.

So hatte der jugendliche Verkündiger der Wahrheit

und des Heiles, das in Chriſto iſt, obgleich er bei ſeinem erſten Auftreten als geiſtlicher Redner ſo ſtumm wie das Grab geblieben war, an deſſen Rande er ſtand, in Kurzem eine ſolche Freudigkeit und Gewalt der göttlichen Rede gewonnen, daß er als Prediger und Seelſorger eben ſo ſeinen Mann ſtand, als nachmals im Kriege bei Sebaſtopol mit den Waffen in der Hand. Wie er noch in ſeiner Todesſtunde als Held an der Spitze der kleinen Schaar ſeiner bewaffneten Leute einen Sieg erfocht über die Gefahren des leiblichen Todes, welche eine überlegene Macht der Feinde dem Heere ſeines Volkes drohte, und hierdurch ein Retter Vieler wurde, ſo iſt er dieſes im Kampfe des Glaubens, in den Tagen der Gefahren nicht nur des leiblichen, ſondern des geiſtigen Todes für eine Gemeinde geweſen, vor welcher er als Probeprediger ſeine ſtumme Grabrede gehalten hatte. Seinen Freunden, wie die Schrift ſagt, gibt der Herr das, was Andere mit Sorgen und Mühe ſuchen, im Schlafe; Sein Geiſt bezeugt ſich in Kraft der unausſprechlichen Worte an Denen, welche in tiefer Bewegung vor Seinem Angeſichte verſtummen. Hedley wußte und erkannte es, wie Gott mit ihm geweſen ſei und ihn geſegnet hatte in der Führung des geiſtlichen Amtes, das er aus Noth, bei dem Mangel eines zu ſolchem Dienſte beſtellten und verordneten Predigers und Seelſorgers, im Vertrauen und in der Liebe zu ſeinem Herrn übernommen hatte. Eben ſo freudig jedoch als er den Kampf mit den Todesgefahren im Lazarethe des Piräus beſtanden hatte, ging er auch denen ſeines äußeren Berufes mit den Waffen in der Hand entgegen. Mitten in dieſem äußeren Berufe, für die Ehre und das Reich ſeiner vaterländiſchen Regierung zu kämpfen lag ihm aber der innere ohne Aufhören dringend an, Siege zu gewin-

nen für das Reich und zur Ehre ſeines Gottes. Er ſpricht dieſes in einem Briefe an ſeine Schweſter aus, welchen er am Ende ſeines Verweilens im Piräus, vor ſeinem Abgange in's Lager bei Sebaſtopol ſchrieb. Wir entnehmen demſelben die nachſtehende Stelle:

„— — — Neues kann ich dir nicht melden, liebe Schweſter! denn von dem großen Siege, den die Alliirten über die Ruſſen erfochten, wirſt du ſchon gehört haben. Ich möchte die Zeit, da die Cholera hier wüthete, nicht hingeben, oder einen Tag abweſend geweſen ſeyn, während mein Regiment unter ihrer Verheerung litt, aber doch muß ich bekennen, wäre es mein Wunſch geweſen, jetzt auf dem gefahrvollſten, für einen Soldaten am meiſten geeigneten Poſten zu ſein. Ich glaube nicht, daß der Hauptgrund dieſes meines Wunſches das Verlangen nach militäriſcher Auszeichnung iſt, obwohl ich willig und bereit bin, meine Pflicht als Soldat zu thun: ich hoffe, meine Beweggründe haben mehr Aehnlichkeit mit Chriſti Sinn. Das Blutvergießen auf einem Schlachtfelde hat keinen Reiz für mich, wohl aber das der Miſſionsarbeit ſich darbietende reiche Feld, wenn der Donner der Geſchütze ſchweigt und der leibliche Kampf vorüber iſt. Da gibt es Verwundete, deren Seelen zu retten ſind, Sterbende, die man auf Jeſum hinweiſen kann, abgeſehen von dem Troſte, den es einem armen Krieger gewährt, auch nur Einen Freund in der Noth zu haben.“

Nun, dieſer Drang nach treuer Erfüllung ſeines zweifachen Berufes wurde ihm erfüllt.

3. Der immerwährende Frieden.

Ich erinnere mich noch gar wohl aus meinen Jünglingsjahren des Traumes von einem beſtändigen, ja, wie Einige ſagten, „ewigen“ Friedens, den ſich die damaligen Weiſen der ſogenannt gebildeten Welt ausgedacht hatten. Dieſer Frieden, welcher alle Völker der Erde beglücken ſollte, war freilich ſehr verſchieden von jenem Frieden auf Erden, den die Engel in der heiligen Nacht beſangen, darin Chriſtus der Herr als Menſch geboren wurde. Denn der Frieden, den die himmliſchen Heerſchaaren verkündeten, beruhte, zur Ehre Gottes in der Höhe, auf Seinem Wohlgefallen an den Menſchen und der Menſchen an Ihm: der Friede war durch einen neuen Bund Gottes mit den Menſchen in Seinem Sohne Jeſu dem Geſalbten geſchloſſen. Von anderer Art war aber der immerwährende Frieden, an deſſen Traumbild ſich die Philoſophen ergötzten. Denn dieſer, nicht zur Ehre Gottes, ſondern zur Ehre der Menſchenweisheit, ſollte aus dem allmählig in unſerem Geſchlechte erwachenden Wohlgefallen an Vernunft und beſſerer Geſittung hervorgehen; Blutvergießen und Kriege zwiſchen den Völkern ſollten, wenn dieſelben recht zur Vernunft kämen, eben ſo ein Ende nehmen, wie bei kleinen, ungezogenen Kindern, wenn ſie zu beſſerer Einſicht und Verſtand kommen. Daß aber von der höheren Bildung der Vernunft kein Beendigen des Blutvergießens und der Kriege zu erwarten ſey, bezeugt uns die Geſchichte gerade jener Völker und Zeitalter am meiſten, welche wegen ihrer feinen Geſittung und hohen Bildung der Vernunft die geprieſenſten waren und ſind.

Wir halten uns deshalb lieber an jenen Frieden, welcher uns nach dem Geſange der Engel als Weihnachts-

gabe beſcheert worden iſt. Denn mitten in dem Leide und Geſchreie des Krieges, mitten unter allem Jammer und Elende des Erdenlebens bleibt der Bund eines ewigen Friedens zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Gott in Chriſto beſtehen, ſo lange aus Abend und Morgen die Tage der Erde werden. Das Beiſpiel eines Mannes ſoll uns das bezeugen, welcher mitten im blutigen Kriege, unter dem Donner der Kanonen und Klirren der Waffen, unter allen Mühen, Gefahren und Elend in der Ruhe eines ungeſtörten Friedens geblieben iſt bis an ſein Ende.

Der Mann, von welchem wir reden wollen, war derſelbe, deſſen geiſtiges Erwecken bei einem Lichte, das im nächtlichen Dunkel ihm aufging, wir beſchrieben haben und den wir als den verſtummenden Redner an einem Grabe kennen lernten: Hedley Vicars. Wir begleiten ihn jetzt auf das letzte Feld ſeiner Thaten, auf welchem er ſein Grab fand: nach der Krim, in das Lager der verbündeten Heere vor Sebaſtopol.

Gleich am erſten Tage, an welchen das 97. Regiment, bei welchem Hedley diente, aus Griechenland kommend den Küſten der Krim ſich nahete, that ſich vor den Augen der neuen Kampfgenoſſen eine Ausſicht auf, die in ihrer Art voll Schrecken des Todes war. Die kleine Bay, darin man am 20. November 1854 landete, zeigte ſich von den Trümmern der Schiffe überſäet, welche bei einem Sturme, der vor etlichen Tagen hier wüthete, geſcheitert waren. Leichname der dabei verunglückten Seeleute ſchwammen auf dem Waſſer, oder ruheten, von den Wogen dahin getrieben, am Saume des Ufers. Gegen 100 kleinere oder größere Fahrzeuge, meiſt in beſchädigtem Zuſtande, lagen in der Bucht vor Anker. Der Regen goß in Strömen herab, als man am Abende den Lagerplatz bezog, deſſen

Boden eben so durchnäßt war als die Kleidungen der Soldaten.

Hedley Vicars' erste Sorge, ehe er an sich selber dachte, war jetzt die für seine Leute, welche sich an den Lagerfeuern wärmten, die man mit den häufig herumliegenden Schiffstrümmern entzündet hatte und an den mitgebrachten Speisevorräthen sich erquickten. Er selber sättigte sich mit etwas Brod und Käse, fröhlich und vergnügt in seinem Gott, dessen Wohlgefallen, Liebe und Frieden er tief in seiner Brust fühlte. Denn es war auch äußerlich in seinem ganzen Wesen mit dem Eintritte in das Waffenwerk und die Todesgefahren des Krieges ein so heiterer Frohsinn erwacht, daß ihm ein jüngerer Freund, Douglas Macgregor, in der Schilderung, die er von ihm gibt, „den tapfersten, fröhlichsten, den von Allen am meißten geliebten Offizier und seinen immer heiteren Genossen" nennt*).

Innerer Friede und Freude an dem äußeren Berufe

*) In einem Briefe, den er an seine eigene Mutter nach Hedley's Tode schreibt. Der Regimentsadjutant Douglas Macgregor war ein erst aufblühender Jüngling, als er in nähere Bekanntschaft mit Hedley Vicars kam. Dieser ward ihm, wie er in seinem Briefe sagt, „der treueste Freund, der weiseste, freundlichste Rathgeber bei jeder Gelegenheit." Douglas erwies sich auch in seinem ganzen Wesen und Wirken als ein geistiger Sohn, als ein treues Ebenbild seines väterlichen Freundes, den er nur kurze Zeit überlebte, denn 6 Monate nach Vicars' Tode fand auch er sein Ende bei einen Gefechte im Redan von Sebastopol. So endete in kurzer Aufeinanderfolge eine ganze Reihe der treuesten Gesinnungsgenossen Hedley's in den damaligen blutigen Kämpfen der Krim.

darein uns Gott geſtellt hat, geſellen ſich ja gerne zuſammen, ſie thaten dieſes auch bei unſerem jungen, chriſtlichen Kriegsmanne. Dieſe ſeine bleibende Stimmung ſpricht ſich ſchon in dem erſten Briefe aus, den er gleich nach ſeiner Ankunft in der Krim an ſeine Schweſter ſchreibt. „Um 10 Uhr des Abends nach unſerer Landung“, ſo erzählt er, „las ich bei dem Lichte meines erſten Bivouakfeuers mit Kapitän Ingram den 23., 90. und 91. Pſalm. — — Einer meiner Kameraden kam zu uns, um ſich zu wärmen und bat mich, fortzufahren (obwohl ich gar nicht geneigt war, aufzuhören). Gott gebe, daß er bald eine Zuflucht unter dem Schatten des Allmächtigen, ja im Herzen des Herrn Jeſu finden möge und ſagen könne „der Herr iſt mein Hirte, was können wir Menſchen thun?“ — In Jeſu meinem theueren Erlöſer legte ich mich nieder. Mein Bett beſtand aus trockenen Blättern und einem Steine zum Kopfkiſſen, und wäre es nicht ſo bitter kalt geweſen, ich hätte geſchlafen, wie ein Dachs.“

So war und blieb der Grundton der Seelenſtimmung bei unſerem Hedley Vicars die Liebe zu dem Herrn und zu den Brüdern. In den Thaten dieſer Liebe fand er ſeine Luſt und jenes „Wohlgefallen“, auf dem der innere beſtändige Frieden ruht. Dabei vergaß er ſich ſelbſt, denn jene Liebe war weniger auf das eigene Selbſt gerichtet, als auf die Linderung fremder Noth. Während des harten Winters, der von 1854 auf 55 in der Krim herrſchte, beſtand das einzige Lager, das er ſich geſtattete, aus Steinen und trockenem Laube; traf ja der gleiche Mangel an einer Vorſorge gegen die Kälte der Nacht auch ſeine Soldaten. Endlich kamen auch für ihn wärmende Unterbetten und Decken aus England an. Von all' dieſen Gaben behielt er nichts für ſich als einen Pelz, den er

aus Pflicht gegen die theuere Hand, aus welcher er ihm kam, behalten mußte, das andere Alles vertheilte er unter seine der nächtlichen Kälte schutzlos ausgesetzten Soldaten.

Gegen Ende des Novembers 1854 hatte er das Kommando eines wichtigen Außenpostens, welcher durch einen Hohlweg, der nach Sebastopol führte, nicht selten den nächtlichen Angriffen des Feindes ausgesetzt war. Am Tage war die Obhut des Postens einem Subaltern-Offizier anvertraut, der mit 50 Mann vom 97. Regimente zwischen den mit verkrüppeltem Strauchwerke bewachsenen Hügeln seine Stellung nahm; bei Nacht mußte diesen Dienst er selber, der Kapitän, versehen, der mit anderen 50 Mann heranrückte, während die erste Abtheilung, die am Tage auf der Wacht gestanden war, in eine Höhle am Wege sich zurückzog, deren Eingang durch eine Schanze gedeckt war. Fast drei Wochen lang mußte die Mannschaft, welche die Nachthut traf, mit ihrem Kapitän unter freiem Himmel stehen, dann erst wurden zum Schutze gegen den Regen und den frostig kalten Wind zwei Zelte aufgeschlagen: das eine, größere für die Soldaten, das andere, kleinere für den Kapitän. Hedley jedoch hielt sich nicht an diese Theilung, sondern überließ auch das für ihn bestimmte, besser verwahrte Zelt seinen Leuten, während er selber fortfuhr, unter freiem Himmel zu liegen, weil er sich für abgehärteter hielt als die meisten seiner Soldaten.

Dabei blieb der in seiner Liebe zu dem Herrn und den Brüdern glückliche, jugendliche Held immer frohen Muthes und in einem inneren Frieden, der selbst seinem leiblichen Wesen eine fortwährende Ruhe gab, welche Anderen fast unbegreiflich war. Zwar haben Englands Söhne auch auf den Schlachtfeldern in der Krim ihren eisernen Muth bewährt. Diesen bezeugten sie bei dem Erstürmen

der Höhen an der Alma, in den ſiegreichen, furchtbaren Gefechten von Inkerman und bei Balaklava. Dennoch hat man Männer, die dem Tode in all' ſolchen Gefahren mit unerſchütterlichem Muthe entgegen gingen, weinen ſehen, wenn ſie nach Tagen voll Arbeit und Hunger, Nacht für Nacht ihren Dienſt in den eiſigen Laufgräben oder von Regen durchnäßt und im Kothe ſtehend verſehen mußten.

Hedley Vicars' Herz, das für fremde Leiden ſo weich und empfindlich war, blieb von allen eigenen Beſchwerden und Mühen ſolcher Art unbewegt und ungerührt. Ein Brief an die Seinigen vom 16. Dezember bezeugt dies, den er eine halbe Stunde nach ſeiner Rückkehr aus den Laufgräben ſchrieb, in welchen er von vier Uhr des Morgens bis Mitternacht unter einer Fluth des Regens hatte ſtehen müſſen. Zwei Bergſtröme waren vorher zu durchwaten geweſen, dann der Koth des lehmigen Bodens, der an manchen Stellen knietief und eiſig kalt war. Man kam an einem armen Verwundeten vorüber, dem man keine Linderung zu bringen vermochte, denn das Musketenfeuer der Feinde kam den Kriegern ſchon entgegen; eine matte Kugel, welche Hedley traf, ohne ihm eine Wunde zu ſchlagen, ſtimmte ſein Gemüth zu einem freudigen Lobliede an.

Mit immer friſchem Muthe kämpfend behauptete er ſeinen Platz neben der Fahne ſeines Regimentes, zog ſeinen Leuten mitten in die Tiefe der nächtlichen Beſchwerden voran, oder er ſchlief, wenn ihm Zeit dazu gelaſſen war, in ſeinen durchnäßten Kleidern auf dem naßkalten Boden innerhalb wie außerhalb ſeines Zeltes ſo ungeſtört von dem beſtändigen Donner der Kanonen, als ob er daheim in ſeinem Bette läge.

So war Hedley Vicars in ſeinem äußeren Stande und Leben als Soldat, in Regimentsuniform und Waffen.

Wie aber Uniform und Waffen nur das werden, was ſie dem Feinde gegenüber ſeyn ſollen; durch den lebenskräftigen Leib, der ſie trägt, ja der Leib ſelber nur lebt durch die ihm inwohnende Seele, ſo war es auch ein inneres Leben des Geiſtes, das dem äußeren Weſen und Leben Hedley's ſeine hier beſchriebene Geſtalt gab. Den Grund und Urſprung dieſes inneren Lebens, ſo wie die Thaten deſſelben haben wir in dem vorherſtehenden Kapitel des Ueberblickes über ſeine Entwickelungsgeſchichte beſchrieben, wir haben jetzt nur noch einige Züge anzufügen, welche den kurz zuſammengedrängten Umriß des Bildes vollenden.

Auch nach Sebaſtopol hatte er einen Kreis ſeiner ihm gleichgeſinnten Freunde und ſeiner ihm treu ergebenen Soldaten mit ſich genommen. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft in der Krim ſchreibt er von ſich und ſeinen Freunden: „Wir haben, ſo oft es angeht, Verſammlungen in meinem Zelte, um die heilige Schrift zu leſen; das ſind köſtliche Stunden!“ — — In einem anderen Briefe ſpricht er ſeine herzinnige, dankbare Freude darüber aus, daß er endlich, nach langer, ſchmerzlicher Entbehrung, mit noch 20 Offizieren, das heilige Abendmahl habe feiern dürfen. Aber ſchon um dieſelbe Zeit begann für ihn jene ſchon im Piräus erlernte und treugeübte Pflicht der Seelſorge von Neuem, welche die Tröſtungen der Ewigkeit zu dem Schmerzenslager der Kranken und Sterbenden bringt und daſelbſt zugleich auch für ſich ſelber empfängt. So müde und matt er auch leiblich, nach den auf der Wache oder in den Laufgräben zugebrachten Nächten und Tagesſtunden war, gab der Geiſt ihm dennoch immer noch die Kraft zum Beſuche ſeiner kranken und ſterbenden Soldaten. Denn auch nach der Krim war leider die Cholera dem engliſchen

Heere aus dem Piräus gefolgt und sie hatte sich hier noch ungleich schreckhafter als dort, zu dem schon vorhandenen äußeren Elende und Mangel gesellt. „Heute Nachmittag", so schreibt er am 15. Dezember, „als ich mit unseren armen Burschen im Cholerahospitale redete, die so kalt und jammervoll auf der bloßen Erde lagen, da schienen Sonnenstrahlen das Leichenzelt zu erhellen, wenn ich den armen Leuten den gekreuzigten Heiland vor die Augen führte; denn Thränen glänzten in vielen Augen und ein Lächeln voll Hoffnung und Freude schwebte auf manchen Lippen. Es ist mir in der That eine besondere Freude, mit meinen kranken Kameraden und Mitsündern von Jesu zu sprechen. Es ist oft herzzerreißend, Schmerzen mit anzusehen, die wir nicht lindern können, aber es liegt auch ein süßer Trost darinnen, wenn man den Leidenden die frohe Botschaft des Friedens im Blute Jesu Christi bringen darf, und so manchen sanft entschlafen siehet mit dem Leben bringenden Namen Jesu auf den Lippen."

In dieser Weise nahm sein inneres Leben, mitten in den Mühen des äußeren, seinen zum Ziele der Heiligung führenden Lauf bis zu seinem Ende im März 1855. Wenige Tage vorher war ihm noch der Bußtag, den die englische Kirche allen ihren Mitgliedern in und außer dem Lande zu ihrem Segen angeordnet hatte, ein ganz besonderer, gottgeheiligter Freudentag gewesen. Er mußte, in Abwesenheit des Geistlichen, bei dem Gottesdienste im Zelte die Stelle desselben vertreten. Er hatte selbst die Psalmen und Schriftstellen für die gemeinsame Erbauung ausgewählt. In seiner Stimme, seinen Mienen, seinen Worten lag eine Weihe, welche nur der Geist aus Gott dem Wesen des Menschen geben kann; alle bei jener Andachtsstunde Anwesenden bezeugten nachmals, daß der Eindruck, den

Hedley's prieſterliche Anſprache auf ſie machte, ein unvergeßlich tiefer geweſen ſey.

In dem Bruchſtücke eines unvollendeten Briefes an die Jugendgeliebte ſeines Herzens, das man nach ſeinem Tode fand, ſtehen die Worte: „Der Herr hat mich bisher aus allen (leiblichen) Gefahren errettet, und nicht allein das, ſondern er hat auch meine Seele in vollkommenem Frieden erhalten und mich erfreut durch das Licht vor ſeinem Angeſichte. In Jeſu finde ich Alles, was ich von Freuden und Seligkeit bedarf, und mir ſcheint es, als ob er von Tag zu Tage meinen Augen immer lieblicher, meiner Seele immer koſtbarer erſcheine."

Am Nachmittage vor der Nacht ſeines Todes war er noch zuſammen mit ſeinem alten Freunde, dem Dr. Cay (ſ. v. S. 18). Dieſem war es, als hätte der Geiſt ſeines jüngeren Freundes Flügel empfangen und rede mit ihm ſchon eine Sprache der ſeligen oberen Heimath. Hedley ſelbſt ſchrieb noch an dieſem letzten Abende ſeines Lebens: „Ich und Dr. Cay gingen noch ſpät am Tage mit einander ſpazieren und unſere Gedanken waren bei Jeſu."

So war dieſer Name, der über alle Namen iſt, auch das letzte Wort, welches er ſchrieb.

In der Nacht vom 22. März hatte ſich ein heftiger Sturm erhoben. Auf dem äußerſten Poſten der brittiſchen Streitkräfte ſtand eine Abtheilung des 97. Regimentes, welche Hedley Vicars kommandirte. Eine 15,000 Mann ſtarkes, ruſſiſches Corps war im Dunkel der Nacht, bei dem Donner der Kanonen aus Sebaſtopol unbemerkt in die franzöſiſchen Vorpoſten eingedrungen und hatte dieſe auf ihre Reſerven zurückgeworfen. Schon zogen die Feinde durch den Hohlweg hinauf, um die Engländer im Rücken und in der Flanke zugleich anzugreifen. Hedley bemerkte

das Anrücken einer Schaar der Bewaffneten und erkannte zuerſt, daß es Ruſſen ſeien. Sein Geiſt war wach geweſen zu Dem, auf deſſen Verheißung: „Siehe, ich komme bald“ das ſehnende Herz ſo oft geantwortet hatte: „Ja, komm, Herr Jeſu.“ Mit einer Ruhe, wie ſie ihn in Gefahren niemals verließ, befahl er ſeinen Leuten, ſich niederzulegen, bis die Ruſſen zu einer Nähe von 20 Schritten herangekommen wären. Die Abtheilung der Feinde, welche den Hohlweg einnahmen, mag gegen 2000 Mann ſtark geweſen ſeyn, die Zahl von Hedley's Leuten war 200. In ſolchem Kampfe entſcheidet aber nicht die Zahl der Arme und Bajonette, ſondern der Geiſt. War es doch eine Bajonetwunde in ſeiner Bruſt, welche ihn ſo entflammte, daß er mit dem lauten Rufe: „Leute vom 97., folgt mir“ über die von ihm ſo tapfer vertheidigte Bruſtwehr hinüberſprang. Sein Arm that in dieſer entſcheidenden Noth Wunder der Tapferkeit; die Seinen eiferten ihm nach und bald waren die Feinde mit großem Verluſte aus dem Hohlwege wieder hinabgeworfen; die Franzoſen zur Hülfe erwacht und eine große Gefahr von dem in ſicherem Schlummer liegenden Centrum des engliſchen Heeres abgewendet. Der junge Held hatte einen herrlichen Sieg erfochten, deſſen herrlicher Lohn die Todeswunde war, die er noch aus der ihm ganz genahten Mündung einer feindlichen Muskete empfing.

Die Seinen, ſo eben noch in aufjauchzender Freude über ihren Sieg, nun in ſtummem Schmerze trugen ihn auf ihren Armen, dann auf einer Tragbahre aus dem Gehäufe der Leichname und Verwundeten hinaus. Ein Freund ſeiner Jugend, Offizier bei einem anderen Regimente, den er ſeit Jahren nie wieder geſehen, erquickte den Sterbenden noch mit einem Trunke Waſſer. Dieſer bat hierauf die Seinen, ihm das Geſicht zu bedecken. Als man bei

der Ankunft am Zelte die Decke hinwegnahm, da war ſein Auge im Tode entſchlafen, alle Mienen aber des erbleichten Angeſichtes ſchienen zu zeugen von jenem ewigen Frieden, in deſſen Vorhof Hedley Vicars ſchon während des Erdenlebens gewandelt hatte, und in deſſen Heiligthum er nun zum ſeligen Vollgenuſſe eingegangen war.

II. Sir Henry Havelock, der Kriegsheld.

1. Ein Mäßigkeitsverein.

Was die Mäßigkeitsvereine ſind, und wie viel Löbliches ſie gewirkt haben, in den Ländern, darin das Laſter der Trunkenheit herrſchend war, das wird den Leſern dieſer kleinen Schrift wohl bekannt ſeyn. Neben dem vernünftigen Geiſte zieht in den Menſchen durch den unmäßigen Genuß den Branntweines und anderer berauſchender Getränke ein Geiſt der thieriſchen Unvernunft ein, welcher das vorhin menſchlich-beſonnene Gemüth mit der Mordluſt eines Tigers, mit der Grobheit eines Bären oder dem Zorne eines Ochſen erfüllt, der durch den Anblick eines rothen Gewandes gereizt wird. Zu ſolchen Unthaten der thieriſchen Wildheit geſellen ſich auch die eckelhaften des lüſternen Affen, des ſtinkenden Bockes und des unfläthigen Schweines, und der Treiber dieſer ganzen ſcheußlichen Heerde iſt der Fürſt der Finſterniß ſelber. Dabei wird zugleich die leibliche Geſundheit und Lebenskraft des Trunkenboldes untergraben; ſein Geſchlecht wird ein Geſchlecht der Schwächlinge und Sterblinge. Und nicht allein der unmäßige oder der zur täglichen Gewohnheit gewordene Genuß der berauſchenden Getränke und betäubenden Gifte, ſondern auch die Ueberfüllung mit Speiſen, kann die Vernunft des Menſchen bis zum Blödſinne oder bis zur Schlaf-

ſucht einer vollgefreſſenen Rieſenſchlange herabſtimmen. Darum pflegte die Beata Sturmin, welche unter dem Namen der Würtembergiſchen Tabea wohlbekannt iſt, wenn man ſich über ihre allzu ſtreng erſcheinende Vorſicht beim Eſſen verwunderte, an die Folgen von Eva's lüſternem Apfelbiſſe zu erinnern und mit großem Ernſte des Spruches: „ſeid nüchtern und wachet" zu gedenken.

Die Beachtung dieſes Spruches iſt für den Krieger im Kampfe mit den ſichtbaren, Verderben drohenden Feinden eben ſo dringend nothwendig, als für den Chriſten in ſeinem beſtändigen Kampfe mit den unſichtbaren, inneren wie äußeren, Feinden. Aber die Verſuchungen zur Uebertretung jenes Gebotes ſind für den Soldaten im Felde noch beſonders ſchwer, ſo lange nicht mit der Furcht vor dem Feinde und mit der Gewöhnung an die Mannszucht eine Kraft der Liebe zu Dem, welcher das Gebot gab, ihn beſeelt. Denn die Ermattung nach Tagen und Nächten der gewaltthätigen Anſtrengungen, im Kampfe der Schlachten oder in den Eilmärſchen bei Hitze und Froſt, regt bei dem Soldaten im Felde das Verlangen nach leiblicher Wiederbekräftigung ſo mächtig auf, daß die Verſuchung zur Unmäßigkeit ihm ſehr nahe liegt. Dennoch hat ein Kriegsheld, ein Mann, der bei dem Ertragen aller Mühen und Beſchwerden des Waffendienſtes ſeinen Mitkämpfern als Muſter voranging, in den Tagen des furchtbar blutigſten, ſchreckenvollſten Krieges ſelber einen Mäßigkeitsverein begründet, der in ſeiner Art und Wirkung eine hohe Anerkennung verdient.

Die Kriege, welche Englands Flotten und Heere während der letztvergangenen Jahre in mehr denn einem Welttheile und Meere führten, haben die geiſtige wie leibliche Macht dieſes Volkes in einem ehrenden Lichte gezeigt.

Es ſind Kräfte erwacht und Thaten geſchehen, auf welche noch eine ſpätere Nachwelt mit Bewunderung blicken wird. Ein Name vor andern iſt mit leuchtender Schrift nicht nur in die Bücher der Geſchichte der Völker, ſondern in ein Buch der höheren Art geſchrieben, das nicht den Zeiten der Erde, ſondern der Ewigkeit einer oberen, ſeligen Welt angehört. Dieſer Name, wie er auf Erden hieß, war der des Sir Henry Havelock*). Welcher Bewohner der gebildeteren Länder, in Weſt und Oſt, der nicht ein gänzlicher Fremdling in der Kunde ſeiner Zeitereigniſſe geblieben, ſollte nicht von den Thaten dieſes Mannes gehört haben, der gleich bewundernswürdig war in Heldenthaten des Krieges, wie in denen des Chriſtenglaubens! Henry Havelock hat, namentlich in dem Kriege gegen die Afghanen und gegen das ganze in Aufſtand begriffene Indiſche Reich, nicht mit den geiſtigen wie leiblichen Kräften eines einzelnen Kriegsmannes oder Feldherrn, ſondern wie ein ganzes Heer von Kriegern und eine Schaar von Feldherren gewirkt, denn was er leiſtete, das war nicht das Werk einer vereinzelten Menſchennatur, ſondern ein Werk von Gott gethan, der in einem von Ihm erwählten Werkzeuge das Feuer einer göttlichen Begeiſterung weckte, welches Tauſende ergriff und zu Thaten bekräftigte, zu denen Fleiſch und Blut für ſich allein nicht fähig ſind.

Ereigniſſe, welche dieſe hinreißende und weit über Fleiſch und Blut erhebende Gewalt bezeugen, die Havelock durch ſein vorangehendes Beiſpiel wie durch ſein Wort über die Schaar ſeiner Krieger ſich erworben, ſind

*) Ich verweiſe hier meine deutſchen Leſer auf die wohlgelungene, dankenswerthe Schrift: Henry Havelock, als Kriegsheld und als Chriſt, von J. L. Mürdter, Stuttgart 1859.

in großer Zahl bekannt; wir heben jedoch hier, vorerſt, nur eines derſelben hervor.

Während des Birmaniſchen Feldzuges im Jahre 1854 war das engliſche Heer eines Abends ſehr ermüdet an eine zum Nachtlager bequeme Stelle gekommen, und in der feſten Vorausſetzung, daß kein Feind in der Nähe ſey, ergaben ſich die meiſten Soldaten der ſorgloſen Ruhe und dem Genuſſe der geiſtigen Getränke. Da ſchreckt ſie Alle die Nachricht auf, daß der Feind durch einen Paß, aus welchem man das nicht erwartet hatte, zu einem plötzlichen Ueberfalle der Gelagerten heranrücke. Der Oberkommandant: Sir Archibald Campbel ſendet ſogleich einem am weiteſten vorgerückten Regimente den Befehl zu, die zum Lager führende Straße zu beſetzen. Als Antwort meldet man ihm: dieſes ſey unmöglich, denn die meiſten Soldaten jenes Regimentes ſeyen betrunken. Die Gefahr wird mit jeder Minute drohender. Da ruft der Oberkommandant: „Nun, ſo laßt Havelock's Heilige vorrücken, dieſe ſind immer gerüſtet und nüchtern.“ Der Befehl wird überbracht, alsbald erhebt ſich Havelock mit ſeinen ihm gleichgeſinnten Leuten, er ſteht gerüſtet auf dem bedrohten Punkte und ſchlägt die anrückenden Feinde zurück. Das war in leiblich ſichtbarer Weiſe ein Bild der treuen Erfüllung des Gebotes: „Seid nüchtern und wachet.“ — —

2. Der Gedanke an das Ende.

Das Danklied der Geretteten aus tiefer Noth und aus den Gefahren des Todes (der 107. Pſalm) beſchreibt in einigen lebendigen Zügen die Schrecken und die Angſt der Schiffenden auf dem Meere, wenn ein heftiger Sturm die Wogen jetzt zu Bergen erhebt, dann wieder zur Tiefe hinabſtürzt. Wenn dann die Leute im Schiffe vom Sturme

geſchleudert „gegen den Himmel und in den Abgrund fahren, daß ihre Seele vor Angſt verzagt, daß ſie taumeln und wanken wie ein Trunkener“ da iſt es mit Menſchenrath und Menſchenhülfe zu Ende. Wie ein Gewappneter, das Schwert zum Todesſtreiche in ſeiner Hand, ſteht der Gedanke an das Ende vor ihrer Seele da. Aber noch findet ſich für ſie eine Rettung: „ſie ſchrieen zu dem Herrn in ihrer Noth und Er führte ſie aus ihren Aengſten, ſtillte das Ungewitter, daß die Wellen ſich legten und brachte ſie zum Lande nach ihrem Wunſche.“

Wir leſen von einer Seefahrt des Größten unter den Apoſteln der Heiden, welchen während ſeines geſegneten, mühevollen Tagewerkes der Gedanke an das Ende ſo wie das Anrufen des Herrn keinen Augenblick verließ, und welcher deshalb in allen Gefahren zu Waſſer und zu Lande, unter allen mörderiſchen Anfeindungen der Juden wie der Heiden, immer freudigen Muthes blieb. Als derſelbe auf ſeiner Fahrt nach Welſchland dem Unterhauptmanne Julius, der ihn als Gefangenen nach Rom führte, noch zu rechter Zeit einen heilſamen Rath zur Rettung des Schiffes gab, da widerſtand dieſem das Schiffsvolk, welchem auch Julius mit ſeinen Kriegern beiſtimmte. Paulus ſtand jetzt allein der Ueberzahl ſeiner Schiffsgenoſſen gegenüber; aber mit ihm war der Herr. Als deshalb nach vielen mit unaufhörlichen Todesgefahren durchkämpften Tagen und Nächten der Gedanke an das Ende die Seelen Aller ergriffen und ihre Herzen erweicht hatte, da war ihr Widerſtand gegen die Worte des Apoſtels gebrochen; ſie hörten willig und gerne auf ſeine troſtvoll kräftige Ermahnung, brachen freudig mit ihm das Brod, wie folgſame Kinder mit ihrem Vater. Und als nun vollends das Schiffsvolk, nur auf ſeine eigene Rettung bedacht, die Schaar der Krieger und den Unter-

hauptmann verrätherisch zu verlassen gedachten, da wurden diese früheren Gegner Freunde des Apostels, die seinem Rathe willig gehorchten, und Julius vor Allen nahm sich seiner Rettung an, ohne die Gefahr der eigenen Verantwortung vor des Kaisers Gericht zu fürchten*).

In gleicher Weise hat zu allen Zeiten der Gedanke an das Ende die gottgläubigen Menschenseelen zum ernsten Anhalten am Gebete getrieben, und wenn mehrere von ihnen einem gemeinsamen Feinde, einer gleichen Noth gegenüber in Todesgefahr waren, ein Gefühl der Einmüthigkeit unter ihnen geweckt, welches zu einem Bande der Liebe wurde, das auch die vorhin sich Entfremdeten und Uneinigen in Bruderliebe vereinte. In seiner höchsten Kraft und Herrlichkeit wird ein solcher Bund hervortreten, wenn ein Mensch in dem Sinne des Apostels, als Haupt und Führer in seiner Mitte steht, welcher, der fleischlichen Zwietracht entgegen, festhält an dem Frieden im Geiste (1 Cor. Cap. 1 und 2).

Der Gedanke an das Ende, der zum anhaltenden Gebete weckt und die Herzen zur brüderlichen Eintracht und Liebe vereint, hat sich bei wenig Menschen so lebenskräftig erwiesen und ist mit ihrem ganzen Thun und Wesen von Jugend an so verwachsen geblieben, als bei dem eben erwähnten Stifter des Mäßigkeitsvereines im Felde der Schlachten: Sir Henry Havelock. Was konnte mehr zur Erweckung und Begründung jenes herrschenden Gedankens geeignet sein, als die Stunde, in welcher er als Jüngling mit seinen jüngeren Geschwistern zur letzten gemeinsamen Erbauung um die fromme, treue Mutter sich vereint hatte. Während Henry aus der Bibel vorlas, sank

*) Apostelgesch. C. 28 V. 10 bis 43.

die Mutter, vom Schlage gerührt, in ihrem Stuhle zusammen und starb wenig Tage nachher. Die Lehren dieser frommen Mutter, wie ihr Vorbild in allen christlichen Tugenden, waren ihm tief im Herzen geblieben und schon als Schüler der Lehranstalt zu Chartre House war es ihm Bedürfniß, mit einigen der gleichgesinnten, ernsteren Mitschüler sich jeden Abend, in einem der Schlafsäle der Schule zum Bibellesen und gemeinsamen Gebete zu versammeln. Denn schon damals lag es ihm an, Das nicht zu versäumen, was ihm, wie er in seinen nachgelassenen Schriften sagt, als der wichtigste Theil der Lebensgeschichte eines Menschen erschien, nämlich seine Verbindung durch den Glauben mit der unsichtbaren Welt! Den Spott der andersgesinnten Mehrzahl seiner Mitschüler, welche ihn und seine Freunde als „Methodisten" verachteten, lernte er schon frühe mit schweigender Geduld ertragen.

Es geschah nach dem Wunsche seiner verstorbenen frommen Mutter, daß er, als für ihn die Zeit der Entscheidung kam für den künftigen äußeren Beruf, den der Wissenschaften wählte. Freilich war sein innerer Hang ungleich mehr nach dem Stande der Krieger gerichtet, dessen Laufbahn sein älterer Bruder William bereits mit Ruhm betreten hatte, aber außer dem Wunsche der Mutter waren auch die damaligen Vermögensumstände seines Vaters der Erfüllung seines Verlangens nach dem Militärdienste ungünstig. Und es sollte so seyn: Henry Havelock wäre nicht der Mann geworden, als welcher er sich durch geistige Einsicht, wie durch Wort und That überall kräftig erwies, hätte er sich nicht in einer Schule dazu gereift, darin er die wirksamsten Waffen des Geistes kennen und üben lernte. Denn er war auf der Hochschule von Middle

Temple nicht nur ein gründlicher Kenner der Rechtswiſſenſchaft, ſondern der Theologie, der Geſchichte, (vor Allem der Kriege), der Politik und aller jener Werke der alten wie neuen, zunächſt der vaterländiſchen Literatur geworden; ein ſeltener Vorzug, durch den er ſchon auf der Hochſchule, noch mehr aber in ſeiner ſpäteren Stellung, als Kriegsmann Bewunderung erregte und die Achtung aller Gebildeten ſeines Standes ſich erwarb.

Aber der natürliche, angeborene Drang zum Dienſte der Waffen war in der Stille der Studienzeit nicht erkaltet, ſondern nur feuriger geworden und brach endlich wie eine lang verhaltene Flamme aus ihm hervor. Wie er bei ſeinem Leſen in alten wie neuen Schriften im Geiſte auf den Schlachtfeldern verweilt, und mit innigſter Theilnahme die Kämpfer für das Vaterland auf der Bahn ihrer Siege begleitet hatte, ſo ſollte er dieſes auch in leiblicher Perſönlichkeit thun, als er auf das Feld der Kriegsthaten trat, auf welchem er die Kraft und den wahren Heldenmuth des Chriſtenglaubens bezeugte. Die Lebensgeſchichte der größten Heroen unſeres Geſchlechtes lehrt es uns, daß der Aufwuchs zur ungewöhnlichen Höhe ſeinen Anfang in ungewöhnlicher Tiefe nehme; auch Henry Havelock's ſeltene, hohe Gaben blieben lange, unerkannt von der Welt, im Verborgenen. Was an ihm und für ihn das Höchſte war: der innige Chriſtenglaube, lebendig in Wahrheit und That, das war für die Welt ein Aergerniß und ein Geſpötte. So geſchah es ihm, daß er erſt nach 23jährigem Dienſte als Subaltern-Offizier zum Range eines Hauptmannes vorrückte. Und dennoch hatte er damals ſchon in dem Kriege mit Birmah, auf den Schlachtfeldern bei Rangun, Prome und bei anderen für Englands Waffenglück denkwürdigen Gelegenheiten nicht nur den Ruhm der höchſten Tapferkeit,

Einsicht und Klugheit eines vollendeten Kriegsmannes sich verdient, sondern eine Herrschaft über die Seelen seiner Soldaten sich erworben, in welcher diese, die wir oben (S. 38) als Havelock's Heilige kennen lernten, durch Thaten der Selbstüberwindung wie der Tapferkeit eben so groß als ihr väterlicher Freund und Führer erschienen.

Gaben jedoch und Verdienste, wie die des Havelock waren, konnten auf längere Zeit nicht unter dem Scheffel verdeckt bleiben, sie traten während des Krieges mit den Afghanen mit einer Macht hervor, daß sie in Europa wie in Indien die gebührende Anerkennung fanden. Bei der Erstürmung von Ghuzara erwies er sich an der Spitze seiner treuergebenen Schaar nicht nur durch Thaten der höchsten Heldenkraft und Entschlossenheit als ein Held im Kriege, sondern durch sein menschlich schonendes Benehmen gegen die Bewohner der Festung als ein Mann des Friedens. Er war es, der mit seinem 13. Regimente den Kurd-Kabul-Paß gewann, welcher über fast senkrecht ansteigende Höhen unter dem beständigen, scharfen Feuer der Feinde erstiegen werden mußte. Er kämpfte bei Tazern, drang mit Sir Robert Sale's Heer bis Gundemuk vor, war, wie einst Nehemia in Jerusalem, die antreibende, ordnende Seele bei der Einnahme, Befestigung und Vertheidigung von Jellalabad gegen Akbar Khan's unmenschliche, furchtbare Macht*). Zwar das Erdbeben, das im Februar 1842 in sonst fast nie erfahrener Heftigkeit und Dauer das Land weit umher erschütterte, zerstörte auch Vieles an dem mühseligen Aufbaue der Befestigungswerke der Stadt, den die Engländer mit dem Schwerte in der einen, mit dem Mau-

*) Am Ende des Jahres 1841 und in den ersten Monaten von 1842.

rergeräthe in der anderen Hand vollführt hatten, aber zugleich war auch ein Schrecken von Gott über die belagernden Feinde gekommen, so daß sie in der Zeit der höchsten Gefahr für die Belagerten die niedergestürzten Mauern nicht überschritten. Doch bald sollte es sich zeigen, daß nicht nur das steinerne Gemäuer, sondern das feste Gottvertrauen eine Mauer und Wehr um Die seyn könne, welche dasselbe besitzen. Die Noth der belagerten Engländer war aufs Höchste gestiegen, alle Vorräthe fast zu Ende; die Hoffnung auf Entsatz dahin. Es blieb kein anderer Ausweg mehr zur Rettung als der Versuch, das übermächtige Heer, das unter Akbar Khan die Stadt umschloß, zu durchbrechen und zu zerstreuen. Dieses, Anderen unmöglich erscheinende Werk der entschlossensten Tapferkeit gelang dem Manne, dessen Brust vor Allen von dem stärksten Gottvertrauen erfüllt war: dem Henry Havelock. Denn wie ein Wunder vor Aller Augen erschien es, daß dieser mit einer einzigen Abtheilung des verhältnißmäßig kleinen englischen Heeres (zwei andere Abtheilungen konnten erst zum Kampfplatze gelangen, als der Sieg schon entschieden war) die Macht der Feinde durchbrach und zerstreute. Eine ehrende Anerkennung dieser Heldenthat ward ihm zu Theil, als General Mac-Kaskil ihm die oberste Leitung der wichtigsten Unternehmungen in Kohistan übertrug, unter denen die Eroberung von Istalif die glänzendste, die Befreiung der gefangenen Offiziere, Frauen und Kinder, welche Akbar Khan auf einem entlegenen Schlosse eingesperrt hielt, die wohlthätigste war. Unter den Geretteten befand sich der nachmalige Eroberer von Delhi, General Nicholson.

In dem Kriege gegen die Sikhs im Jahre 1845 war es Havelock, welcher der Schlacht bei Mudkih eine glück-

liche Wendung gab: zwei Pferde wurden unter ſeinem Leibe erſchoſſen, er ſelbſt wie durch ein Wunder gerettet. Wichtiger jedoch und gefahrdrohender für Englands Herrſchaft in Indien waren die Schlacht vom 21. zum 22. Dezember, ſo wie jene vom 10. Februar bei Saboron, in welcher das Heer der Sikhs vollkommen geſchlagen wurde. Auch aus dieſen iſt Havelock, mitten im furchtbarſten Schlachtgewühle, und mit Daranſetzen des eigenen Lebens, als ſiegreicher Held vorangegangen.

Der Feldzug gegen Perſien im Jahre 1851, welchen er als Kommandant einer Diviſion des engliſchen Heeres mitmachte, gehörte, ſo wie ein Theil der vorhergehenden Jahre, mehr zu dem inneren Werke ſeines Berufes zum Kriegsdienſte, welches in der Heranbildung und Erziehung der ihm untergebenen Soldaten und jüngeren Offiziere zu allen Erkenntniſſen und Tugenden einer chriſtgläubigen Mäßigkeit und Tapferkeit beſtand. Die Tüchtigkeit und der feſte Beſtand dieſes inneren Aufbaues einer Gemeinde der Helden ſollte ſich bald nachher in den Kämpfen erweiſen, welche Englands Macht gegen die allgemeine Erhebung der Völker Indiens zu beſtehen hatte.

Die Empörung der Völker von Indien, in der Folge ihrer blutigen Gräuel, war zum Theil durch ſolche Thaten der ſogenannt chriſtlichen Gewalthaber aufgeregt worden, gegen welche ſich das Gefühl jedes wahrhaft treuen, gläubigen Chriſtenherzens empört. Jene Gewalthaber ſelber benahmen ſich öfters als Verbündete und Geſinnungsgenoſſen der natürlichen Feinde des Chriſtenthums. Dennoch war der Verderben drohende Haß dieſer Feinde noch niemals zu einem ſo gewaltigen, allgemeinen Ausbruche gekommen, als in dem Kriege der letztvergangenen Jahre in Indien. Dieſer war und iſt ein Kampf auf Tod und Leben zwiſchen

dem unter Indiens Völkern hin und wieder auftreibenden Christenglauben und dem mehr denn tausendjährigen rohen Widersacher desselben: dem Mohamedismus, zu welchem sich auch das Heidenthum der Inder in seinem mit Flittern der Menschenweisheit gezierten Gewande der Fabeleien gesellte. Nicht die Tapferkeit der Arme, keine Kunst der Waffen konnte diesen Kampf mit einem furchtbar überlegenen Feinde bestehen, sondern nur das Gottvertrauen des Christenglaubens. Darum ist vor Allen Henry Havelock der siegreiche Held in jenen Tagen der höchsten Gefahr gewesen: er selber, in eigener Person, so wie in Gemeinschaft mit den ihm durch Gottvertrauen und Liebe treu bis zum Tode verbundenen Schaaren seiner Krieger.

Nur andeutend erinnern wir hier an die allbekannten Gefahren und Siegesthaten der Engländer in Indien während der Jahre 1857 und 58. Welcher Name zieht die theilnehmenden Blicke der befreundeten Zeitgenossen in der Geschichte der damaligen Ereignisse mächtiger an, als jener des Besiegers der feindlichen Uebermacht bei Kanapur und des Eroberers von Lacknau! Wie einst bei Gideons Thaten kann man bei denen, die vor Kanapur und in Lacknau geschahen, ausrufen: Hier Schwert des Herrn und Havelock. Denn es waren Wunder des Gottvertrauens, welche das siegreiche Schwert dieses großen Kriegshelden auf seinem Laufe der Thaten begleiteten.

War es nicht dieses feste Vertrauen auf Gottes Schutz allein, welches dem seltenen Manne jene Ruhe und Sicherheit gab, mit welcher er seine eigene Person, „ob auch Tausende fielen zu seiner Seite", allen Gefahren aussetzte? Dort, im Feldzuge nach Persien, wo er mit seinen ihm treuergebenen Hochländern auf dem offenen Verdecke eines Schiffes stehend an einem Fort vorüberfahren mußte, aus

dem die Feinde einen Hagel von Kugeln herausfeuerten, befahl er seinen Leuten, sich platt auf den Boden zu legen, damit die Kugeln über sie hinflögen. Er allein aber, als Zielscheibe aller nun auf ihn gerichteten Geschosse, blieb aufrecht stehen, um die Fahrt zu überwachen, und keine, der nahe um ihn pfeifenden Kugeln berührte ihn. Im Gefühle dieser Sicherheit in Gottes Schutz fand man ihn im vorhin erwähnten Kriege gegen die Sikhs, in der Nacht, nach dem blutigen Kampfe des 21. Dezembers auf einem Pulversacke in ruhigem Schlafe, aus welchem man ihn zu seinen Thaten in dem entscheidenden Siege der Seinen erweckte. In den Gefahren, daraus jedem anderen Menschenauge die Rettung unmöglich erschienen wäre, in den kühnsten Angriffen eines in Verzweiflung kämpfenden überlegenen Feindes, ging und kletterte er den Seinen öfters als Führer voran; Sonnenhitze und stürmende Regen, Hunger und Durst trug er, als Vorbild den Anderen, mit bewundernswürdigem Gleichmuthe. Dieser Gleichmuth war es, der ihn zum Retter des gescheiterten Schiffes machte, das ihn und seine Begleiter, unter denen sein eigener Sohn war, von Bombay nach Calcutta bringen sollte. Während der Todesschrecken, welche mitten in der Nacht kamen und das Schiffsvolk und seinen Kapitän ganz aus ihrer Besinnung gebracht hatten, ordnete Havelock, ruhig überlegt, wie er im wildesten Gedränge der Schlachten es pflegte, die noch möglichen Mittel zur Erhaltung des halbzertrümmerten Schiffes über dem Wasser an, und sein Vertrauen wurde nicht zu Schanden; in dem entscheidenden Augenblicke, in welchem das Wrack am Versinken war, kam die Rettung.

So war die gute Hand seines Gottes mit ihrer schützenden Kraft bei ihm, wenn die Todesgefahren in ihren tausendfältigen Gestalten ihm drohten. Diese er-

hielten in ihm nur den Gedanken an das Ende wach und kräftig, aber das Ende des leiblichen Lebens ward ihm weder durch Schwerter und Geschosse der Feinde, noch durch den Trunk aus der vergifteten Quelle bei Mukdih, oder durch die Wogen des Meeres gebracht; keine der Seuchen, an denen Schaaren seiner Kampfgenossen starben, rührte ihn an, sondern als er das Werk seines Lebens: die allgemeinere Erweckung eines christgläubigen Heldenmuthes in Englands Heer, und die Errettung der Gefangenen in Lacknau vollendet hatte, starb er sanft und ruhig, in der Pflege der Seinen auf seinem Bette. Die beseligende Hoffnung, welche in seinem beständigen Gedanken an das Ende lag, war ihm zur ewig seligen Erfüllung geworden.

Er hatte von früher Jugend an es gelernt und erfahren, daß all' unser Thun und Wirken in der sichtbaren Welt seine Kraft und sein Gedeihen aus Gott und seiner unsichtbaren Welt, durch den Glauben empfangen müsse. Nur im treuen Bunde mit diesem lebendigen Quelle des Glaubens hat er die Kraft zu der größten That seines Heldenmuthes empfangen: zu der Erweckung eines lebendigen Glaubens an Christum in den Seelen von Tausenden seiner Mitkämpfer. Gleich nach seinem Eintritte in das Militär war ihm die Belehrung und Besserung seiner Untergebenen ein ernstes Anliegen. Es wurde ihm dieses immer mehr, als er in Indien in die gemeinsamen Gefahren eines Krieges trat, welche ihm, so wie den Seinen, ohne Unterlaß den Gedanken an das Ende predigten. Ihm selber war die Gabe eines kräftigen, innigen Gebetes in hohem Maaße verliehen; mit dieser vornämlich suchte er auch die Seelen seiner Leute zu ergreifen und sie in das Wort Gottes einzuführen. Er that dieses schon als jün-

gerer Offizier, während des Feldzuges in Birmah. In Rangun steht ein berühmter heidnischer Tempel, dem Buddha geweiht, in ihm findet sich ein Seitengemach, dessen Wände überall mit kleinen Bildern des Buddha, sitzend mit gekreuzten Beinen, verziert sind. In diesem verborgenen, stillen Winkel versammelte sich am Abende Havelock mit seinen Soldaten. Lampen, in den Schooß der kleinen Götzenbilder gestellt, beleuchteten das dunkle Gemach. Hier sangen die Hunderte der um Havelock Versammelten Psalmen und hörten aus seinem Munde das Wort Dessen, der gekommen ist, das geistige Dunkel zu erhellen und die Macht aller Götzen zu Schanden zu machen. Ein Offizier, der am Abende an der Pagode vorüberging, hörte den lauten Gesang der Psalmen und fand die Versammelten auf; die Früchte aber ihrer gemeinsamen Gebete wurden an dem sittlichen Ernste und an der heldenmüthigen Tapferkeit erkannt.

Aber nicht nur im engeren Kreise seiner Soldaten, sondern ohne Ansehen der Person vor einem ganzen versammelten Heere bekannte sich Havelock laut zu seinem Gott. Im Kriege mit den Afghanen, als kein Kaplan oder sonstiger Diener des Wortes bei dem Heere war, trat er mit seiner Gemeinde: den Männern mit sonnverbranntem Gesichte in mancher wilden Gebirgsgegend hervor, um die Sonntagsfeier mit dem lauten Gesange eines Psalmes und mit Gebet zu begehen. Und die Schaaren der Krieger, die vielleicht nicht an den Sonntag gedacht hatten, wurden von gleicher Andacht ergriffen. Als in Jellalabad das Werk des Aufbaues der Befestigungswerke unter vielen Gefahren gelungen war, da ließ Havelock den General ersuchen, er möge die ganze Garnison versammeln. Die Leute kamen, ohne zu wissen, was sie sollten. Als aber

Havelock, vor ihren Augen ſeine Kniee beugend, ein feuriges Dankgebet anſtimmte, konnte Keiner der Verſammelten ſich halten: ſie fielen auf ihre Kniee und ſtimmten in den Geſang des Dankpſalmes ein. So pflegte er es bei jeder ähnlichen Gelegenheit zu thun; er führte die Seinen mit Gebet in die Todesgefahren der Schlachten, aus dieſen wieder hinaus zur ſiegreich erkämpften Ruhe. Darum hat er ſich als ein großer, thatenreicher Heerführer im höchſten geiſtigen wie im leiblichen Sinne dieſes Wortes erwieſen. Denn er war da, wo es galt, nicht nur ein Vorgänger der Kampfgenoſſen für die Thaten und Siege der Schlachten, ſondern ein väterlicher Erzieher derſelben für die Thaten und Siege des Chriſtenglaubens: ein Sendbote und Verkündiger dieſes Glaubens an Tauſende, zu deren Ohr und Herzen das Wort vom Heil und Leben durch andere Sendboten nur ſchwerlich einen Zugang gefunden hätte.

Und doch ſtand dieſer Prediger, nicht bloß durch das Gewand ſeines Waffenrockes, ſondern ſcheinbar auch durch die äußere Form ſeines chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes ſcheinbar ſehr geſchieden von anderen Predigern und Sendboten des Evangeliums da.

Wir erzählten vorhin (S. 49) von einem Offizier im engliſchen Heere, welcher in einem von der Straße abgelegenen Seitengemache des altberühmten Buddhatempels bei Rangun zu einem Abendgottesdienſte kam, welchen Henry Havelock hier mit ſeinen Soldaten hielt. Wenn dieſer Offizier die Leute genauer betrachtet und gemuſtert hätte, welche ſich hier zur einmüthigen Andacht verſammelt hatten, würde er ſich ſelber gefragt haben: wie iſt doch unter dieſen Allen ein ſolches chriſtlich frommes Einverſtändniß möglich? Denn hier ſitzen Anhänger der ſchot-

tiſchen (reformirten) Kirche mit Anglikanern und verſchiedenartigen Diſſenters beiſammen und Havelock ſelber iſt ſeinem Bekenntniſſe nach ein Diſſenter.

Allerdings war es bekannt, daß Havelock nicht nur der Schwiegerſohn, ſondern der innige Glaubensgenoſſe des ehrwürdigen Zeugen und Verkündigers des einigen Heiles in Chriſto: des Miſſionars Marſhmann in Serampur, eines Diſſenters, ſey. Zugleich aber war auch jene öffentliche Erklärung bekannt, die er einſt bei einer Verſammlung in Bombay gab. „Ich werde zwar," ſo ſprach Havelock, „die Grundzüge meiner Confeſſion nur mit meinem Leben laſſen, erkläre mich aber hiermit von Herzen bereit, jeden Chriſten als Bruder zu begrüßen und zu lieben, der ſich an das Haupt hält und unſerem Erlöſer in Wahrheit und Aufrichtigkeit dient. Ich proteſtire aber gegen die Meinung, die ſchon von unſeren Gegnern ausgeſprochen worden iſt, daß, wenn Männer von verſchiedenen Religionsparteien, wie an dieſem Abende, im Gefühle ihrer Brüderſchaft zuſammenkommen, dieſes nur dann möglich ſei, wenn ſie ihre Religion bis auf ein Minimum beſchneiden. Im Gegentheile bin ich überzeugt, daß wir Alle, die wir hier verſammelt ſind, unſeren Glauben in all' ſeiner Kraft und Lebendigkeit mitgebracht haben. Die feſten Schaalen unſerer Kokosnüſſe ſind dem inneren Kerne derſelben zur Sicherheit ſeiner Ausbildung und Geſtaltung ſo wie zu ſeinem Schutze nach Außen gegeben. Dennoch iſt es nicht dieſe feſte Schaale, aus der ſich die hohe Palme entwickelt und hervorwächſt, ſondern die Schaale wird im Boden bleiben, der Keim aber, der im Kerne liegt, geht auf und wird zum künftigen Baume. So denke ich mir, wir haben an der Thüre unſeres Verſammlungshauſes die feſte Schaale unſeres Glaubens in guter Verwahrung

zurückgelaſſen, aber in den Kreis der Brüder den koſtbaren Kern mitgebracht. Wir haben für einen Augenblick auf der Schwelle die feſt formulirten Glaubensſätze der einzelnen Kirchen und Parteien bei Seite gelegt, aber bis zu dem Tiſche, an welchem ich eben ſpreche, die eigentlich lebendige Mitte und das Weſen unſeres Glaubens, an Chriſtum den Sohn Gottes, den Verſöhner unſerer Sünden durch Sein Blut, mitgebracht."

Auch iſt es bekannt, daß Havelock ſelbſt in jener Zeit, darin ſeine äußeren Verhältniſſe ihn noch zur äußerſten Sparſamkeit nöthigten, den zehnten Theil alles ſeines Einkommens für das Werk der evangeliſch-chriſtlichen Miſſionen unter den Heiden hingab, ohne ſich hierbei durch die Verſchiedenheit der Konfeſſionen der Sendboten beſtimmen oder hemmen zu laſſen, in deren Hände er ſeine Gabe legte.

Doch wollen wir uns hier bei der Betrachtung von Havelock's perſönlicher, ehrenwerther Ueberzeugung nicht aufhalten, ſondern vor Allem Das in's Auge faſſen, was in ſeiner damaligen Stellung ſeiner durch den Chriſtenglauben geweihten geiſtigen Einwirkung auf die Schaaren der Krieger des indiſchen Heeres ihre ſo außerordentliche Kraft gab.

Wir erinnern hierbei zuerſt an das, was wir oben (S. 40) von der Kraft und dem Weſen des Gedankens an das Ende ſagten. Eine Todesgefahr, gegenüber dem gemeinſamen Verderben drohenden Feinde und den ſchnell hinraffenden Seuchen, ein gemeinſames Loos der täglichen Mühen und Plagen, das ſind Anregungen, welche wohl in den Genoſſen eines Heeres den Gemeinſinn einer Verbrüderung begründen und den Gedanken an das Ende wecken können. Aber der Gedanke an das Ende verliert ſeine ganze niederbeugende Trauergeſtalt, er wird der Seele

zu einem Engel, mit aufwärts geſchwungenen Fittigen verklärt, wenn er in uns zu dem Gedanken des Anfanges eines neuen Lebens wird, zu welchem der Jammer und das Elend der Erdentage nicht mehr nahen, ſondern Friede und Freude unſerer warten. Dieſe feſte Hoffnung iſt uns durch Chriſtum, allein durch Ihn erworben, und wer Chriſtum findet und im lebendigen Glauben umfaßt, der hat in aller Noth des Erdenlebens einen unwandelbar freudigen Muth gewonnen, der geht, wenn ſein Weg ihn ſo führt; mit Chriſto im Herzen kann er, wie David ſingt, das Kriegsvolk der Feinde zerſchlagen und über die Mauern ſpringen, er ſchläft ſelbſt in den Gefahren eines Feldzuges, wie jener gegen die Afghanen und der gegen die Sikhs es waren, ruhig in freiem Felde oder auf einem Pulverſacke (nach S. 47), denn er darf zu ſeiner Seele ſagen, was der Prophet ſagt: „Wir haben eine feſte Stadt, Mauern und Wehr ſind Heil“ (Eſaias 26, V. 1).

Das Vorbild eines ſolchen, auf Chriſtum gegründeten, Glaubens war Henry Havelock ſeinen Mitkämpfern, und welche anziehende, anregende Kraft des inneren Lebens für Alle, die es mit theilnehmenden Augen ſahen, in dieſem Vorbilde lag, das bezeugt der vorſtehende kurze Abriß der Thatengeſchichte des von Gott erwählten Helden.

Aber auch uns, die wir auf einem anderen Felde der Gefahren ſtehen, als die des engliſchen Heeres in Indien waren, kann Havelock, und mit ihm die Schaar ſeiner treuverbundenen Soldaten, ein Vorbild ſeyn und werden, das uns zur Nacheiferung weckt und ſtärkt. In Indien, das mußte Jeder erkennen, der die dortige Lage der Dinge mit treumeinendem Ernſte betrachtete, ſtand der Chriſtenglaube im heißen Kampfe, auf Leben und Tod, mit ſeinen erbittertſten Feinden: mit dem fanatiſchen Haſſe

der Mohamedaner und der Abgötterei, die im Gewande einer uralten Weisheit mit diesen Feinden sich verbündete. Sollte da nicht in Allen, welche auf Christum getauft und zum Glauben an Ihn geweiht waren, das Gefühl erwacht seyn, daß die Gefahr dieses Glaubens so wie des Lebens in demselben für sie eine gemeinsame sey?

Indiens Reiche sind groß und weit, aber sie sind noch lange nicht der ganze Weltkreis, seine Völker sind nur ein Theil jener Millionen, welche auf Erden wohnen. Es ist uns aber gesagt im Worte der Offenbarung von einer Stunde der Versuchung, welche kommen wird über den ganzen Weltkreis, zu versuchen die da wohnen auf Erden. Das ist die Stunde, in welcher der Unglaube, die Verläugnung Dessen, der in das Fleisch gekommen ist, die Sünder selig zu machen, zur Herrschaft kommen, als tödtlicher Haß gegen Christum und seine Gemeinde auf Erden, als Empörung gegen alles göttliche und menschliche Recht, ihrem Gerichte entgegenreifen wird. Der Geist des Widerspruches gegen die Wahrheit kann nur von Denen ausgehen, welchen diese Wahrheit verkündet ist, denn Dem, davon man nichts weiß, kann man nicht widersprechen. Wie aber, wenn eine solche Stunde der Versuchung unseren Tagen nahe wäre? Möchte dann der Bund der Treue im Glauben und Festhalten an Christus und dem Worte unseres Gottes in all' den Seelen gestärkt werden, welche, wenn auch über den ganzen Erdkreis verstreut, dennoch zu der Gemeinde jener Philadelphier gehören, welchen die Bewahrung und Errettung aus der Gefahr verheißen ist. Havelock war der siegreiche Held und wurde in all' den Gefahren seiner Kämpfe von der guten Hand Seines Gottes erhalten und bewahrt, weil er ein rechtes Vorbild des treuen Glaubens der Philadelphier war.

III. Livingſton und Murchiſon.

Fernblick des Geiſtes und Schauen des leiblichen Auges.

Die nachſtehende Mittheilung über das Zuſammenwirken zweier Engländer, welche beide zu den geiſtigen Größen unſerer Zeit gehören, zu dem Zwecke, ein aufhellendes Licht in das Dunkel des Innern von Afrika zu bringen, iſt aus einem der letzten Briefe der Herzogin Helena von Orleans an ihre Mutter entnommen. Die Herzogin, damals in Clermont, hatte die günſtigſte Gelegenheit gehabt, die beiden Männer, welche wir oben nannten, kennen zu lernen, denn ihr Sohn, der Graf von Paris, ein warmer, theilnehmender Freund aller heilbringenden Werke im Reiche des Wiſſens wie des Glaubens, war mehrmals bei jenen Verſammlungen der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft geweſen, in denen man die Berichte des Mannes vernahm, der mit freudigem Gottvertrauen in das unbekannte Innere eines Welttheiles eindrang, dahin ſein Freund in England ſchon mit wiſſenſchaftlichem Fernblicke ihm vorausgegangen war. Auch hatte die Herzogin ſelber Gelegenheit gehabt, die beiden hochbedeutenden Männer durch Einladung derſelben in ihr Haus und an ihren Tiſch zu ſehen und zu hören. — —

Freilich ſteht der Geiſt mit ſeinen Kräften und We-

ſen hoch über der Natur des Leibes und dennoch muß das Schauen mit eigenen, leiblichen Augen dem Erkennen des Geiſtes öfters das Siegel der Bewährung aufdrücken und das erſehnte Endziel des geiſtigen Blickens in die Ferne werden. Dieſes mag uns die nachſtehende kurze Geſchichte darthun.

Bei einem Vereine der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft zu London im Frühling 1858 konnte man zwei Männer beiſammen ſehen, deren Namen nicht nur alle geiſtig gebildete Zeitgenoſſen des brittiſchen, ſondern auch anderer Reiche mit bewundernder Anerkennung nennen. Der eine von ihnen war Dr. Livingſton, der Miſſionär, welcher mit der Glaubensfreudigkeit eines Verkündigers des Evangeliums in ein noch unbekanntes Inneres von Afrika eingedrungen iſt, um den dort verſchloſſenen und verlaſſenen Heiden die Botſchaft des Heiles in Chriſto zu bringen, ein Mann, in deſſen einfach beſcheidenem Weſen ſich neben dem entſchloſſenen Heldenmuthe zugleich die Demuth des Chriſten ausſprach. Der andere war Sir Rodrigur Murchiſon, der Vorſtand der brittiſchen geographiſchen Geſellſchaft, ein Forſcher der Erdkunde von ſeltenem Scharfblicke; ein hochgeſtellter Gewaltiger im Reiche des gelehrten Wiſſens und Erkennens. Murchiſon war es, der durch ſein theilnehmendes Bemühen für Livingſton dieſem die äußeren Mittel zugeſichert hatte zu einer weiteren Durchführung ſeiner Entdeckungsreiſen in das hochummauerte Innere von Afrika, dahin der geſegnete Heidenbote ſeitdem zurückgekehrt iſt.

Nicht ohne die Mitwirkung eines beſonderen, perſönlichen Intereſſes war Murchiſon's Theilnahme an Livingſton's Unternehmen ein ſo lebendiges und kräftiges. War doch das, was dieſer Reiſende auf ſeinen mühevollen

Wegen mit Augen geſehen, mit ſeinen eigenen Füßen durchmeſſen hatte, nur eine Beſtätigung Deſſen, was der tiefgründende Geolog durch ſeinen geiſtigen Fernblick erkannt hatte, denn ſchon vor längerer Zeit hatte Murchiſon in einer Rede, die er öffentlich gehalten, die Anſicht ausgeſprochen, daß der Verlauf von Afrika's Küſten von Bergketten begleitet, das Innere desſelben aber zum größten Theile eine flache, ſumpfige Niederung ſein müſſe, deren Gewäſſer und Seen durch gewiſſe Riſſe in den Wällen der Bergketten ihren Ausfluß in's Meer fänden. Mit gleicher Sicherheit als Leverrier das Daſeyn und die Stelle des von ihm noch nicht geſehenen Planeten Neptun, hatte der große engliſche Geolog ſeine Ueberzeugung von dem Vorhandenſeyn einer von hohen Bergketten ummauerten Niederung und ihren tief zerklüfteten Durchbrüchen in den Ocean ausgeſprochen, obgleich er das Feld, dahin ſein geiſtiger Fernblick gedrungen, nie mit ſeinen Augen geſehen hatte. Die Kunde von Livingſton's damaligen, erſten Entdeckungsreiſen bewegte ihn tief. Dieſem, vor Allen wollte er mittheilen, was er im Geiſte geſehen. Er ſandte deshalb einen Abriß ſeiner wohlbegründeten Anſichten an den brittiſchen Konſul in der Kapſtadt, mit dem Auftrage, ſeine Papiere in das Innere des Welttheiles, an Livingſton weiter zu befördern. Dieſes gelang auch durch verſchiedene Eingeborene, welche von dem kühnen Reiſenden gehört oder ihn ſogar ſelbſt geſehen hatten: die Papiere gingen unverſehrt von einer Völkerſchaft und aus einer Hand in die andere, bis zu einem großen Fluſſe, deſſen Anwohner den merkwürdigen Mann wie ein Weltwunder geſehen, einige von ihnen auch ſein Andenken tiefer in's Herz gefaßt hatten. Freilich war der große Fremdling ſchon ſeit längerer Zeit weiter gezogen, aber die Leute

der Landſchaft behaupteten, er könne nicht anders als wieder dahin zurückkommen.

Der Fluß bricht dort an einer ſehr engen Stelle durch den Felſen und bildet da eine kleine Inſel. Auf dieſer erbauten die Boten, welche den Brief trugen, nach der Angabe eines ihrer Begleiter, welcher mit europäiſchen Sitten bekannt war, ein kleines Thürmchen aus weißfarbigen Steinen, legten in dieſes ihre Papiere hinein und gingen unbekümmert wieder zu ihrer Heimath.

Erſt nach einem Jahre kehrte auch Livingſton von einem damals beendigten, wichtigen Abſchnitte ſeiner großen Entdeckungsreiſe an den Fluß zurück. Er bemerkt alsbald das weiße Thürmchen, welches er früher niemals geſehen, auf der kleinen Inſel. Die Bauart desſelben iſt nicht jene der afrikaniſchen Nomaden, ſie ſpricht ihn gleich einer europäiſchen Botſchaft an. Er folgt dem Winke, fährt auf einem ausgehöhlten Baumſtamme nach der kleinen Inſel hinüber, durchſucht das Thürmchen und findet darin die wichtigen Papiere, in denen ihm der prophetiſche Fernblick eines geiſtvollen Landsmannes in kurzem Umriſſe den Kreis der bedeutungsvollen Entdeckungen bezeichnete, welchen er bereits unter tauſendfältigen Gefahren und Mühen Schritt vor Schritt durchmeſſen und mit leiblichen Augen beſchaut hatte. —

Die vorſtehende kleine Geſchichte zeigt uns wie in einem Bilde, das ein Maler entwarf, das Gleichniß von dem Glauben des Chriſten, der noch hienieden auf ſeiner irdiſchen Wallfahrt iſt, und von jenem Schauen mit eigenen Augen, durch welches der Glaube der rechten Art am Ende ſeiner Prüfungszeit gekrönt wird. Selig iſt der, welcher den Glauben empfängt und bewahrt. Denn dieſer

hält ohne Aufhören ſeinem geiſtigen Auge das Ziel der Berufung vor, welchem er entgegengeht, er verleiht ihm Troſt und Muth auf ſeinem Wege. Höher aber noch als die Seligkeit des Glaubens iſt die des Schauens, welches den Ueberwinder da erwartet, wo der ſaure Kampf ſeines Glaubens unter Thränen, Gebet und Wachen mit den Gefahren, Verſuchungen, mit der Noth und den Schmerzen des Erdenlebens ein Ende hat.

IV. Gregorius Lopez.

1. Ein Hüter in der Nacht.

Treue Hüter in der Nacht, im engeren Sinne für ihr Heer, und in weiterem und auch geiſtigerem für ihr ganzes Volk und ihre Zeit, waren Hedley Vicars und Henry Havelock. Vicars wartete (nach S. 32) längere Zeit hindurch der nächtlichen Hut an einem Vorpoſten, welcher den Ausfällen und Angriffen des mächtigen Feindes am leichteſten ausgeſetzt war. In dem Kampfe mit einer großen Uebermacht der Feinde, welche bei Nacht durch die Vorpoſten der Verbündeten hindurchgedrungen und unbemerkt dem ſicher ruhenden Heere der Engländer ſich genaht hatte, fand auch Hedley und als Retter ſeines Heeres aus einer drohenden Gefahr ſeinen Tod. Eben ſo wie Vicars war auch Havelock mit den Seinigen bei mehreren Gelegenheiten, ſo wie in Birmanien für das ganze Heer der Engländer ein Hüter in der Nacht. Will man aber den Namen dieſes Heldengeſchäftes in einem weiteren und geiſtigeren Sinne nehmen, dann kann man ſagen: jene beiden Männer ſind für ihr ganzes Volk, ja für unſere Zeit, Stimmen der Wächter geweſen, welche, „ſehr hoch ſtehend auf der Zinne", den ſicher Schlafenden die Gefahren verkündeten, welche ihren Seelen droheten und ſie zum Wachen aufriefen.

Ein ſolcher geiſtiger Hüter in der Nacht, zunächſt für ſein Volk und für ſeine Zeit, iſt auch der Mann geweſen, deſſen Lebensbild wir hier den Vorbildern jener beiden Helden anreihen. Gregorius Lopez war in ſeinem unſcheinbaren Einſiedlerrocke nicht minder ein Held als jene beiden in ihrer Soldatenuniform. Seine Waffenrüſtung war nicht aus den Werkſtätten der Waffenſchmiede, ſondern aus der des Geiſtes Gottes genommen, denn es war die, welche der Apoſtel aus eigener Erfahrung den Gläubigen empfiehlt. Denn er hatte es nicht mit einer Macht der ſichtbaren, ſondern der unſichtbaren Feinde zu thun, die ſeinem Volke und ſeiner Zeit das ſichere Verderben droheten.

So wie Vicars und Henry Havelock zum Felde ihrer Thaten ſich jene Gegenden erſehen hatten, in welchen die ihrem Volke das Verderben drohenden Gefahren am größten waren, ſo fühlte ſich auch der heldenmüthige Geiſt des Lopez ſchon in früher Jugend aus der Heimath nach jenem fernen Lande hingezogen, wo der Geiſt ſeines Volkes und ſeiner Zeit ſo eben die heißeſten Kämpfe auf Leben und auf Tod zu beſtehen hatte. Hier wollte er ſiegen oder ſterben, und er hat geſiegt *).

*) Gregorius Lopez, mit dieſem einfachen Namen wollte er in Mexico genannt ſein, lebte von 1542 bis 1596. Sein Leben und 33jähriges mächtig geſegnetes Wirken in Mexiko iſt zuerſt von zweien ſeiner Freunde: dem Franziskus Loſa und Johannes von St. Jakob in ſpaniſcher Sprache beſchrieben, durch Arnold d'Andilly's franzöſiſche, ſo wie durch Gerhard Terſteegen's deutſche Bearbeitung auch in anderen Ländern von Europa wohlbekannt geworden.

2. Der Unbekannte.

Daß Gregorius Lopez im Jahre 1542 geboren war, hat man mehrmals von ihm ſelber vernommen; daß ſeine Vaterſtadt Madrid geweſen, hat man nur einmal, aus einer ſeiner zufälligen Aeußerungen, obwohl mit Sicherheit, geſchloſſen *). Bei einer anderen Gelegenheit hatte man von ihm erfahren, daß er ſchon im Knabenalter aus Liebe zum einſamen Leben und zum Gebete aus der geräuſchvollen Hauptſtadt zu einem Einſiedler ſich geflüchtet habe, dann aber (bei beſſerer Erkenntniß) unter die Zucht ſeines Vaters zurückgekehrt ſei, der ihn bald nachher als Pagen an den königlichen Hof brachte, in welchem Stande er einige Jahre geblieben zu ſeyn ſchien. Daß er von ſehr vornehmem Herkommen ſey, das ging aus mehreren Umſtänden ſehr deutlich hervor, obwohl man niemals von ihm ſelber erfahren hat, wer, und von welchem Stande ſeine Eltern geweſen. Denn wenn man ihn darum befragte, war ſeine Antwort: „Gott iſt mein Vater, die ſeinen Willen thun, die ſind meine Mutter und ſind meine Brüder. Er ſelbſt hat es uns ja geboten: Ihr ſollt niemand auf Erden Vater heißen, denn Einer iſt euer Vater und euer Meiſter, der im Himmel iſt (Matth. 23, 9 und 10)." Nicht ſo wie ſeinen Stand konnte er jene hohe, vielſeitige Bildung verläugnen, welche man damals dem jungen, ſpani-

*) Ein Ankömmling aus Europa erzählt in Mexiko von einer Feuersbrunſt in Madrid, durch welche mehrere Paläſte in der Nähe der königlichen Reſidenz verzehrt waren. „Habt Ihr," fragte Lopez einen Freund und Genoſſen am Tiſche, „meine Bewegung bei dieſer Nachricht nicht bemerkt? Dort, in den Flammen, war die Wohnung meiner Eltern."

ſchen Adel zu ertheilen bemüht war. Nicht nur die gewöhnlichen Kenntniſſe der Schulen hatte er ſich vollkommen zu eigen gemacht, ſondern ſein vortreffliches Gedächtniß umfaßte die Hauptzüge der Geſchichte der Völker und Länder, der Aſtronomie und Naturkunde, ja ſelbſt der Anatomie und Heilkunde. In ſeiner nachmaligen kleinen Hütte im Thale von Amajac ſah man eine Weltkarte und einen Erdglobus, die er beide mit eigener, geſchickter Hand ſich gefertigt hatte; als einſt im Spitale zu Quastebeck viele Krankheiten herrſchten, und die Vorſteher, bei dem Mangel eines geſchickten Arztes, über die Wahl der Arzneimittel in Unſicherheit waren, ſchrieb er ihnen ein Buch, in ſo ſauberer Handſchrift, als ſei es gedruckt, welches von den eigenthümlichen Heilkräften der Pflanzen und einiger anderer Naturkörper handelte, und dieſelben ihrer Geſtalt nach beſchrieb. Dieſes Buch wurde ſo vortrefflich befunden, daß man es durch mehrere Abſchriften für die verſchiedenen Spitäler des Landes vervielfältigte.

Es war jedoch eine andere Art von Gelehrſamkeit, durch welche ſich Lopez unter ſeiner Umgebung auszeichnete, die nur ſelten dieſe Gabe beſaß, das war ſeine große und genaue Kenntniß der heiligen Schrift. Zu dieſer hatte er von Jugend auf eine ungemeine Liebe gehabt, und als er ſpäter in ſeiner Abgeſchiedenheit die hierzu nöthige Muße fand, da wendete er mehrere Jahre lang täglich vier Stunden zum Leſen der Bibel an, deren Inhalt er, bei ſeinem glücklichen Gedächtniſſe, deſſen Kraft in ſolcher Einſamkeit durch nichts zerſtreut wurde, ſo treu und genau auffaßte, daß er dieſelbe zuletzt ganz auswendig wußte. Nächſt dem Inhalt der Schrift hatte er auch die Geſchichte der Kirche Jeſu Chriſti mit einer Treue in ſein Gedächtniß und in ſein Herz gefaßt, daß er hierin als vollendeter Meiſter erſchien.

So konnte Lopez auch in seiner nachmaligen Gestalt als armer Einsiedler, so gerne er dieses auch gewollt hätte, den hohen Adel, welcher weniger eine Gabe seiner Geburt, als seines Geistes war, nicht verläugnen; es lag eine Majestät, selbst in seiner äußerlichen Erscheinung, welche jeden Unbefangenen, der ihn sah oder der ihm auf dem Wege begegnete, mit einer Achtung erfüllte, welche sich bei Denen, die ihn näher kennen lernten, zur Ehrfurcht steigerte.

3. Gregorius Lopez ein Zeichen seiner Zeit.

Wenn im Frühling eine große Anzahl jener Störche, welche sich wie gewöhnlich in einer Gegend sehen lassen, die sonst von ihnen stark bevölkert ist, wieder hinwegzieht, und nur ein geringerer Theil von ihnen sich häuslich niederläßt, dann hält dies der Landmann mit Recht für das Vorzeichen eines sehr dürren Sommers. Solcher Zeichen, aus denen sich der gegenwärtige oder der nahe künftige Zustand der Natur erkennen läßt, gibt es in der Thier-, so wie in der Pflanzenwelt viele; sie sind aber überhaupt nicht in der Körperwelt allein zu finden, sondern kommen auch in einem höheren Gebiete des göttlichen Haushaltes auf Erden vor, nämlich in jenem, welcher das Leben und die Erhaltung der Menschenseelen umfaßt.

In den Zeiten des alten Bundes mußten dem Volke Israel öfters die Propheten ein Wunderzeichen seyn, daran dasselbe die nahe oder fernkünftige Ausführung eines Rathschlusses oder die gewisse Erfüllung einer Verheißung Gottes erkennen sollte*). Wenn dort der Prophet auf Geheiß des Herrn

*) Isaias 20, 3; Ezech. 12, V. 3 u. f.

ſein Wandergeräthe nahm, wenn er nicht durch die Thür, ſondern durch eine Oeffnung, welche er durch die Wand gebrochen hatte, mit verhülltem Angeſichte hinausging, da war dieſes dem zuſchauenden Volke nicht als Vorbild zum Nachahmen, ſondern zu einem Zeichen des Aufmerkens vor Augen geſtellt, an welchem es die Gedanken Gottes über das zum Gerichte reife Jeruſalem erkennen ſollte. Sehr oft waren jene Männer Gottes auch dadurch ſchon ein Zeichen des Aufmerkens und der Warnung, daß ſie in Zeiten des äußeren Friedens und guten Wohlſtandes, darin der größere Hauſe ſich allem Genuſſe der Sinne überließ, ein Leben der Armuth und der Entbehrung ſich erwählten und, wie der große Vorläufer dort in der Wüſte, ſchon durch ihr äußeres Gewand und ihre Lebensweiſe dem Volke, das in ſeiner Weichlichkeit und in ſeinen Sinnenlüſten erſtorben war, eine Ermahnung gaben zur Buße und zum Erwachen aus dem Schlafe der Sünden.

Solche Prediger der Gerechtigkeit, durch das Vorbild ihres Wandels und durch das Wort ihres Mundes, ſind auch der Chriſtenheit öfters in jenen Zeiten geſchenkt worden, darin ſie deren am meiſten bedurfte und wo ſie noch offene Augen und Ohren hatte, zu ſehen, was ſie ſah, zu hören, was ſie hörte. Das Zeugniß dieſer Menſchen trug, je nach dem Bedürfniſſe ihrer Zeit, immer auch ſeine eigene Geſtalt. Dieſe Geſtalt war eine ſinnlich augenfälligere, in Zeiten, wo die Verführung zum Abwege von grober ſinnlicher Natur war; ſie zeigte ſich von anderer, innerlicherer Art, wenn die Abweichung eine innerlichere und darum meiſt eine gefährlichere war.

Ein Zeugniß in der erſteren, ſinnlich auffallenderen Form gab Gregorius Lopez ſeinem Volke und ſeiner Zeit, in denen die Sucht nach Gewinn irdiſcher Schätze

und der Hang zur Vergeudung des Gewonnenen in unerhörtem Prunke der Kleider und sinnlichen Belustigungen bis zum Wahnsinne gesteigert war. Seine Aufgabe war es, der lüstetrunkenen Menge, in deren Mitte er auftrat, nicht sowohl ein Vorbild zur allgemeinen Nachahmung, als ein Zeichen des Aufmerkens zu seyn, welches ihren Blick von dem vergänglichen Staube und den Gütern der Erde hinauflenkte nach jenen Gütern, die nicht vom Wesen der Vergänglichkeit sind.

Wir haben in unseren Tagen nur ein schwaches Schattenbild jenes Treiben gesehen, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welchem Gregorius Lopez zuerst in Spanien, dann in Mexiko den Beruf eines Predigers der Gerechtigkeit antrat, einen großen Theil der abendländischen Christenheit nach dem Gewinne des Silbers und des Goldes bewegte. Dieses Schattenbild stellt sich uns in der Geschichte der californischen und australiensischen Goldschwindeleien dar. In einem unvergleichbar viel reicheren und andauernderen Maaße als in Californien hatten sich die verborgenen Schätze der edlen Metalle damals in dem südlichen Amerika den europäischen Freibeutern aufgethan. Tausende wurden noch viel mehr als in unseren Tagen durch ihren Antheil an der Beute heute reich und morgen wieder arm; Millionen der gewonnenen Schätze fanden ihren Untergang bei der Ueberfahrt nach Europa im Meere, oder kamen in Feindeshand; andere Millionen brachten den Menschenseelen, die sich an sie gehangen, das Verderben durch die Macht ihres Feindes.

Nur im Vorübergehen, wie ein Sonnenstrahl, der auf einige Augenblicke durch den Nebel bricht und dann wieder von diesem verdunkelt wird, beleuchtet uns die Geschichte des Gregorius Lopez diese Schattenseite der damaligen

Zeit, gewährt uns aber zugleich das Wahrnehmen ihrer troſtreichen Lichtſeite. Dieſe war das Wiedererwachen eines Fragens und Verlangens nach Gottes lauterem, ewigem Worte und nach dem Genuſſe des lebendigen Waſſers, das aus dieſer Quelle kommt.

4. Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden.

Namentlich für das Verſtändniß, für das eigentliche, innere Lebendigwerden des Wortes der ewigen Wahrheit gilt der Spruch: „In deinem Lichte ſehen wir das Licht“ (Pſ. 36). Welcher Freund und fleißige Leſer des geoffenbarten Wortes ſollte nicht an ſich ſelber die Erfahrung gemacht haben, wie ihm auf einmal, in einer geſegneten Stunde ſeines Lebens ein ganz beſonderes Licht auf irgend eine Stelle, irgend einen Spruch der heiligen Schrift fiel, deſſen Kraft Geiſt und Seele durchdrang, und welcher von nun an in ihm zu einem Grundgedanken wurde, der über das ganze Gebiet ſeines Erkennens und Denkens eine höhere Klarheit verbreitete, und der Thatkraft ſeines Willens eine neue, feſtſtehende Geſtalt gab.

In einem beſonders hohen Maaße liegt die Kraft zu Grundgedanken des Geiſtes und zu einer fruchtbaren Lebensregung des Gemüthes zu werden, in den ſieben Bitten, die uns der Herr ſelber in Seinem Gebete an das Herz und in den Mund gelegt hat. Der Mann, von deſſen äußerem und innerem Leben die hier mitgetheilten Züge eine Kunde geben, hatte die Erfahrung der Gotteskraft, die den Worten des Gebetes unſeres Herrn inne wohnt, in lebendigſter Weiſe erfahren, als er wie ein geſcheuchtes Reh, mit einem Herzen voll Sorgen und Unruhen über

das, was werden könnte, aus dem Getümmel der streitenden Parteien und der blutigen Kämpfe seiner Zeit entflohen war. Denn die Gedanken an das, was er in der Welt erfahren, die Gefühle seiner Furcht wie seiner Hoffnungen waren noch mit ihm gezogen. Da gab er drei Jahre lang all' seinen Gebeten bei Tag und Nacht ihre Grundrichtung durch die Worte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden; Amen Jesus." Denn woraus anders entspringt der Unfriede in unserem Inneren, so wie auf Erden, als daraus, daß der Mensch nicht lernen mag, seinen Willen ganz und lauterlich in den Willen Gottes zu ergeben und Gottes Weisheit in Allem zu vertrauen, was Er auf Erden thut und geschehen läßt? Und woher kann anders der Friede auf Erden kommen, welchen die Menge der himmlischen Heerschaaren in der heiligen Nacht verkündeten, als aus dem Einklange des Willens der armen Erdenbewohner mit dem göttlichen Willen, aus dem Einklange, auf welchem die Seligkeit im Himmel so wie die Ruhe und Freude des Menschenherzens auf Erden beruht?!

Diesen Vorschmack der Seligkeit der Heere des Himmels fand der Einsame im Thale von Amajac, wo sein Tagewerk lange Zeit als ein unfruchtbares und vergebliches erschien. Durch das Wort: „dein Wille geschehe" ward sein eigener Wille immer mehr und mehr umgestaltet in die Gleichheit des göttlichen Willens. Ein lebendiger Quell des Friedens und der inneren Sicherheit, so wie der göttlichen Thatkraft im Gemüthe, hatte sich seitdem ihm aufgethan, der nie wieder versiegte.

Auch unserer jetzigen Zeit und Christenheit in ihrer Zerrissenheit und ihren Kämpfen, in ihrer Unsicherheit und Rathlosigkeit, in welche bald hier, bald da, die Hand Gottes einen Eingriff thut, der allen Weisen und Verständi-

gen der Welt unerwartet und unvorhergesehen war, könnte man zurufen: wüßtest du, was zu deinem Frieden dient, du würdest darnach ringen und trachten, daß die Worte: „Dein Wille geschehe auf Erden" auch dir ein Grund und Boden würden, auf welchem dein Herz seine Festigkeit gewönne.

5. Das Suchen nach Schätzen.

Eben so wie in unseren Tagen nach Californien und Australien zogen in der Mitte des 16. Jahrhunderts ganze Schaaren gewinnsüchtiger Leute, namentlich von Spanien aus nach Mexiko, wo um jene Zeit die Silberminen von Zacatecas eine unerhörte Ausbeute gaben. Mit einer dieser Schaaren landete im Jahre 1562 der damals 20jährige Lopez in Vera-Cruz. Während seine Reisegefährten alsbald ihrem Geschäfte, sich zu bereichern, zunächst durch den Verkauf ihrer mitgebrachten Waaren und Güter, nachgingen, und schon durch vortheilhafte Verwechslung ihres geprägten Geldes gegen ungeprägtes Silber einen vorläufigen Gewinn machten, begann auch Lopez das Geschäft, welches hier in dem fremden Welttheile seine Aufgabe seyn sollte. Wie er schon in seinem Vaterlande allen den Ansprüchen, die er auf äußeren Reichthum machen konnte, entsagt hatte, so entäußerte er sich auch hier aller der Erdengüter, die er noch mit sich über das Meer herübergebracht hatte. Dazu zeigte sich ihm auch in dem Lande, das er jetzt betrat, die beste Gelegenheit, denn wie noch in unseren Tagen gerade in jenen Ländern und an solchen Orten, wo der meiste Goldreichthum gewonnen wird, das größte äußere Elend, die tiefste Armuth sich finden, so war es auch damals im Vicekönigreiche Mexiko. Ein solches

Elend hatte Lopez noch nie gesehen. Ohne sich lange zu besinnen, verschenkte er Alles, was noch sein war, im Werthe von 8400 spanischen Thalern an die Armen. Wie ein Feldherr, welcher dem Feinde gegenüber bereit ist, entweder zu siegen oder zu sterben, sich selber den Rückweg zur Flucht abschließt, so warf er Alles von sich hinweg, was den Kampf und Sieg, dem er entgegenging, ihm erschweren konnte.

In Mexiko nahm er, wie aus einem Briefe von diesem hervorgeht, seine Wohnung bei einem gewissen Louis Zapata. Er kam zu ihm in einem einfachen Gewande aus Barsche, ohne alles Gepäck, und der Wirth mochte nicht wenig erstaunt sein, als er bemerkte, daß dieser junge adelige Herr, denn als einen solchen betrachtete und behandelte er ihn, sich durch Abschreiben das zu erwerben suchte, was er zu seinem Unterhalte und zu seiner weiteren Reise bedurfte.

Zacatecas, wo sich nach dem Gerüchte, das unter dem Volke verbreitet war, ganze Berge von gediegenem Silber finden sollten, zog um diese Zeit, wie schon erwähnt, die Meisten jener geistig Kranken an sich, welche, wie wir in unseren Tagen es nennen würden, von dem Californienwahne befallen waren. Auch Lopez eilte, nach einem kurzen Aufenthalte in Mexiko, dorthin, nicht um die Silbergruben der Gegend, sondern um eines der einsamen Gebirgsthäler aufzusuchen, welchem nur selten, aus Furcht vor den Indianern ein Europäer sich nahete. Als er in Zacatecas ankam, da sollten so eben einige mit Silber beladene Wagen nach Mexiko abfahren. Ein Haufe der Theilhaber an dieser Ausbeute des Bergbaues und eine Menge des müßigen Volkes stand um die Wägen gedrängt; es war, als sei mit dem Erze zugleich die ganze Hölle aus

der Tiefe heraufgekommen; man hörte nichts als Eidschwüre und ein lautes Gebrüll der Flüche; zwei Spanier, in heftigem Zorn gegen einander entbrannt, zogen die Schwerter, und sanken beide zugleich, jeder von der Waffe des anderen durchbohrt, zum Boden; ein Fluch war vielleicht bei beiden das letzte Wort gewesen.

Ein Schrecken der Ewigkeit ergriff den Jüngling, der nach einem anderen Schatze suchte als nach solch' glänzendem Erdenstaube, auf welchem in siebenfältig vergrößertem Maaße als an dem Acker, welcher Disteln und Dornen trägt, der Fluch lastet. Hier, auf dem blutbefleckten Boden war seines Bleibens nicht, das Wort: „heute, so ihr Seine Stimme höret" tönte wie ein Donner in seinem Innern; dahin, wo keine Läßterung noch ein Mißbrauch des großen Namens gehört wird, wo der Durst nach Silber und Gold noch in keiner Menschenbrust erwacht ist, will er entfliehen, um dort in der Wüste mit seinem Gott auf einige Zeit allein zu seyn. Er hatte ja schon längst hier ein Arbeitsfeld sich ersehen und in dem Gebete „dein Wille geschehe" die Freudigkeit zu allen Thaten seines inneren und äußeren Lebens gefunden; auch das, was er jetzt that, dies wußte er, war der Wille seines Gottes.

6. Die Mördergrube.

Die Gruben, darin man auf bergmännischem Wege den Schatz des Silbers suchte und fand, hatten unter dem spanischen Volke verschiedene sehr wohllautende, rühmliche Namen, die aber, darin Lopez den höchsten Schatz des Erdenlebens suchte und fand, war unter seinem Volke als eine Mördergrube verschrieen. Wir begleiten ihn in ihr Inneres hinein.

Acht Meilen von Zacatecas öffnet sich das Thal von

Amajac hinein in das Hochgebirge. Um jene Zeit wohnte in dieſem Thale und in ſeinen Felſenſchluchten der Indianerſtamm der Tſchitſchimaken, einer, wie das Gerücht ſagte, der wildeſten und grauſamſten von allen, mit denen bis dahin die Europäer in Berührung gekommen waren. Lopez, wenn man ihn ſpäter fragte: weshalb er nach Mexiko gekommen ſey? pflegte darauf zu antworten: „Zur Ehre Gottes.“ Es war die Ehre ſeines Gottes, welche durch ſein furchtloſes Annahen zu Menſchenſeelen, für welche Chriſtus, ſo wie für die unſrigen ſtarb, die aber ſeinen Namen nicht kannten, verherrlicht werden ſollte. „Dein Wille geſchehe“, das war ihm das Loſungswort auch auf dieſem Wege der Gefahren.

Nahe an der Gränze dieſer Wüſte der Völker wie der Natur fand der Wanderer in einem Maierhofe, der von einem Spanier, dem Hauptmann Carillo, bewohnt war, freundliche Aufnahme. Dieſem Gaſtfreunde theilte er ſeinen Entſchluß mit, weiter aufwärts am Fluſſe ſeine Hütte aufzuſchlagen. Den abrathenden Gründen des Hauptmanns ſetzte der jugendliche Held einen Ernſt entgegen, der alle jene Gründe überwand. Carillo bot ihm Leute an, die ihm beim Bau der Hütte behülflich ſeyn ſollten, er aber erbat ſich, alle weitere Hülfe zurückweiſend, nur einige Werkzeuge und trat ſeinen Weg im Thale aufwärts allein an.

Was war das, was ſchon bei dieſem Baue den unbewaffneten, zarten Jüngling, der, wie man vorausſetzen darf, nicht einmal ihre Sprache verſtand, die Herzen der wilden Tſchitſchimaken ſo geneigt und dienſtbar machte, daß ſie dem Fremdlinge unaufgefordert Steine und Holz herbeitrugen und ihm beim Baue ſeiner Hütte behülflich waren? — Ihm, einem Sohne des Volkes, gegen welches ihre Blut-

rache ſo entflammt war, daß ſie jeden Spanier, der in ihre Gewalt kam, alsbald ermordeten? Es war der Wille ſeines Gottes, ſeines Herrn, den ſein Gebet ohne Aufhören vom Himmel zur Erde herabrief, der den Willen eines Volkes, das Seinen Namen nicht kannte, dieſen aber auch nicht durch Mißbrauch und Läſterung entweihte, ſo lenkte, daß es, ohne zu wiſſen warum? gegen dieſen Jakob ſich noch freundlicher halten mußte, als Laban auf dem Berge „da der Herr ſiehet.“ — „Ich komme hieher“, ſo ſprach der Einſame zu ſeinem Herrn, „um ganz Dein zu ſeyn, mich ſelber aber zu vergeſſen. Meine Seele und mein Leib ſind dein Eigenthum, dein Wort iſt mein Bürge für ſie und ihr Heil.“

Einfach und arm genug war die Lebensweiſe des jungen, vormals am Königshofe zu Valladolid erzogenen Mannes, mitten in ſeiner ſilber- und goldreichen, in allen Lüſten der Sinnlichkeit ſchwelgenden Nachbarſchaft. Sein Lager beſtand aus einem Brette und aus einer leichten, ärmlichen Decke; ein Stein diente zum Kopfkiſſen; ſtatt anderer Zierrathen ſah man Sprüche des Troſtes und der Erweckung, die der Einſiedler mit eigener Hand an die Wände ſeiner Hütte geſchrieben hatte; ſeine Koſt war geröſteter Mais, mit einigen Kräutern, und nur einmal täglich genoß er dieſe Mahlzeit. Er zündete niemals, wenn es dunkel ward, eine Kerze an; zu den Geſchäften ſeines Lebens, ſagte er, bedürfe er eines ſolchen Lichtes nicht. Er ging niemals, um ſeine Sinne zu beluſtigen, heraus aus ſeiner Hütte, oder zum Beſuche zu ſeinem Gaſtfreunde Carillo. Und ſo that er nicht aus Furcht vor ſeinen wilden Nachbarn den Tſchitſchimaken, denn mit dieſen lebte er wie mit treuen Bundesgenoſſen in ſo tiefem Frieden, daß der Weg nach ſeiner Hütte, ſelbſt für Solche, die ihn beſuchen wollten, vollkommen geſichert war.

Dieſen Zuſtand des Friedens benutzte der Hauptmann Carillo für ſich und die Seinigen auf eine heilſame Weiſe, indem er ſeine beiden jungen Söhne zu Lopez in die Schule ſandte. Es war dem hochgebildeten jungen Manne nicht zu gering und ſchlecht, die Knaben ſelbſt im Leſen und Schreiben zu unterrichten, denn nicht einmal dazu fand ſich in dem einſamen Thale eine Gelegenheit. Konnte er doch mit dem Leſen und Schreiben zugleich ihnen das Wort vom Leben und vom ewigen Heile an's Herz legen und auch bei allem Anderen, was er ihnen lehrte, führte er ihre jungen Seelen zu dem Erkenntniſſe hin, welches höher und beſſer iſt als alles Wiſſen und alle Weisheit der Welt.

Wenn die Knaben zu ihrem Lehrer kamen, fanden ſie ihn oft, in tiefes Gebet verſenkt, auf ſeinen Knieen liegend; es hatte der Anblick des Mannes in dieſem Zuſtande ſeiner geiſtigen Erhebung etwas ſo ungewöhnlich Anregendes und Gedanken der Andacht Erweckendes, daß der Schwiegerſohn des Carillo, Martinus Moreno, wie er dies nach Lopez' Tode Vielen bekräftigte, eines Tages ganz in Thränen in ſein Haus zurückkam, und als ſeine Frau ihn fragte, was ihn ſo bewege, erzählte er ihr, daß er den Gregor betend in ſeiner Hütte geſehen habe und durch dieſen Anblick wie in eine Welt der ſeligen Geiſter entrückt worden ſey, dahin von nun an ſein Gemüth verlange.

Dieſer Ehrfurcht erregende Anblick eines Chriſten kann es auch allein geweſen ſeyn, was den Tſchitſchimaken eine Geſinnung gegen ihren hülfsbedürftigen, von allem menſchlichen Schutze verlaſſenen Nachbar einflößte, welche allgemeines Staunen erregte. Wenn die Knaben des Kapitäns zu ihm kamen, fanden ſie öfters todte Kaninchen, Wachteln, indianiſche Feigen und andere, beſonders hochgeachtete Gaben bei ihm liegen, welche die Wilden ihm zum Geſchenke

gebracht hatten und die er den Knaben mitgab an ihre Eltern. Denn er ſelber genoß um jene Zeit keine Speiſe von dergleichen Art und auch von jenen kleinen ſcheibenartigen, aus Mais gebackenen Broden, welche ſeine Schüler ihm brachten, wollte er nie mehr als eines annehmen, eine Gabe, die er erſt in 8 Tagen aufbrauchte, während ſie für einen Anderen nur ein Frühſtück geweſen wäre. —

Drei oder vier Jahre hatte Gregorius Lopez in ſeiner kleinen Hütte im Thale von Amajac gelebt; er hatte, wie man ſpäter von ihm erfuhr, in dieſer Zeit manche innere Leiden und Kämpfe beſtanden, von deren eigentlicher Natur nur Gott wußte, welcher hier ſein beſtändiger Umgang war, im Gebete ſo wie in Seinem Worte. Während Andere unten in Zacatecas nach Silber und Gold gruben, hatte er in ſeiner Hütte einen Schatz erhoben, welcher beſſer war als viel tauſend Stücke Goldes und Silbers, köſtlicher denn viel Gold und feines Gold iſt (Pſ. 119, 72; 19, 11).

Aber der äußere Friedea auch dieſes ſtillen, abgelegenen Thales ſollte geſtört werden. Die Spanier unternahmen einen Kriegszug gegen die ſtreitbaren Tſchitſchimaken, bei welchem ſie gerne den ganzen Stamm dieſes Volkes vertilgt hätten. Da zogen die rohen Soldaten öfters an Lopez' Hütte vorbei und erfüllten das ſtille Thal mit ihrem wilden Lärmen. Sie waren Landsleute, und dem Namen nach Mitchriſten des jungen Einſamen; dennoch gingen nur ſelten welche vorüber, die ihn nicht läſterten als einen Ketzer und Lutheraner*), weil er nicht zur

*) Luther und das Aufſehen, das ſeine Lehre machte, waren in Spanien durch das Verhältniß ihres Herrſchers zum deutſchen Reiche ſehr wohl bekannt geworden.

Meſſe ginge, oder ihn einen Narren nannten. Wie anders benahmen ſich gegen ihn die Wilden, ſeine natürlichen Feinde, wenn ſie ihn, ſo oft ſie ihn ſahen, mit Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, in der Bewegung ihres Hauptes und ihrer Hände begrüßten.

Für Lopez war in dem Thale von Amajac, als dieſes ein Schauplatz blutiger Gräuel wurde, kein Bleibens mehr. Er zog in ein kleines, nicht ſehr fern gelegenes Dorf, das eine Kirche hatte, durch deren Beſuch er dem Aergerniſſe wehren wollte, das er vorher durch ſeine abgezogene Lebensweiſe zu geben ſchien.

7. Das Wanderleben eines Pilgrims und Fremdlings.

Zwei Jahre war er in ſeinem neuen Aufenthaltsorte geblieben, da wandelte ihn das Verlangen an, noch einmal nach ſeinem ſtillen Thale und ſeinem Hüttchen zurückzukehren, wo das Gebet und das Wort des Herrn ſeine liebliche Unterhaltung und ſein ſeliger Genuß geweſen waren, Tag und Nacht. Auf der Hinreiſe nahm er ſeine Nachtherberge bei einem gewiſſen Sebaſtian Mechia, welcher von ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft eine reichere Gabe empfing, als jemals ein Fürſt oder Großer der Erde einem Wirthe gab. Denn der Mann, der vorher ſich nur wenig um Dinge bekümmert hatte, die nicht der Welt angehören, ward durch den göttlichen Ernſt und durch die eindringenden Worte des Lopez ſo überwältigt, daß ſein Leben von nun an nach ſeinem Maaße von einem ähnlichen göttlichen Ernſte zeugte, als der ſeines Gaſtes geweſen war; jedes Wort, das dieſer geſprochen, wurde ihm zur That. Der Mann hatte auch ſeit der Zeit eine ſo innige

Liebe und ſolches Vertrauen zu Lopez gefaßt, daß er dieſen zu ſeinem beſtändigen Rathgeber und zum Vollzieher ſeines Teſtamentes machen wollte, welches Jener — der Pilgrim und Fremdling — beides nicht annehmen konnte.

Es war nun einmal ſeine innere Führung ſo, daß er die Freigebigkeit der Menſchen zurückweiſen mußte, und daß er immer nur aus der Hand ſeines Vaters im Himmel leben durfte, der über Alles reich, mit dem, was er bedurfte, oder mit den Kräften ihn verſorgte, durch die er den Bedarf ſich erwerben konnte. Als daher, nach einer Zeit von etwa ſieben Jahren ſeit dem Beginne ſeines einſamen Lebens, ſein Kleid aus Sarſche, das er mit aus Europa gebracht hatte, ſo abgenutzt war, daß er nothwendig ein anderes bedurfte, wendete er ſich nicht etwa an Carillo oder an den wohlhabenden Mechia, ſondern er ging zu einem Landmanne und trat in ſeine Dienſte. Zwei Monate blieb er da und beſorgte die Rechnungsgeſchäfte ſeines Dienſtherrn mit unübertrefflicher Pünktlichkeit, Treue, und mit unabläſſigem Fleiße. Zugleich war er auch dem ganzen Hauſe ſeines Dienſtherrn durch ſeine Demuth und ſein liebevolles Weſen eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß man, als er jetzt ſeinen Abſchied forderte, auf alle Weiſe, mit Bitten und Anerbietungen großer äußerer Vortheile es verſuchte, ihn zurückzuhalten. Sein in dieſer Zeit erworbener, mäßiger Lohn reichte aber gerade zur Anſchaffung einer neuen, einfachen Kleidung hin und nur dieſe hatte er hier geſucht. Man entließ ihn mit Thränen, und, da er Anderes nicht annahm, mit vielen Aeußerungen einer dankbaren Liebe, die nicht ohne Früchte blieb. Denn auch dieſem Hauſe war er zum Segen geweſen und iſt ihm dieſes geblieben.

Diesmal waren es nicht die kriegeriſchen Unruhen in

dem Thale von Amajac, die ihn wieder aus der Hütte, welche ihm und Anderen eine segensreiche Schule gewesen war, hinwegführten, sondern die gutmeinende Zudringlichkeit eines Geistlichen, Namens Salazar, welcher nachmals Bischof auf den Philippinen geworden ist. Dieser nöthigte ihn nach Mexiko, in sein Kloster zu kommen; als man ihm jedoch nur unter der Bedingung, daß er Ordensgeistlicher würde, eine eigene Zelle einräumen wollte, verließ er das Kloster und suchte sich eine andere einsame Gegend auf, wo er den Augen seiner bisherigen Bekannten entzogen, im Stillen leben, und nach seiner eigenen, freien Weise auf Menschenseelen wirken könne. Er fand einen solchen Ort in dem Bezirk von Quasteca. Hier aber, wo Niemand ihn beachtete, wurde er von der Ruhr befallen. Schon war er, ohne Pflege, ohne Speise und Trank darniederliegend, dem Tode nahe; da bekam ein guter Priester der dortigen Gegend: Jakob Mosa, die Kunde von seiner Noth. Dieser ließ ihn in sein Haus bringen, pflegte seiner in christlich-brüderlicher Weisa, und ihm gelang es, diesen werthen Gast, auch da derselbe wieder genesen war und nun dankbar sich verabschieden wollte, zu einem längeren Aufenthalte in seinem Hause zu bewegen. Hier räumte man ihm ein kleines Zimmer ein, welches so einfach, als Lopez es wünschte, eingerichtet war.

Vier Jahre hatte er da verlebt, und war nicht nur seinem Wirthe, sondern Allen, die ihm nahe kamen, Hohen und Geringen, den gebildeten Europäern und den kindisch unwissenden getauften Indianern durch das Vorbild seines Gott geheiligten Wandels und durch seine kräftig zu Herzen dringenden Reden ein Prediger jener Gerechtigkeit gewesen, die allein vor Gott gilt; da schien seiner Wirksamkeit, ja selbst seinem Leben eine unerwartete Gefahr zu

drohen. Eine Fluth von Läſterungen brach über ihn herein, die ihm zwar ſelber zu einer Geiſtestaufe und Weihe diente, zugleich aber auch die Anderen, denen er unter dem Obdache der Bruderliebe befreundet geweſen, ſeines Umganges beraubte. Um nicht ſeinen Gaſtfreund und die Geſinnungsgenoſſen desſelben mit ſich in das gleiche Ungemach zu bringen, mußte er den Wanderſtab eines Pilgrims und Fremdlings ergreifen, welcher nirgends eine bleibende Stätte hat.

Vor Allen waren es einige ungeiſtliche Geiſtliche, welche dieſen Stillen im Lande zu einem Gegenſtande ihrer Verfolgungen und ihres Haſſes machten. Dem Ankläger, welcher an der Spitze der anderen zu ſtehen ſchien, fragte der Hofprediger Franziskus Loſa unter vier Augen genau über das Alles aus, worauf man die Beſchuldigungen der Ketzerei gegen Lopez gründete. Weder auf den Wandel noch auf die Lehren desſelben konnte der Ankläger einen Flecken bringen. Es waren zum Theil Dinge, die wir an Lopez ſchon kennen gelernt haben: der Hang desſel[redacted]immer im Verborgenen und allein zu ſeyn, als ob er, wer weiß, welche verdächtige Geſchäfte habe, der Umſtand, daß man von ihm über ſeine Abſtammung und ſeine Eltern gar nichts erfahren könne, und allerhand kleine kirchliche Freiheiten, die er ſich geſtattete.

Würdet Ihr wohl, fragte der Hofprediger, ſelbſt einen Räuber deshalb für einen Ketzer halten, weil ihr keinen Roſenkranz bei ihm ſähet und keine Heiligenbilder an den Wänden ſeiner Höhle fändet? warum thut Ihr das bei einem Manne, den Ihr in der Hauptſache als einen gläubigen Chriſten beſchreibt? —

Höchſt merkwürdig war die Folge, welche die Anklage des eben erwähnten Prieſters für die ſpäteren Lebensjahre

unſeres Gregorius Lopez hatte. Derſelbe Hofprediger Franz Loſa, der vielleicht bei dieſer Gelegenheit die erſte genauere Kunde von dem ſeltenen Manne erhielt, wurde von nun an nicht nur aufmerkſam auf ihn, ſondern fühlte ſich bald hernach ſo zu ihm hingezogen, daß er kein äußeres Opfer ſcheute, um ihm ein naher Gefährte und Begleiter auf ſeinem Lebenswege, ein Pfleger und Verſorger in ſeinen letzten Tagen zu werden.

Aber die Anklagen gegen Lopez, als einen der Ketzerei Verdächtigen, waren noch nicht verſtummt, ſie bewogen den Erzbiſchof von Mexiko zu einer gerichtlichen Unterſuchung, aus welcher die Unſchuld des Mannes vollkommen hervorging. Ein gelehrter und gottesfürchtiger Jeſuit, Alphonſus Sanchez, mußte im Auftrage des Erzbiſchofs den vermeintlichen Ketzer genau über ſeinen Glauben befragen und ihn nach ſeinen Worten und Wandel ernſtlich prüfen. Dieſer ſagte von ihm zu dem Erzbiſchof: „In der That, ich muß bekennen, daß ich im Vergleiche mit dieſem Manne noch nicht angefangen habe, das geiſtige ABC zu lernen.“ — Es [redacted] aber noch andere Zeugen für den ächten und lebendigen Glauben des Lopez auf. Das waren jene Seelen, die durch ihn in den verſchiedenſten Angelegenheiten ihres Lebens Troſt, Rath und geiſtliche Stärkung ſo wie die Anregung zu einem anderen gottgefälligen Leben empfangen hatten. Es waren dies zwar der größeren Zahl nach arme und von der Welt wenig geachtete Leute, zum Theil aber auch Solche von höherem Stande und Range, ſo wie von anerkannter Bildung des Geiſtes, deren Urtheil die unverſtändige Menge zum Schweigen brachte. Als deshalb der vielbelaſtete Mann während ſeines Aufenthaltes zu Teſtuco von großer Leibesſchwachheit mit Kolik und Magenkrampf befallen wurde, da ſandte

ihm der Erzbiſchof, der es vernommen, eines ſeiner Pferde und einen Knecht, um ihn in das Spital zu Quastepec bringen zu laſſen, wo er, auf die Empfehlung jenes Herrn, die liebreichſte Aufnahme und ſorgfältigſte Verpflegung fand.

8. Ein Kranker als Tröſter der Kranken.

Das Licht des Geiſtes, welches dem Gregorius Lopez in ſo reichem Maaße verliehen war, ſollte nicht unter dem Scheffel verborgen bleiben; es ſollte immer mehr und mehr an einen Ort geſtellt werden, wo es von vielen Augen geſehen, Vielen als Leuchte dienen konnte. Schon das Spital zu Quastepec war ein ſolcher Ort. Daſelbſt wohnte eine große Zahl von Kranken und Hülfsbedürftigen mit ihren geiſtlichen und weltlichen Pflegern und Wärtern beiſammen, denen Allen der Kranke von ſeltener Art, welcher jetzt in ihre Mitte trat, als ein freudebringender Leidensgenoſſe erſchien. Denn er wurde ihnen ein Arzt und Helfer, welcher nicht in den gewöhnlichen Schulen der Arzneikunde, ſondern in der Schule von Iſraels Arzt und Helfer ſeine Kenntniſſe und Gaben empfangen hatte. Ein neuer Geiſt, ein anderes Leben, das ſich den Geſunden nicht minder mittheilte als den Kranken, kam mit Lopez in das Haus der Kranken.

Unter dieſen gab es Mehrere, welche in ihrer bis dahin noch nie gebändigten böſen Laune, durch die Ungeduld, mit der ſie ihre Schmerzen, die lange Dauer ihrer Krankheit und die ihnen auferlegten Entbehrungen aufnahmen, ihren Wärtern ſehr zur Laſt fielen. Sie betrugen ſich gegen dieſe nicht nur wie böſe, ſtörrige Kinder, ſondern öfters wie unvernünftige Thiere. Für Solche hatte Lopez eine Gabe der geiſtigen Heilkraft empfangen, welche Allen,

die ihn beobachteten, als eine wahrhaft wundervolle erſchien. Jene Kranken waren unter allen Kranken die unglücklichſten und darum auch die hülfsbedürftigſten. Wenn der Mann, welcher vielleicht unter allen damals im Krankenhauſe Anweſenden die heftigſten und anhaltendſten Schmerzen zu erdulden hatte, leiblich gebeugt durch ſeine Schwäche, mit dem göttlichen Ernſte in ſeinen Mienen und in ſeinen Worten, zugleich aber mit einer Milde und Liebe, die Alles überwand, an das Bette jener Unglücklichen kam, da wurde es bald anders mit ihnen. Es lag in dem Weſen dieſes Menſchen eine Hoheit, welche dem böſen Willen der Anderen mit unwiderſtehlicher Macht entgegentrat, ihn beſchämte, beugte und brach. Er ſelbſt wußte es, daß jene Macht nur als eine Frucht ſeines anhaltenden Gebetes: „Dein Wille geſchehe“, aus göttlichem Erbarmen ihm verliehen ſey. Darum war in ihm eine Demuth des Glaubens und der Liebe, welche den erſten Regungen der erwachenden Reue in ſolchen Kranken brüderlich entgegenkam, die zum tiefſten innigſten Mitleide mit den fremden Schmerzen ſich herabließ und in lieblichen Worten des Troſtes, wie der Hoffnung überfloß.

Auch die anderen Kranken, ſo weit ſeine große leibliche Ermattung es ihm erlaubte, beſuchte er, und brachte ihnen mit dem inneren Frieden zugleich eine wohlthuende Linderung ihrer Leiden, mit der Stärkung der inneren Natur zugleich die der äußeren. Die Sterbenden erfüllte ſein Zuſpruch mit Kräften der Ewigkeit; den Geneſenen ſuchte er bei ihrer Rückkehr in die Geſchäfte des leiblichen Lebens die Anfänge eines geiſtigen Lebens mitzugeben, welche in vielen von ihnen eine bleibende kräftige Entwickelung genommen haben. Die Wärter und Pfleger der Kranken munterte er fortwährend zur rechten, treuen Erfüllung ihrer Pflichten auf und belehrte

ſie in beſonders ſchwierigen Fällen über Manches, das ihm aus der Natur- und Heilkunde der damaligen Zeit wohlbekannt war. So ward er auch dieſen Dienenden im Hauſe ein demüthiger Gehülfe, ein aufmunterndes Vorbild, das in all' ihren Mühen ſie ermuthigte.

Hier im Krankenhauſe zu Quastepec ſchrieb er auch ſein oben (S. 63) erwähntes Buch der Heilmittel und Rezepte. Als der berühmte Arzt Chriſtophorus Amaja dieſes treffliche Werk ſah, ſprach er zu dem Verfaſſer: „welche Menge der gelehrten Bücher haben Sie doch zu dieſem Ihrigen nachgeleſen und benutzt?“ — Es ſind nun, ſo antwortete Lopez, ſchon viele Jahre, ſeit ich nur in Einem Buche leſe.

Selbſt ſeine äußere Lebensweiſe im Spitale hatte für Alle, die ſie beobachteten, etwas Auffallendes, für Viele etwas Erbauliches. Am Vormittage blieb er einſam in ſeiner kleinen Kammer; wenn es Zeit zum Mittageſſen war, ließ man es ihm ſagen und der nachmalige Pater Ribera, damals noch Knabe, der ihn gewöhnlich zum Eſſen rief, hat erzählt, daß er, wenn er zu Lopez in die Kammer trat, dieſen zuweilen wie außer ſich in Entzückung getroffen habe, ſo daß er mehrmals ihm bei ſeinem Namen rufen mußte. Er kam dann, mit ſeinem Krüglein voll Waſſers, das er wegen der Schwäche ſeines Magens an der Sonne erwärmt hatte und worüber eine kleine Serviette gedeckt war. An den alltäglichen Geſprächen nahm er keinen oder nur einen geringen Antheil und obgleich er dann den ganzen übrigen Tag und bis zum nächſten Mittag Nichts mehr genoß, aß er dennoch außerordentlich wenig. Nach dem Eſſen und dem gewöhnlichen Dankgebete blieb er noch bei Tiſche ſitzen, und hier war es, wo er für Alle, die mit ihm zu reden begehrten, den Schatz ſeines Herzens aufthat und aus der Fülle ſeiner Kenntniſſe und Erfahrungen

Antwort ertheilte auf alle Fragen. Denn er ſelber, außer bei Kranken und Leidenden, deren Zuſtand ihn ungefragt zum Sprechen aufforderte, fing niemals ein Geſpräch an. Wenn dann nicht vielleicht ein Geſchäft an den Krankenbetten, wozu er zu jeder Zeit bereit war, ihn aufhielt, begab er ſich am Nachmittage wieder in ſein Zimmer, darin er den übrigen Theil des Tages einſam, im Gebete und Betrachtung des Wortes zubrachte, zuweilen auch ſein Gewand oder ſeine Schuhe, mit der Geſchicklichkeit eines Schneiders oder eines Schuhmachers, ausbeſſerte. —

Beinahe hätte ihm aber der Aufenthalt in dieſem Spitale ſtatt neuer Stärkung der Geſundheit den Tod gebracht. Er wurde von einem heftigen Fieber befallen, während deſſen ihm der unerfahrene Wundarzt 14mal die Ader öffnete, ſo daß es als eine außerordentliche Bewahrung erſchien, daß der Zuſtand der tiefſten Entkräftung nicht im Tode endigte. Aber auch dieſer ſcheinbare Unfall mußte dazu dienen, daß der Verlaſſene und Einſame für ſein ganzes noch übriges Leben herausgehoben wurde aus ſeinem äußeren Elende, und daß er ſelber in die Pflege jener Bruderliebe kam, welche er ſo oft und gerne an Anderen geübt hatte.

9. Ein Bild im Spiegel.

In dieſer Zeit war es, wo der obenerwähnte Domprediger zu Mexiko, Franziscus de Loſa, das Geſchäft antrat, dazu ihn Gott erwählt hatte. Denn es war der Trieb einer göttlichen Liebe, der ihn zu einem Lebensretter und Pfleger, ſo wie zu einem Lebensgefährten des Gregorius Lopez machte, welcher ohne dieſe ihm, gerade als die Noth am höchſten geſtiegen war, von Gott geſendete Hülfe für die Welt verloren geweſen wäre. Nach

dem, was wir bereits erwähnten, ſcheint es, daß Loſa den Lopez nicht durch ſeine Freunde, ſondern durch die Ausſage ſeiner Feinde kennen lernte. Er ſuchte den Mann auf und fand in ihm Etwas, das er bisher im Umgange mit Anderen vergeblich geſucht, oder doch nur in ungenügendem Maaße gefunden hatte: einen Menſchen, in welchem nicht mehr die eigene gebrechliche Natur, ſondern Chriſtus ſelbſt lebt und Geſtalt gewonnen hat.

Das Erſte, was Loſa that, war, daß er den todtſchwachen Kranken in ſein Haus nahm. Ungleich früher, als die des Leibes, kehrten bei Lopez die Kräfte des Geiſtes zurück, wie dies alle Die bezeugen konnten, welche, von innerer Noth und Zweifeln getrieben, in das Haus des Dompredigers kamen, um bei dem Gaſte desſelben Rath und Troſt zu ſuchen. Denn Keiner von ihnen ging mit einem ungeſtillten und unbefriedigten Verlangen hinweg; ſie hatten noch mehr gefunden, als ſie geſucht und erwartet hatten: ein Waſſer des Lebens, das die Pein des inneren Durſtes nicht nur auf einzelne Stunden, ſondern für immer ſtillt und die Brandflecken hinwegwäſcht.

Das Fieber, welches den Kranken dem Grabe ſchon ſo nahe gebracht hatte, ſchien während des Aufenthaltes in der Stadt nicht weichen zu wollen; die Schwäche nahm zu; da ſorgte der Domprediger für einen Landaufenthalt in einem kleinen Hauſe bei Santa Fé, einem Luſtorte, der zwei Meilen von Mexiko aufwärts am Fluſſe liegt. Anfangs beſuchte er ſeinen Freund, ſo oft er konnte; aber der Zug nach der perſönlichen Nähe und dem Umgange mit dieſem Manne ward ihm zu mächtig; er beſchloß, alles andere Irdiſche dahin zu geben, um nur noch auf Erden des Glückes einer nahen, brüderlichen Vereinigung und geiſtigen Gemeinſchaft mit Lopez theilhaftig zu werden.

Allmählig machte ſich dann der ernſt- und treugeſinnte Mann von Allem los, was ſeinen inneren Drange, nicht mehr ſich ſelber, ſondern Gott und dem Nebenmenſchen zu leben, noch hemmen konnte; er zog ſich von den vielen Beſuchen und geſelligen Zerſtreuungen zurück, denen ſeine Verbindung mit dem Hofe des Vicekönigs und anderen hochgeſtellten Familien ihn ausgeſetzt hatte, ſchaffte ſeine vielen Diener ab, verſchenkte allmählig ſein Vermögen, das gegen 60,000 Dukaten betrug, an die Bedürftigen, und gab zuletzt ſein Amt auf, bei welchem viele weltliche, für ſeine und andere Menſchenſeelen unnütze Sorgen und Mühen geweſen waren, welche durch die jährlichen Einkünfte von 2000 Dukaten nicht aufgewogen wurden. Er zog nun ganz zu Lopez hin, den er von dem geringen Einkommen, das er noch zu Santa Fé bezog, bis zu ſeinem Ende, ſieben Jahre lang — verpflegte und wie ein treuer Diener ſeiner wartete. Dieſer Loſa, der ſpäter das Leben des Lopez beſchrieb, mag uns denn als ein Spiegel dienen, darin wir das Bild unſeres Einſamen in großer Deutlichkeit erblicken.

Zuerſt beſchreibt uns derſelbe die Lebensweiſe ſeines Freundes in ſeinen letzten Lebensjahren.

Lopez ſchlief in der Nacht nur wenige Stunden und ſobald am Morgen der Tag graute, öffnete er das Fenſter ſeiner Kammer. Hierauf, nachdem er ſich gewaſchen, ergriff er ſeine Bibel, denn obgleich er dieſe, wie wir vorhin geſehen, gleich als auswendig wußte, verſäumte er dennoch niemals, den Tag mit dem Leſen in Gottes Wort zu beginnen. Nach dieſem Leſen verſank er in einen Zuſtand der inneren Abgeſchiedenheit, bei welcher man nur aus der Stille und Andacht ſeines Angeſichtes ſchließen konnte, daß er ſich jetzt in der immerwährenden, unausſprechlich ſeligen

Gegenwart ſeines Gottes befinde. Wenn er, etwa eine Stunde vor Mittag, aus dieſer Erhebung des Gemüthes zurückkehrte, dann nahm er ſein Krüglein mit Waſſer und ſeine kleine Serviette, und ſetzte ſich zu Tiſche mit ſeinem Freunde. Während der Mahlzeit, von welcher er nur äußerſt wenig genoß, ſprach er mit Loſa in heiterer Freundlichkeit nicht nur über geiſtliche Dinge, ſondern auch über Gegenſtände der ſichtbaren Welt, wobei der Zuhörer tiefere Einſichten und Erkenntniſſe gewann, als er jemals vorher aus Büchern geſchöpft hatte. Auch nach dem Eſſen dauerte dieſe Unterhaltung fort, oder Loſa las ihm die Lebensbeſchreibungen der Helden und Heldinnen der Kirche, welche Vilegas beſchrieben und andere Bücher ähnlichen Inhaltes. Es war aber zugleich der Nachmittag jene Zeit, welche Lopez ſeinem Paſtoralgeſchäfte beſtimmt hatte; denn nur ſelten verging in den letzten 7 Jahren ſeines Lebens ein Tag, an welchem nicht Leute, welche des Rathes und Troſtes oder der Zurechtweiſung bedurften, zu ihm kamen. Jener Geiſt des Fragens: „Was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde?“ welcher im 16. Jahrhunderte in Spanien in vielen Seelen erwacht war, ſcheint damals auch in Neuſpanien ſehr rege geworden zu ſeyn, wobei ſich die Mühe ſolcher Männer, wie Lopez, von ſichtlichem Einfluſſe zeigte: Nicht nur Leute aus der Mittelklaſſe und aus den Armen des Volkes, ſondern eben ſo viele aus den höheren, geiſtlichen und weltlichen Ständen, beſuchten ihn öfters, namentlich that dieſes der Vicekönig Salinas, welcher nicht ſelten mehrere Stunden lang bei dieſem geiſtlichen Rathgeber verweilte.

Ein Beiſpiel ſolcher Art erweckte viele Andere zur Nachahmung. Namentlich kamen auch Manche, die nicht zunächſt hören wollten, was Lopez zu ihnen ſprach, ſondern mehr noch Das, was ſie ſelber von göttlichen Din-

gen in wohlklingenden Worten ſprechen konnten. Der Einſame hörte ſie geduldig an, pflegte aber von dergleichen Leuten gegen ſeinen Freund zu ſagen: Es iſt nicht die Liebe Gottes, ſondern Eigenliebe, welche macht, daß manche Menſchen ſo viel von Gott reden. Die wahre Liebe Gottes beſteht ganz im Thun, darum ſpricht ſie ſich wenig oder gar nicht in Worten aus.

Dieſem ſeinem Grundſatze gemäß beſtand auch die Belehrung über göttliche und geiſtliche Dinge, welche er den nach ſolcher Erkenntniß begierigen Seelen gab, weniger in Worten als in der Kraft. So antwortete er Einem, der ihn inſtändig um eine Anweiſung bat für den Weg, darauf er zu Gott kommen möge: „Jeſus Chriſtus ſey allein dein Meiſter und Führer.“ Und der Andere faßte den Sinn dieſer Worte ſo tief und richtig auf, daß ſie ihm ein Licht wurden zur Erkenntniß ſeiner ſelbſt und der Heilswahrheiten des Evangeliums. Hohe Standesperſonen, welche ihn fragten, was ſie thun müßten, um in ihrem Stande recht zu leben, ſagte er: thut das, was ihr thut, aus Liebe zu Gott, das iſt genug. Einem frommen Manne, der ihn um eine Anweiſung bat, um recht in der Gott gefälligen Weiſe zu beten, ſchrieb er: „Jeſus Chriſtus iſt der Meiſter, der euch lehrt, recht zu beten; Er thut dieſes in ſeinem Vaterunſer. Damit ihr aber auch meinen guten Willen ſehet, euere Frage zu beantworten, rathe ich Euch, das kurze Gebet zu ſprechen: „Herr mein Gott, erleuchte meine Seele, daß ich Dich erkenne, und daß ich Dich liebe von meinem ganzen Herzen.“

Einer von Denen, auf welche die Belehrungen des Gregorius Lopez den meiſten Eindruck gemacht hatten, war der Jüngling Don Fernando von Cordova, der älteſte Sohn einer hochadeligen Familie zu Merida. Der-

ſer war bereits in ſeinen früheren Jahren durch Wort und Wandel allen ſeinen Standesgenoſſen und Allen, die ihn kannten, ein mächtiger Zeuge der Kraft zur Ueberwindung des Fleiſches, ſo wie ein Zeuge jenes ſeligen Friedens geworden, deſſen der Chriſt ſchon auf Erden aus Gnaden theilhaftig zu werden vermag. Was er hier im Vorſchmacke empfunden, das ſollte er bald in der Wahrheit und Wirklichkeit genießen; er wurde heimgeholt zu ſeinem Herrn in der Blüthe der Jünglingsjahre. Er war zu Angelopolis geſtorben; als an dem Morgen jener Nacht, darin Ferdinand verſchieden war, Franziscus de Loſa in die Kammer des Lopez trat, fand er dieſen in freudiger Bewegung und hörte von ihm noch die Worte: „o Ferdinand, wie ſelig biſt du!“ Und als einige Tage nachher die Todesnachricht kam, durch welche jene Worte verſtändlich wurden und Loſa dem Freunde ſie mittheilen wollte, kam dieſer ihm, ohne ihn anzuhören; mit den Worten entgegen: „nicht todt iſt unſer Freund, der Jüngling Ferdinand, ſondern er iſt zum Leben eingegangen.“

10. Züge von beſonderer Art.

Das, was wir ſoeben erwähnten, gehört zu jenen ganz eigenthümlichen Zügen des Bildes, das uns Loſa von ſeinem Freunde Lopez entwickelte. Einen von dieſen Zügen bildet die Gabe nicht nur eines Ferngeſichtes, ſondern auch eines wahrhaften Tiefblickes in das geheime Innere der Menſchenſeelen, die ſich ihm nahten, und in ihre Gedanken. Dieſes erfuhr Joſeph von Vidas, Advokat der Königlichen Audienz zu Mexiko, als derſelbe einſt mit einem Begleiter nach Santa Fé zu Lopez auf Beſuch kam und dieſer ihnen Beiden, ohne daß ſie ihm ihr

Anliegen mitgetheilt hatten, Antwort auf die Fragen gab, die ſie unterwegs ernſtlich erwogen hatten, und über welche ſie von ihm Aufſchluß begehren wollten. Ein frommer Mann aus Angelopolis kam einſt tief bekümmert, über manche Zweifel, die ihn beunruhigt hatten, zu Lopez. Er fand ſchon andere Leute bei dieſem, aber gleich als hätte er nur auf ihn gewartet, wendete er bei ſeinem Eintritte das Geſpräch auf die Beſeitigung der Zweifel, welche den Mann herbeigeführt hatten, und dieſer ging, ohne ſelbſt zu fragen, vollkommen beruhigt von ihm. Dem wahrhaft erleuchteten Johann von St. Jakob, einem Franziskaner, von welchem Terſtegen nicht mit Unrecht urtheilt, daß er unter allen Freunden des Lopez dieſen am meiſten und innerlichſten verſtanden habe, ſagte er einſt Dinge, die in ſeinem Gewiſſen vorgegangen und die nur Gott wiſſen konnte, mit ſo wörtlicher Treue, daß derſelbe ganz beſtürzt darüber wurde; und mehrere ganz gleiche Erfahrungen machten Loſa, ſo wie andere Freunde. Man hat dieſe Gabe, in das Innere der Menſchenſeelen zu blicken, auch an anderen, in ihrem Weſen und Wandel dem Lopez nahe ſtehenden Menſchen, beobachtet, wie namentlich an Philippo Neri.

Auf dieſen Tiefblick, welcher ihn errathen ließ, was im Menſchen ſei, gründete ſich auch das Benehmen unſeres Gregorius gegen Andere, wenn er zu dieſen entweder in Worten ſprach, von welchen er fühlte, ſie würden treffend ſein, oder wenn er gegen Solche ganz ſchwieg, an denen er bemerkte, daß ſein Wort ſie nicht treffen würde. Wie ſehr er geneigt war, mit einer übereinſtimmenden wahrhaft göttlichen Beredtſamkeit Die zu ermahnen, zu tröſten, zu belehren, die ſolches Zuſpruches begehrten oder für denſelben empfänglich waren, das haben wir ſchon vorhin

geſehen. Wenn der innere Schmerz und Kummer Andere, wie jenen Gouverneur, der ſeines Troſtes bedürftig zu ihm kam, ſtumm machte, dann war er deſto beredter; für manche Andere aber, die mit dem Gefühle: „wir haben gar satt", zu ihm kamen, hatte er kein Wort der Zuſprache, ſo daß er oft ſtumm ihnen gegenüber ſaß und daß ſie ihn für einen Narren hielten. Einen Gelehrten, der, um ſich vor ihm groß zu machen, ihm lateiniſch Etwas ſagte, was ſeinem Inhalte nach ganz unbedeutend war, erſuchte er, obgleich er ſeine lateiniſchen Phraſen wohl verſtanden, daſſelbe in der (ſpaniſchen) Mutterſprache zu wiederholen. Und als dieſes geſchehen war, ſagte er nur: „So? iſt das Alles, was Ihr mir zu ſagen hattet?" Am kürzeſten und ſchnellſten pflegte er ſolche Reden Anderer abzubrechen, welche ein unbefugtes Urtheil über Andere, oder einen Tadel der Obrigkeiten und Vorgeſetzten enthielten.

Die vorhin erwähnte Gabe eines Blickes in das fremde Menſchenherz kann nur Dem verliehen werden, dem ſein eigenes Herz gründlich und genau bekannt iſt. Dies iſt die heilſame Erkenntniß, welche zur Demuth und durch dieſe zur Gnade und zur Huld des Herrn führt. Wollte Gott! ſo ruft ſein frommer Lebensbeſchreiber aus, daß ich nur eines kleinen Maaßes der Demuth und der Armuth des Geiſtes theilhaftig ſeyn möchte, welche dem Gregorius Lopez in ſo reichem Maaße verliehen war. Mit tiefer Zerknirſchung und mit einem heiligen Ernſte ſprach er, wenn das innere Selbſtgefühl in ihm laut wurde: „Ich bin Nichts und vermag Nichts". Seinem Freunde bezeugte er es, daß er ſeit dem Beginne dieſes ſeines neuen Lebens niemals der Verſuchung unterlegen ſei, über andere Menſchen zu urtheilen, ſondern ſie ſeyen ihm gewöhnlich beſſer und weiſer erſchienen, als er ſich ſelber. Auch habe er nie es

gewagt, einem Anderen einen Rath zu ertheilen, wenn man ihn nicht dazu gedrungen.

Mehr als durch ſolche Worte bezeugte er die Demuth ſeines Herzens durch die That ſelber. Er pflegte alle ſeine Feinde, wenn man ihm ihre Läſterungen hinterbrachte, in dem, was ſie gegen ihn gethan, zu entſchuldigen. Sie haben, ſo ſagte er, nach dem geurtheilt, was ſie von mir hörten. Man erzählte ihm, daß ein gewiſſer Herr, der ſich darnach erkundigt hatte, mit was ſich Lopez beſchäftigte, da er vernahm, daß derſelbe nichts thäte, als beten und leſen, geſagt habe: einem ſolchen Müßiggänger würde ich mit gutem Gewiſſen eine Anzahl Ruthenſtreiche geben laſſen. Lopez lächelte und ſprach: ich an ſeiner Stelle würde wohl eben ſo geurtheilt haben als er, wenn ich keine andere Beſchäftigung gekannt hätte, als die, welche vor Augen liegt, denn der Müßiggang erſcheint mir ebenſo ſtrafbar als ihm. In ſeinen Reden ging er nie darauf aus, den Beifall Derer zu gewinnen, die ihn hörten. Ich habe, ſo erzählte er gleich wie von einer dritten Perſon von ſich ſelber, vormals einen jungen Menſchen gekannt, welcher immer darauf ſtudirte, was und wie er reden ſollte; gewöhnlich aber fand er keine Gelegenheit, ſeine hochſtudirten Reden anzubringen. Er pflegte gerade das, was Andere, an ihm hochhalten mochten, am meiſten zu verbergen, und als ſein Freund ihm bekannte, wie ſchwer ihm ſelber eine ſolche Zurückhaltung ſeyn würde, ſagte er: „im Glauben iſt dieſes leicht, denn durch ihn ſind wir verſichert, daß wir im Himmel geſehen werden, es kann uns dann gleichgültig ſein, wie und ob uns die Welt ſieht.“

Er bezeugte niemals eine beſondere Freude oder Ergötzung an ſichtbaren und vergänglichen Dingen. Uns, ſo ſprach er einſt zu ſeinem Freunde, die wir unter dem Geſetze

der Gnade ſtehen, wäre es eine Schande; wenn wir in der äußeren Zurückgezogenheit und Armuth, in der wir leben, nicht eben ſo geſtimmt ſeyn ſollten, als die Königin Eſther, mitten in der Pracht und Herrlichkeit eines großen Königshofes. Dieſe konnte zu Gott ſagen: Du weißeſt, Herr, daß ich, ſeit ich bin hiehergebracht worden (in dieſen Königspalaſt), ich mich nie gefreut habe, ohne in Dir allein, Herr, Du Gott Abrahams! (Stücke in Eſther 3, 11—12). Und nicht nur von den Ergötzungen des Leibes, ſondern auch von denen der Seele, die in den ungewöhnlichen Gaben der lebhaften Empfindungen und Entzückungen beſtehen, pflegte er wenig zu halten. Die Entzückung, ſo ſagt er, welche er in dieſem Leben zu haben begehre, ſei die völlige Uebereinſtimmung ſeines Willens mit Gottes Willen und die beſtändige Hingabe in dieſen Willen.

Von der äußeren Armuth pflegte er zu ſagen, daß, wenn ein Menſch in ihr ſein Vergnügen finde, dieſes ein Zeichen wäre ſeines inneren Reichthums. Wie ſich dieſes Vergnügtſein an der Armuth auch darin kundgebe, daß man demſelben eine äußere Ehre anlege, das zeigte er an ſich ſelber ſchon in jener Reinlichkeit und Sauberkeit, darin er ſeine arme einfache Kleidung und ſein Kämmerlein erhielt, wozu er nie einer fremden Hand ſich bediente. Auch in den letzten Jahren ſeines Lebens, wo er wegen der großen Schwachheit ſeines Leibes und wegen ſeines Magenkrampfes eine andere Lebensweiſe führen, namentlich auch etwas Wein trinken mußte, beſtand ſein Hauptnahrungsmittel in Brod — dieſer Speiſe der Armen — obgleich er dieſes zuletzt nicht mehr trocken, ſondern nur in Waſſer eingetaucht, genießen konnte. Er koſtete übrigens auch von den anderen einfachen Gerichten, die ſein Freund ihm vorſetzte, doch bemerkte man jederzeit, daß, wenn dieſer

ihm etwas Besonderes zu seiner Stärkung auftrug, diese ungewohnte Nahrung ihm sehr übel bekam. So erkannte er, daß die Armuth für ihn das einzig zuträgliche Element des Lebens sei.

11. Die unaufhörliche That der Liebe.

Salazar, der Bischof der Philippinen, welcher den Gregorius Lopez sehr liebte, fragte diesen einst, was in seinem Umgange mit Gott sein Hauptgeschäft sey? Mein Hauptgeschäft, sagte Lopez, ist es, Gott und den Nächsten zu lieben. Dasselbe, erwiderte der Bischof, habt Ihr mir schon vor 35 Jahren zu Amajac gesagt; ist dieses bisher immer Euer Thun gewesen? — So ist es, antwortete Lopez, obgleich meine äußeren Schicksale und Verrichtungen vielem Wechsel unterworfen waren.

Nicht nur jene Werke der Liebe, welche das Auge sieht, sondern auch die innere Stellung des Herzens, die herrschende Gesinnung ist (wie selbst noch bei dem Schächer am Kreuze) ein Werk, eine That des Lebens. Dies sind die verborgenen Werke, welche Gott sieht und kennt, ja wornach Er zunächst den Menschen richtet. Nur aus den inneren Werken der Liebe gehen die äußeren hervor.

Dem Gregorius Lopez konnte man es anmerken, daß die Stimmung seines Gemüthes ohne Aufhören die war, welche in den Worten ausgedrückt ist: „Rede Herr, denn dein Knecht höret". Der Säugling auf dem Arme der Mutter kann seine Liebe zu dieser nicht in Worten äußern, und dennoch versteht sie die Mutter. Nach dieser geht ohne Aufhören das Verlangen des Kindes, in ihrer Vereinigung ist dasselbe froh und vergnügt.

Ich habe, so sagt Losa von seinem Freunde, allzeit

erkannt, daß der Grund und Anhalt seiner Andacht der Herr Jesus Christus war, als die einige Pforte, durch welche Alle in das Reich Gottes eingehen müssen. Dieses bezeugte er uns oft in den rührendsten Ausdrücken, wenn er von der Kindheit, von dem Leben und Sterben unseres Erlösers sprach. Auch bei seiner kräftigen Fürbitte für Andere pflegte er das Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi, des Sohnes Gottes und unseres Heilandes dem ewigen Vater darzubringen für die Sündennoth der Welt und der einzelnen Menschenseelen. Auch sagte er, daß die innigste Vereinigung der Seele mit Gott die wäre, wobei zwischen Gott und der Seele keine Intraposition (Dazwischenkunft) statt fände. Wie das Licht die Luft, so daß kein Mensch beide in ihrer Besonderheit unterscheiden könne, durchdränge Gott, der ein lauterer Geist sey, das Wesen der Seele, so daß nur Gott allein in ihr erkennbar sey.

Wir wiederholen es nochmals: das eigentliche Werk des Lebens unseres Einsamen steht in den Worten: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, und deinen Nächsten als dich selbst. Es war mit ihm dahin gekommen, daß Gott ihm näher stand, als er sich selber, denn seinen eigenen Willen und Alles, was er war, hatte er durch die beständige That der Alles aufopfernden Liebe an Gott ergeben.

Losa fragte ihn einst, durch welche Mittel er sich zu dem inneren Werke dieser Liebe, die immer vor Gottes Angesicht steht und auf seine Winke und Befehle wartet, so fortwährend bekräftige und stärke. Er antwortete hierauf, daß er zu diesem Zwecke sich eines englischen Mittels bedient habe. Denn wie in dem Lobe Gottes eine Macht liegt, welche die Geister der Engelwelt, die Starken am

Throne, ohne Aufhören bei Tag wie bei Nacht munter erhält, ſo habe er auch öfters durch ſolche Lobpſalmen wie der 148. („Lobet ihr Himmel den Herrn, lobet Ihn in der Höhe") ſich zur Freudigkeit des Gebetes erhoben und darin erhalten. Es ſey ein Wohlgefallen Gottes, ſeines Herrn, daß noch alle Lande ſeiner Ehre voll werden, darum ſtimme ſein Gebet für das Heil der Menſchenſeelen mit dem Wohlgefallen Gottes überein und werde hiedurch getroſt und ſtark. Ueberhaupt ſey in der Liebe zu dem innig nahen Gott nichts als Freude und Frieden.

12. Vom Glauben zum Schauen.

Dieſe Freude und dieſer Friede einer beſtändigen That der Liebe verließen das gottgeheiligte Gemüth des Gregorius Lopez auch da nicht, wo es mit ihm, unter unſäglichen Schmerzen des Leibes zum Sterben kam.

Im Mai 1592 ſtellten ſich bei ihm Zufälle ein, welche vor aller Menſchen Augen und nach ſeinem eigenen Gefühle ſein nahes Ende ankündigten. Sein Freund Loſa wollte durchaus einen Arzt rufen, Lopez aber wehrte es ab mit den Worten: „Mein Vater, nun iſt die Zeit Gottes da." Als er bald hernach nichts mehr genießen konnte, als Brühen, da erhielt er von Mexiko, aus der Küche vieler ſeiner hochgeſtellten Freunde allerhand zugeſendet, das für ſeinen Zuſtand geeignet war. Da ſprach er, gegen einen anweſenden Freund (Sarmiento) gewendet: „Mein Gott! du biſt wunderbar, auch darin, daß du einem Menſchen, der Nichts beſitzt, der aber zur Fristung ſeines Lebens auf die beſtimmte Zeit und zu ſeiner Erquickung einer ſolchen Speiſe bedarf, die nur Fürſten zukommt, Leute erwecken, die ihm dieſelbe ohne ſein Begehren zuſchicken."

Ein anderer Freund: Ortigoſa hätte gerne von ihm, welchem er dieſes Wiſſen zutraute, die Stunde ſeines Todes erfahren. Er begann ſein Ausfragen mit der Anrede: „Nun werdet Ihr dahingehen, Gott zu ſchauen.“ Lopez, der wohl ſeine Gedanken errieth, unterbrach ihn mit den Worten: Das wird geſchehen, wenn Gott es will.

In bemerkenswerther und rührender Weiſe haben zwei Frauen an ſeinem Sterbebette ſich benommen. Die eine war eine ſehr hohe Dame, reich an guten Werken der Wohlthätigkeit, dabei aber der Kleiderpracht und ſelbſt dem Spiele leidenſchaftlich ergeben. Loſa wollte ſie nicht verlaſſen, als ſie jedoch mit Bitten anhielt, ſagte er es dem Lopez: dieſer befahl, ſie einzuführen. Sie wartete und pflegte ſeiner mit Demuth und Liebe mehrere Tage lang, und kehrte heim: begnadigt und wiedergeboren zu einem anderen Leben, in deſſen Vollgenuß ſie kurz hernach durch den Tod einging. Die Andere war ein armes, indianiſches Weib, welches 3 Tage vor Lopez' Tode zu ihm kam, nur, um ihn zu ſehen. Der Kranke, nach ſeiner Demuth, bat den Loſa, welcher ihre Sprache vollkommen verſtand, ſie zu fragen, was ſie wolle? „denn“, ſo ſagte er, „vielleicht hat ſie mir noch eine Ermahnung zu geben, die mir Noth thut.“

Loſa fragte ihn einige Male, wie es jetzt bei ihm ſtehe mit der immerwährenden That der Liebe? Lopez antwortete: „Sie beſtehet noch fort, ohne Unterlaß.“ — „Und verhindern Euch,“ fragte Loſa, „Eure ſehr großen Schmerzen nicht, an Gott zu gedenken?“ — Im Geringſten nicht, antwortete der Sterbende.

Eine einzige Klage hörte Loſa von ihm, das war die, daß er jetzt ſchon ſeit 10 Tagen nicht mehr habe in der Bibel leſen können, was er doch vorhin, ſeitdem er

das Leben eines Einſamen führte, noch keinen Tag verſäumt habe. — Doch dieſes Buch ſtand lebendig in ſeinem Herzen.

Als er ſchon im Kampfe des Todes lag, ſprach ſein Freund zu ihm: „Siehe, nun iſt die Zeit, hinzugehen und das Geheimniß zu ſchauen.“ Da antwortete der Sterbende mit einer wunderbaren Freudigkeit und Kraft: Alles iſt klar; es iſt nichts mehr verborgen, es iſt voller Mittag für mich!

In ſolcher Freudigkeit und ſolch' ſeligem Frieden entſchlief der treue Zeuge ſeines Herrn am 20. Juli 1596, ſeines Alters 54 Jahre, nachdem er 33 Jahre lang in Mexiko vielen Seelen ein Wegweiſer und Führer zu dem verborgenen Schatze im Acker geweſen war, deſſen Werth ein unvergleichbar viel höherer iſt, als alle Schätze des Silbers und Goldes in Mexiko und Peru es ſeyn konnten.

V. Chriſtian Friedrich Schwartz.

1. Der Verlobte.

Als die Mutter des nachmaligen ſo hochgeſegneten Sendboten des Evangeliums an die Heiden, des Chr. Fr. Schwartz, ihrem Ende ſich nahe fühlte, da machte ſie ſich ſtark im Geiſte. Mit feierlichem Ernſte und Ausdrucke der Stimme wendete ſie ſich an den trauernden Gemahl und an den frommen Beichtvater, der an ihrem Sterbebette ſtand, und erklärte dieſen, daß ſie ihren Sohn, der damals noch ein zartes Kind war, ſchon im Mutterleibe dem Herrn zu Seinem Dienſte verlobt und geweiht habe. Da gaben die Beiden der Sterbenden das Verſprechen, daß ſie, ſo weit dies in ihren Kräften ſtehe, dieſes dem Herrn verlobte Kind zur Ehre Gottes und zum Bekenntniſſe des Heiles in Chriſto erziehen, und wenn daſſelbe hierzu berufen ſey, ihm zur Erlangung des evangeliſchen Predigeramtes förderlich ſeyn wollten.

Aber noch ein Höherer, als die Menſchen ſind, hatte als treuer Zeuge die Gebete der Mutter für ihr noch ungeborenes Kind, ſo wie den letzten Segenswunſch ihrer ſterbenden Lippen gehört und erhört: Gott hatte es ſo gefügt, daß gerade zu jener Zeit, als der Knabe ſeine erſte, feurige Liebe dem Lernen in der Schule zuwendete, ihm

ein Lehrer gegeben wurde, welcher ſelber in der Schule des Geiſtes Gottes gelebrt und erzogen war. Dieſer Lehrer an der Stadtſchule zu Sonnenburg in Preußen (ſein Name hieß Helm) erſcheint in der Geſchichte des Chr. Fr. Schwartz als das nächſte Glied an der Kette, mit welcher die herzinnigen Gebete der Mutter das Erdenleben ihres Sohnes an ein Ziel der Ewigkeit angeſchloſſen hatte. Der Knabe ſtand in ſeinem achten Jahre, als er 1734 in die lateiniſche Schule trat und ſein Ohr war ihm nicht nur für die Belehrung in den Elementen des gelehrten Wiſſens, ſondern vor Allem für die Ermahnungen und Anregungen des Lehrers geöffnet, welcher bei jeder Gelegenheit ſeinen Schülern die Uebung des ſtillen, kindlichen Gebetes zu Gott als den Anfang aller wahrhaften Weisheit empfahl. Schwartz war vielleicht einer der jüngſten unter den Schülern Helm's, und dieſer Lehrer wurde durch ſeine Beförderung zum Predigtamte nur kurze Zeit der Schule gelaſſen. Dennoch iſt das, was er in der Seele des jungen Knaben weckte, in dieſer kräftig geblieben, bis in die Jahre des hohen Alters. Noch in einem Briefe aus dieſer ſpäteren Zeit erzählt Schwartz, wie er ſchon frühe gewohnt geweſen ſey, ſich von der Geſellſchaft ſeiner Geſpielen zurückzuziehen, um in der Stille recht herzlich zu Gott zu beten. Dieſe Gewohnheit ſey ihm ſehr heilſam geweſen. Er fand da immer Troſt und Frieden, beſonders dann, wenn ſein Gewiſſen ihm über irgend ein begangenes Unrecht Vorwürfe machte und ihm keine Ruhe ließ, bis er ſich entſchloß, Gott recht ernſtlich um die Vergebung ſeiner Sünden anzuflehen."

Wenn der vorhin ſtill aus- und eingehende Odem auf einmal langſamer und dazu öfters auch geräuſchvoller wird, dann iſt es ein Zeichen, daß der vorhin Wachende ent-

ſchlafen ſey. Auch in geiſtiger Weiſe geht der Chriſt, wenn er in der Uebung des ſtillen Gebetes nachläßt und träger wird, jenem Schlafe entgegen, während deſſen der Feind ſein Unkraut in den wohlbereiteten Acker ausſäen kann. Der Nachfolger des treuen Lehrer Helm im Schulamte gehörte wohl ſelber mehr zu den Schlafenden, als zu der kleinen Schaar jener Stillen im Lande, welche munter ſind und wachen. Ein ſolches Beiſpiel des Lehrers blieb nicht ohne Wirkung. Auch Schwartz, der Knabe und angehende Jüngling, wurde lau und träge im Werke des Geiſtes. Wie bei den Schlafenden das Geſchäft der leiblichen Ernährung und des äußeren Wachsthumes fortbeſteht, obgleich Augen und Ohren wie alle Sinne für den Verkehr mit der Welt des Lichtes verſchloſſen, die Glieder thatenlos ſind, ſo nahm auch der junge Schwartz in den gewöhnlichen Kenntniſſen der gelehrten Schulen ſehr merklich zu, während ſein inneres, geiſtiges Auge dem Lichte, für welches es gemacht war, mehr und mehr ſich entfremdete und verſchloß. Zwar wurde er immer von Zeit zu Zeit kräftig angeregt, ſo daß ſein Auge der Tageshelle ſich öffnete, aber die Trägheit des Fleiſches, welche ſeiner mächtig geworden war, gab ihm immer wieder die Worte des Faulen ein, die in den Salomoniſchen Sprüchwörtern verzeichnet ſtehen, und ſeine Augen ſchloſſen ſich von Neuem.

Der Vater unſeres Chr. Fr. Schwartz war nicht nur ein achtbarer, rechtſchaffener, ſondern auch frommer Mann. Gott hatte ihn auch äußerlich an Stand und Gütern geſegnet, aber, obgleich mildthätig gegen Arme und fern vom Geize, ſuchte er ſich und die Seinen zur Sparſamkeit und Genügſamkeit anzuhalten. Als die Zeit gekommen war, daß ſein Sohn zur Vorbereitung auf die akademiſche Laufbahn die höhere gelehrte Schule in Küſtrin

beziehen ſollte, iſt er nicht, wie andere Väter von gleichem Wohlſtande, mit ihm im Wagen gefahren, ſondern er begleitete ihn ſelber zu Fuße dahin. Er empfahl ihn hier der Aufſicht eines treuen Lehrers, gewährte aber dem Sohne, um denſelben, wie er ſpäter ihn belehrte, an Entſagung zu gewöhnen, nicht mehr Unterſtützung an Geld, als zu ſeinem nothdürftigen Lebensunterhalte gehörte. Obgleich ihm dieſe väterliche Vorſorge vor manchen jener zerſtreuenden Vergnügungen bewahrte, denen ſich einige andere mit ihm gleichzeitig aus der Heimath gekommene, reichlicher verſorgte Mitſchüler unbeſchränkt dahingaben, konnte es ihm doch keinen Schutz gewähren gegen die Gefahren des inneren Leichtſinnes, in welche er durch den Umgang mit anderen Genoſſen von gleicher Naturart gerieth. Ja dieſe Gefahren waren für ihn noch viel größere, als für die meiſten Anderen. Denn ſein tiefer nachſinnender Geiſt, geübt in jener inneren Sprache der Gedanken, welche untereinander ſich anklagen und entſchuldigen, hatte ſich, während des Dunkels, darin er ſich befand, ſo ſehr zu der Parthei Derer gewendet, welche nur entſchuldigen wollen, ſtatt zu verklagen, daß es ihm erging, wie jenem Faulen in den Sprüchwörtern, der ſich „für weiſer hält denn ſieben, die da Sitten lehren.“

Aus dieſem Schlafzuſtande der Selbſtgenügſamkeit und Selbſtgerechtigkeit, deſſen Ende der Tod iſt, wurde der Jüngling durch ein anſcheinend ſchwaches Werkzeug geweckt. Er war in dem Hauſe eines Rechtsgelehrten zu Küſtrin bekannt geworden, welcher früher in Halle ſtudirt hatte und noch fortwährend mit Halle in Verkehr ſtand. Dieſer ſprach bei jeder Gelegenheit mit inniger Hochachtung von den Lehrern der dortigen Univerſität. Der Jüngling war dabei ein ſchweigender Zuhörer. Offener aber

trat er mit seiner selbstgenügsamen und selbstgemachten Lebensweisheit gegen eine fromme, zur Familie gehörige Jungfrau hervor. Diese, welche weder Geschick noch Neigung hatte, mit dem jungen vermeintlichen Weltweisen zu disputiren, was diesen nur noch mehr in seinem Wahne befestigt haben würde, sprach zu ihm in offenkundigen Thatsachen, indem sie ihm namentlich solche Bücher in seine Hände gab und zum Lesen empfahl, wie das ist, darin A. H. Francke den Ursprung und Fortgang des Waisenhauses zu Halle beschreibt*). Bei dem Lesen dieses Buches, so wie anderer von gleichem Inhalte, wurden die Nebel, welche seither das vormals kräftige Leben des Glaubens in der Seele des Jünglings verdunkelten, vollkommen zerstreut; der Segen all' der Gebete und letzten Wünsche seiner sterbenden Mutter kamen ihm wieder, seine Bestimmung, als ein Verlobter des Herrn nur Ihm im Glauben zu leben und zu dienen, ward ihm theuerer und klarer denn jemals.

So kam er im Jahre 1746 nach Halle, und wie konnte es anders seyn, als daß er mit herzlicher Liebe an A. H. Francke und andere Männer von gleicher Gesinnung sich anschloß! Unter ihrer Leitung und Belehrung bildete er sich gründlich für den künftigen Beruf eines Gottesgelehrten und Predigers aus, vor Allem erstarkte aber in ihm jene Freudigkeit des Glaubens, in welcher er später so Großes für das Reich Gottes auf Erden gewirkt hat. Im Jahre 1749 erfuhr er, daß Francke im Kreise der Studirenden nach neuen Missionarien für Indien sich umsehe, und obgleich der leise Gedanke an einen solchen Lebens-

*) Unter dem Titel: „Segensvolle Fußtapfen des noch lebenden und allwaltenden Gottes."

beruf nur erst kurz zuvor in seiner Seele wach geworden war, entschloß er sich dennoch sogleich, sich für jenes große Werk anzubieten, wenn er die Erlaubniß seines Vaters dazu erhalten könnte.

In der Absicht, diese Erlaubniß sich zu erbitten, reiste er in die Heimath. Hier aber im Vaterhause hielten es alle die anderen Mitglieder der Familie im Voraus für unwahrscheinlich, ja für unmöglich, daß ihm der Vater seine Einwilligung geben werde. Denn er, Christian Friedrich, der einzige Sohn aus der ersten Ehe des Vaters, war überhaupt der vorgehende Erbe und Hauptstammhalter des Hauses. Der Vater, ein unwandelbar treuer Freund aller göttlichen wie gesetzmäßig menschlichen Ordnung, werde sich die längst fest beschlossenen Pläne seiner Familienordnung durch ein Hinwegscheiden seines Sohnes aus dem Vaterlande und Familienbande nicht zerstören lassen. Demohngeachtet trug der junge Schwartz mit feierlichem Ernste dem Vater seinen Wunsch nebst den Beweggründen vor, welche ihn zur Ausführung desselben bestimmten, und dieser, statt, wie man erwartete, die Anfrage alsbald von sich abzuweisen, verlangte nur einige Tage Bedenkzeit, und bestimmte seinem Sohne die Stunde, in welcher er ihm seinen Entschluß über diesen wichtigen Gegenstand mittheilen werde. Der entscheidungsvolle Tag kam, und mit allgemeiner Begierde wartete die Familie auf die Entscheidung. Der junge Missionscandidat aber blickte nicht der Einwilligung, wohl aber der Versagung seiner Bitte ängstlich entgegen. Endlich kam der Vater von seiner oberen Arbeitsstube herab, gab dem Sohne seinen Segen, „und hieß ihn in Gottes Namen ziehen, indem er ihn aufforderte, seines Vaterlandes und seines Vaters Hauses zu vergessen, und hinzugehen, um Seelen für Christum zu gewinnen."

Wem ſollte hier nicht die Erinnerung zurückgekehrt ſeyn an jene Stunde, in welcher die fromme, ſterbende Mutter mit feierlichem Ernſte es ausſprach, daß dieſer Sohn ſchon im Mutterleibe ſo wie von ſeiner Geburt an ein Verlobter des Herrn, „geweiht zu Seinem Dienſte" ſey und wo ſie von ihrem Eheherrn wie von dem anweſenden Beichtvater die Zuſicherung erhielt, daß ſie beide zur Förderung dieſes ihres Segenswunſches, den ſie dem Kinde für Zeit und Ewigkeit gegeben, aus Kräften mitwirken wollten! —

Der junge Miſſionar, mit dem Spruche im Herzen „was du im Namen des Herrn zu thun gedenkſt, das thue alsbald," eilte hinweg aus dem ihm lieben Vaterhauſe, nachdem er edelmüthig zu Gunſten ſeiner Brüder und Schweſtern auf ſein väterliches Erbgut Verzicht geleiſtet hatte. Zunächſt ging er nach Halle, wo ihm wenige Tage nach ſeiner Ankunft die Berufung an eine ſehr einträgliche Pfarrſtelle in ſeinem Vaterlande zukam. Er aber hatte ſchon den Ruf einer mächtigeren Stimme, als die menſchlichen es ſind, vernommen: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundſchaft in ein Land, das ich dir zeigen will" und hatte ſchon längſt mit freudigem Muthe geſagt: Hier bin ich, Herr, zu Deinem Dienſte willig und bereit. Indien war das Land, das der Herr ihm zeigte und dahin er ihn geleitete, ein Land der großen Thaten Gottes an den Seelen eines Volkes, wie nur wenig andere Länder der Erde es ſind.

2. Indiens uralte Befreundung mit dem Chriſtenthume.

Kein anderes Land unter allen, welche das Menſchenauge kennt, darf mit mehrerem Rechte als Indien ein

Fürſtenthron aller Naturkräfte der Erde genannt werden. Seine Ströme kommen aus Höhen, zu denen nur der Flug des Geyers, kein Fuß eines Menſchen den Steig findet. Da ruhen unter der Decke des Schnees noch die Reſte einer vor Jahrtauſenden im Schooße der Gewäſſer entſchlafenen Thierwelt; kein Gras noch Kraut, auf deſſen Grün die Mücke ſich ſonnt, ſproßt in der Todtenkammer des beſtändigen Froſtes. Aber tief unter der Sargdecke des Alpenſchnees dringen die Quellen hervor, deren Bäche mit anderen Bächen vereint ein Wunderland der ſtrömenden Waſſer bilden, bis ſie in das tiefere Land kommen, in welchem alle Herrlichkeiten der lebenden Natur verſammelt ſtehen um den Fürſtenthron der irdiſchen Naturkräfte.

Außer ſeinen unvergleichbar hohen ſinnlichen Reizen hat aber Indien für unſere Betrachtung noch einen höheren, geiſtigen Reiz. Wohl begegnen hier die erfriſchenden Winde aus dem ſchneebedeckten Hochgebirge der Stromquellen dem berauſchenden Dufte der Gewürzbäume, ſo wie dem Athem der vielſtimmigen, urkräftigen Thierwelt, und die hinabſtrömenden Waſſer tränken das an Lebenskeimen überreiche Land. Aber es iſt noch ein anderer, mächtigerer Wind, deſſen Brauſen wir hören, ohne zu wiſſen, woher er kommt und wohin er fährt: ein Lebenshauch des Geiſtes aus Gott, welcher die von der Fülle der umgebenden Sinnenwelt umflutheten Seelen der Menſchen in dieſem Lande wundervoll anregt und belebt. Indiens Bewohner ſind ſeit alter Zeit ein Volk geweſen, in deſſen Mitte die Sendboten der Weisheit, die von Anfang iſt, wie die Tauben aus Noah's Arche, nicht nur ein vereinzeltes Oelblatt, ſondern einen Boden fanden, auf welchem ihr Fuß ruhen konnte. Ein Nachklang der Stimme ſolcher Sendboten Jehovah's ſcheint ſich ſelbſt in der viel-

fach verunſtalteten Tempelweisheit der Urväter des Volkes zu finden und bald nach jenen Tagen des Heiles, das Chriſtus den Menſchen brachte, haben Sendboten von apoſtoliſchem Geiſte in Indien dieſes Heil dem Volke verkündet. Mitten in der mehr denn tauſendjährigen Nacht des Heidenthums war der Leuchter nicht verloſchen, den Chriſti Geiſt in Indien entzündet und an einen hohen Ort geſtellt hatte. Die Gemeine, welche dieſen Leuchter bewahrte, iſt die der Syriſchen Chriſten in Indien. Sie iſt das erſte und älteſte Werk der dortigen chriſtlichen Miſſionen, auf ſie wollen wir deshalb auch unſeren Blick zuerſt richten.

Eine Sage, die ſich in dieſer Gemeinde bis auf unſere Tage erhalten hat, wollte jenen Jünger des Herrn, der ſeine Finger ſelber in die Nägelmale und in die Seitenwände des Herrn legte, Thomas den Apoſtel, als den anfänglichen Begründer bezeichnen. Wenn auch dieſe Sage manchen Widerſpruch gefunden, ſo bleibt dennoch der Kirche der ſyriſchen Chriſten in Indien ein anderes Siegel ihrer unmittelbareren oder mittelbaren Abſtammung aus der früheſten chriſtlichen Kirche: das ſind die Züge der apoſtoliſchen Einfalt ihrer Lehren und ihrer kirchlichen Verfaſſung. Dieſe beide, die Lehre wie die kirchliche Ordnung und Zucht der Gemeindeglieder, ſuchten ſie vor Allem auf die Lehren der Bibel zu begründen, deren Wort in allen Dingen ihre höchſte Autorität war. Sie laſen dieſe nur in ſyriſcher Sprache, in welcher auch die Liturgie ihres Gottesdienſtes verfaßt iſt, denn in dieſer Sprache, ſo ſagten ſie, nicht in der griechiſchen oder römiſchen, hat der Herr mit ſeinem Volke geredet. — „Sind nicht die Worte, die Er zu Jairi Tochter geſprochen, Talitha kumi (Mägdlein ſtehe auf), ſo wie Hephata (thue dich auf) und ſelbſt die Worte

des sterbenden Erlösers „Eli, Eli, lama sabachthani“ von syrischer Abstammung?“ —

Sie erkennen nur die Taufe und das Abendmahl, nächst diesen die Priesterweihe, als schriftmäßige Sakramente an; nur drei kirchliche Aemter: das des Bischofs, das der Priester und der Diakonen; ihre Bischöfe, deren ununterbrochene Reihenfolge seit länger denn 1500 Jahren sie kennen, empfingen ihre Weihe und ihren Hirtenstab von dem Bischofe von Antiochien, später von dem in Babylon. Die Priester wie die Diakonen durften sich verheirathen. Aus dem Vermögen der Kirche wurden die Armen versorgt und die Bräute ausgestattet; in den Kirchen sah man statt aller Bilder nur das Kreuz; nur den dreieinigen Gott, in Christo dem Herrn ihnen genaht, beten sie an.

Die freudige Hoffnung auf einen brüderlichen Verein im gemeinsamen Glauben an Christum den Herrn, das einige Oberhaupt seiner Kirche, welche in den syrischen Christen bei der Ankunft der Portugiesen in Indien erwacht war, sah sich getäuscht. Als die Herrschaft der Portugiesen durch die Holländer verdrängt war, wendeten sich die einheimischen Christen, zum Theil in die Abgeschiedenheit der Gebirge zurückgezogen, der alten, friedlichen Ordnung wieder zu.

Die syrischen Christen hatten lange Zeit unter ihren eigenen Fürsten ein freies, unabhängiges Leben geführt. Als sie jedoch auch später diese Unabhängigkeit unter der Herrschaft eines heidnischen Herrschers verloren, war die Achtung, die sie unter allen Einwohnern des Landes genossen, so groß, daß ihnen unter den eingeborenen Fürsten von Cochin und Travancore, auf deren Gebiet sie großentheils wohnten, viele besondere bürgerliche Vorrechte zuerkannt wurden, und daß namentlich ihre Geistlichkeit den

nächſten Rang nach den Nairen oder den adeligen Geſchlechtern des Landes einnahmen. Denn die ehrende Anerkennung, die ſie unter den heidniſchen Einwohnern fanden, der Einfluß, den ſie vom neunten Jahrhunderte an auf ihre Umgebungen übten, gründeten ſich auf die Würde ihres ſittlichen Charakters. Man ließ ihnen in all' ihren bürgerlichen ſo wie kirchlichen Angelegenheiten ihre volle, unbeſchränkte Freiheit; die Prieſter und Aelteſten ihrer Gemeine waren Lehrer, Richter und väterliche Verſorger aller Glieder der Gemeine.

Zwar hatte ſich in die indiſch-ſyriſche Kirche mancher Aberglaube, Irrthum und volksthümlicher Unverſtand eingeſchlichen; wo jedoch der ernſte Wille auf beiden Seiten vorhanden iſt, nur der Belehrung durch Gottes untrügliches Wort zu gehorchen, da wird dem friedlichen Einverſtändniſſe der brüderlichen Liebe nichts entgegenſtehen. Iſt doch das gemeinſame Haupt der lebendigen Glieder Chriſtus der Herr. Ein Bild wird hier ſeine geeignetſte Stelle finden, das uns Claudius Buchanan, der geweſene Vicerektor des Fort-Williams-Collegiums in Bengalen, aus eigener, theilnehmender Anſchauung von der älteſten Chriſtengemeinde in Indien entwirft.

3. Ein Beſuch bei den ſyriſchen Chriſten in Indien.

„Vom Palaſte zu Travancore machte ich den Weg nach Mavety-Bar und von da zu den Hügeln am Fuße der hohen Ghauts, die Karnatik von Malayala trennen. Die Oberfläche des Landes überhaupt, in der Nachbarſchaft der Gebirge, bietet eine mannichfaltige Scene von Thälern, Hügeln und durchkreuzenden Strömen dar. Dieſe Ströme

fallen von den Gebirgen herab und erhalten die Thäler in beständigem Grün. Die Wälder bringen Pfeffer, Cardamom und Cassia hervor, wie auch Weihrauch und andere aromatische Gewächse. Was die Größe des Schauspieles in dieser Gegend erhöht, ist der Umstand, daß die nahe gelegenen Gebirge von Travancore nicht öde dastehen, sondern mit Wäldern von dickem Holze bedeckt sind: mit indianischen Eichen, die, wie man sagt, das höchste Schiffsbauholz in der Welt liefern."

„Der erste Anblick christlicher Kirchen in dieser abgelegenen Gegend Hindostans, verbunden mit dem Gedanken an ihre ruhige Dauer durch so manche Jahrhunderte hindurch, muß in der Seele des Beschauers angenehme Empfindungen erwecken. Die Gestalt der ältesten Gebäude ist einigen der ältesten Pfarrkirchen in England nicht unähnlich; bei beiden ist die Bauart byzantinisch-sarazenischen Ursprunges; sie haben abhängende Dächer, große, zugespitzte Fenster und Strebepfeiler, auf denen die Mauern ruhen. Die Balken des Daches, die dem Auge ausgesetzt sind, finden sich mit Zierrathen versehen und das Tafelwerk im Chore und am Altare ist kreuzförmig und vertieft. In den Kathedralkirchen stehen die Grabmale der verstorbenen Bischöfe auf beiden Seiten des Altares. Die meisten Kirchen sind von röthlichen Steinen, viereckig gebaut und an jeder Ecke geziert; auch haben sie eine dauerhafte Bauart, indem bei den größten Gebäuden die Vorderwände 6 Fuß tief sind. Die Kirchenglocken sind in den Gießereien des Landes gegossen worden. Einige derselben sind von sehr großem Umfange und haben Inschriften in syrischer und der Malayalin-Sprache. Als ich des Abends einer Stadt mich näherte, hörte ich auf einmal zwischen den Hügeln den Schall der Glocken: ein Eindruck, der mich

für einen Augenblick vergeſſen ließ, daß ich in Hindoſtan ſey und auch an ein anderes Land erinnerte.

Die erſte ſyriſche Kirche, die ich ſah, war die Kirche zu Mavelicar; aber die Syrer leben hier in der Nachbarſchaft römiſcher Chriſten, ſie ſind daher nicht ſo einfach in ihren Sitten wie die, welche näher bei den Gebirgen wohnen. Sie waren in vorigen Zeiten von römiſchen Emiſſarien öfters beſucht worden, daher muthmaßten ſie anfangs, ich möchte zu dieſem Glaubensbekenntniſſe gehören. Sie hatten zwar von den Engländern ſchon gehört, aber ſie hegten die ſonderbare Vermuthung, daß dieſe zu der Kirche des Papſtes im Occident gehören. So wenig waren ſie gewohnt, einen Freund zu ſehen, daß ſie gar nicht glauben konnten, daß ich in freundſchaftlicher Abſicht zu ihnen gekommen ſey. Zudem hatte ich mit einem ihrer verſtändigſten Prieſter eine kleine theologiſche Streitigkeit über die Originalſprache der vier Evangelien gehabt, von der dieſer behauptete, daß es die ſyriſche geweſen ſey. Indeß legte ſich bald jeder Schimmer von Argwohn, ſie gaben mir, der alten Sitte gemäß, ihre rechte Hand zum Zeichen der Freundſchaft und einer von ihnen wurde beauftragt, mich in ihre Kirchen im Inneren des Landes zu begleiten.

Als wir der Kirche zu Tſchiganoar nahe kamen, begegnete uns einer der Kaſſaname oder ſyriſchen Geiſtlichen. Er hatte ein weites, weißes Kleid an und auf dem Kopfe eine Kappe von rother Seide, die hinten hinabhing. Nachdem mir geſagt worden war, wer er ſey, redete ich ihn in ſyriſcher Sprache mit den Worten an: „Friede ſey mit Euch“. Er erſtaunte über den Gruß, antwortete aber ſogleich: der Gott des Friedens ſey mit Euch! — Er redete die Diener des Radſchahs in der Landesſprache an und erkundigte ſich, wer ich ſey? und nun ging er ſogleich wie-

der in seinen Ort zurück, um unsere Ankunft bekannt zu machen. Als wir daselbst angekommen waren, wurde ich vor der Kirchenthüre von drei Kaschescha's (Presbytern oder Priestern) empfangen, die gleichfalls weiße Kleider anhatten. Sie nannten sich Josua, Zacharias und Urias; diese Namen schrieben sie mir in mein Tagebuch und jeder setzte den Titel „Kaschescha" hinzu. Auch waren zwei Schumschanas (Diakonen) zugegen. Der älteste Priester war ein sehr verständiger Mann von ehrwürdigem Aussehen; er trug einen langen weißen Bart und hatte ein freundliches, einnehmendes Wesen. Die drei Aeltesten, welche zur Kirche gehörten, hießen Abraham, Thoma und Alexandros. Nach einer kurzen Unterhaltung mit meinen Begleitern nahmen sie mich zutraulich und liebreich auf, und die Leute aus den benachbarten Dörfern, sowohl Männer als Weiber, liefen herbei. Der Anblick der Weiber erinnerte mich, daß ich (nach langer Abwesenheit von England) mich wieder einmal in einem christlichen Lande befinde. Denn die hindostanischen und muhamedanischen, und überhaupt alle Weiber der unchristlichen Völker, werden von ihren Männern für eine geringere Race angesehen, und beinahe überall, wie unvernünftige Geschöpfe, ihr ganzes Leben hindurch in's Haus eingesperrt. Auf allen Gesichtern, die nun um mich herum waren, glaubte ich den Verstand des Christenthums lesen zu können. Aber zugleich bemerkte ich überall um uns her Spuren von Armuth und politischer Unterdrückung. An den Menschen wie an ihren Kirchengebäuden erkannte man Züge einer gesunkenen Größe. Ich sagte zu dem ältesten Priester: „Ihr scheint mir Leute zu seyn, die schon bessere Zeiten gesehen haben." — „Das ist so", antwortete er. „Wir befinden uns im Vergleiche mit unseren Vorfahren in einem gesunke-

nen Zuſtande.“ Er gab vorzüglich zwei Urſachen ihres Verfalles an. — „Vor ungefähr 300 Jahren“, ſo ſprach er, „kam ein Feind von Weſten, der zwar den Namen Chriſti trug, aber mit den Schrecken der Inquiſition bewaffnet war; dieſer nöthigte uns, bei den Fürſten des Landes Schutz zu ſuchen. Dieſe erkannten zwar unſere alten, perſönlichen Vorrechte an und ehrten dieſelben, aber ſie erlaubten ſich allmählig immer größere Eingriffe auf unſer Eigenthum, bis wir ſo weit herunter kamen, als wir es jetzt ſind. Die Herrlichkeit unſerer Kirche iſt dahin, aber ich hoffe, daß Eure Nation ſie uns wieder geben wird.“

Ich bemerkte ihm hierauf, daß die Herrlichkeit einer Kirche nie untergehen könne, ſo lange ſie auf dem geoffenbarten Worte Gottes, dem Inhalt der Bibel feſtſteht. — „Wir haben die Bibel bewahrt“, ſagte der Prieſter. „Die hindoſtaniſchen Fürſten haben unſere Gewiſſensfreiheit niemals angetaſtet. Vormals hatten wir auch mit ihnen gleiche politiſche Gewalt und ſie achteten unſere Religion. — Aber bei all' ſolcher äußerlichen Freiheit und Begünſtigung iſt das Studium der Bibel unter uns in einem ſchläfrigen Zuſtande. Wir haben nur wenige Abſchriften derſelben, und auch dieſe nehmen immer mehr ab, weil das Abſchreiben einer ganzen Bibel ein ſo mühſeliges Geſchäft iſt.“ — Ich zeigte ihnen jetzt ein gedrucktes Exemplar des neuen Teſtamentes in ſyriſcher Sprache. Kein einziger unter ihnen hatte jemals vorher eine gedruckte Bibel geſehen. Sie bewunderten das Buch ſehr, und jeder Prieſter, in deſſen Hände es kam, fing an, ganz fließend daraus vorzuleſen, indeß die Weiber ſich herumſtellten und zuhörten. Ich fragte den alten Prieſter, ob ich ihm nicht einige Exemplare davon aus Europa kommen laſſen ſolle? — „Dieſe

wären", so antwortete er, „an Silber so viel werth, als ihr Gewicht ist." Er fragte mich, ob das alte Testament nicht auch so, wie das neue, in syrischer Sprache gedruckt sey? Ich bejahte dieses, aber ich hatte kein Exemplar bei mir. Da äußerten sie ein dringendes Verlangen, solche vollständige syrische Bibeln zu haben, wo möglich für jede Kirche eine. Denn obgleich die syrische Sprache mehr nur die gelehrte, dem Priesterstande vollkommen verständliche sey, die Muttersprache aber des Volkes die Malayalier (die malabarische), legten dennoch die Priester all' ihren gottesdienstlichen Vorträgen und Belehrungen immer nur den Urtext der Bibel zu Grunde, dessen wortgetreuen Inhalt sie dem Volke in seiner gewöhnlichen Sprache mittheilten. Das Wort Gottes, nur dieses allein, soll in den Kirchen der Lehrer seyn. Denn in ihm spricht der Geist, aus welchem uns das Leben kommt." — —

Einige Tage später kam Buchanan zu der syrischen Kirche in Ranniel. Diese ist, am Ufer des Flusses, auf einen Felsenhügel gebaut und liegt in diesem Theile des Landes ganz vereinzelt da. „Ich kann", so schreibt der Reisende, „bisweilen es kaum glauben, daß ich im Lande der Hindus bin, nur hin und wieder sehe ich noch an den Ufern des Flusses einen einzelnen Hindutempel." Dennoch macht sich diese Nachbarschaft durch einige Züge der Einschränkung bemerklich, welche sie den christlichen Bewohnern in Beziehung auf manche kirchliche Gebräuche auferlegt. So zum Beispiel bemerkte Buchanan, daß bei vielen Kirchen die Glocken nicht in einem Thurme, sondern im Innern des Gebäudes sich befanden, und als Grund hievon sagte man ihm, daß, wenn zufällig ein Götzentempel in der Nähe einer Kirche läge, die Hindu ein lautes Geläute christlicher Glocken nicht leiden möchten, weil dasselbe, wie

ſie ſagen, ihre Götzenbilder erſchreckt. Freiwillig aber haben auch die ſyriſchen Chriſten viele Gebräuche mit ihren Landsleuten gemeinſam, ſo namentlich die häufigen Waſchungen, welche übrigens, wie der vorherrſchende Genuß der Pflanzenſpeiſen, ein allgemeines Gebot des Naturlebens des indiſchen Volkes ſeyn mag.

Der Reiſende beſchreibt einen ſonntäglichen Gottesdienſt der ſyriſchen Chriſten, dem er in Kanniel beiwohnte. Ihre Liturgie iſt die nämliche, welche in älteſter Zeit in den Kirchen des Patriarchen zu Antiochien gebraucht wurde. Während des Gebetes treten oft Pauſen des Stillſchweigens ein, nur den Prieſter hört man mit gebrochener Stimme beten und Jeder der Anweſenden betet in der Stille ſein Gebet aus dem Herzen mit. Dieſe Augenblicke des andächtigen Stilleſeyns und Betens haben etwas Feierliches und Erhebendes für das Gemüth. Sie bedienen ſich des Weihrauches in ihren Kirchen, der in ihren Wäldern wächſt. Beim Schluſſe des Gottesdienſtes tritt der Prieſter, oder, wenn er zugegen iſt, der Biſchof heran und ertheilt Jedem der an ihm Vorübergehenden den Segen. Hat ſich Jemand eines Vergehens ſchuldig gemacht, dann erhält er dieſen Segen nicht, was für eine ſchwere Strafe gehalten wird. —

Manche alte Leute klagten gegen Buchanan über die Abnahme der Religionserkenntniß und der Frömmigkeit und ſprachen mit Vergnügen von der Erinnerung an alte Zeiten. Und doch iſt dieſen ſpäteren Gemeinden noch die Bibel und eine ſchriftgemäße Liturgie geblieben; ſie hören täglich das Wort Gottes noch unverkürzt und unverfälſcht.

In Cande-nad kam der Reiſende zu dem Sitze des oberſten Prieſters oder des Metropoliten: Mar Dionyſius. Auf Verlangen des Biſchofs hatten ſich ſchon vor

seiner Ankunft eine große Anzahl von Priestern aus anderen Kirchen dort versammelt. Der Bischof bewohnt ein Gebäude, das unmittelbar an die Kirche angebaut ist. Sein Anblick machte auf den Engländer einen tiefe Achtung gebietenden Eindruck. Sein alterthümliches Gewand, der würdevolle Ernst seines Angesichtes, der altväterliche, eisgraue, bis an den Gürtel reichende Bart, konnten als das Abbild eines Chrysostomus, aus dem vierten Jahrhundert erscheinen. „Mar Dionysius ist" (so spricht Buchanan) „in seiner Kirche ein sehr verehrter Mann, der durch seine Frömmigkeit wie durch seinen treuen Amtseifer sich auszeichnet. In Kenntnissen überhaupt war er jedem seiner Geistlichen, den ich bis jetzt gesehen habe, weit überlegen. Er sagte mir, daß alle Unterredungen, die ich seit meiner Ankunft im Lande mit seinen Priestern gehabt habe, Ihm mitgetheilt worden seyen. Du bist, so sprach er, gekommen, eine sinkende Kirche zu besuchen. Ich bin jetzt ein alter Mann, aber die Hoffnung besserer Zeiten erquickt mein hohes Alter, ob ich sie gleich kaum erleben werde." Er sprach mit großem Vergnügen über die Erwartung, daß auch Er noch syrisch gedruckte Bibeln mit seinen Augen sehen solle.

Der Bischof, so erzählt Buchanan weiter, war begierig, auch von anderen Kirchen, die sich von Rom getrennt hätten, etwas zu erfahren. Ich schämte mich ihm zu sagen, wie viel ihrer seyen, doch beschrieb ich ihm einige. In vielen vermißte er das Daseyn eines Oberhirten und Hüters der Kirche und ihrer Priesterschaft: das Daseyn eines Bischofs, oder, wie die Schrift ihn nennt, eines Engels der Gemeinde. Doch zog meine Beschreibung der Quäker und der Baptisten seine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich. Er sagte: es sey ein bedeutungsvoller

Gebrauch, den Körper mit Waſſer zu waſchen, wenn ein neues Leben angefangen werden ſoll. Werden denn, ſo fragte er, dieſe Chriſten jedes Mal auf's Neue getauft, wenn ſie ſich einer Sünde, oder eines Abfalles ſchuldig gemacht haben? — — Gibt es denn, ſo fragte er auch, unter allen dieſen chriſtlichen Sekten gute Menſchen? — „Vortreffliche Menſchen gibt es unter allen.“ — Ich ſehe, ſo ſprach er, es iſt bei Euch, wie es in den erſten Jahrhunderten war: auch bei wahrer Frömmigkeit kamen neue Sekten zum Vorſchein, weil die Frömmigkeit mit Unwiſſenheit verbunden war. — Aber laſſen ſolche gute Leute in dieſen Sekten nicht oft von ihren beſonderen Meinungen ab, wenn ſie alt werden? — „Ja, ſie ſprechen vielleicht vielleicht nicht mehr ſo oft und ſo abſtoßend von ihren Unterſcheidungsformen, und Manche, welche früher keine Gelegenheit dazu hatten, finden in ſpäteren Jahren eine gründlichere Belehrung über das, was überall der eigentlich weſentliche Kern und Stern des Chriſtenglaubens iſt.“

In den Akten des Konziliums zu Nicäa wird berichtet, daß ein gewiſſer Johannes, Biſchof von Indien, im Jahre 325 dieſem Koncilium ſeinen Namen beigeſchrieben habe. Aber nach dem allgemeinen Volksglauben wurde noch vor dem Jahre 325 die ſyriſche Ueberſetzung der heil. Schrift nach Indien gebracht. Einige ihrer wirklichen Abſchriften ſind ohnſtreitig von ſehr altem Datum. Eine Abſchrift, die in einer der entfernteſten Kirchen am Fuße des Gebirges niedergelegt war, enthält das alte und neue Teſtament, iſt auf dichtes Pergament in groß Folio mit groſſen Buchſtaben geſchrieben in aſtrangeliſch-ſyriſcher Schrift, iſt ſehr ſchön und genau. Auch an jenen einzelnen Stellen, an denen ſich die Färbung der Tinte verloren hat, ſind die Spuren der Buchſtaben im Pergamente noch er-

kennbar. Buchanan wußte es, welchen hohen Werth die Gemeinden der syrischen Christen auf diesen alten Schatz ihrer Kirche legten. „Wir wollen," so äußerte sich der Bischof, der ihm dieses Geschenk für England übergab, „unseren Schatz, der für uns wie für Euch ein Gemeingut ist, nur an einem besser gesicherten Orte wissen, als unser vielgefährdetes, meist von Feinden bewohntes Land ist." „Und doch," so fügte er hinzu, „haben wir unter allen Gefahren dieses Buch, wie Einige unter uns dafür halten, nahe an tausend Jahre bei uns aufbewahrt." — „Möge England," so erwiderte Buchanan, „im Stande seyn, dieses ehrwürdige Zeugniß aus alter Zeit noch weitere tausend Jahre zu erhalten!" —

Obgleich uns ein Theil der vorstehenden Reiseberichte des frommen und gelehrten Engländers von dem Hauptgegenstande dieses Kapitels, von der Betrachtung des Lebens und Wirkens unseres Chr. Friedr. Schwartz abzuführen schienen, so sollten sie uns dennoch nur zu einem Standpunkte dienen, von welchem aus wir, wie von einem Hügel, den Kreis jenes Wirkens leichter überblicken können. Wir stehen hier vor dem bleibenden Denkmal, welches das Wirken des treuen Mannes in dem Lande der syrischen Christen hinterlassen hat zum belehrenden und ermunternden Merkzeichen für alle christliche Heidenboten.

Gleich bei seinem Eintritte in die Provinz von Tanjore hörte Buchanan den Namen des Christusverkündigers Schwartz von einem Hindu mit Achtung nennen. Schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft in der Residenzstadt des Radscha: in Tanjore verlangte dieser Fürst den Reisenden zu sehen und zu sprechen. Als das erste Ceremoniel vorüber war, führte er diesen in einen großen Saal, welcher mit den Bildnissen seiner Vorfahren geziert war.

Mitten unter diesen hing das Portrait von Schwartz und der Radscha sprach jetzt lange Zeit „von diesem braven Manne, den er noch jetzt als einen Vater und Führer verehre.“ — Und diese Verehrung erwies der Fürst durch seine Thaten. Unter anderen hatte er gerade damals eine Schule für Hindus, Mohamedaner und Christen begründet, in welcher 500 Christenkinder auf seine Kosten unterhalten wurden. Von anderen Erweisungen einer anerkennenden Liebe zu dem Christenthume, welche die Radscha's von Tanjore seit länger als einem Jahrhunderte gegeben haben, werden wir noch weiter reden. Jene Würdigung des Christenglaubens unter den Hindus war jedoch nicht das Werk eines einzelnen christlichen Sendboten gewesen, sondern ihre erste Begründung hatte sie durch das erweckende Vorbild erhalten, das die syrischen Christen in ihrem Leben und ihrem Wandel den Heiden gaben. Eine zweite kräftigere Begründung erhielt sie durch den Verkehr, in welchen die lutherisch-dänische Mission in Tranquebar vor länger als hundert Jahren mit den Radscha's von Tanjore getreten war, in deren Reich die dänische Niederlassung sich begründete; seine höchste Blüthe aber erreichte das Werk dieser lutherischen Missionen unter den Hindus durch Ch. F. Schwartz.

Den stillen Anfang durch das Vorbild der syrischen Christen haben wir bereits aus Buchanan's Berichten kennen gelernt. Das gesegnete Wirken der dänischen Missionen, an welches unser Schwartz unmittelbar sich anschloß, wollen wir hier nur in gedrängtem Ueberblicke betrachten.

4. Die dänischen Missionen in Indien.

Nicht in einem der größeren jener Reiche von Indien, welche sich im nahen Verkehre oder bereits in Abhängigkeit von

den europäischen Mächten befanden, sondern auf einem unansehlich kleinen Haltpunkte an der Küste hat die lutherisch-evangelische Mission ihren Anfang genommen, welche eine Vorgängerin und Mutter vieler evangelischer Missionen in Indien geworden ist. Schon im Jahre 1621 hatten die Dänen die Stadt Tranquebar mit einem kleinen Gebiete an der Küste von Coromandel von dem damaligen Radscha von Tanjore erkauft. Nur eine kleine, verlassene Kirche, einst von den Jesuiten erbaut, erinnerte daran, daß vormals hier Christen gewohnt hatten, das Christenthum selber aber erschien am Anfange des vorigen Jahrhunderts bei den Bewohnern der Stadt und ihrer Umgegend fast erloschen und verschwunden, obgleich sie ihrer Herkunft nach zu den christlich europäischen Nationen gehörten. Es waren größtentheils solche Leute, denen das Geld ihr Gott, der Gewinn und Genuß der Erdengüter ihr Gottesdienst ist. Da fühlte sich die Liebe des frommen Königes von Dänemark, Friedrichs IV., gedrungen, dem Volke, das seiner Leitung anvertraut war, selbst in diesen abgelegensten Winkel seines Reiches nachzugehen. Er hatte die Kunde von A. H. Francke's Werk der Heidenmission vernommen und war dadurch zur warmen Theilnahme erweckt worden, er selbst wollte jetzt überall da, wo Dänemark's Flagge wehete, das Panier des Herrschers über alle Welten aufrichten helfen.

Zwei junge Theologen aus der Schule Francke's: Bartholomäus Ziegenbalg und Heinrich Plutscho, welche beide das Heil in Christo kräftig und lebendig an ihren eigenen Seelen erfahren hatten, nahmen den Ruf, als Verkündiger dieses Heiles nach Indien zu gehen, freudig an. Sie waren schon in früher Jugend, in der gemeinsamen Liebe zu dem Herrn Ein Herz und Eine Seele

geworden, um ſo leichter ward es ihnen, dieſen Weg ihrer Führungen ſo Hand in Hand zu gehen. Nachdem ſie die prieſterliche Weihe durch den Biſchof von Seeland empfangen hatten, traten ſie im Spätherbſte 1705 ihre Seefahrt nach Indien an und erreichten Tranquebar beim Beginn des Sommers von 1706.

Arm und gering waren die äußeren Mittel, über welche ſie zu verfügen hatten; nach dem Maßſtabe dieſer Mittel lebten ſie gerne als arme und geringe Leute und als ſolche wurden ſie von ihren europäiſchen Landsleuten, den Geldmännern von Tranquebar, nur wenig beachtet. Doch fanden ſie einige Deutſche, welche ſich gerne mit ihnen aus Gottes Wort erbauten.

Die erſte Aufgabe für ihren Beruf mußte es jetzt den beiden jungen Männern ſeyn, das unentbehrlichſte Werkzeug für die Mittheilung des Wortes an die Bewohner des Landes zu gewinnen. Sie mußten die Sprachen erlernen, in denen ſie hier mit dem Volke reden und demſelben predigen ſollten. Die eigentliche Mutterſprache bei dem eingeborenen Volke des Landes war die tamuliſche, für den Verkehr mit den Europäern pflegten ſich die Eingeborenen der Stadt der portugieſiſchen Sprache zu bedienen, welche namentlich in den Küſtengegenden von Indien durch die vormalige Herrſchaft der Portugieſen in ziemlich allgemeinen Gebrauch gekommen war. In dieſer letzteren Sprache erwarb ſich Ziegenbalg in Kurzem eine ſolche Fertigkeit des lebendigen Ausdruckes, daß er nicht nur den lutheriſchen Katechismus in ſie überſetzen, ſondern auch in ihr predigen und katechiſiren konnte, was er in der kleinen Gemeinde, die ſich um ihn geſammelt hatte, ſo wie in der Kinderſchule derſelben, täglich that. Den Unterricht in der Tamuliſchen Sprache erhielt er von einem hierzu in vor-

züglichem Maaße geeigneten Lehrer. Derſelbe war ein allgemein geachteter Dichter ſeines Volkes, bekannt und vertraut mit den beſten Werken der indiſchen Literatur, ſeiner Abſtammung nach aus einer vornehmen Kaſte. Zwiſchen Modellapa, ſo hieß der Lehrer, und ſeinem Schüler, dem Chriſtenboten, entwickelte ſich bald ein gegenſeitiges Verhältniß des Gebens und Empfangens der Belehrung, durch welches wechſelsweiſe der Lehrer zum Schüler, dieſer zum Lehrer wurde. Während der junge in dem Kreiſe ſeiner Bildung hochgelehrte tamuliſche Dichter in poetiſcher Begeiſterung mit ſeinem Schüler die Werke der Dichtkunſt und der Götterlehre ſeines Volkes las, ſuchte ſich Ziegenbalg dadurch für ſeinen künftigen Predigerberuf geſchickt zu machen, daß er Stellen aus der heiligen Schrift in das Tamuliſche, unter Aufſicht ſeines Lehrers überſetzte. Und freilich jener Geiſt einer göttlichen Weihe, der etwa in ſolchen Pſalmen wie der 90., der 103. und 139., ſo wie in dem Evangelium und in den Briefen Johannis zu dem Geiſte des Menſchen redet, wird in der Dichtkunſt und den Werken der Menſchenweisheit keines anderen Volkes gefunden, als in den Schriften des Volkes, das in Iſrael's altem, ſo wie in dem neuen Bunde durch Chriſtum ſtand und fortwährend ſteht. In Modellapa's Gemüth erwachte zuerſt ein Gefühl der Bewunderung, das ſich zum Wohlgefallen ſteigerte, aus dieſem aber ging eine Hinneigung und ein ſehnliches Verlangen nach dem Chriſtenglauben hervor, deſſen beſeligende, veredlende Kraft ihm in dem Leben und Wandel der beiden Chriſtusjünger vor Augen trat. Nach langem Ueberlegen und manchem inneren Kampfe ſprach es Modellapa gegen dieſe aus, daß er Alles, deſſen Beſitz ihn jetzt erfreute, aufgeben und verlaſſen, daß er mit ihnen leben und ſterben wollte, wenn

er nur an den Segnungen und Verheißungen des Evangeliums Antheil nehmen dürfe.

Als ein ganzes Jahrhundert hernach Buchanan in einem Zimmer von des seligen Ziegenbalg's alter Wohnung die Kirchenbücher desselben aufschlug, da fand er unter den Namen der bekehrten Heiden den dieses Erstlinges oben an stehend.

Diesem glänzenden Vorbilde schloß sich alsbald die Bekehrung einer vornehmen Tamulin an und das Gerücht von diesem Ereignisse kam zu den Ohren des damaligen Radscha's von Tanjore, welcher alsbald an die beiden Missionäre einen seiner Hofbedienten absendete, durch den er sie seiner Freundschaft versichern und ihnen, im Falle, daß sie geneigt seyn möchten, das Innere seines Landes zu besuchen, zu ihrer Sicherheit eine militärische Bedeckung versprechen ließ.

Wie sehr verschieden war dieses Benehmen eines heidnischen Fürsten im Vergleiche mit dem des damaligen, sogenannten christlichen, dänischen Gouverneurs von Tranquebar. Jener, der Heide, erkannte in dem Werke der Bekehrung durch die Verkündiger des Evangeliums ein Werk, welches ehrende Beachtung verdiene und hatte Wohlgefallen an demselben; der dänische Gouverneur aber, der getaufte Christ, sah darin ein ihm mißfälliges, bedenklich um sich greifendes Beginnen der armseligen fremden Prediger, welchem man Widerstand entgegensetzen müsse. Er ließ deshalb den lauten Zeugen der Wahrheit: Ziegenbalg gleich einem Verbrecher vier Monate lang in's Gefängniß setzen. Doch that der König von Dänemark diesem Mißbrauche der Vollmacht, die seinem Beamten übertragen war, einen baldigen Einhalt und machte dem Gouverneur die möglichste Beachtung und Begünstigung des Missionswerkes zu einer unerläßlichen Pflicht.

Dieſe betrübende Erfahrung, nach welcher die Verkündigung des Evangeliums und das Werk der Bekehrung der Heiden ſeine erbittertſten Feinde öfters unter den ſogenannten Chriſten und Glaubensgenoſſen der Miſſionäre ſelber findet, iſt ſeitdem öfters und in den verſchiedenſten Ländern gemacht worden. Zugleich aber und in Folge davon eine andere, tröſtliche, daß ſolche Hemmungen durch Menſchenhand nur zur Förderung eines Werkes dienen müſſen, das aus Gott iſt. Viele wurden erſt jetzt aufmerkſam auf die Anfänge des bereits geſegneten, ſtillen Wirkens der Miſſionäre an den Seelen der Eingeborenen und ſelbſt mancher Fremden. Aus der Aufmerkſamkeit erzeugte ſich bald eine lebendige Theilnahme, ſelbſt bei Solchen, die vorhin aus Unkenntniß und Unverſtand Gegner des Miſſionswerkes geweſen waren. Die beiden treuen Verkündiger des Evangeliums fanden jetzt Hülfe ſowie Unterſtützung ihres im Glauben begonnenen Werkes, wo ihnen dieſe am meiſten Noth that. Denn zweimal nach einander waren die Geldſendungen, die ſie aus Europa erwarteten, durch Schiffbruch verloren gegangen, und ſelbſt bei der freudigen Entſagung aller ſonſt gewohnten Bequemlichkeiten und bei der ängſtlichſten Sparſamkeit würden ihre eigenen geringen Mittel kaum für das tägliche Brod ausgereicht haben. Wie ein Wunder erſcheint es deshalb, daß ſie nicht nur zwei Schulen errichten konnten, darin ſie den Kindern der Heiden Religionsunterricht ertheilten und zugleich die Aermeren mit Speiſe und Kleidung verſorgten, ſondern daß auch ihre Einwirkung auf die Erwachſenen von ſo gutem Erfolge war, daß ſie ſchon im Mai 1707 mehrere ihrer Katechumenen in der däniſchen Kirche zu Tranquebar taufen konnten, bei welcher Gelegenheit Ziegenbalg eine tief ergreifende Anrede in tamuliſcher Sprache an die Ver-

ſammelten hielt. Schon im Juni desſelben Jahres begannen ſie den Bau einer neuen, ſteinernen Kirche für die Gemeinde der Neubekehrten und bereits im Auguſt war dieſer feſte Bau vollendet. Bei der Einweihung der Kirche, welche man mitten unter den Wohnungen der Heiden, außen in die Vorſtadt verlegt hatte, fand ſich eine ſehr anſehnliche Verſammlung von Chriſten, Mohamedanern und Heiden ein, welche mit Verwunderung und Theilnahme das unerwartet ſchnelle Gelingen des großen Werkes ſahen und von dem freien, kräftigen Zeugniſſe des Chriſtenglaubens in der Predigt der Miſſionäre nicht unbewegt blieben. Zweimal in der Woche predigten dieſe von nun an in jener Kirche in tamuliſcher ſo wie in portugieſiſcher Sprache und ertheilten hierbei auch fortwährend ihren Religionsunterricht in den Schulen, ſo wie ihre Katechiſationen der Kinder. Schwer und mühſam war das Tagwerk der treuen Männer, aber aufmunternd und freudebringend der Erfolg ihrer Arbeiten, denn nach kurzer Friſt ſahen ſie um ſich her eine Chriſtengemeinde aufblühen, welche die Wahrheit ihrer Bekehrung großentheils durch einen Wandel bezeugte, welcher ihres Glaubens würdig war.

Nach den mannichfachen ſchweren Prüfungen und Läuterungen ihres Gottvertrauens kam den beiden Zeugen eine große Freude und Hülfe aus Europa. Drei neue Mitarbeiter an dem Werke des Heiles, Grundler, Boewing und Jordan traten an ihre Seite und das Schiff, welches dieſe nach Tranquebar führte, brachte zugleich eine anſehnliche Geldſendung für die Bedürfniſſe der Miſſionäre mit ſich. Auch in England war eine Theilnahme an dieſem großen Werke erwacht, welche ſich noch in demſelben Jahre durch reichliche Gaben der Liebe bezeugte.

An dem neuangekommenen Miſſionär Grundler fand

Ziegenbalg einen so tüchtigen, geistig hochbegabten Mitarbeiter, daß er ihm die Obhut über die Gemeinde in Tranquebar rüstig anvertrauen konnte, während er selber der Verkündigung des Evangeliums unter dem Volke der Eingeborenen eine neue Bahn in Madras eröffnen wollte. Auch dieses Unternehmen, das die Engländer freudig unterstützten, war von gesegnetem Erfolge. Bei all' diesen Arbeiten gelang es dem unermüdet thätigen Manne, eine Uebersetzung der Schriften des alten Testamentes in die tamulische Sprache, bis zum Buche Ruth zu fertigen, welche später einer seiner Nachfolger im Indischen Missionsgeschäfte: Schultz (im Jahre 1723) vollendete. Denn Ziegenbalg, der treue Knecht, durfte schon im Februar 1719 eingehen zu seiner Ruhe und zum Genusse des verheißenen Lebens der Ewigkeit, und im März des nächsten Jahres folgte ihm sein gotteskräftiger Gehülfe: Grundler.

Die Gräber dieser beiden Gottesmänner, mit ihren einfachen Inschriften sind in der Missionskirche von Tranquebar zu sehen. Es sind aber nicht die einzigen Gräber der Sendboten des Evangeliums, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Tranquebar kamen. Denn schon in demselben Jahre, in welchem Ziegenbalg starb, trafen drei neue Gehülfen, unter ihnen der vielthätige Schultz, in Tranquebar ein, im Jahre 1724 abermals drei neue, denen später noch Andere folgten. Unter diesen nennen wir hier nur noch den Missionär Worm, der sich durch eine ganz besondere Gabe auszeichnete, die Hindus an sich zu ziehen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Durch ihn trat auch die Mission zu Tranquebar in brüderlich hülfreiche Verbindung mit jener der Holländer zu Negapatam. Die größere Zahl all' dieser Männer hat in Indien die Ruhestätte ihres irdischen Pilgerwandels gefunden.

Schultz nach einem 20jährigen reich geſegneten Dienſte am Miſſionswerke ſah ſich im J. 1740 durch ſeine Kränklichkeit genöthigt, nach Europa zurückzukehren.

Bis zur Ankunft unſeres Schwartz im Jahre 1750 war die Zahl der Neubekehrten durch die däniſche Miſſion in Tranquebar auf 8000, in Madras auf 1000 geſtiegen.

5. Der rechte Anfang.

Das nächtliche Dunkel war ſchon eingetreten, als ſich das Schiff, welches Schwartz mit ſeinen beiden Miſſionsbrüdern Poltzenhagen und Hüttenmann hieher geführt, der Küſte von Coromandel genaht hatte. Am Morgen darauf lag das Küſtenland von Indien in ſeiner ganzen Herrlichkeit vor ihren Augen; Cuddalore ihnen gerade gegenüber. Daſelbſt hatte damals der Miſſionär Kiernander ſeine Station, unter ſeinem Dache fanden die drei neuen Ankömmlinge ihre Wohnung. Schon am 24. Juli kam ihnen auch der Miſſionär Wiederbroek, als damaliger Senior der däniſchen Miſſion, nach Cuddalore entgegen, um ſie an den Ort ihrer nächſten Beſtimmung: nach Tranquebar, abzuholen. Wo konnte der Empfang herzinniger und liebevoller ſeyn, als hier, bei den noch übrigen, lebenden Brüdern! Jeder von dieſen wollte den werthen Gäſten ein Gajus ſein, Kohlhoff aber drang voran, an ſeinem Tiſche mußten ſie ihr tägliches Brod brechen; an ſeiner Hand führte er ſie auf ihr nunmehriges gemeinſames Arbeitsfeld zu der kleinen Gemeinde der Eingeborenen des Landes, denen Gott das Herz zum Verlangen nach der Botſchaft des Heiles in Chriſto aufgethan hatte. Wie lieblich lautete ihnen da die Sprache des Volkes, aus dem Munde ſelbſt der jungen Kinder, wenn ſie den Namen und das

Lob ihres Heilandes sprachen; das Herz unseres Schwartz brannte in ihm vor Verlangen, mit diesen Kleinen zu reden von der Liebe zu seinem und ihrem Herrn und Gott. Aber hier stand er noch an einer ihm verschlossenen Pforte, an welcher es galt, ohne Aufhören und mit sehnlichem Ernste anzuklopfen.

An einen Freund, der ihm während seiner Studienzeit in Halle viele Wohlthaten erwiesen hatte, schrieb er hierüber: „Auf unserer Seereise dachte ich öfters: in Halle habe ich drei Monate lang tamulisch gelernt und nur geringe Fortschritte darin gemacht, wie viel Zeit wird dazu erforderlich seyn, um diese Sprache auch nur so weit zu lernen, daß ich mich verständlich in derselben ausdrücken kann!"

Aber wie kam es nun, daß ihm auf einmal der Mund aufgethan, die Zunge beweglich wurde zu dem Hauptwerke seines neuen, großen Berufes? Er hatte den geradesten und nächsten Weg zum Besitze und Gebrauche der ihm nöthigen Gabe gefunden: er ließ Den für sich reden, welcher von Jugend auf in seinem Herzen Wohnung genommen hatte: den Geist, den lebendigen Odem aus Gott, der dem Menschen die Sprache gegeben hat. In der Kraft dieses Geistes, welche er durch Anhalten im kindlichen Gebete im Herzen hatte, wagte er es, vor seiner Gemeinde in tamulischer Sprache zu predigen und zu beten, und von nun an war ihm der Weg der mündlichen Ansprache zu den Herzen der Tamulen gebahnt.

Er hatte hierzu auch noch andere menschliche Lehrer, die ihn weiter förderten als die gelehrten Meister in Halle. Das waren die kleinsten Kinder in der tamulischen Christenschule. Alle, welche den ehrwürdigen Missionär Schwartz näher kennen lernten, wissen es, daß Niemand besser als

er mit kleinen Kindern, ſo, als wäre er ſelber ein Kind, zu reden wußte. Er hat dieſe kindertrauliche Weiſe bis in ſein Greiſenalter ſich erhalten, ſo wie zugleich den beſtändigen Umgang mit dem Geiſte, welcher uns als Kinder zu Gott unſerem Vater im Himmel ſprechen lehrt. Denn, obgleich in ſeinem Greiſenalter ſein Gedächtniß für das Wiſſen der Welt ſchwächer geworden war, was man bei gewöhnlichen Unterhaltungen wohl bemerken konnte, ſo zeigte ſich doch bis zu ſeinem Ende der Geiſt der Kindſchaft in ihm in unverändert kräftiger Weiſe. Er konnte ſo brünſtig beten, tröſten, von Chriſto zeugen und Andere vermahnen ſo wie über das Eine, das Noth thut, belehren, als jemals ſonſt, ja dieſe Kraft ſchien bei ihm mit dem allmähligen Erſterben des Leibes noch zu wachſen.

Von beſonderem Segen ſcheint ihm in der Zeit des Anfanges ſeines Miſſionswerkes ein tägliches Verweilen in jenem innerſten Heiligthume des chriſtlichen Prieſterthumes geweſen zu ſeyn, welches dem Sakramente der Taufe geweiht iſt. Wie der Menſch ohne ſein eigenes Zuthun bei ſeiner Geburt die Gabe des leiblich ſterblichen Lebens empfängt, ſo wird ihm durch die Taufe die Gabe eines ewigen Lebens zu Theil. Denn da wird er nicht vom Fleiſche zu dem Fleiſch, ſondern aus dem Geiſte neu gezeugt und geboren. Schon in dem nächſten Frühlinge nach ſeiner Ankunft in Tranquebar wurde dem jungen Miſſionär der Vorbereitungsunterricht der Neubekehrten zu dem Empfange der Taufe anvertraut. Nach Vollendung jenes Unterrichts durfte er dieſe ihm theueren Seelen in den Bund der Taufe aufnehmen. Und dieſen Segen des prieſterlichen Amtes genoß er im Frühlinge und Sommer des Jahres 1751 zweimal, denn ſchon zehn Tage nach der Taufe der erſten Abtheilung der Neubekehrten ward ihm die Vorbe-

reitung einer zweiten Abtheilung derselben zur Taufe übergeben.

Das Ziel, nach welchem er bei seiner Bekehrung der Heiden am meisten hinarbeitete, war nicht allein die Erkenntniß des Heiles, sondern die Erweisung dieser Erkenntniß durch die That des Lebens. Christus hat uns ein Vorbild des Wandels in dem neuen Leben der Wiedergeburt, das aus Gott ist, gelassen, dieses Vorbild soll sein Geist in uns erwecken und gestalten. Christi Bild in uns und in unseren wahrhaft zu Ihm Bekehrten, das ist der rechte, kräftige Glaubensprediger für die noch unbekehrten Heiden.

Beispiele, welche dem seligen Schwartz zu seiner größen Freude diese Wahrheit bestätigten, gaben ihm seine Neubekehrten und in Christi Tod Getauften nicht wenige. Ein Hindu kam mit seinem Weibe, um sich in den Lehren des Christenthums unterrichten zu lassen. Zu diesem Entschlusse hatte beide die Sanftmuth und Demuth geführt, in welcher die Mutter des Mannes, welche eine Gläubige der Gemeinde war, ihre bitteren Schmähungen erduldet hatte. Als Schwartz diese Mutter besuchte, sagte sie zu ihm: sie bete Tag und Nacht und setze ihr Vertrauen auf Gott allein. Dieser ihr himmlischer Vater versehe sie immer mit Arbeit und sie sey wohl zufrieden, wenn sie nur einige Kräuter auf dem Felde zu ihrem Lebensunterhalte zusammenlesen könne. — Während der damaligen allgemeinen Theuerung, welche das Schließen der Kornmagazine zur Folge hatte, sagte eine andere Eingeborene aus der Christengemeinde: ich habe nur einen Fanom (eine der kleinsten Geldmünzen), konnte aber keinen Reis dafür erhalten; nun bleibt mir für heute keine andere leibliche Nahrung als Wasser; aber ich habe eine geistliche Speise und diese erquickt mein Herz. — Eine andere dieser armen

Chriſtinnen erwiderte auf die Ermahnung, ſie ſolle nicht zu ängſtlich für den Leib ſorgen, mit großer Freudigkeit: „Der den Baum gepflanzt hat, ſollte ihm der nicht auch Waſſer geben? Ich weiß, Gott verläßt uns nicht, wir mögen leben oder ſterben.“

Für alle Chriſten, deren Liebe zu ihrem Herrn eine Liebe in der That und Wahrheit war, mußte es eine große Beſchämung und ein tiefer Schmerz ſeyn, wenn ſie ſahen, welche Schande ihre Landsleute, die europäiſchen Chriſten, die hier in Indien wohnten, dem Chriſtennamen durch ihren ärgerlichen Wandel machten. Wie ſchwer mußte es ſeyn, daß die armen Heiden, wenn ſie die täglichen Aergerniſſe ſahen, welche die ſogenannten Chriſten ihnen gaben, eine Lehre achten lernten, deren Anhänger ihre tiefſte Verachtung verdienten? Schwartz mußte zu ſeiner großen Demüthigung dieſen Vorwurf oft aus dem Munde des eingeborenen Volkes hören. Eines Tages begegnete er einem heidniſchen Tanzmeiſter, der ein junges Mädchen mit ſich führte, und ſagte ihnen, daß kein Unheiliger in das Himmelreich kommen werde. „Ach, mein Herr,“ ſo erwiderte ihm das arme Mädchen, „dann wird wohl kaum ein einziger Europäer dahin gelangen.“ — Ein wohlhabender, alter Hindu-Kaufmann, welcher däniſch, engliſch und franzöſiſch verſtand, ſagte zu ihm: „Mein Herr! zürnen Sie nicht; ſprechen alle Europäer ſo wie Sie?“ Schwartz antwortete ihm: nicht alle Europäer ſeyen wahre Chriſten, doch gebe es unter ihnen Solche, die es wirklich ſeyen, und die mit aufrichtigem Herzen für die Hindu beten, daß ſie mit Jeſu Chriſto bekannt werden möchten. — „Sie ſetzen mich in Verwunderung,“ erwiderte der Heide; „denn aus Allem, was ich täglich zu ſehen und zu erfahren Gelegenheit habe, muß ich ſchließen: die Europäer ſeyen, mit wenig Aus-

nahmen, eigennützige, unenthaltsame, stolze Leute, voll unerträglicher Verachtung und Vorurtheile gegen uns Hindu's, und selbst gegen ihre eigene Religion feindselig gesinnt, was besonders bei den vornehmen Ständen unter ihnen der Fall scheint." — Schwartz konnte bei solchen Aeußerungen der Tamulen, die er vielmals anhören mußte, und nach dem, was er selbst an seinen Landsleuten sahe, nichts Anderes thun, als demüthig schweigen, zugleich aber in freudigem Vertrauen sich auf die Thaten Dessen berufen, Der in den Herzen Seiner begnadigten Sünder das Werk der Heiligung anfängt, fortführt und vollendet.

Doch gewann die Sache des Christenthums selbst in den Augen der ungläubigen Menge einen besseren, ehrenden Anschein, als im Jahre 1753 die dänische Regierung einen Mann zum Gouverneur in Tranquebar ernannte, welcher in seiner früheren Stellung als Kapitän der Flotte den Gedanken an das Ende wohl kennen und täglich üben gelernt hatte. Diesem lag die Förderung des Christenthums bei jeder Gelegenheit am Herzen. Er bezeugte dieses alsbald durch mannichfache Thaten der Christenliebe. So hatte eine heidnische Mutter ihr Mädchen als Tänzerin an eine benachbarte Pagode verkauft. Als aber nicht lange nachher diese Mutter dem Heidenthume entsagte und Christin wurde, da ward es ihr ein ernstliches Anliegen, daß sie ihr armes Kind aus den schändlichen Fesseln des Sündendienstes befreien möchte. Ihre Mittel reichten aber nicht dazu hin, um das Kind wieder auszulösen. Da kaufte dasselbe der dänische Gouverneur mit einer ansehnlichen Summe, gab es in eine Missionsschule und bezahlte die Kosten der Erziehung. Später wurde diese Tochter getauft und trat nachmals in die Ehe mit einem sehr achtbaren tamulischen Christen.

Schwartz, von da an, wo er als 24jähriger Jüngling nach Indien kam, bis in sein späteres Alter, benützte jeden Tag und jede Stunde, welche ihm die angelegentlichen Bemühungen in seinem Lehrerberufe zu Tranquebar frei ließen, um in der Nähe wie in weiterer Ferne das heidnische Landvolk in seinen Hütten oder in seinen täglichen Geschäften aufzusuchen. Hier gelang es ihm oft, daß er mit seiner kindlich freundlichen Zusprache nicht nur in die Wohnungen, sondern in die Herzen willigen Eingang fand und den armen Fischern am Wasser ein reichere Gabe mittheilen durfte, als ihnen ihre Netze boten. Wenn er dann, etwa nach einer mehrtägigen kleinen Missionsreise wieder in die Stadt kam, und ihn seine tamulischen Schulkinder mit dem Liede: „Nun lob' meine Seele den Herren" empfingen, das sie, in ihre Sprache übersetzt, nach seiner bekannten, schweren Melodie hatten singen gelernt, da gingen auch ihm in tiefer Demuth und Freude der innigen Liebe Herz und Mund zum Lobe und Preise seines Herrn auf.

Wie kindlich und zugleich wie gewaltig die Gebete dieses Mannes waren, das kann man noch jetzt im schwachen Nachhalle aus jenen Berichten erkennen, die wir von dem Inhalte seiner Gebete, im Kreise der Brüder haben. So aus jenem, der uns von dem Gebete aufbehalten ist, mit welchem Schwartz, der Jüngling, eine Versammlung der Missionäre zu Cuddalore schloß. „Möge Gott", dieses bat er unter Anderem, „sie alle davor bewahren, daß sie sich bei irgend einem ihrer Schritte im Missionsleben auf ihre eigene Weisheit und Kraft verließen, sondern daß sie immer ausziehen möchten in ihres Herrn Stärke und ihr Tagwerk schaffen in Seinem Lichte, im beständigen Aufblicke auf ihn." Nach Vollendung dieses Gebetes schlossen

die versammelten Missionsbrüder einen Bund vor dem Angesichte des Herrn, daß sie Sein ganzes Eigenthum seyn und bleiben, Ihm von ganzem Herzen dienen und mit erneuter Kraft den armen Heiden um sie her das Evangelium verkündigen wollten. — „Der Herr hat jetzt gehört", so sagte Schwartz zu den Brüdern, was wir vor ihm gesprochen haben: möge Er uns Licht und Leben, Kraft und Gedeihen dazu verleihen."

Aus einem Briefe, den Schwartz am 10. Oct. 1753 an Professor Francke (den Sohn des August Hermann) in Halle schrieb, entnehmen wir die nachstehende Stelle:

„Die Noth der Christengemeinde und die Gefühllosigkeit der meisten Heiden gegen das Wort Gottes erfüllt meine Seele oft mit bitterem Schmerze, weil ich in den Wegen der Wahrheit noch nicht genug erfahren bin; indessen strebe ich darnach, so viel mir der Geist Jesu Christi Kraft dazu verleiht, meine Bürde auf Den zu werfen, der da mächtig ist, zu helfen, und sich gerne gnädig zu uns herabläßt, damit wir nicht in unserer Noth untergehen. Die Worte des Propheten, welche dem kommenden Messias in den Mund gelegt werden, schweben häufig meiner Seele vor: „„ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnütz hin, wiewohl meine Sache des Herrn, und mein Amt meines Gottes ist"" (Esaj. 49, 4). Auch gewährt mir die unermüdete Geduld und Gnade, womit Gott an meiner Seele arbeitet, einen hohen Trost, indem Er in meinem Innern immer zu mir spricht: „„Gehe noch einmal zu ihnen hin und verkündige Beiden, den Christen wie den Heiden, das Wort vom ewigen Heile; denn du warst weiland auch unweise, ungehorsam, irrig, dienend den Begierden und mancherlei Wollüsten, und hast

in dieſem verderbten Zuſtande Zorn und Ungnade verdient; aber Gott hat ſich deiner um Chriſti willen erbarmet und viele Jahre auf deine Bekehrung gewartet; darum lerne du nun auch in Geduld auf die Bekehrung anderer Menſchenſeelen warten.“ Nun, mein Herz und Sinn, meine Begierden und Gedanken, meine Pläne und mein eigener Wille ſollen ganz und gar dem Willen meines himmliſchen Vaters hingegeben ſeyn: nicht mein Wille, ſondern Dein Wille geſchehe, daß nur Dein Reich komme, auch in Indien, zu mir und zu allen anderen Menſchen, welche auf der Erde leben.“ — —

Uebrigens meldet Schwartz in dieſem Briefe mit inniglicher Freude auch die Ankunft des neuen Miſſionsbruders Peter Dame in Tranquebar, mit welchem gleich von der erſten Bekanntſchaft an ſein Herz jenen Bund der Liebe ſchloß, welcher ſpäter für Beide, in Zeiten mancher Noth und Bedrängniß ein Quell des Troſtes und der Freude wurde. Dieſer neue Gewinn an hülfreichen Kräften für das Werk der Miſſion traf der Zeit nach nahe mit einem ſchmerzlichen Verluſte, namentlich für Schwartz, zuſammen. Sein lieber Begleiter aus Europa hieher, ſein treuer Arbeitsgenoſſe Poltzenhagen erhielt den Auftrag, eine kleine Geſellſchaft von Koloniſten auf die däniſchen Nikobar-Inſeln zu begleiten, und fand hier als das erſte unter vielen ihm nachfolgenden Opfern nach kurzem Aufenthalte ſein Grab. —

6. Die Freunde in der Noth.

Wir haben ſchon oben S. 126 von dem freundbrüderlichen Verkehre geſprochen, in welchen die däniſch-lutheriſche Miſſion zu Tranquebar durch den Miſſionär Worm mit

den Vertretern des holländischen Missionswerkes zu Negapatam getreten waren. Dieses christbrüderliche Einverständniß der Verkündiger des Evangeliums von beiden Seiten wurde in den Zeiten der großen Drangsale und Gefahren, welche jetzt, namentlich über die evangelischen Christen in Indien kamen, fortwährend ein noch viel innigeres und festeres. Es war ein gemeinsamer, Verderben drohender Feind, welchem sie jetzt mit ihrer eigenen Person, so wie mit dem Werke ihrer Mission, gegenüber zu stehen hatten. Ehe wir von diesen, damals nahe kommenden Gefahren reden, erwähnen wir zuvörderst des bereitwilligen Entgegenkommens der Holländer zu jedem Dienste, welchen sie den lutherischen Missionären zu leisten vermochten.

Früher im Jahre 1758 machte Schwartz in Begleitung seines Mitarbeiters Kohlhoff eine Reise nach Negapatam, einer Seestadt, welche etwa in 8 Stunden Entfernung südwärts von Tranquebar liegt. Der dortige holländische Gouverneur nahm diese Gäste liebevoll auf, und freute sich darüber, daß sie das Evangelium in portugiesischer und tamulischer Sprache dem Volke in der Stadt verkündigten, so wie den in Negapatam verweilenden Deutschen, Predigten und Gottesdienste in ihrer vaterländischen Sprache hielten, wornach dieselben großes Verlangen trugen. Nicht nur hier, sondern auch anderwärts in Indien machten unsere Missionäre die Erfahrung, daß sie auf holländischem Gebiete vorherrschend eine viel günstigere Aufnahme fanden als auf brittischem oder dänischem Gebiete. Denn die holländischen Staatsbeamten, nach der weltbürgerlich-duldsamen Verfassung und Gesinnung ihres Landes erkannten an den Bewohnern ihrer außereuropäischen Besitzungen eine mitbürgerliche Stellung an, und wenn dieselben zum Christenglauben sich bekehrten, dann schenkten

ſie denſelben ein noch größeres Vertrauen, während man anderwärts jene mit Verachtung, dieſe mit Mißtrauen behandelte. Daher nahmen die einflußreicheren Freunde der beiden Miſſionäre in Negapatam die Ermahnungen mit williſem Herzen auf, daß ſie der Förderung des Reiches Chriſti in dem Heidenlande, darin ſie lebten, eifriger gedenken möchten, weil ſie ſonſt eine ſchwere Schuld und Verantwortlichkeit vor Gottes Gericht auf ſich häufen würden. Der Gouverneur verſicherte ſie ſeiner Bereitwilligkeit, dieſer Ermahnung zu folgen, und gab das Verſprechen, daß er gleich nach der erwarteten Rückkehr ihres Regierungskaplanes eine eigene Kirche zum Gebrauche der bekehrten Hindus in der Stadt wolle aufrichten laſſen. Und in weniger als Jahresfriſt hat er auch dieſes Verſprechen erfüllt; die beiden Miſſionäre aus Tranquebar wohnten der Einweihung der Kirche bei. —

Indeß war zwiſchen den Franzoſen und Engländern jener Krieg ausgebrochen, deſſen Erſchütterungen in den außereuropäiſchen Beſitzungen beider Nationen faſt noch merklicher waren als in Europa ſelber. Da die Franzoſen in den Jahren 1756 bis 58 in einigen ihrer Kriegsunternehmungen glücklich geweſen waren, gaben ſie ſich der Hoffnung hin, daß bald der größere Theil von Indien unter ihre Herrſchaft kommen werde. Die römiſch-katholiſchen Prieſter erblickten hierin einen Ermunterungsgrund, die proteſtantiſchen Gemeinden der neubekehrten Einwohner zu bedrohen und auf mannichfache Weiſe zu verdächtigen, und es fehlte hiebei auch nicht an Beiſpielen der Gewaltthätigkeit. Doch waren die Bedrängniſſe und Gefahren, welche der Krieg ſelber mit ſich brachte, für alle Bewohner zunächſt der Küſtengegenden von Koromandel gemeinſam.

In der Nacht vom 28. April 1758 landete ein franzöſiſches Truppencorps vor dem Fort St. David, in der

Nähe von Cuddalore. Bald schlossen sich demselben Truppen aus dem benachbarten Pondichery zu seiner Verstärkung an; jetzt wurden die umliegenden Städte und Dörfer von den Soldaten auf grausame Weise geplündert und verheert. Viele der römisch-katholischen Christen nahmen ihre Zuflucht in eine Kirche, nahe bei dem Landhause des Gouverneurs, in der Hoffnung, daß sie die Franzosen als ihre Glaubensbrüder in Schutz nehmen würden. Aber plötzlich verbreitete sich unter den Soldaten das Gerücht, daß diese Kirche den deutschen Missionären gehöre und daß die Flüchtlinge in ihr Mitglieder der protestantischen Gemeinde seyen. Alsbald wurden diese armen Leute mit unmenschlicher Grausamkeit niedergemacht und die Kirche in einen Aschenhaufen verwandelt. Obwohl nun die protestantischen Missionarien zu gleicher Zeit innerhalb der Mauern des benachbarten Cuddalore noch vollkommene Sicherheit genossen, mußten sie dennoch ein ähnliches Schicksal erwarten, als sie jetzt das französische Heer zur Einnahme der schlecht verwahrten Stadt heranrücken sahen. Die brittische Garnison übergab denn auch die Stadt auf Kapitulation und der Kommandant derselben ertheilte den Missionären den freundlichen Rath, daß sie seinen Unterhändler in das feindliche Lager begleiten und den französischen Befehlshaber um seinen besonderen Schutz bitten sollten. Dieser, der Graf Lolly, versicherte sie der Gewährung ihrer Bitte und ließ sogleich sein eigenes Regiment, welches aus lauter Irländern bestand, und von Oberst Kennedy kommandirt wurde, die Missionarien eine Strecke weit aus dem Lager begleiten. Ja bei dem Einrücken seiner Truppen in die Stadt gab er einem der Offiziere den Befehl, daß er eine Schutzwache vor das Haus der Missionäre stellen und dieselben vor allen Feindseligkeiten sicher stellen sollte. Und

dieſer Offizier war, durch Gottes Schickung, ein Deutſcher, der Baron Heidemann, welchen der Miſſionär Kohlhoff zu Seringpatam kennen gelernt hatte. Ein wahrhaft frommer Mann, welcher bald nachher die franzöſiſchen Dienſte verließ und ſich ſich auf die Miſſionsſtelle zu Weperi zurückzog, wo er ſeinen Erdenlauf im Jahre 1761 in freudigem Glauben an ſeinen Erlöſer beſchloß.

Aber die vorſorgende Hand ihres Gottes erwies ihre Hülfe noch weiter an den Miſſionarien. Dieſe hatten eilig eine Botſchaft an die Brüder in Tranquebar geſendet und dieſe erſucht, daß ſie Alles, was zur Miſſion gehörte, auf Booten möchten abholen laſſen. Ehe jedoch dieſe Botſchaft an ihren beſtimmten Ort kam, ward dieſes Anliegen ſchon auf einem ungleich kürzeren und beſſeren Wege beſeitigt. Gleich nach dem Abmarſche der engliſchen Garniſon machte der Graf Lolly den Miſſionarien einen Beſuch. Er unterhielt ſich mit denſelben, erkundigte ſich genau nach ihren Miſſionsarbeiten und dem Erfolge derſelben, bot ihnen zwei Reiſepäſſe an und geſtattete, daß zwei Boote, welche den Franzoſen Lebensmittel zugeführt hatten, die Habſeligkeiten der Miſſionarien mitnehmen dürften.— Jetzt verſammelten ſie am Strande ihre kleine Chriſtenheerde, knieeten mit ihren Brüdern nieder und empfahlen ſie betend dem Herrn, daß Er ſie ſelbſt in ſeinem Schutze erhalten und führen möge und nahmen unter vielen Thränen von ihnen Abſchied.

Vielen chriſtlichen und heidniſchen Einwohnern wurde auf ihr Verlangen geſtattet, daß ſie nebſt ihren Familien mit den Miſſionarien die Stadt verlaſſen dürften. Sie erreichten am 8. Mai Tranquebar, wo die Flüchtlinge freundlich aufgenommen und in den Wohnungen der Chriſten beherbergt wurden. Die beiden Miſſionäre Kiernander und Hüttemann hatten die Freude, bei der portugieſi-

schen und malabarischen Gemeinde der Ankömmlinge einen Wirkungskreis zu finden.

Es war eine gnädige Leitung unseres Gottes, daß die Missionäre zu Cuddalore so schnell sich beeilt hatten, mit dem Häuflein ihrer Neubekehrten die Stadt zu verlassen, weil schon am Tage nach ihrer Abreise einige durch ihren Einfluß vielvermögende Männer in die Stadt kamen, welche ungleich erbittertere Feinde der evangelischen Missionen waren als alle Soldaten des französischen Heeres. Vergeblich war es, daß sie dem General Lolly Vorwürfe über seine übel angewendete Milde machten; die Tauben waren aus dem geöffneten Schlage entflohen und unter ein sicheres Obdach geborgen. — —

Wir haben hier nur diese vielfach wundervolle Rettung aus der Geschichte der damaligen Missionen ausführlicher nacherzählen wollen, vieler anderen gedenken wir hier nicht oder erwähnen ihrer nur vorübergehend, obgleich in ihnen allen so augenfällig als sonst nur selten das Walten einer unsichtbaren Hand erkennbar ist, welche sich der Vereinsamten und Verlassenen kräftig annimmt, gegen all' ihrer Feinde Uebermacht und Bosheit. Dieses erfuhr der treue Zeuge für die Wahrheit des Evangelius durch Wort und That, der Missionär Fabricius, bei der Einnahme der Stadt Madras durch die Franzosen und bei dem Niederbrennen jener Vorstadt, welche, unter dem Namen der schwarzen Stadt bekannt, der Wohnort vorzugsweise des tamulischen Volkes war. Denn in der Mitte dieses geringen und verachteten Volkes hatte die protestantische Mission ihren Wohnsitz aufgeschlagen; alle Gräuel der Verwüstung und Vernichtung, welche ein verwildertes, mord- und raubsüchtiges Heer der Soldaten an dem unbewaffneten, schutzlosen Volke der Vorstadt verübte, mußte Fabri-

cius sammt seinen Gehülfen und der kleinen Gemeinde seiner Neubekehrten in vollem Maaße erfahren. Obgleich jedoch geplündert von dem Feinde und all' ihrer Habseligkeiten beraubt, wurden dennoch alle die Angehörigen der Mission mit den Gliedern ihrer Gemeinde am Leben erhalten und sie fanden als Geflüchtete nur mit dem nackten Leben, brüderliche Aufnahme, Obdach und leibliche Pflege bei den Holländern in Pulicat.

Zu diesen Freunden in der Noth und in ihrer Obhut und Pflege hatte sich auch Schwartz hingewendet, als ihm ein noch mächtigerer Feind, als die mit Schwert und Flinten es sind, eine verzehrende Krankheit der Brust den Tod drohete. Er fuhr hinüber nach Ceylon, zu seinen Freunden, den Holländern, fand bei ihnen freundliche Aufnahme und Pflege für seinen kranken Leib, zugleich aber und vor Allem eine freudige Aufnahme seiner Predigt von dem Heile, einzig in Christo, bei dem eingeborenen Volke, so wie bei denen nach dem Troste des göttlichen Wortes verlangenden Europäern. Denn hier stand zwar noch in Ehren der mächtige Baum, unter dessen Schatten Baldäus im 16. Jahrhunderte den Tausenden der eingeborenen Heiden die Botschaft von Christo verkündet hatte, aber die Arbeit der Ernte war größer und der Arbeiter waren weniger geworden.

So wohl auch der Aufenthalt bei diesen Freunden dem leiblich Leidenden gethan hatte, welcher in der gesegneten Arbeit seines Berufes ein Ausruhen fand, wurde er dennoch in Colombo von einem schweren Krankheitsanfalle auf das Siechbette geworfen. Er schreibt hierüber am 16. August 1760 an seinen väterlichen Freund, den Dr. Francke in Halle: — — „Wenn ich bedenke, wie gnädig sich Gott herabließ, um mich durch eine Krankheit, mit welcher er

mich zu Colombo heimſuchte, zu demüthigen und zu reinigen, ſo fühle ich mich gedrungen, Ihn in der Stille dafür zu preiſen. Alle Wege Gottes ſind eitel Güte und Wahrheit, ſelbſt alsdann, wenn es ſcheint, als habe Er uns im Zorne heimgeſucht und der Verheißung vergeſſen, die Sein Wort enthält. Ich habe Grund, zu glauben, daß der zu Colombo ausgeſtreute Same bei einzelnen Seelen wahre und bleibende Früchte getragen hat." — — —

Man hat alle Urſache, zu glauben, daß der damalige Aufenhalt in Ceylon für Schwartz eine Rettung und Verlängerung ſeines Lebens auf eine mehr als die doppelte Zahl der Jahre zur Folge hatte. Eine Wohlthat, welche nicht nur dem einzelnen Manne und ſeinen nächſten Freunden, ſondern dem großen geſammten Werke der evangeliſchen Miſſion ein hoher Gewinn war. Schwartz ging wie neu belebt, mit friſcher Kraft an ſein Werk, durfte in hohem Maaße ſich freuen an dem immer beſſeren Fortgange und Gedeihen der Miſſionen in Cuddalore und der ganzen umliegenden Landſchaft. Von ſeiner Freudigkeit hierüber zeugt namentlich ein Brief von ihm an einen ſeiner Freunde in Halle vom Anfange des Jahres 1762. Darin ſchreibt er unter Anderem: — „Was meine gegenwärtigen Umſtände betrifft, ſo fühle ich mich gedrungen, Gott zu preiſen für die vielfachen Segnungen, womit Er im Verlaufe des verfloſſenen Jahres um Chriſti willen das Leben ſeines armen Dieners gekrönt hat. Er hat mich von einem Tage zum anderen auf die huldreichſte Weiſe unterſtützt, auch durch Seinen Geiſt gezüchtigt und gelehrt, und nie ohne Troſt gelaſſen. Darum preiſt meine Seele den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Wirklich habe ich auch die größte Urſache zur Dankbarkeit, denn der Herr hat die Niedrigkeit ſeines Knechtes angeſehen. Meine

Freude ist nicht rauschend, aber ruhig und bleibend; und vor Allem ist mir darum zu thun, zu erkennen, daß ich ein Eigenthum meines Gottes bin, daß ich Gnade gefunden habe in Seinen Augen; daß Sein Friede auf mir ruht, und ich mit Zuversicht im Gebete zu ihm nahen und eine gewisse Hoffnung des ewigen Lebens haben darf, so daß selbst die kranken Tage mir diese Tröstungen nicht rauben dürfen." — — —

7. Als die Armen, welche doch Viele reich machen.

Wenn in einigen der nächstfolgenden Jahre die Freunde der Mission in Indien die Berichte lasen, daß Schwartz in Tritschinopoli, einer mächtigen Waffenstadt der Engländer, eine Missionsstation begründet, mehrere Gehülfen um sich gesammelt habe, die er auf seine Kosten erhielt; daß es ihm gelungen sey, nicht nur aus den dortigen Heiden in der Stadt und auf dem Lande umher eine Gemeinde zu begründen, sondern daß er auch bei den englischen Soldaten als Prediger in Segen wirke, ja daß er diesen sogar eine Kirche erbaut habe, der mußte vielleicht unbegreiflich finden, wie der arme Missionär, dessen Einkommen man aus den Jahresrechnungen der Gesellschaft kannte, zu so reichen Mitteln und solcher Wohlhabenheit gekommen sey? Lassen wir uns das Nähere hierüber durch einen Brief sagen, welchen im Jahre 1767 William Chambers, der Bruder des Oberjustizpräsidenten von Bengalen, Sir Robert Chambers, an einen Freund schrieb:

— — „Oft hatte ich, noch ehe ich nach Tritschinopoli kam, Herrn Schwartz als einen Mann nennen hören, welcher mit viel Frömmigkeit und großem Eifer eine gründliche Bekanntschaft mit den Landessprachen verbände. Da

mir jedoch Nachrichten dieser Art meist nur von Solchen gegeben wurden, welche die Vorzüge eines religiösen Charakters durch das trübe Glas der herrschenden Vorurtheile anzusehen pflegen, so waren meine Vorstellungen von ihm sehr unvollkommen, und weil ich selbst damals noch sehr unsicher und unreif in meinem Urtheile war, so mischte sich bei mir ein Vorurtheil finsteren Trübsinnes und übertriebener Strenge in die Schilderung, welche Andere mir von Schwartz gemacht hatten. Aber schon der erste Anblick des Mannes benahm mir meine irrigen, vorgefaßten Meinungen von ihm. — Zwar sein Anzug war ziemlich abgetragen und nach altmodischem Zuschnitte; aber in seinem ganzen Wesen fand ich das gerade Gegentheil von dem, was man an einem Menschen finster und zurückstoßend nennt. Stellen Sie sich einen wohlgewachsenen Mann von etwas mehr als mittlerer Größe vor, dessen Haltung aufrecht und kunstlos ist; von ziemlich dunkler, obgleich gesunder Gesichtsfarbe, mit schwarzen gekräuselten Haaren und kraftvoll männlichem Blicke, aus welchem ungeheuchelte Bescheidenheit, Geradheit und Wohlwollen fühlbar hervorstrahlen: und Sie haben eine Vorstellung von dem Eindrucke, den Schwartz schon bei dem ersten Anblicke auf das Gemüth des Fremdlings zu machen pflegt. Ich hatte das Glück, während meines langen Aufenthaltes zu Tritschinopoli mit diesem wackeren Manne genauer bekannt zu werden und manche Einzelheiten aus der Geschichte seines verflossenen Lebens von demselben zu erfahren. — — —"

Es folgt jetzt ein kurzer Ueberblick über die frühere Wirksamkeit von Schwartz im Missionsdienste zu Tranquebar, welche wir übergehen. Nach dieser kurzen Schilderung fährt Chambers fort:

„Bald fand Schwartz seinen Wirkungskreis zu

Tranquebar für ſein weites Herz zu enge und er erhielt die Geſtattung, zu Tritſchinopoli, wo das Evangelium bisher nur in ſchnellem Vorübergehen verkündigt worden war, eine proteſtantiſche Miſſionsſtelle aufzurichten. Abgeſchnitten von jedem anderen Umgange, fand er ſich doch glücklich, im mündlichen und ſchriftlichen Verkehre mit einem anderen jungen Miſſionär, Namens Dame, welcher zu Tanjore ſich niedergelaſſen hatte, und der eben ſo hingebend und eifrig als er im Dienſte ſeines göttlichen Meiſters war. Ein gleicher Geiſt, Sinn und Beruf bildeten zwiſchen Beiden das Band einer Freundſchaft, welche ſo innig und feſt war als die himmliſche Liebe zu ihrem Herrn, für deſſen Dienſt ſie jeden irdiſchen Gewinn freudig dahingegeben hatten. Aber der gute Schwartz genoß nicht lange das hohe Glück dieſes freundbrüderlichen Verhältniſſes. Er wurde plötzlich zu ſeinem Freunde gerufen, und als er nach Tanjore kam, fand er ihn als Leiche."

„Zu Tritſchinopoli mußte Schwartz mit ſehr geringen Mitteln große Dinge ausrichten. Sein ganzes Einkommen beſtand monatlich in zehn Pagoden (ohngefähr 42 fl. oder 24 Thalern) und andere Mittel ſtanden ihm nicht zu Gebote, um ſeine täglichen Bedürfniſſe zu decken ſo wie ſeine Niederlaſſung in Tritſchinopoli zu begründen und zu unterhalten. Mit dieſem für Indien noch viel geringer zu achtenden Einkommen, als es für manche Gegend von Europa geweſen wäre, fühlte ſich der Mann dennoch vollkommen glücklich und zufrieden. Was er für ſeinen eigenen Unterhalt brauchte, das war leicht beiſammen. Von dem brittiſchen Platzkommandanten erhielt er in einem alten Hindugebäude ein Räumchen zur Wohnung, welches gerade groß genug war, um ſein Bett, einen Tiſch und ihn aufzu-

nehmen, und in welchem nur Wenige aufrecht stehen konnten. Diese Wohnstätte genügte ihm vollkommen. Ein Teller voll Reis, nach Landessitte geschwellt, und ein wenig Gemüse dazu, stand täglich auf seiner Tafel, an welcher er sich mit heiterem Gesichte niedersetzte und mit Danksagung gegen Gott sich sättigte. Ein Stück schwarz gefärbtes Baumwollenzeug, nach Landessitte fabrizirt und zugeschnitten, reichte hin, um seinen Leib ein ganzes Jahr lang zu bekleiden. So war er der Sorge für das Irdische enthoben und konnte mit ungetheiltem Herzen der Sorge für das Werk des Evangeliums sich hingeben, das Gott ihm anvertraut hatte. Und dieses Werk wachsen und aufblühen zu sehen, das war seines Herzens höchste Lust und Freude. Wenn er in der Stadt und in den umliegenden Dörfern den Eingeborenen die große, göttliche Botschaft von Christo verkündete, da sammelte sich das Volk der Hindu und bald aus ihnen eine Gemeinde der Neubekehrten um ihn, aus denen er in Kurzem drei bis vier junge Männer zu seinen Gehülfen heranbildete. Diese hatte er nun als seine Katechisten täglich auch an seiner Tafel, und er that, was er konnte, um ihren Lebensunterhalt aus seinem eigenen Einkommen zu bestreiten."

„Aber dies waren nicht die einzigen Arbeiten in Tritschinopoli. Er fand in dieser Stadt eine große, englische Garnison, welche ohne einen Feldprediger und demnach auch ohne allen Religionsunterricht und ohne religiöse Erbauung, unter den gefahrvollsten Verführungen, mitten im Heidenlande wohnte. Auch dieser suchte er auf jede mögliche Weise am Evangelio zu dienen. Die Menschenfreundlichkeit seines Herzens, so wie die kunstlose Einfachheit seines ganzen Benehmens verschafften ihm bald unter den Soldaten eine willkommene Aufnahme, die er zuerst als Mittel

benutzte, die englische Sprache zu erlernen, mit welcher er bis dahin noch ganz unbekannt geblieben war. Kaum hatte er einige Kenntnisse dieser Sprache sich erworben, da fing er zuerst an, der Garnison an den Sonntagen die gewöhnlichen Gebete ihrer Kirche und eine gehaltvolle Predigt aus einer der besten Predigtsammlungen der englischen Kirche vorzulesen. Es währte nicht lange, da sprach er ihre Sprache fließend, und jetzt fing er an, ihnen selbst zu predigen, was er, so wie ich höre, noch bis jetzt fortsetzt und wobei er die gespannteste Aufmerksamkeit seiner Zuhörer an sich zu fesseln weiß."

„Wer die gewöhnliche Denk- und Lebensweise der brittischen Truppen in Indien kennt, der muß darüber staunen, wie es diesem Manne gelingen konnte, die ganze Garnison so für die Predigt des Evangeliums zu gewinnen. Anfangs brachte er sie dahin, in einem alten Hindugebäude sich zum Gottesdienste zu versammeln, bald aber faßte das Truppenkorps den Entschluß, von ihrer täglichen Löhnung etwas zu ersparen, um eine Kirche für den Gottesdienst aufzurichten. Die Geldsumme, welche die Soldaten zusammenbrachten, hätte freilich jeder andere Bauunternehmer zu der Aufrichtung eines Kirchengebäudes für unzureichend gehalten, Schwartz aber wußte damit so hauszuhalten und bei seiner genauen Kenntniß der Einwohner so wie der äußerlichen Hülfsmittel und Gelegenheiten die Baumaterialien und den Arbeitslohn so wohlfeil zu erhalten, daß ein sehr geräumiges, hohes und schönes Gebäude mit jenem Gelde aufgerichtet werden konnte"*). — — —

Der vorstehende Brief von Chambers gibt uns in

*) Wenn auch nur als Obdach gegen Sonne und Regen, faßte die Kirche 1500 bis 2000 Mann.

großer Treue die Grundrisse zu einem Bilde des äußeren Wesens und Lebens des Missionärs Schwartz. Zur Ergänzung des anmuthigen Bildes fügen wir einige andere wesentliche Züge hinzu, in denen sich uns der Geist abspiegelt, welcher die Kräfte seines äußeren Wesens belebte, und zu ihren Thaten geschickt machte. Dieses war bei Schwartz der Geist eines kindlich innigen, feurigen Gebetes, das in seinem Herzen nie verstummte und welches, wenn es in Worten sich ergoß, ihn selbst, so wie die Seelen der dafür empfänglichen Zuhörer mit Freuden und Kräften der Ewigkeit erfüllte. Wer den seligen Schwartz besuchte, wenn derselbe so eben bei dem Genusse seines täglichen Brodes, seines Schüsselchens mit geschwelltem Reise saß, der würde vielleicht verwundernd gedacht haben: wie ist es möglich, daß der Mann bei seinen unaufhörlichen Anstrengungen des Umherlaufens in Hitze und Nässe, im Schulhalten, Predigen und Zurechtweisen, von diesen wenigen Bissen und etwa einem Trunke von Reiswasser, bei Kräften bleiben kann? Wer ihn jedoch vor oder nach dem Essen beten hörte, so inbrünstig und voll freudigen Glaubens, wie er es immer that, der dachte nicht mehr an die Kleinheit der Portion von Reis, welche der werkthätige Mann zu seinem täglichen Unterhalte genoß, sondern er fühlte das Nahesein Dessen, welcher mit wenig Brod und Fischlein Tausende der Hungernden sättigte.

In der That, wer unseren Schwartz bei seiner Mahlzeit und seinem Tischgebete hörte und sah, der mußte sich davon überzeugen, daß diesem Manne nicht das leibliche Essen, sondern das freudige Dankgebet dabei der rechte, wahre Genuß sey, aus welchem er auch für sein leibliches Leben und Wirken, mehr noch als aus den Elementen der sichtbaren Speise, seine Bekräftigung entnahm.

Wir erzählen hier nur ein Beiſpiel, das uns im Geiſte zu Schwartzens Mahlzeiten und ſeinem Tiſchgebete hinführt. Es iſt aus der Geſchichte jener ſpäteren Zeit ſeines Lebens genommen, in welcher er ungehindert, mitten in Hyder Ali's feindlichem Heere ſeinem Berufe, der Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, vom Morgen bis zum Abende nachging. Chriſtian David, ein junger Tamule, welcher nachmals als bekehrter Chriſt in das Amt eines Katecheten trat, begleitete ſchon als Knabe den Vater Schwartz auf ſeinen täglichen mühſeligen und oft gefahrvollen Wanderungen. Sie waren einſtmals den ganzen Tag mit einander gereist, und als ſie bei Sonnenuntergang in einem kleinen Dorfe ankamen, ſetzte ſich Schwartz, ganz ermüdet, unter einen Baum und unterhielt ſich mit den umherſtehenden Leuten des Dorfes, während ſein Pferdetreiber die ſparſame Abendmahlzeit bereitete. Als der Reis mit der Corrybrühe, auf Palmblättern ſtatt der Teller, aufgetragen war, richtete ſich Schwartz auf, um Gott um Segen zu der Speiſe anzuflehen, Ihm zu danken, daß er unter ſo manchen Gefahren des Tages ſo väterlich über ſie gewacht und ſo huldreich für ihre Ruhe geſorgt habe. Sein Herz floß von Dankgefühlen über und ergoß ſich in beredtem Ausdrucke des Gebetes und des Lobes Gottes. Der arme Knabe, der neben ihm ſtand, hielt eine Zeit lang ſeine ungeduldige Eßbegierde zurück; endlich aber überwältigte der Hunger das Gefühl der Achtung gegen ſeinen Herrn und er fing an, über das lange Gebet zu klagen und ihn zu erinnern, daß der Corry bereits kalt geworden ſey. Sehr rührend beſchreibt nun Chriſtian David den feierlichen Ernſt, womit ihm Schwartz ſeine Ungeduld verwies. „Was?“ ſagte er, „die Güte Gottes hat ſo gnädig unter der Laſt und Hitze

des Tages über uns gewacht und wir sollten die Speise, die Er uns vor der Nachtruhe beschеert, mit Händen verzehren wollen, welche wir nicht vorher betend zu Ihm emporgehoben und mit Lippen, welche Ihm nicht dafür gedankt haben?!" —

Dieselbe Lust und Freude am Gebete, womit seine dürftige Mahlzeit gewürzt war und woraus dieselbe ihre stärkende Kraft empfing, wachte an jedem Morgen mit ihm auf und begleitete ihn den ganzen Tag zu allen Thaten und Werken seines Lebens. Welches Glück der Erde kommt dann der Liebe gleich und welche Liebe ist reicher an Freude, an Trost, an Hoffnungen und seligem Genusse als die Liebe der Menschenseele zu ihrem Heilande und liebenden Freunde! Darum war Schwartz immer voll frohen Muthes, wenn er am Morgen im verborgenen Winkel seiner Kammer im Gebete sich segnete und in diesem Segen an sein Tagwerk ging, bei welchem dann fortwährend ein so wunderbares Gelingen war.

Denn, um hier nur Eines solchen Falles zu gedenken, wer hätte es für möglich gehalten, daß seine Besuche in den Kasernen der brittischen Soldaten solche Früchte bringen würden, als sie bald nachher brachten. Mußte er doch Anfangs, als er wie ein munteres, dankbares Kind gleichsam nur die Brosamen ihrer mündlichen Unterhaltung auflas, und auf eine Weise, die selbst für den schweigsamsten Ernst seiner Zuhörer etwas Erheiterndes hatte, die Töne ihrer Sprache ihnen nachlallte, nur etwa wie ein Gegenstand zur Vertreibung ihrer Langeweile erscheinen. Aber was ist aus diesen Besuchen des ehrwürdigen Missionärs, in einer Kaserne der meist in fleischlichem Leichtsinne dahin lebenden Soldaten geworden? Einiges davon erwähnten wir schon, Er wurde ihr Vorleser der kirchlichen

Gebete, ihr Prediger, Seelsorger, der Erbauer ihrer Kirche. Aber hiermit waren die Segnungen seines Besuches in den Kasernen, dahin die Liebe zu seinem Herrn und zu den durch Christum erlösten Menschenseelen ihn trieb, noch nicht zu Ende; sie gingen noch höher zu den ewigen Hütten.

Vielleicht durch Chambers oder durch andere hochstehende Männer hatte die brittische Regentschaft in Indien von Schwartzens wohlthätigem Wirken an ihrem Militär in Tritschinopoli gehört. Man ernannte ihn, ohne daß er selbst daran dachte, und noch weniger darum bat, zum Feldprediger der dortigen Garnison und sicherte ihm für dieses Amt eine jährliche Besoldung von 100 Pfund oder 1200 Gulden zu.

Wie nun? wird nicht der Mann jetzt, wo sein Einkommen reichlich auf das Dreifache gestiegen ist, seinem Leibe auch eine gebührlichere Ehre anthun; statt des Winkels, den er bisher bewohnte, anständige Zimmer sich miethen, statt der täglichen schmalen Kost des geschwellten Reises — denn er ist ja kein Brahmine — auch etwas Fleisch und in seinem zunehmenden Alter auch etwas Wein zu seiner Stärkung genießen?

Schwartz bedurfte und that dieses Alles nicht. Gewissenhaft verwendete er die in seine Hände gelegte Besoldung als Prediger und Seelsorger der Soldaten, von Heller zu Pfennig, nur zum Wohl und Heil seiner Soldaten. Ein geräumiges, wohleingerichtetes Krankenhaus wurde von seinem Gelde für die Soldaten errichtet und mit allen Mitteln ihrer Verpflegung reichlich versorgt; Anstalten und Häuser zur Aufnahme und Versorgung der Wittwen und Waisen, Rettungshäuser für die, wenn auch durch eigene Schuld, Verstoßenen und Verlassenen, wurden

errichtet, Schulen der Belehrung thaten sich auf, denn welches Werk wäre einer solchen Liebe zu schwer, als die war, welche unseren Schwartz auf jedem seiner Schritte begleitete! —

Und wie sollte eine Liebe dieser Art nicht andere Seelen entzünden! Bald zeigte sich dieses an den Gesunden wie an den Kranken. Mitten in der größeren Gemeinde des Militärs, das sein Wort mit Freuden aufnahm, bildeten sich jene kleineren innigeren Vereine um sein väterliches Herz, welche sich, wie jene 20 Mann, von denen er erzählt, zu einem Bunde mit Gott ihrem Herrn, im Abendmahle, vereint hatten: „nur Ihm zu leben, nur Sein Eigenthum zu werden und zu seyn." Diese Treuen in Wort und Wandel, zu denen sich bald noch andere ihrer Standesgenossen gesellten, leisteten der Mission durch ihre Pflege und ihren Einfluß auf die Seelen der Kranken, so wie durch ihr Wirken auf die Heiden sehr wesentliche Dienste. Aus den zahlreichen erfreulichen Berichten von den Kranken- und Sterbebetten der Soldaten heben wir hier nur einige hervor. „Einer derselben, ein Engländer von Geburt, hatte schon mehrere Jahre lang als ein ächter Jünger Christi gewandelt. In seinem ganzen Betragen lag ein tiefer Ernst; das Evangelium Christi war ihm theuer und verbreitete einen bleibenden Frieden und heiligen Muth über seine Seele. Auf seinem Krankenlager wurde er von seinen Kameraden fleißig besucht. Sein Herz war vollkommen gefaßt und noch in seinen letzten Todesstunden fand ich ihn (so erzählt Schwartz in seinem Tagebuche) in der seligsten Gemüthsstimmung. Meine Sünden, sprach er, hat mir Gott um Christi willen vergeben; mein Herz hat Ruhe und Frieden und der Feind besitzt keine Gewalt über mich. Mit Wonne sehe ich einer seligen Ewigkeit

entgegen, und ich möchte mein Loos nicht mit dem höchsten Erdenloose vertauschen. — O die arme Welt, wenn sie es nur einmal wüßte, wie selig es ist, ein Christ zu seyn! — Jetzt reichte er mir die Hand und sagte: ich danke Ihnen, mein Freund, daß sie mich in die Bekanntschaft mit meinem Herrn Jesu eingeführt haben! Und, indem er, die Augen emporrichtend, in die Worte ausbrach: in deine Hände empfehle ich meinen Geist! Du hast mich erlöset, Herr, Du treuer Gott, gab er den Geist auf."

„Ein Anderer", so erzählt Schwartz weiter, „ein Irländer, den wir den alten Jakob nannten, ist vor einem Monate gestorben. Er war auch ein Diener Christi, welcher sein Herz mit allem Fleiße bewahrte. In gesunden Tagen klagte er manchmal darüber, daß er häufig von sündhaften Gedanken geplagt werde, welche ihn am Gebete hinderten. Selbst die Rohesten unter seinen Bekannten mußten es eingestehen, daß er ein wahrer Christ sey. Nicht selten stand er bei Nacht auf und brachte in stiller Einsamkeit seine Stunden im Gebete zu, wie überhaupt das Gebet die unentbehrlichste Speise seines Herzens war. Er stammelte, wenn er etwas las, aber beim Beten war nicht das Geringste davon bemerklich. Dieser alte Mann war ein großer Segen für unsere kleinen Soldatenvereine. Als ich ihn das letzte Mal im Spitale sah, klagte er blos über eine allgemeine Unruhe in seinem Körper. — Gut, Jakob, sagte ich, ich weiß, du hast nichts dagegen, wenn dich der Herr Jesus nach Hause ruft. Nichts, gar nichts, rief er mit lächelnder Miene aus. Wir beteten mit ihm, und in der folgenden Nacht war er entschlafen."

Nicht immer waren die Erfahrungen, welche Schwartz an den Kranken- und Sterbebetten seiner Pflegebefohlenen machte, denen gleich, von denen wir so eben berichteten.

Denn in ſolchem Frieden können nur Die den Schmerzen und Schrecken des Todes entgegen gehen, denen die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden durch Chriſti Blut und Tod verſiegelt iſt. Aber viele von Jenen, denen ſie dieſes noch nicht war, errangen ſich auf dem Kranken- und Sterbebette in herzlicher Buße dieſe Gewißheit des Glaubens an Ihn, welcher die Sünder gerecht macht, und ſchieden ſelig von hinnen. Auch war es die treue Liebe zu ſeinem Herrn, welche unſerem Vater Schwartz die Kraft gab, die Sünder mit Ernſt zu züchtigen und zu ſtrafen. Nach ſeinem Willen geſchah es, das jener engere Kreis der Verbündeten in ſeiner Gemeinde das Strafamt der Aelteſten übernahm. Jedes Mitglied, das in anerkannter Sünde lebte, wurde zuerſt erinnert, und wenn es ſich nicht beſſerte, wenigſtens aus ihrer näheren Gemeinſchaft ausgeſchloſſen.

In Schwartzens ganzem Weſen und Wirken gab ſich ein Leben der Liebe kund, das ſeinen Urſprung und die Kraft ſeiner Fortdauer aus dem ununterbrochenen Umgange mit dem Geliebten, im Gebete empfing. Dieſe Liebe begeiſterte ihn zu ſeinem feurigen Bekenntniſſe der frohen Botſchaft von Ihm, dem Geliebten ſeines Herzens, unter den Heiden, wie unter ſeinen getauften Mitchriſten. Sie trieb ihn zu allen Thaten des Wohlthuns und der Freundlichkeit, ſo wie auch des väterlich zurechtweiſenden Ernſtes gegen ſeine Brüder. Und dennoch konnte dieſer Mann voll Liebe vor Ihm, ſeinem Herrn, deſſen Augen ſind wie Feuerflammen, ſich ſo innig eines Mangels an Liebe anklagen, wie er es in der Stelle eines Briefes an ſeinen Freund Chambers gethan hat, welche wir hier nachſtehend mittheilen wollen.

„Ich las dieſen Abend in dem 2. Kapitel der Offen-

darung das erste Sendschreiben, das der Herr an den Gemeindevorsteher zu Ephesus erließ. Wie Vieles weiß Er nicht zu billigen und herauszuheben, was in seinem Sinne und Wandel lobenswerth war; dennoch gilt ihm der Verweis, daß er die erste Liebe verlassen habe. Er that noch immer viel Lobenswerthes, aber die Quelle, aus der es floß, war nicht mehr jene lautere und inbrünstige Liebe, welche vorhin sein Thun und Lassen beseelt hatte. Sein Herz war, bis auf einen gewissen Grad, kalt und gleichgültig geworden und er that Vieles aus bloßer Gewohnheit und nicht mehr im süßen Drange der Liebe Christi. Ich kann nicht sagen, wie sehr diese zärtliche und wehmüthige Klage mein Innerstes in Bewegung setzte. Es war mir zu Muthe, als stände der Heiland vor mir, mir zu sagen: Ich habe Dasselbe gegen dich. Mein Herz schmolz ganz in Wehmuth zusammen. Ach wie könnte ich daran zweifeln, daß nur zu Vieles, was immerhin an sich gut ist, von mir gethan wird, ohne in jenem edlen Geiste der Liebe Grund und Wurzel zu haben. Mein Herz sollte bluten bei dem Blicke auf die unbegreifliche Kälte, die sich in die Liebe mischt, welche ich meinem theuren Erlöser schuldig bin. Ich beuge mich aufrichtig unter dieses Gefühl, obgleich nicht so viel, als ich es wünschte, wenn ich daran denke, wovon ich gefallen bin. Aber wie Muth machend ist nicht die Verheißung, welche derselbe hochgelobte Erlöser allen Denen gibt, welche diese Herzenskälte überwinden und nach warmer Inbrunst in der Liebe trachten. Sie sollen essen vom Baume des Lebens, welcher mitten im Paradiese Gottes ist. Sie sollen die Huld und Liebe ihres Gottes genießen, sie sollen schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist. Möge diese köstliche Verheißung die Flamme der Liebe auf's Neue in unseren Herzen entzünden und alles Kalte, todte

Formenwesen für immer aus unseren Religionsübungen verbannen! Ich hoffe, Ihr Herz brennt von der Liebe Christi, wie die Herzen der Jünger auf dem Wege nach Emmaus. Es fehlt wahrlich nicht an Stoff, dieses Feuer in uns anzuzünden, wenn wir nur wachen und nüchtern sind. So wollen wir uns denn einander aufmuntern, so lange wir Zeit und Gelegenheit dazu haben. Nie müsse die Menge und die Mannichfaltigkeit der Arbeiten die heilige Flamme dämpfen, welche unausgesetzt in unseren Seelen brennen sollte. Mein Herz wünscht, daß Sie immer ein scheinendes Licht seyn mögen. Amen, das geschehe also.“——

8. Die Amtsgewalt eines Sendboten an die Heiden.

Der Prediger des Evangeliums von Christo unter den Heiden muß, wenn er diese wahrhaft zum lebendigen Glauben erwecken und bekehren will, die Kraft seines Glaubens nicht bloß in Worten, sondern in seinem vor Augen liegenden Wandel bezeugen. Nach diesen beiden Seiten hin muß der Ungläubige es erkennen, daß es nicht das Fleisch, mit seinem Eigenwillen und seinen Gelüsten sey, sondern der Geist, welcher den Prediger der Gerechtigkeit antreibt und führt auf dem Wege seines Berufes. In seiner Lehre, in seinen Worten erweist sich die Frucht des Geistes als Weisheit und tiefe Erkenntniß, in dem sichtbaren Wandel des Christenboten zeigen sich die Früchte des Geistes als Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Sanftmuth, Keuschheit (Gal. 5, 22). In solcher Weise hat sich Schwartz in Wort und Wandel als ein vom Geiste Christi gesalbter und geheiligter Verkündiger

des Evangeliums zunächſt an die Heiden, wie auch an die in heidniſcher Blindheit dahinlebenden Chriſten erwieſen.

Schon als Jüngling, bald nach ſeiner Ankunft in Indien, erweckte er durch ſeine Belehrung und Predigt unter den Tamulen ein ungewöhnliches Aufmerken. Als er im Jahre 1758 mit ſeinem brüderlichen Gefährten Kohlhoff eine ſeiner erſten Miſſionsreiſen in's Innere des Landes machte, da ſprach ein verſtändiger, lernbegieriger Hindu aus hoher Kaſte die Worte über ihn aus: „Du biſt ein Prieſter Gottes für alle Völker.“ Treffend und in kurzen Worten wußte ſchon damals der jugendlich kräftige Miſſionär auch die auf ihre vermeinte Weisheit hochmüthigen Brahminen und gelehrten Panderams ihres Irrthumes zu überführen und ſie zur Wahrheit, die aus Gott iſt, hinzuweiſen. So jene ihm begegnenden und an ihm vorübereilenden Brahminen auf dem Wege nach Cuddalore, die er zur Buße vor Gott und zum Glauben an Chriſtum ermahnte. „Auch wir verehren Gott,“ ſo ſprach der eine von ihnen, „und da Gott überall gegenwärtig, dürfen wir ihn auch in der Geſtalt eines Steines anbeten.“ — „Iſt der Ring an deinem Finger deine Perſon, oder iſt ſelbſt der Finger an deiner Hand Du ſelber? Gott iſt der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, Nichts aber, im Himmel und auf Erden gleichet der Majeſtät des lebendigen Gottes.“ — Noch leichter war jener Mann in Negapatam ſeines Irrthumes überführt, welcher die Wahrheiten, die der Kalender enthält, den Wahrheiten des göttlichen Wortes gleichſtellte. Dieſe Bücher ſagen uns die Sonnen- und Mondfinſterniſſe an und ihre Ausſage erweiſt ſich als wahr, denn ſie trifft auf Stunde und Minute ein, warum ſollte nicht auch das wahr ſeyn, was unſere Bücher uns von den Göttern ſagen?“ — Was Schwartz damals von der Un-

zulänglichkeit aller Kenntniſſe der Geſetze und Ereigniſſe der Natur zur Erkenntniß des Geiſtes ſagte, der frei und ſelbſtſtändig über jenen Geſetzen waltet, das würde noch jetzt in manchen Fällen eine belehrende Zurechtweiſung ſeyn. Einem mohamedaniſchen Häuptlinge und ſeinen Gefährten, denen Schwartz auf einer Wanderung nach Cuddalore begegnete, ging der Vergleich des Erdenlebens mit einer Reiſe der Pilgrime und Fremdlinge nach ihrer Heimath tief zu Herzen. So oft der Miſſionär den Namen Chriſtus nannte, fügte der Mohamedaner das Wort Meſſias in Ehrfurcht hinzu. — Bei Gelegenheit ſeines Berichtes von einer Predigt, welche er einer Verſammlung der Eingeborenen unter dem Schatten eines Baumes zu Adutuna gehalten und welche vieles Aufmerken erregte, ſpricht ſich Schwartz über den Hauptinhalt dieſer, ſo wie aller ſeiner Predigten in folgender Weiſe aus: „Es ſind immer drei Punkte, welche wir in unſeren Ermahnungen herausheben: die wahre Buße zu Gott; das Vertrauen auf den göttlichen Erlöſer Jeſum Chriſtum, und das Leben der Gottſeligkeit, welcher aus dem wahren Glauben entſpringt.“ — Vornämlich auf dieſe Quelle alles Guten in uns wies er auch jene Kaufleute hin, die im Schatten des majeſtätiſchen Banianenbaumes zu Kuttalam ihre Waaren feilboten und welche es als unmöglich anſahen, den Geboten des Chriſtenthumes zu gehorchen.

Wie ſeine Worte an die Heiden zur Belehrung derſelben wirkſam waren, ſo zeigte ſich ihre Kraft auch in den Thaten, welche ſie in ihren Zuhörern hervorriefen. Dieſe Thaten waren es, welche den Britten während der blutigen Kämpfe um Madura eine weſentliche Hülfe und Erleichterung in der Sorge für ihre verwundeten oder kranken, Mangel leidenden Soldaten brachten. So ſehr aber

Schwartz bei seinen Neubekehrten auf einen Erweis ihres Glaubens an Christum durch Thaten der Liebe zu Gott und den Brüdern drang, trat er dennoch auch dem ungebührlichen Hervorheben guter Werke zur Vergebung der Sünden bei jeder Gelegenheit entgegen. Zwei Mohamedaner, welche er an der Moschee des angeblich wunderthätigen Fakirs Natter zu Tritschinopoli fand, und welche fließend persisch sprachen, priesen mit beredtem Munde die Zulänglichkeit der guten Werke zur Vergebung der Sünden an. — Ich will Euch, sagte Schwartz, nicht mit Streitigkeiten begegnen, denn ich habe Euch schon das persische Sprüchwort angeführt: „Wer disputirt, verliert jeden Augenblick einen Blutstropfen von seiner Leber.“ — — Als er ihnen hierauf die Lehre des Evangeliums von der Vergebung der Sünden allein durch Christum und sein Verdienst auseinandersetzte, da zeigte sich einer der Mohamedaner, welche dem Gespräche zuhörten, der Aufnahme des Wortes der Wahrheit günstig, indem er selbst mit einer Lehre des Mohamed von dem Glauben es zu vereinbaren suchte.

Zwei Mohamedaner, welche an einem anderen Tage auf einer Abendwanderung unter dem heidnischen Volke umher ihn begleiteten, sagten ihm, wie sehr das Volk ihn liebe. — — Auf einem Ruheplatze begegnete ihm ein gelehrter Hindu, der ihn bei der Hand faßte und große Freude darüber ausdrückte, ihn zu sehen; zugleich auch ihm versprach, der Wahrheit gehorsam zu seyn, wenn er von derselben überzeugt würde. An der Wand waren mehrere Sprüche in tamulischer Sprache geschrieben, welche der Hindu las. Einer derselben lautete also: Unsere Voreltern sind gelehrt worden, viele Ceremonien zu beobachten und sind gestorben. Der wird der wahre Priester seyn,

welcher Unsterblichkeit geben kann. — „Was sagst du zu diesem Spruche," fragte der Missionär; „verlangst du wirklich nach wahrer und seliger Unsterblichkeit?" Der Hindu sagte: Die Unsterblichkeit, welche er begehre, bestehe darin: von Schmerz, Krankheit und Tod frei zu seyn, und so oft es ihm beliebe, eine Reise in den Mond zu machen. — „Deine erste Sorge," so sagte der Missionär, „sollte es seyn, wie du als ein armer, schuldbeladener Sünder mit Gott versöhnt werden mögest." — „Ich weiß von keiner Sünde," rief der Hindu, „und wünschte nur höheren Unterricht von dir zu empfangen." — — So wie bei diesem Hindu lag bei vielen der vermeintlich hochgebildeten Hindus, vor allen bei jenen von der Kaste der Brahminen, der schwer auflösliche Knoten ihrer geistigen Gebundenheit in dem Wahne von ihrer Werkheiligkeit, während das Volk der niederen Kasten ungleich leichter von den Lehren des Christenthums gewonnen wurde.

An sich selber war Schwartz kein blinder Eiferer gegen das Bestehen der Kasten des indischen Volkes. Er betrachtete sie wie jene Verschiedenheit der Stände, welche im christlichen Europa die Rechte der Geburt und Abstammung, die häusliche Erziehung und Bildung den Gliedern einer kirchlichen Gemeinde geben. Verschiedenheiten, welche der Kraft und Wirkung des Evangeliums für sich allein eben so wenig Eintrag thun können, als der freudigen Anfnahme einer gläubigen Predigt vor einer Versammlung der Vornehmen und Geringen in einer unserer Kirchen. Aber namentlich dem Stande der Brahminen gewährte zwar seine höhere geistige Bildung eine Erleichterung für das Verständniß der Lehren des Christenthums, zugleich aber lag für diesen Priesterstand eine doppelte Gefahr durch die von frühe an gewohnte, abgöttische Ueberschätzung der Lehren

ihrer Tempelweisheit und die Selbstüberschätzung ihrer priesterlichen Gewalt über die Seelen ihres Volkes.

In den Lehren der Weisheit der Tempel, wie sie uns noch fortlebend bei den Indern entgegentreten und wie sie in noch größerer Vollendung bei den ältesten Aegyptern sich kund geben, liegt ein Element von zweiseitiger Natur und Wirksamkeit. Schon dem erstgeschaffenen Menschen im Paradiese ward ein goldener Faden des prophetischen Wortes in seine Hand gegeben, das in der Menschwerdung des eingeborenen Sohnes vom Vater in Erfüllung ging. Diese Gabe hat sich im Geiste der Völker auch nach den Zeiten der weltgerichtlichen großen Fluth erhalten. Aber ein Gewebe von fremder Art hat den goldenen Faden der Wahrheit umsponnen. Mit der göttlich-prophetischen Weissagung hat sich ein prophetisches Vorausschauen in das Fernkünftige gemischt, das aus gleicher Quelle kam, als die Orakelsprüche der Pythia oder die Zeugnisse der Dämonen in den Besessenen zu Christi Zeiten. Die auch in unseren Tagen wieder auflebende Lästerung, als sey das, was die Tempelweisheit der Abgöttischen uns verkündet, ein Christenthum ohne Christum schon vor Seiner Erscheinung im Fleische gewesen, unterliegt demselben ernst hinwegweisenden Urtheile, als die abgöttische Verirrung der Anbeter der Dreieinigkeit des Drachen, des vom Tode auferstandenen Thieres und des falschen Propheten in dem Buche der letzten Offenbarungen. —

„Was ihr uns sagt, das ist uns nichts Neues, wir haben dieselben Lehren in unseren heiligen Büchern," das entgegnen die gelehrten Brahminen öfters den Verkündigern der Lehren und Gebote des Christenthumes, bis sie die lebende Kraft des Lichtes im Gegensatze zu der tödtenden der Finsterniß an ihren eigenen Seelen erfahren.

Eine andere Gefahr für den Stand der Brahminen liegt in der abgöttiſchen Selbſtüberhebung ihres prieſterlichen Standes und ſeiner Macht und Gewalt über die Seelen der Menſchen. Wir führen hier einige Beiſpiele von jenem Uebermuthe der Prieſterherrſchaft der Brahminen an. In Caroor, fünf Stunden weſtlich von Tritſchinopoli, beſuchte Schwartz einige vornehme Hindus, welche den Lehren des Chriſtenthumes mit aufrichtigen Herzen ſich zuwendeten. Zu gleicher Zeit beſuchte er auch daſelbſt einen reichbegüterten Brahminen, welcher ihm geſtattete, ohne Unterbrechung von den Thorheiten des Heidenthumes zu reden. Wir wurden, ſo erzählt Schwartz, von einem Hindu unterbrochen, der hereinkam und auf ſein Angeſicht vor dem Brahminen niederfiel, worauf dieſer eine Handvoll Aſche über den armen Mann hinſtreute. Ich zeigte ihm nun, wie unrecht er handle, eine Ehrenbezeugung anzunehmen, welche allein Gott gebühre. Aufgebracht über meine Zurechtweiſung rief er aus: „Beweiſe mir einmal, daß nur ein einiger Gott iſt.“ Schwartz that dies in ſeiner aus dem Buche der Offenbarung wie aus jenem der Werke des Schöpfers wohlunterrichteten und geübten Weiſe; der Brahmine entließ ihn mit jenem Vorwande der Anbeter der Bilder, daß eben ſo wie die Ehre der Beugung vor dem Körper eines Menſchen nicht ſeinem Körper, ſondern ſeinem Geiſte gelte, auch die Verehrung ihrer Bilder nicht dieſen, ſondern Gott zugedacht ſey.

In ſeiner ganzen Stärke lernte jedoch Schwartz den abgöttiſchen Wahn von der Gewalt der Prieſter über den Glauben und die Meinungen der Menſchenſeelen in ſeinem langen Verkehre mit dem Herrſcher von Tanjore und ſeinem Hofleben kennen. Wir haben ſchon in den vorhergehenden Berichten mehrere Male von der Achtung des Radſcha's

von Tanjore vor dem Chriſtenthume und ſeinen Lehrern geſprochen. Schon im Jahre 1756 hatte der erſte Miniſter am Hofe des damaligen Radſcha's ſeinen Glauben an den einigen, wahren Gott bekannt und vom Götzendienſte öffentlich ſich losgeſagt. Als Schwartz im Jahre 1762 auf einer Miſſionsreiſe dahin kam, wurde ihm verſtattet, nicht nur in der Stadt, ſondern ſelbſt im Palaſte des Radſcha das Evangelium zu verkünden, wobei der Fürſt gewöhnlich, ohne ſich jedoch ſehen zu laſſen, ein aufmerkſamer Zuhörer war. In einem Briefe vom Oktober 1768 erzählt er von der Menge, dem Wohlſtande und dem Einfluſſe der Brahminen, welche das Land beherrſchen: „Der König des Landes iſt nicht ein Despot, welcher nach unbeſchränkter Willkür herrſcht, ſondern er ſelber iſt nur ein Sklave. Selten geht er aus, und oft, wenn er es thun will, ſagen ihm die Brahminen, daß nach dem Rathe der Götter der Tag nicht günſtig dazu ſey. Dies reicht vollkommen hin, um ihn in's Haus einzuſperren. Bei einem Beſuche im April 1769 wurde Schwartz perſönlich bei dem Radſcha, oder, wie man damals ihn nannte, König von Tanjore, Tuldſchadſchi, eingeführt und lernte in ihm einen Mann im blühendſten Alter, von guten natürlichen Anlagen und mildem, würdevollem Benehmen kennen. Schwartz machte gleich bei dieſer erſten näheren Bekanntſchaft einen ſo günſtigen Eindruck auf den Fürſten, daß hiedurch der Grund gelegt wurde zu der zutraulichen Freundlichkeit, welche Tuldſchadſchi bis zu ſeinem Ende ihm erwies. Dieſer Radſcha war unter den damaligen eingeborenen Herrſchern von Indien eine an Geiſt und Gemüth vorragende Erſcheinung. Er war mit der Sanscrit-Literatur ſo eng vertraut, daß er ſelbſt in Sanscrit Gedichte gefertigt hatte, welche zu Schwartzens Zeit in

Tanjore im Munde der Gebildeten des Volkes waren. Er ſchien, nach dieſer ſeiner geiſtigen Empfänglichkeit für die Lehren des Evangeliums ſehr zugänglich, und, obwohl von den Brahminen ohne Aufhören eiferſüchtig bewacht und gehemmt, wurde Schwartz, der Chriſt, dennoch immer mehr der Vertrauteſte ſeines Herzens, deſſen Rath er in all' ſeinen Hauptangelegenheiten am liebſten hörte. Aber dabei ergab ſich manche Gelegenheit, bei welcher die Prieſterherrſchaft der Brahminen auch über den Fürſten grell in's Auge fiel. So bei einem Beſuche im März 1772. Der König hatte vernommen, daß Schwartz ſeinen Hofbedienten im Palaſte das Evangelium verkündige, da ließ er ihm am anderen Tage wiſſen, daß er ihn ſelber zu hören wünſche. Schwartz wurde demnach im Hofe des Palaſtes vor des Königs Zimmer unter einen Schattenbaum geführt. Der König trat zu ihm und ſagte: Padre, ich wünſche mit dir allein zu ſprechen, und führte mich zu einem abgeſonderten Flügel des Palaſtes. Aber kaum waren wir einige Minuten hier allein geweſen, da kam der Oberbrahmine, den man ſich als Hofbiſchof denken kann, herbei. Der König warf ſich vor dieſem auf den Boden nieder, richtete ſich dann wieder auf und ſtellte ſich mit gefalteten Händen vor ihn hin, während ſich der Brahmine auf einem erhabenen Sitze niederließ. Der König gab mir nun ein Zeichen, daß ich den Brahminen anreden möchte, und dieſer wünſchte gleichfalls die Rede zu vernehmen, welche ich Tags zuvor im Palaſte gehalten hatte. Nun fing ich an, ihn hinzuweiſen auf den großen Schöpfer und Erhalter aller Dinge und auf Seine würdige Verehrung und ihm zu zeigen, wie thöricht es ſey, Götzenbilder und verſtorbene Menſchen anzubeten. Ich machte ihn auf das ſittliche Verderben der Menſchen aufmerkſam und zeigte ihm die Gnade Gottes,

welche in Christo erschienen ist, und den Weg zur Seligkeit, welcher in Buße und Glauben an diesen Erlöser der Menschen besteht. Der Brahmine horchte lange, stillschweigend zu und drückte am Ende den Wunsch aus, daß ich mich ein wenig entfernen möchte. Es wurden jetzt allerhand Erfrischungen aufgetragen und während ich Einiges davon genoß, that der König mancherlei Fragen an mich über die Buße und wünschte besonders zu wissen, „ob man wieder zu den Sünden zurückkehren dürfe, die man reumüthig bekannt habe?“ Der aufrichtige Missionär antwortete: die wahre Buße bestehe im Hasse gegen jede Sünde, und mit diesem Hasse gegen die Sünde sey die freiwillige Rückkehr zu ihr unvereinbar. Weiter fragte ihn der König, was er von dem Laster der Trunkenheit halte? Der Missionär stellte ihm als ein Vorbild der christlichen Mäßigkeit jenes vor Augen, welches der Apostel Paulus den Gläubigen aus eigener Erfahrung vorhält.

Die Freimüthigkeit und Treue, mit welcher Schwartz die Wahrheit bekannte, anstatt den König abzustoßen, zog ihn nur desto mächtiger zu Schwartz hin. Oft schien es nur an einem Faden zu hängen, daß der Fürst sich ganz der Wahrheit des Christenglaubens hingäbe, und daß er, dem Götzendienste entsagend, als Christ sich öffentlich bekannte, aber dieser Faden war von zäher Festigkeit, denn sein Gewebe bestand aus den Gewohnheitssünden und Lastern des Königes, welchem durch die Vergötterung des Brahminenthumes ein Schein, nicht nur von Zulässigkeit, sondern selbst von Heiligkeit gegeben wurde. Man darf nicht vergessen, daß die ganze Landschaft von Tanjore — das reichgesegnete Delta zwischen den beiden Flüssen: der Cavery und der Coleroon von den Hindus als ein heiliges Land betrachtet wird. Hier hatte in ältester

Zeit der Herrſcher der Hindus ſeinen Königsthron, welchen ihm vor 300 Jahren Ekoſchi der Mahrattenfürſt entriß. Tanjore blieb aber fortwährend ein Lieblingsaufenthalt der Hindus, eine geheiligte Stätte des Brahminenthumes, eine gefeierte Hochſchule der Weisheit und Gelehrſamkeit der Brahminen. Welches Gebäude ihrer Art kommt in ganz Indien der Pagode von Tanjore an Pracht gleich, wo finden ſich weit umher in irgend einer anderen Stadt mehr Gebäude des Götzendienſtes und wohlthätige Anſtalten! Allerdings zeigte ſich auch, wie Schwartz dies täglich erfuhr, der Einfluß der höheren geiſtigen Bildung bei den Bewohnern von Tanjore und Tritſchinopoli in einer Weiſe, welche der Erkenntniß der chriſtlichen Wahrheiten den Weg bahnte. „Viele Tauſende unter dem Volke und ſelbſt eine bedeutende Zahl von Leuten aus der Brahminenkaſte erklärten ungeſcheut und öffentlich ihren bisherigen Götzendienſt als eitel und ſündhaft.“ — — „Kaum vergeht ein Tag,“ ſo ſchreibt er, „an welchem nicht Brahminen meine Wohnung zu Tanjore beſuchen, aufmerkſam dem zuhören, was geſprochen wird und häufig ein Buch nehmen, das die Lehre Chriſti enthält, und dieſelbe als eine göttliche Religion preiſen.“ — Als ich einen dieſer Brahminen fragte, wohin ſein Entſchluß gehe: ob er die Sprache ſeines Gewiſſens unterdrücken oder die Lehre Chriſti annehmen und ſich öffentlich zu ihr bekennen wolle, gab er zur Antwort: er könne nicht läugnen, daß die Predigt von Chriſto einen Eindruck auf ſein Herz gemacht habe; auch habe er bereits einige ſeiner Verwandten befragt, was ſie zu ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthume ſagen würden? Aber er wie ſie finden die Aufgabe zu ſchwer und zu gefahrvoll.“

So blieb die Brahminenkaſte meiſt als ein hartes

Felsenstück stehen, während rings um sie her im Volke der Christenglaube eine aufblühende Gemeinde hervorrief. Hatte sich doch sogar ein mehr denn hundertjähriger Greis zum Unterrichte der Mission eingestellt, welcher nach dem Maaße seines hohen Alters Alles wohl faßte, was er gelehrt wurde, auch sein Herz im inbrünstigen Gebete ergoß. Nicht lange darnach ward er krank und bat dringend: die Missionäre möchten ihn nicht ungetauft in die Ewigkeit hinüberziehen lassen, weil er an den Herrn Jesum von Herzen glaube. Er wurde getauft und ging nun freudig seinem Ende entgegen. Den Tag vor seinem Heimgange besuchte ihn Schwartz, wobei der sterbende Greis zu ihm sagte: „Jetzt, Padre, gehe ich in das Reich der Herrlichkeit, und wenn ich gegangen bin, so siehe zu, daß mein Weib, die jetzt neunzig Jahre alt ist, mir auch dorthin folgen möge.“ Bald darauf starb er und wurde nach der Christenweise begraben. „Seine alte Ehegattin nahm dann,“ so erzählt Schwartz weiter, „am Vorbereitungsunterrichte Theil und machte uns durch ihr ernstes, frommes und ruhiges Wesen viele Freude. Sie hat etwas von dem Geiste jener heiligen Matronen, von denen der Apostel Petrus geschrieben hat.“ — — Dergleichen erfreuliche und glänzende Siege der Kraft der christlichen Predigt durfte damals Schwartz vorzugsweise bei den Bewohnern der Festung sehen, zu welcher, obgleich dieselbe auf einem vorzugsweise für heilig gehaltenen Grunde und Boden steht, dem christlichen Missionär der tägliche Zutritt geöffnet war. Das gemeine Volk wie das Militär drängten sich hier häufig zu seiner Predigt und täglich wurden daselbst viele der heidnischen Zuhörer zum Glauben an das Evangelium erweckt. Einer von den Offizieren des Nabscha bot ihm für seine Mühe ein Geschenk an. Schwartz aber schlug dasselbe höflich aus und bat den vornehmen

Mann ſo wie die Umſtehenden, ſie möchten ihm ſeine Weigerung nicht übel nehmen, da es ihm ſehr am Herzen liege, jeglichem Verdachte zu entgehen, als ob er bei Erfüllung ſeiner ihm zugewieſenen Pflicht zeitlichen Vortheil ſuche. „Um die Rettung euerer Seelen," ſo ſprach er, „nicht um ein Geſchenk iſt es mir zu thun." — Er nahm einen Blumenſtrauß von den Offizieren an und ſie ſchieden freundlich von einander.

Wir kommen hier zu jener anderen Seite unſerer Schilderung der Macht und Gewalt des Amtes eines rechtſchaffenen chriſtlichen Sendboten an die Heiden. Es liegt dieſe Macht und Gewalt in dem Beiſpiele ſeines Lebens und reinen, unbefleckten Wandels, das er der unbekehrten Menge vor Augen ſtellt. Dieſe Seite war es, welche ſich an Schwartz in vorzüglichem Maaße mit der oben betrachteten erſten Seite, mit der ſeiner geiſtigen Gabe zur mündlichen Belehrung und Predigt, verband.

9. Der Freie unter den Sklaven.

Das Wort der Wahrheit hat dem Menſchen eine Freiheit verheißen, welche ſelbſt im Kerker, in den Banden ſo wie unter der Ruthe der menſchlichen Dränger ihm nicht genommen werden kann. Denn gleich dem Lichte der Sonne, das alle Schatten der Erdennacht zerſtreut, bewirkt der Geiſt aus Gott, wenn er das Weſen des Menſchen erleuchtet und durchdringt, in dieſem eine Ausgeburt an ein Licht, das, von ewiger Natur, durch keinen Schatten der Vergänglichkeit verlöſcht werden kann. Der Menſch, welcher zu der Seligkeit dieſer neuen Geburt gelangt iſt, wird, durch ſeinen Wandel im Lichte erleuchtet, für andere Seelen, die

noch im Dunkel ſtehen, ein Licht, das ſie vom nächtlichen Schlafe erwecken und zum Aufſtehen bekräftigen kann. Ja ſelbſt bei ſolchen Seelen, die der Schlaf in unauflöslichen Banden hält, weckt das Licht des Vorbildes, das von einem zum neuen Leben erwachten Menſchen ausgeht, eine bewundernde Achtung und Anerkennung.

Die erſte Gabe der Freiheit des Geiſtes iſt jener ſtille Frieden im Inneren, der durch keine äußere Erdennoth zerſtört werden kann. Schwartz, welcher freilich durch ungleich ſchwerere Kämpfe mit dieſer Noth ſiegreich hindurchgegangen war, beſchreibt denſelben während einer Erkrankung ſeines Leibes in einem Briefe an eine kleine Gemeinde ſeiner Freunde in Indien mit den nachſtehenden, einfachen Worten:

— — „Iſt nur die Seele geſund, dann ſteht Alles gut; das Uebrige müſſen wir ja verlaſſen, wenn wir zu Grabe ziehen. Eine geſunde Seele iſt auch ein gutes Heilmittel für all' unſere körperliche Schwachheiten; damit beſchäftige ich mich oft in Gedanken; und möge Gott mir die Gnade verleihen, dies noch ernſtlicher zu thun, damit ich meine, vielleicht noch wenigen, Tage zähle. Um die Ewigkeit iſt es eine ernſte Sache, mit der wir uns immer im Gemüthe beſchäftigen ſollten. — — Ich weiß und fühle es, daß ich keine eigene Gerechtigkeit habe, auf die ich irgend einen Anſpruch auf die zukünftige Seligkeit ſtützen könnte. Wollte Gott mit mir in's Gericht gehen, wie könnte ich beſtehen vor ſeinem Angeſichte? Aber ewig hochgelobt und angebetet ſey die Gnade Gottes, die ein ſo ſicheres Rettungsmittel für die verlorenen Sünder gefunden hat. Die Verſöhnung Chriſti iſt der Grund meiner Hoffnung, meines Friedens, meiner Liebe und Seligkeit. Obgleich ich mit Sünden ganz überdeckt bin, ſo reinigt mich doch das Blut

Jeſu von all' meinen Miſſethaten und bringt mein Herz zur Ruhe. Obſchon ich ein verderbtes Geſchöpf bin, ſo erleuchtet, erheitert und ſtärkt mich doch der Geiſt Jeſu Chriſti und treibt mich an, jede Sünde als einen Gräuel zu haſſen, und den Lüſten des Fleiſches und der Welt zu entſagen. Obgleich der Tag des Gerichtes herannaht, ſo tröſtet uns dennoch die Liebe Gottes, daß wir Freudigkeit haben, zu erſcheinen vor unſerem gnadenreichen Richter; nicht als ob wir ſchuldloſe Geſchöpfe wären, ſondern weil wir gewaſchen und gereinigt ſind im Blute Chriſti."

„O meine theueren Freunde! Antheil haben an der Verſöhnung Jeſu, und der Gnadengaben ſeines Geiſtes theilhaftig geworden zu ſeyn, das macht einen Chriſten aus und erheitert und ſtärkt das Herz; das gereicht Gott zum Ruhme, das führt uns ſicher in die ſelige Ewigkeit hinüber. Darum laßt uns täglich in unſerem hochgelobten Erlöſer zu Gott kommen, laßt uns aber auch den zweiten Punkt nicht verſäumen, nämlich unſere Heiligung. Unſere Zeit iſt kurz. — — Selbſt nach dem Naturlaufe iſt das Ende meiner Pilgrimſchaft nahe. Möge ich nicht auf dem Wege ermatten. Möchten doch meine letzten Tage die fruchtbarſten werden! Aber ſo lange wir auf dieſer Erde mit einander leben, ſo laſſet uns einander ermuntern und reizen zu guten Werken."

„Meinen freundlichen Gruß an Frau F. Sagt ihr, ſie ſolle die Freuden der Welt nicht überſchätzen, ſondern ihr Gemüth mit Vergnügungen nähren, welche wahrhaftig ſind und ewig dauern. — Ich ſchicke mich gegenwärtig zu einer Reiſe nach dem Meeresufer an. Vielleicht bläst die Seeluft das ſchwache Fünklein meines Lebens noch ein wenig auf. Ich werde Eurer überall in meinem Gebete gedenken. Lebet wohl; möge Gnade,

Barmherzigkeit und Friede Euer Loos sein in Zeit und Ewigkeit."

Zwar, die Zeit des Eingehens zu seiner ewigen Ruhe war damals für den treuen Arbeiter im Weinberge seines Herrn noch nicht gekommen, er hatte noch manches Jahr auf Erden zu pilgern, ehe er zur Heimath kam, auch hat noch manche schwere Erdennoth und manches Leid sein Herz getroffen, das den Schmerz, der Andere traf, eben so tief, ja tiefer noch empfand als den eigenen, weil dieser eigene bald, wie ein Sturm im Meere vorüberging und nicht auf den stillen Grund hinunterdringen konnte, während bei den meisten anderen Seelen der äußere Schmerz zu einem Feuer der Tiefe wird, das nur in seiner eigenen Asche erstirbt. Das zarte, innige Mitleid mit solchen Seelen war der erste Strahl jenes von oben empfangenen Lichtes, welcher den mit und um ihn Lebenden in's Auge fiel. Die Aermsten, die Verachtetsten und Verlassensten im Volke des Landes, mit denen kein anderer Mensch Mitleid und Erbarmen hatte, fanden gleich von ihrer ersten Bekanntschaft an mit diesem Manne Gottes, in ihm, in allen seinen Worten, Mienen und Thaten den Ausdruck eines theilnehmenden Mitgefühles mit ihrer Noth, den sie noch bei keinem anderen Menschen gefunden. Man kann sich kaum einen Begriff machen von der Noth, in welcher das Volk des Landes sich fand, als Sklave der Launen und aller Gewaltthätigkeiten seiner eingeborenen Herrscher. „Ein Landbauer, (selbst) in Tanjore," so erzählt Schwartz, „hat gewöhnlich sechszig bis siebenzig Theile von hundert abzugeben. Gesetzt, er erndtet hundert Büschel Reis auf seinem Acker, so nimmt der König oder in seinem Namen der Pächter siebenzig davon hinweg; die übrigen dreißig bleiben dem Bauer und davon muß er seine Knechte be-

zahlen und ſeine Familie erhalten. Ja, wenn der König Geld braucht, was in Kriegszeiten immer der Fall iſt, ſo nimmt er dem armen Landmanne Alles hinweg. Ich ſelbſt war Zeuge, wie der beklagenswerthe Arbeiter in der Ferne den reichen Segen Gottes auf ſeinen Feldern ſehen mußte, während die Leute des Königs die ganze Erndte eingethan haben.“ —

So ſeufzte damals das arme Volk unter dem tyranniſchen Drucke ſeiner Fürſten und lag dabei noch zugleich in den Sklavenbanden ſeines inneren Verderbens. Man konnte von ihm oft die Worte hören: wenn wir nicht ſtehlen, ſo können wir nicht leben; die armen Bedrängten ergriffen Lug und Betrug als eine Nothwehr gegen ihre Bedränger.

Aber auch dieſe, die Mächtigen und Gewaltigen im Lande, waren dieſe etwa als Freie zu betrachten? Sie waren dieſes nicht, ſondern in eben ſo harten, ja vielleicht noch in härteren Banden der Sklaverei als ihr Volk. Mußten wir doch oben S. 163 den ſcheinbar unbeſchränkten Herrſcher von Tanjore als einen Sklaven ſeiner Brahminen bedauern, noch mehr und feſter lag der arme Fürſt in den Banden ſeiner ſinnlichen Gelüſte, ſeinen Launen und Laſter verſtrickt. Und die Beherrſcher der Seelen dieſer armſeligen Machthaber, die Brahminen, deren im Umkreiſe von Tanjore 100000 lebten, waren ſelber die ſchnödeſten Sklaven des Müßigganges: und aller Weltlüſte wie der ſelbſtbewußten Bosheit und Lüge.

Mehr denn dieſe Alle, die Eingeborenen aus der niedrigeren und ärmeren Klaſſe des Volkes, ſo wie ihre Fürſten und Mächtigen, hätten die Europäer, ſo ſcheint es, ſich einer Freiheit rühmen und derſelben ungehemmt genießen können. Sie ſtanden in der Achtung ihrer Natio-

nalitäten, erhaben über die geſelligen Beſchränkungen der Völkerſchaften da, unter denen ſie in Indien lebten, frei, nicht nur von der ſchreckenden Gewalt und Zucht des Brahminenthumes, ſondern von jedem tyranniſchen Drucke der eingeborenen Fürſten. Und dennoch waren die wahrhaft Freien unter ihnen nicht minder ſelten als unter den Heiden und Mohamedanern. Abgeſehen davon, daß die Meiſten von ihnen ſich eben ſo zügellos allen Lüſten des Fleiſches dahingaben als die Heiden, waren ſie faſt insgemein von jener Macht der Finſterniß beherrſcht, welche die Schrift eine Wurzel alles Uebels nennt: von dem Geize. Die Europäer, ſo lautete das Urtheil der Eingeborenen, kommen nur zu uns, um hier zu gewinnen, um reich zu werden von unſeren Schätzen. Jeder von ihnen geht nur auf Gewinn aus, den ſie an uns oder Einer am Anderen finden. Keiner von ihnen gönnt dem Anderen den ruhigen Beſitz, darum färben ihre Heere mit ihrem Blute den Boden unſerer Länder. Der Europäer will nicht Etwas, ſondern Alles haben. Ein Brahmine ſprach dieſes in Indien gemeine Urtheil über die europäiſchen Chriſten in den Worten aus: die Urſachen, warum wir nichts nach euerer Religion fragen, ſind euer Geiz, Stolz und eure Wolluſt.

Von dieſem Vorwurfe des Eigennutzes und der Gewinnſucht, den man in Indien den Europäern machte, konnte auch nicht der leiſeſte Schatten auf Schwartz fallen. Ihm waren die Luſt am Gelde, die Freude am Beſitze ſo fremd wie der frei auf Gottes Bergen weidenden Gemſe das Gelüſte nach dem Fleiſche und Blute der Thiere; denn dort auf der Höhe der Alpen ſättigt ſie ſich vom Grün der Triften, labt ſich am reinen Waſſer des Quelles. Schon vorhin erwähnten wir einige Züge der Uneigennützigkeit und der entſchiedenen Abneigung gegen Geldge-

winn, durch welche das Weſen und die Denkart deſſelben Mannes ſich auszeichneten. Solcher Züge hätten wir viele zu berichten, obgleich nur die wenigſten ſo zur öffentlichen Kunde kamen, als ſeine Weigerung vor dem engliſchen Gerichte, ein Vermächtniß anzunehmen, das ihm einer der britiſchen Offiziere auf ſeinem Sterbebette zugeſchrieben hatte, welchem Schwartz durch ſeinen öfteren Beſuch den Troſt des Evangeliums und die Erkenntniß des Heiles allein in Chriſto gebracht hatte. Dieſe Gabe, die er ſelber umſonſt, aus lauter Gnaden empfangen hatte, wollte er ſich nicht mit Geld bezahlen laſſen; er wies den wiederholten Antrag mit Widerwillen zurück*). Aber ſelbſt von der engliſchen Regierung nahm er keine Geldbelohnung an, wenn ſie ſeiner Sprachenkunde und ſeiner Gewandtheit im Verkehre mit den eingeborenen Fürſten ſich in den damaligen politiſchen Wirren bediente, denn er ſtand ja als Feldprediger in ihrem Solde, den er freilich auch, wie wir oben S. 151 ſahen, nicht für ſeine eigenen perſönlichen Bedürfniſſe in Empfang nahm. Jene 300 Rupien, welche der mit Furcht und Schrecken regierende mächtige Hyder-Ali ihm als Vergütung ſeiner Reiſekoſten nach Myſore zugedacht hatte, als der Miſſionär als politiſcher Friedensbote zu ihm geſendet war, mußte er freilich in Empfang nehmen, wenn er den Hofdiener, der ihm das Geldſäckchen überbrachte, nicht der ſicheren Todesſtrafe ausſetzen wollte, aber er verwendete dieſe Summe gewiſſenhaft, von Heller zu Pfennig für die Errichtung eines Waiſenhauſes. So trat Schwartz überall

*) Schwartz nahm nur jene Geſchenke der miſſionsfreundlichen Geſellſchaften mit bereitwilligem Danke an, die ihm für ſeine Mitarbeiter oder armen Gemeinden zugeſendet wurden, und welche zuweilen anſehnlich waren.

als freier Mann, der kein Knecht des Mammons war und seyn wollte, auch den Fürsten und Mächtigen entgegen, die sich selber unter die Macht dieses Götzen beugten, und sie mußten die Würde seiner Freiheit achten.

Aber noch eine andere Eigenschaft des seltenen Mannes, die sich bei jeder Gelegenheit an ihm bewährte, nöthigte ihnen eine besondere Achtung ab, das war seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit. Vergeblich schien es, unter den eingeborenen Heiden des Landes nach einem Beispiele dieser Tugenden zu suchen, und wie unglaublich selten waren sie bei den christlichen Europäern zu finden. Hier im Lande der Sklaven kannte man nur Verstellung und Lüge; der Arme, Unterdrückte und Beraubte war dem Gewalthaber und vornehmen Räuber gegenüber unter dem Scheine der Ehrlichkeit ein Dieb (m. v. S. 172) unter den höheren Ständen war der oberste von allen, jener der Brahminen, allen anderen im Werke der Lüge und des Betruges voran. Bei den Richtern war der Ausspruch, den sie ertheilten, eine käufliche Sache; der Kläger, welcher am meisten Geld brachte, behielt vor Gericht das Recht.

Von den lügenhaften politischen Ränken, damit sich auch die christlichen Europäer befleckten, wollen wir hier nicht reden, einer aber unter ihnen erhielt sich rein, blieb in allen Dingen ein Mann der Wahrheit und der unverstellten Redlichkeit, das war der Missionär Schwartz. Die Menschen von anderer Art fühlten sich in der Nähe von ihm öfters wie von einer Scheu befangen; selbst in seinem Schweigen, in seinem ernsten, ruhigen Blicke lag Etwas, das ihre Heuchelei und Unwahrheit beschämte und ihnen zur Ausführung ihrer Anschläge den Muth nahm. Dieses erwies sich namentlich auch bei dem vielbekannten Rechtshandel, welchen er im Jahre 1771 mit den Feinden

der evangeliſchen Miſſion vor dem Richterſtuhle des Nabob von Carnatic zu führen hatte. Die Feinde hatten die Schuld an einer That, welche die öffentliche Ruhe mit mörderiſcher Gewalt unterbrach, durch lügenhaftes Vorgeben auf die Glieder der evangeliſchen Miſſion geſchoben, während dieſe Schuld ganz auf ihrer Seite war. Der Nabob wurde von ihnen mit vielem Gelde beſtochen und gewonnen; Schwartz, auf den als Haupt der Miſſion die Laſt der Klage am meiſten fiel, hatte mit einfachen Worten die Wahrheit ausgeſagt und dann geſchwiegen, ohne um den Verlauf des Rechtshandels ſich zu kümmern. Der Nabob unterſuchte die Sache genau; in offenkundiger lautzeugender Weiſe war das Recht auf der Seite des Miſſionärs. Die Feinde wurden mit ihrer Klage hinweggewieſen, ein in ſeinen Folgen wichtiger Sieg der Wahrheit war entſchieden.

10. Der Fels in Ungewittern.

Im Vorhergehenden ſahen wir einen einzelnen Mann in der Kraft ſeines Gottes als einen Felſen da ſtehen, unter allen Verſuchungen des eigenen Fleiſches ſo wie unter den Gefahren und Hemmungen, die ihm von außen zuſetzten. Die Ereigniſſe der Jahre 1772 bis 1775 mit ihren politiſchen Verwirrungen und Erſchütterungen der beſtehenden Verhältniſſe brachten nicht nur dem einzelnen Arbeiter und Kämpfer für die Sache des Reiches Gottes unter den Heiden vielfache Bedrängniſſe und Gefahren, ſondern ſie ſchienen dem geſammten Werke der evangeliſchen Miſſion in Tanjore den Untergang zu drohen. Wir würden die ganze Geſchichte der Gräuel des Krieges und der Verwüſtung, welche über jenes Land kamen, mit Stillſchweigen übergehen, wenn ſie nicht vielfach in das Leben und Wirken

unſeres Schwartz eingegriffen hätte. Doch alle Bedrängniſſe der damaligen Jahre wurden nicht nur für dieſen wie für ſeine Freunde und Gehülfen am Werke ein Läuterungsfeuer, aus dem ſie geſtärkt im Glauben hervorgingen, ſondern nicht minder wurden ſie dieſes für das Fortbeſtehen des geiſtigen Weinberges, den ſie mit treuem Fleiße angebaut und gepflegt hatten.

Die Stimmung des Gemüthes, in welcher Schwartz in die Kämpfe der damaligen Zeit eintrat, mag uns aus einigen Stellen ſeiner Briefe an den Freund ſeines Herzens, an Herrn Chambers, deutlich werden, welcher nicht minder als er der Tröſtung und Ermuthigung bedürftig geweſen ſcheint. Hatten doch alle wahren und aufrichtigen Freunde Englands das zweideutige Benehmen und die begünſtigende Theilnahme der brittiſch-oſtindiſchen Kompagnie an dem ungerechten Kriege des Nabob von Arcot zu beklagen, der den Radſcha von Tanjore ſeines Thrones beraubte, das Land desſelben in tiefes Elend brachte und ſeiner Geſinnung nach, als Feind des Chriſtenglaubens, der Verkündigung desſelben entgegentrat. — In einem Briefe vom Oktober 1772 ſchreibt Schwartz: — — „Gelobet ſey Gott für alle Barmherzigkeiten, welche Er Ihnen nach Leib und Seele erweist. Seine Wege ſind doch lauter Güte und Wahrheit, und was Er thut, das thut er zu unſerem Wohle, um ſeine Verheißungen zu erfüllen und uns zu überzeugen, daß Er treu und wahrhaftig iſt. Auf dieſe Weiſe hat Er auf dem Wege eigener Lebenserfahrungen einen feſten Glaubensgrund in uns gelegt, welcher ungleich beſſer iſt, als der auf loſem, lockerem Gedankenſpiele ruhende. Alle ſeine Führungen mit uns haben zum Zwecke, dieſe göttliche Wurzel des Glaubens in uns zum Leben zu bringen und zu ſtärken. Leſen Sie nur

die Psalmen mit diesem Blicke, dann werden Sie, wie Sie gewiß schon oft gethan haben, die herrlichen Fußtapfen der göttlichen Vorsehung bewundern müssen. Wie oft wird nicht von der gedankenlosen Welt das Wort Vorsehung gebraucht oder vielmehr gemißbraucht: aber wie süß ist es nicht allen Denen, welche Theil haben an dem Wohlgefallen Gottes durch Jesum Christum. David war ein frommer und aufmerksamer Beobachter der Wege Gottes. Wir wollen dasselbe thun und wir werden viel Trost und Kraft darin finden."

„Die Angelegenheiten von Tanjore fangen an ernsthaft zu werden. Gestern wurde das kleine Fort Wellam nahe bei der Stadt beschossen, wir konnten den Kanonendonner hier hören. Was sollen wir zu diesen Dingen sagen? Ihre Bemerkung ist sehr richtig, und ich glaube, hätte einer unserer Christen Christenthum genug gehabt, den König bei der Hand zu nehmen, so würde er ohne Zweifel gehorcht haben; aber leider greift man zu anderen Mitteln. Auch hier wollen wir die Fußtapfen unseres Gottes wahrnehmen, wie die Sachen sich endigen, und welches die Wirkungen derselben seyn müssen. Umsonst hat es Gott gewiß nicht zugelassen. Die Abgötterei hat im Reiche Tanjore tiefe Wurzeln geschlagen und wer weiß, ob Gott die gegenwärtige Noth nicht dazu gebrauchen wird, um sie nach und nach auszurotten. Wir beten und wollen immerfort beten: Dein Reich komme! zu uns, zu den Einwohnern von Tanjore, zu allen Menschen."

Ein späterer Brief vom 26. Sept. aus Tritschinopoli enthält die Stelle: „Die Angelegenheiten von Tanjore kommen mir stündlich in den Sinn. Die Armee hat sich nun um die Stadt gelagert und das Haus unseres Freundes, des Kapitäns Berg, ist der nächsten Gefahr ausgesetzt.

Wenn ich bete, weiß ich nichts Anderes zu sagen als: Dein Wille geschehe! Wer weiß, was Gott bei diesen Gerichten für die Ausbreitung Seines Reiches im Sinne hat. Möge Er mir mehr Kraft und Gnade geben, mit aller Freimüthigkeit die Botschaft des Heiles zu verkündigen!"

Schon seit 1766 war Gericke zum Missionsdienste nach Indien gekommen, ein Mann, mit welchem Schwartz sich brüderlich innig befreundete und bis zu seinem Ende in nächstem Verkehre blieb. Dieser nähere Verkehr ward dadurch herbeigeführt, daß Gericke im Jahre 1773 von Cuddalore nach Tritschinopoli versetzt wurde, wo er die vielseitigen Missionsgeschäfte mit brüderlicher Treue versah, während Schwartz Monate lang in Tanjore verweilen mußte. Der Gegenstand, der den dortigen Radscha bewog, den Missionär mehrmals nach Tanjore zu berufen und ihn dort bei sich zu behalten, war der Wunsch, daß Schwartz bei den drohenden Feindseligkeiten des Nabob von Carnatic die englische Regierung zu Gunsten von Tanjore stimmen möchte. „Padre," so sagte bei dieser Gelegenheit der König zu Schwartz, „ich setze mein ganzes Vertrauen in dich, weil du für das Geld unzugänglich bist." Schwartz hatte Grund, das Geschäft dieser schwierigen Vermittelung mit dem sehr zweideutig sich benehmenden Gouvernement der englisch-ostindischen Kompagnie als unverträglich mit seinem Berufe abzuweisen.

Der Nabob von Arcot hatte unter dem Vorwande, daß ihm ein pflichtschuldiger Tribut vom Radscha von Tanjore nicht bezahlt worden sey, ein Kriegsheer zusammengezogen und im Einverständnisse mit der brittisch-ostindischen Kompagnie sich der Stadt so wie des Herrscherthrones des Radscha bemächtigt. Vergeblich waren alle Vorstellungen des Radscha; dieser und seine Familie wurden im Fort

zu Gefangenen gemacht, der Nabob bemächtigte sich aller Güter und Schätze wie der Einkünfte des Landes. Der Nabob von Arcot und seine Söhne, obgleich sie den Missionär Schwartz mit vieler äußeren Höflichkeit behandelten, waren dennoch den Arbeiten desselben unter dem Volke von Herzen abgeneigt und das Gebäude, das in Tanjore zum christlichen Gottesdienste gebraucht worden war, wurde alsbald niedergerissen. Vergeblich versuchte Schwartz im Jahre 1774, von dem Nabob, den er zweimal deshalb in Madras besuchte, ein Stück Boden in Tanjore zum Aufbau einer kleinen Kirche zu erhalten, sein Gesuch wurde ihm abgeschlagen.

Die Absetzung des Radscha von Tanjore und die räuberische Besitznahme seines Landes durch den Nabob von Arcot war von der damaligen brittischen Regierungsbehörde zu Madras nicht nur begünstigt, sondern durch den Beistand ihrer Kriegsmacht erzwungen worden. Diese schreiende Ungerechtigkeit, diese Schmach für Brittaniens Namen wurde im Jahre 1776 der Gegenstand ernster Erörterungen im englischen Parlament. Wie viel Mühe auch der Nabob von Arcot anwendete, um sich im Besitze seines Länderraubes zu erhalten, so siegte dennoch die Stimme der Gerechtigkeit; der Regierung zu Madras kam der gemessene Befehl zu, den Radscha Tuldschadschi wieder in seine rechtmäßige Herrschaft einzusetzen. Dieses geschah im April 1776 und damit nahmen die Angelegenheiten der evangelischen Mission in Tanjore wieder eine günstige Wendung. Die Brüder in Tranquebar machten es jetzt, durch Sendung des Missionärs Pohle nach Tritschinopoli, möglich, daß Schwartz, seinem Wunsche gemäß, im Jahre 1777 sich ganz nach Tanjore übersiedeln konnte.

Die nachstehenden Stellen aus einem Briefe desselben

vom Januar 1778 an Freylinghauſen zu Halle mögen uns einen Blick thun laſſen in die dankbare Stimmung des glaubenstreuen Mannes.

„Geprieſen ſey Gott für ſeine überſchwengliche Gnade, durch welche die Miſſionsbrüder ſammt mir am Leben erhalten, unterſtützt, geleitet und getröſtet worden ſind. Wer ſind wir doch, daß Er von einem Tage zum anderen uns ſo viel unverdientes Gute zufließen läßt! — — Die verſchiedenen Gemeinden zu Tritſchinopoli, Vellum und Tanjore gehen nicht nur ungehemmt ihren regelmäßigen Gang fort, ſondern haben kürzlich einen Zuwachs von fünfzig neuen Mitgliedern erhalten. Die Schulen werden mit gutem Erfolge fortgeſetzt, doch muß ich mit Bedauern bemerken, daß der jüngere Lehrer der engliſchen Schule ſeine Entlaſſung begehrte, weil ihm eine einträglichere Stelle angetragen worden iſt. Auch der ältere Lehrer will ein Kaufmann werden. Der wahre Werth der Rettung unſterblicher Menſchenſeelen iſt dieſen Leuten noch nicht im rechten Lichte in der Seele aufgegangen. Da ſie ſo Viele um ſich her wahrnehmen, denen es bloß um's Geldſammeln zu thun iſt, ſo ſind auch ſie nach irdiſchem Beſitze lüſtern geworden. Möge der gnadenreiche Gott nur uns nicht verlaſſen.“ —

„Von dem Könige von Tanjore kann ich gegenwärtig nicht viel Gutes ſagen. Vormals ſtanden ihm die Brahminen im Wege und jetzt — — Aber laſſen Sie uns nicht vergeſſen, daß Gott alle Dinge möglich ſind. Er hat Wege und Mittel genug in Seiner Hand, um der Verbreitung des Evangeliums in den verſchloſſenen Herzen neue Bahn zu brechen.“ —

In einem ſpäteren Briefe an Herrn Chambers ſchreibt Schwartz: —— „Den Radſcha habe ich ſeit dem

Februar nicht mehr gesehen. Er hat noch zwei Weiber genommen, lebt in Ausschweifungen und überläßt sich, wie die Leute sagen, der Trunkenheit. Er ist überall von schlechten Menschen umgeben und um die ganze Wahrheit zu sagen, so soll die Weise, wie viele Europäer sich gegen ihn benahmen, ihn sehr zurückgestoßen haben. Sie wissen ja, mein theuerer Freund, wie die meisten unserer Landsleute leider eben nichts nach Dem fragen, was Christi ist."

Von diesen Europäern und sogenannten Christen, welche an dem Unrechte, das man an dem Radscha begangen hatte, einen für diesen sehr schmerzlichen Antheil genommen hatten, und großentheils auch durch ihren äußeren Wandel den Namen Christi entehrten, machte unter Anderen Major Stevens bei dem englischen Militär in Madras eine erfreuliche Ausnahme. Nach der Wiedereinsetzung des Radscha ließ er statt der von dem Nabob von Arcot niedergerissenen Kirche ein neues Gotteshaus in der Festung erbauen. Für den schnellen Anwachs der Gemeinde gewährte jedoch dieses Gotteshaus bald nicht mehr den nöthigen Raum und Schwartz mußte an den Aufbau einer größeren Kirche denken. Obgleich die Mittel, welche durch eine Subskription in seine Hände kamen, die nöthigen Ausgaben nicht deckten, begann der arme Missionär dennoch das Werk in vollem Vertrauen auf die Hülfe Gottes. Der General legte im März 1779 den Grundstein und Schwartz hielt der versammelten Garnison eine Predigt über den 67. Psalm. Bald hernach kam es ihm zufällig zu Ohren, daß der General, welchem er durch Uebersetzungen und andere Hülfeleistungen im Lager manchen Dienst erwiesen habe, damit umgehe, ihm von der Regierung zu Madras eine Geldbelohnung zu verschaffen. Allsogleich schrieb Schwartz nach Madras, wies den Empfang eines

Geſchenkes entſchieden ab, bat ſich aber für den Bau ſeiner Kirche eine unentgeltliche Lieferung von Ziegelſteinen und Lehmen aus, davon große Vorräthe in der Feſtung aufgehäuft lagen.

So hatte der Herr der Kirche in allen Ungewittern der damaligen Gefahren die Seinigen, ſo wie ihr Werk, unverſehrt erhalten. Denn ihre perſönliche Sicherheit ſo wie das Beſtehen ihres in Gott gethanen Werkes war auf einem Felſen gegründet, den die Wogen nicht erſchüttern, die Winde nicht umwerfen können. —

11. Ein Weg voll Gefahren.

Der Weg zu der Höhle eines allgefürchteten Löwen, zu dem Throne eines Helden der damaligen Tage, deſſen Schwert vom Blute der Völker troff, war nicht nur an äußeren Gefahren reich, ſondern mehr noch durch jene Gefahren bedenklich, in welche ein unbewachtes Menſchenherz durch die Höhen äußerer Ehren gerathen kann, auf welche es geführt wurde. Aber die innere Herzensſtimmung unſeres Ch. Fr. Schwartz blieb unverrückt dieſelbe, welche uns die hier nachſtehende Stelle eines etwas früheren Briefes an ſeinen Freund Chambers erkennen läſſet.

— — „Wenn ich die Evangeliſten und beſonders die letzten Reden des Heilandes an ſeine Jünger leſe, ſo kommt mir vor, daß ſie faſt in lauter Ermahnungen zur Demuth beſtehen. — — O wie nöthig iſt es doch, würdig unſeres Berufes zu wandeln, zu welchem Gott uns berufen hat. Um dies thun zu können, wird uns im Worte Gottes (Eph. 4, 1—6) Demuth vorangeſtellt, auf dieſe folgt Sanftmuth als eine Frucht derſelben. Das Beiſpiel Jeſu Chriſti wird uns zur Nachahmung empfohlen; möge uns

der Geist Christi immerdar leiten und stärken." — Doch wir kehren zu unserer Geschichte selbst zurück. — Gleich einem mächtigen Kometen, von dessen Daseyn im dunklen Weltraume die Sternkunde vorher nichts wußte, trat im Jahre 1766 ein Mann von seltenen Gaben und unbekanntem Herkommen, als großer Fürst unter dem Haufen der kleineren hervor, der diese Kleinen durch den Glanz seiner Thaten aus ihrem langen, nächtlichen Schlafe weckte. Und wer war dieser Hyder Ali, der Thronräuber von Mysore, der Ueberwältiger von Calicut, Bednor, Onor, Cananor, der Schrecken der ohnmächtigen, kleinen Hindureiche, weit um Mysore her? War er nicht doch der Abkömmling einer dieser Fürsten oder wenigstens ein Hindu aus der edlen Kaste der Krieger? Er war keines von beiden; er verhehlte es nicht, daß sein Vater ein kommandirender Hauptmann in der Bergveste Bangalur gewesen sey, ein Mohamedaner, der nie vor Brahma sich beugte und, so scheint es, ein Fremdling von persischer Abkunft. Hyder Ali, im Jahre 1718 geboren, fühlte sich schon, als er kaum dem Knabenalter entwachsen war, in den Mauern der Bergveste zu beengt, das Gerücht von den Waffenthaten der Franzosen in Indien war zu seinen Ohren gekommen, er suchte und fand Dienste in ihrem Heere, lernte bei ihnen die vollkommenere Waffen- und Kriegskunde und ward in beiden so tüchtig, daß er zur Stelle eines Befehlshabers in dem Heere von Mysore aufstieg. Er aber in der Einführung der Ordnung und Mannszucht bei seinen Soldaten wollte selber und allein befehlen, er entfernte deshalb den schwachen Landesfürsten von der Regierung, hielt denselben als einen Staatsgefangenen und fing erst dann an, mit unumschränkter Macht als König von Mysore zu herrschen. Hyder's kriegerische

Unternehmungen wurden von den Franzoſen hülfreich unterſtützt; aber ſchon für ſich allein hatte er ſich als tapferer, kühner Feldherr, an der Spitze eines wohlgeübten, in europäiſcher Weiſe geordneten Heeres ſeit dem Jahre 1767 zu einer Macht erhoben, welche nicht nur den Fürſten Indiens, ſondern ſelbſt den Engländern Achtung gebietend und furchtbar gegenüberſtand.

Eine Achtung vor den geiſtigen Gaben des Mannes wäre übrigens auch in anderer Hinſicht keine unverdiente geweſen. Bei all' der Strenge, mit welcher er in ſeinem Regimente die Ordnung erhielt und übte, ſo furchtbar und faſt grauſam ſie auch den Uebertretern erſchien, zeigte er ſich dennoch als ein Mann von natürlich edlem Herzen, der für die Anerkennung des höchſten Adels der Menſchennatur, welche die Wahrheit der Seele gibt, nicht unempfänglich war. In ſeinem Lande beförderte er Kultur, das Aufleben der Künſte und des Handels, ſchützte die Religion, ohne Anſehen der Parteien, wenn ſie nur mit ſeinen Landesgeſetzen nicht in feindſeligen Widerſpruch traten. Namentlich hatten die evangeliſchen Miſſionäre ſich dieſer Milde zu erfreuen.

Zu dieſem Manne wurde Schwartz im Jahre 1779 von dem engliſchen Gouvernement in Madras geſendet, um mit ihm, deſſen Macht zu einer gefahrdrohenden Höhe angeſtiegen war, ein friedliches Verhältniß zu vermitteln. So entſchieden der vielgeſchäftige Miſſionär bei mehreren anderen Gelegenheiten alle Einmiſchung in politiſche Händel von ſich gewieſen hatte, konnte er dieſes dennoch nicht in dem damaligen Falle. Er hatte die Sache in ernſtlichem Gebete erwogen. Ein neuer Krieg in Tanjore mußte nicht nur das Land und ſeine Bewohner in das äußerſte Elend bringen, ſondern auch dem wieder neu auflebenden Werke der chriſtlichen Miſſionen verderblich werden. — „Ich

hielt es für meine Pflicht," so schreibt er an einen Freund, „die Sache nicht von mir abzulehnen. Diese Sendung zu Hyder hat es ja nicht mit politischen Kunstgriffen zu thun. Die Segnungen des Friedens zu bewahren ist der einzige Zweck derselben und ich darf glauben, daß dieser Zweck von Seiten der brittischen Regierung redlich gemeint ist. Sollte Gott, nach dem Reichthum Seiner Gnade mich als Werkzeug gebrauchen wollen, um die Wohlfahrt des brittischen Indiens zu fördern, so darf ich mich nicht entziehen, und den Gefahren des Unternehmens, die mir klar vor Augen stehen, ausweichen. Ich wage es deshalb in vollem Vertrauen auf den väterlichen Schutz meines Gottes. Ueberdies wird mir auf diesem Wege die erwünschte Gelegenheit zu Theil, das Evangelium Gottes meines Heilandes in vielen Gegenden zu verkündigen, wo es nie zuvor bekannt geworden ist. — Zugleich beschloß ich, meine Hand von jedem Geschenke unbefleckt zu erhalten, auch hat mich wirklich der Herr in den Stand gesetzt, bei diesem Vorsatze zu bleiben, so daß ich nicht einen Pfennig mehr als meine bloßen Reisekosten in Empfang genommen habe."

In Begleitung seines tüchtigen Katechisten Sattinaden trat Schwartz seine Gesandtschaftsreise in den ersten Tagen des Juli 1779 an. Am 6. des Abends kamen sie zu Caroor an, welches, 16 Stunden von Tritschinopoli entfernt, eine Gränzfestung der mächtigen Ländergebiete des Hyder Ali war. Hier mußten sie einen Monat lang verweilen, um von Hyder Ali die nachgesuchte Erlaubniß zu erhalten, in seinem Lande weiter reisen zu dürfen. Es war für Schwartz keine verlorene Zeit. Er unterrichtete einige seiner Diener und taufte sie, und den Einwohnern umher verkündigte er mit seinem Katechisten die Majestät Gottes, das tiefe Verderben des Menschen, den

mächtigen Erlöser und die Nothwendigkeit der Buße so wie des Glaubens an Christum. Bei seinen Vorträgen war die Straße oft mit Menschen angefüllt und viele horchten aufmerksam zu. Ein Brahmine sagte: „Das ist tiefe Weisheit." Einige sagten, sie müßten zwar die christliche Lehre als gut erkennen, doch sey es ihnen widerlich, dieselbe von Europäern zu empfangen; würde sie von Brahminen gepredigt, so würde sie ihnen willkommen seyn."

Erst am 6. August durfte Schwartz mit seinem Katechisten die Reise fortsetzen. Er fand überall auf seinem Wege Gelegenheit, großen Schaaren von Heiden zum ersten Male die Freudenbotschaft von Christo zu verkünden. — Eine wohlthuende Erquickung gewährten solche paradiesisch schöne Gegenden wie die von Bowany, einer Insel im Caveryflusse. Solche Erfrischungen der Glieder zeigten ihre kräftig nachhaltende Wirkung, als die Reisenden zu dem Engpasse zu Guzulhatti kamen, der in's Gebirge führt. Die Hitze war ausnehmend groß und furchtbare Berge erhoben sich vor den Augen der Reisenden. „Früh Morgens am 18.," so schreibt Schwartz, „machten wir uns auf den Weg, nicht ohne viele Besorgnisse und darum auch nicht ohne inbrünstiges Flehen zu dem Herrn um Seinen väterlichen Schutz. Viele Einwohner begleiteten uns, von denen mehrere brennende Holzfackeln trugen, um die Tiger im Walde zurückzuscheuchen. Nur allmählig steigt man den an manchen Stellen steilen Berg hinan. Die Schluchten und Abgründe, an denen der Weg vorüberführt, sind so fürchterlich, daß man nicht ohne augenblicklichen Schwindel in sie hinabblicken kann; zudem ist der Pfad an vielen Stellen so schmal, daß ein einziger falscher Fußtritt unausbleibliches Verderben nach sich ziehen würde. — Glücklicherweise wurden die gefährlichsten Stellen durch das

dicke Gebüsch dem Auge verdeckt. Als wir zur Hälfte den Berg hinaufgestiegen waren, hob sich die Sonne empor. Staunen und Bewunderung Gottes ergriff meine ganze Seele, als ich die zahlreichen Bergspitzen und die dazwischen liegenden Thäler überblickte. Ich konnte mich an dieser Aussicht nicht satt sehen und alle Furcht vor den Tigern war verschwunden. Wir verkündeten hier dem Volke die Macht, die unbeschreibliche Majestät und die Größe unseres Gottes. Diese Berge, welche den Wanderer ermüden und diese herrlichen Thäler sind Sein Werk; Er hat sie geschaffen, um seine Ehre zu verkündigen. Aber der arme, verkehrte Mensch blickt hinweg von diesen Wundern Gottes und schafft sich mit seinen eigenen Händen alberne Bildnisse, zu denen er spricht: ihr seyd meine Götter." — —

Um 9 Uhr Vormittags war der Engpaß mit seinen sieben aufeinander gethürmten Anhöhen überstiegen. Damals schwärmten in diesen Bergschluchten noch Tausende von Tigern umher; die Leute, welche zur Begleitung gehörten, hatten heute nur einen einzigen gesehen. Mehrmals fand Schwartz auf der Weiterreise Gelegenheit, den Heiden das Evangelium zu verkünden; den Sonntag feierten sie im Schatten der Bäume am Ufer eines Flusses. Eine Brücke führte hinüber, die auf 23 Pfeilern ruhte, ein Aufseher muß an diesen die Wirkung jedes Regengusses beobachten, denn es war, so berichtet Schwartz, eine Regel in Hyder's Staatshaushaltung, alles Schadhafte sogleich wieder auszubessern und so Alles in fortwährend gutem Stande zu halten. — Wie unbeschreiblich herrlich ist in der Nähe der Festung von Mysore die Umgegend! In der Festung selber steht der schöne Palast des Hyder Ali, am Ende einer Pagode der alte Palast der vormaligen Könige. In diesem hauste der frühere Herrscher des Lan-

des als Staatsgefangener, im Genusse eines ansehnlichen Jahresgehaltes, mit seiner Dienerschaft. Hyder Ali besuchte denselben zuweilen und blieb bei diesen Besuchen wie ein Diener, ehrerbietig aufrecht stehen. Hyder's Palast gegenüber ist ein großes Viereck, auf dessen beiden Seiten offene Wohnungen sich finden, in denen die höchsten Kriegs- und Civilbeamten ihre bestimmten Plätze haben. Der strenge Herrscher konnte seine Leute, wie er mochte, im Auge behalten und überwachen. Er beherrschte allerdings auch diese seine höchsten Beamten zunächst mit Furcht und Schrecken, dazwischen auch mit Belohnungen. Selbst seine eigenen Söhne und Schwiegersöhne mußten, wenn sie etwas nicht recht gethan, ihr Versehen durch Peitschenhiebe büßen, wie jeder andere seiner Diener.

Schwartz durfte gleich nach seiner Ankunft ungehindert den Offizieren und Soldaten in der Festung das Evangelium von Christo verkünden. Dieses geschah meist in persischer Sprache, denn ein großer Theil der Soldaten des Hyder Ali waren von persischer Abkunft. Er durfte dieses selbst im Palaste des Fürsten thun; den Gesprächen über Religion war vor allen anderen Gesprächen jede Freiheit verstattet. Außerhalb des Forts standen mehrere Hundert europäische Soldaten im Lager. Es waren Franzosen und Deutsche, welche letztere ein Hauptmann, Namens Buden, befehligte. Unter den Truppen im Lager fanden sich auch einige malabarische Christen, welche Schwartz in Tritschinopoli unterrichtet hatte. Diese, so wie seine europäischen christlichen Mitbrüder, hier im fremden Lande so ohne alle Belehrung und Erbauung aus Gottes Wort zu wissen, das that dem Herzen des treuen Sendboten wehe. Er setzte bei seinen bekehrten Malabaren den Unterricht fort und der Hauptmann Buden räumte ihm sein

Zelt ein, zum sonntäglichen Gottesdienste, für alle hiernach Verlangende. Ohne dazu den Hyder Ali um seine Erlaubniß zu ersuchen, sang und betete hier Schwartz mit der kleinen Gemeinde seiner armen Landsleute und verkündigte diesen das Wort Gottes, ohne daß es einem Menschen einfiel, dieses Werk zu hindern, was Schwartz mit Recht als eine gnädige Leitung Gottes dankbar rühmt. Selbst der Sohn des Hyder Ali (Tippo Sahib's Bruder) nahte sich mit freundlichem Vertrauen dem Missionär. Dieser aber gibt uns vor Allem die Beschreibung des persönlichen Eindruckes, welchen Hyder Ali auf ihn machte, die wir nachstehend mittheilen wollen.

„Als ich," so erzählt er, „zur Audienz bei ihm zugelassen wurde, hieß mich Hyder neben ihn auf dem Boden sitzen, der mit den reichsten Teppichen bedeckt war; auch wurde nicht von mir verlangt, meine Schuhe abzuziehen. Er horchte auf Alles, was ich ihm zu sagen hatte, drückte sich sehr freimüthig und offen aus, und sagte mir, daß, obgleich die Europäer ihr gegebenes Versprechen gebrochen hatten, er dennoch bereit sey, in Frieden mit denselben zu leben. Nun wurde mir ein Schreiben vorgelesen, das auf seinen Befehl verfertigt worden war. „„In diesem Schreiben,"" sagte er, „„habe ich das Wesentliche unserer Unterhaltung angegeben. Sie werden aber persönlich weitere Erörterungen hinzufügen."" Hyder schien mit diesem Ausdrucke meinen Besuch als Einleitung zu einem Friedensbündnisse zu betrachten, aber der Nabob von Madras wußte alle diese Absichten zu vereiteln."

„Während ich neben Hyder Ali saß, mußte ich erstaunen über die Geschwindigkeit, mit welcher alle Staatsgeschäfte abgemacht wurden. Kaum hatte er aufgehört, mit mir zu reden, da lasen ihm seine Staatssecretäre einige

Briefe vor, und augenblicklich dictirte er ihnen eine Antwort in die Feder. Jetzt eilten sie hinweg, schrieben die Briefe in's Reine, lasen sie ihm vor, und er selbst drückte sein Siegel darauf. Auf diese Weise wurden in jenen wenigen Abendstunden viele Briefe ausgefertigt. Hyder selber aber kann weder lesen noch schreiben. Aber er hat ein vortreffliches Gedächtniß und man wagt es nicht leicht, ihn zu hintergehen. Er befiehlt dem Einen, ihm einen Brief zu schreiben, den er ihm vorlesen muß; jetzt wird ein Anderer herbeigerufen, der ihn zum zweiten Male lesen muß. Hat nun der Sekretär seinen Sinn nicht genau getroffen, oder ist er im Geringsten vom gegebenen Befehle abgewichen, dann hat er es mit seinem Kopfe zu büßen."

„Häufig saß ich mit Hyder in einer auf Marmorsäulen ruhenden Halle, welche in einen Garten sich öffnete, der, obgleich klein, doch niedlich mit Bäumen angelegt war, auf welchen sich zweierlei Früchte gepfropft fanden. Ich sahe eine Anzahl Knaben Erde in den Garten tragen und erfuhr, daß es Waisen waren, welche Hyder auf seine Kosten nähren und kleiden ließ und die zu Soldaten herangezogen wurden. Diese Sorge für arme Waisen gefiel mir, und wie sehr wünsche ich, daß die brittische Regierung wenigstens in diesem Stücke ihm nachahmen und der indischen Jugend Gelegenheit zu einer christlichen Ausbildung verschaffen möchte. Also geziemt es der brittischen Nation, und Gott wird es von ihren Händen fordern. Hat Er sie doch darum mit Macht ausgerüstet, nicht um sich selbst, sondern den Namen Gottes zu verherrlichen und Ihm zu dienen."

„Als ich am letzten Abende Abschied von Hyder nahm, ersuchte er mich, persisch vor ihm zu reden, wie ich es, (ihnen von Christo zeugend) mit einigen seiner Hofdiener

gethan hatte. Ich that es, und setzte ihm die Beweggründe meiner Reise auseinander. „Sie wundern sich vielleicht, daß ich, ein Diener Gottes, der nichts mit politischen Dingen zu thun hat, veranlaßt werden konnte, zu Ihnen zu kommen mit einem Auftrage, der nicht eigentlich zu meinem Priesterberufe gehört. Da man mir aber klar und deutlich gesagt hat, daß der einzige Grund meiner Reise die Erhaltung und Befestigung des Friedens sey, und da ich mehr als einmal Augenzeuge war von dem Elende und den Schrecknissen, welche der Krieg verbreitet, so dachte ich bei mir selbst, wie glücklich ich seyn würde, wenn ich ein Werkzeug werden dürfte, ein festes Freundschaftsband zwischen beiden Regierungen zu knüpfen und auf diese Weise die Segnungen des Friedens diesem geliebten Lande und seinen Einwohnern zu sichern. Dieses betrachtete ich als einen Auftrag, welcher mit meinem Berufe, ein Verkündiger der Religion des Friedens zu seyn, keinesweges im Widerspruche stehet.— „„Gut, sehr gut,““ fiel mir Hyder mit großer, wahrhafter Herzlichkeit in's Wort; auch ich theile dieselbe Ansicht mit Ihnen und mein einziger Wunsch ist, daß die Engländer in Frieden mit mir leben möchten. Bieten sie mir die Hand der Eintracht dar, so werde ich die meinige nicht zurückziehen, vorausgesetzt daß““ —— Dieses geheimnißvolle „„vorausgesetzt daß““ ist nie in's Licht hervorgetreten.— „Ich nahm nun meinen Abschied,“ fügt Schwartz hinzu, „und bei meinem Hineintreten in meinen Palankin fand ich 300 Rupien, welche er mir gesendet hatte, um die Kosten der Reise damit zu bestreiten.“ —

Wir erwähnten bereits oben (S. 174), daß Schwartz, so sehr er sich dagegen sträubte und so schwer es ihm ankam, dennoch, um das Leben der hohen Offiziere, die ihm das Geld brachten, nicht in Gefahr zu setzen, das Geschenk

annehmen mußte, daß er aber gleich nach seiner Heimkunft die Summe von 300 Rupien gewissenhaft, zum Aufbau und zur Ausstattung eines Hauses für Waisen anwendete, wozu ja selbst Hyder Ali's Beispiel ihn ermahnen konnte.

Zu dem vorstehenden Berichte über die Gesandtschaft des Missionär Schwartz an Hyder Ali setzt der Beschreiber seines Lebens noch die nachstehenden Bemerkungen hinzu: „Man erkennt es zwar schon im Allgemeinen als eine eigenthümliche Gabe der Bewohner von Indien, daß sie mit großer Leichtigkeit die Sinnesart Anderer durchschauen, aber als ein ganz besonders großer Meister in dieser Kunst war Hyder Ali bekannt. Derselbe wußte von dem ersten Augenblicke der gegenseitigen Bekanntschaft an, was in Schwartz sey. Dieser, das fühlte er, ging mit keinem Betruge um, wollte ihm nicht lügen noch heucheln, sondern was er sagte; das war recht und wahr und wohlgemeint. Hätte die Regierung zu Madras den Charakter und die Pläne Hyder Ali's eben so gut erfaßt und wäre sie mit dem Aushängeschilde des Friedens eben so redlich umgegangen, als ihr Abgeordneter dies that, dann würde das unselige Geschick des Krieges, das bald hernach über die Ländergebiete von Carnatic losbrach, zurückgehalten oder gänzlich abgewendet worden seyn." Freilich konnte Hyder Ali der brittischen Regierung in Madras es nicht zeigen, ob es ihm mit seinen friedlichen Anerbietuugen ein rechter Ernst gewesen sey oder nicht, denn die Engländer hatten leider zuerst zu der Seite von Hyder's Feinden sich hingeneigt; daß aber sein Vertrauen und seine Zuneigung zu Schwartz unverändert dieselbe geblieben sey, das bewies er durch Wort und That. Denn als der mächtige Eroberer mitten auf seiner blutigen und zerstörenden Laufbahn in die Gegenden kam, in denen Schwartz sein geistiges Ar-

heitsfeld hatte, gab Hyder allen seinen Offizieren den bestimmtesten Befehl: „den ehrwürdigen Padre Schwartz überall in seinem Heere unbelästigt herumgehen zu lassen, und ihm Achtung und Freundlichkeit zu erzeigen, denn, so sagte der gestrenge Herrscher, aus dessen Mund man sonst schwerlich das Lob eines Menschen vernahm, „der Padre Schwartz ist ein heiliger Mann." — Ueberhaupt, so kann man sagen, genoß Schwartz in der damaligen gefahrvollen Zeit der blutigen Kämpfe die Hochachtung aller streitenden Partheien und keine derselben hegte ein Mißtrauen gegen seine unbestechlich treue Redlichkeit. Namentlich aber konnte er, ohne das geringste Hinderniß, mitten im feindlichen Lager, in Hyder's Heere umherziehen und das Zartgefühl der Barbaren war so groß gegen ihn, daß der wachthabende Offizier, wenn er auch Schwartzens Palankin da und dort zurückhalten mußte, doch immer sich damit entschuldigte, daß er wegen seiner Weiterreise Befehle abwarten müsse. Auf diese Weise konnte der treue Mann zu einer Zeit, wo das ganze Land von Hyder Ali's Truppen besetzt war, seine friedlichen Arbeiten unter den Heiden, die ihn nur „den guten Vater" nannten, mitten im Kriegsgetümmel fortsetzen.

Ja, die Wirksamkeit dieses geistlichen Vaters vieler Seelen zur Ausgeburt der Heiden in das neue Leben, das aus Christo kommt, war noch niemals so kräftig und ausgedehnt gewesen, als in diesen Tagen. Zugleich hat auch damals seinen Namen ein Glanz der Anerkennung und Ehren der Welt umgeben, dessen äußere Vortheile er eben so wenig als die Geschenke an Geld für seine eigene Person, sondern nur für das Haus seines Herrn benutzte. Selbst die indo-brittische Regierung zu Madras, deren ungünstigen, hemmenden Einfluß er früher in mancherlei

Weiſe hatte erfahren müſſen, ſah ſich zu einer ehrenden Anerkennung gegen Schwartz bewogen. Ihr Geſchenk zwar zum Lohne der Dienſte, die er ihr bei ſeiner Geſandtſchaft erwieſen, nahm er für ſeine Perſon nicht an, wohl aber als einen Beitrag zur Ausführung kirchlicher und mildthätiger Zwecke, ſo wie zum Dienſte und Nutzen bedürftiger brittiſcher Angehörigen in Tanjore.

12. Das Beſtellen des Hauſes.

Die ausführliche Geſchichte der Kriege, deren Gräuel und Jammerſcenen Schwartz in den letzten Jahren ſeines Lebens zum großen Theile noch mit eigenen Augen ſehen mußte, liegt außer dem Kreiſe unſerer Aufgabe. Dieſe ſoll uns keine andere ſeyn als die Betrachtung des Vorbildes eines treuen Haushalters und Knechtes im Hauſe ſeines Herrn, welcher, als ihm der Abend nahete, nur deſto wachſamer und eifriger wurde in ſeinem Dienſte, damit ſein Herr, wenn Er käme, ihn nicht ſchlafend finden möchte. Der Spruch: „beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben" ward dem Vater Schwartz ohne Aufhören in Erinnerung gebracht, ſeitdem er in die Tage trat, von welchen es heißt: ſie gefallen mir nicht; das öfter wiederkehrende Gefühl der Abnahme ſeiner vielgebrauchten Kräfte, die Noth und Schreckniſſe von außen, trieben ihn mehr denn jemals zur Einkehr in ſein eigenes Herz ſo wie in die Sorge für das Haus, für welches er zunächſt als Wächter hingeſtellt war: das Arbeitsfeld ſeiner Miſſionen in Tanjore.

Wir dürfen hier wohl, nachträglich zu der Schilderung des Empfanges des Miſſionär Schwartz, bei Hyder Ali, noch eines Umſtandes erwähnen, welcher dieſem freundlichen, zutraulichen Empfange von Seiten des gewaltthäti-

gen Herrſchers noch eine beſondere Bedeutung gibt. Denn wir lernen daraus die Macht kennen, welche der wahre Chriſtenglaube dem Menſchen, der ihn beſitzt, über Menſchenſeelen gibt, in denen das Gefühl für Wahrhaftigkeit nicht erſtorben iſt. Durch ein (ſcheinbar) ſehr unglückliches Zuſammentreffen war Schwartz in der Reſidenz des Hyder Ali gerade in der Zeit angelangt, als dieſer die Botſchaft erhielt von dem unerlaubten Durchzuge einer Abtheilung brittiſcher Truppen durch ſein Land. So ſehr ihn dieſe Falſchheit einer fremden Regierung, während ſie friedliche Geſinnungen gegen ihn heuchelte, erbittern mußte, benahm er ſich dennoch huldreich und herablaſſend gegen den ehrwürdigen Miſſionär. Denn dieſer, das fühlte er, meint wahr und aufrichtig nur das, was er ſagt. Wohl aber ließ der mächtige Eroberer ſeinem Zorne freien Lauf in dem Schreiben an den brittiſchen Gouverneur zu Madras, welches er Schwartz mitgab, und auch dieſer, als er perſönlich nach Madras kam, ließ es an Warnungen nicht fehlen. Dieſe jedoch blieben unbeachtet.

Während das Ungewitter ſchon in der Nähe ſich zuſammenzog, blieb Schwartz unabläſſig bei ſeinem nächſten Berufe: bei der Sorge für ſeine Gemeinde in Tanjore. Der Bau der Kirche im Fort der Stadt wurde von ihm vollendet, ein anderer Kirchenbau in der Vorſtadt für die tamuliſche Gemeinde wurde unter ſeiner Leitung begonnen. Neben der Sorge für das Ganze verſäumte er auch nicht die für die einzelnen Seelen ſeiner Gemeinden. Dieſes bezeugt uns ſein Brief an einen ſeiner jungen Freunde: den Sohn des Oberſt Wood, der ihm in jugendlichem Selbſtgefühle ſeine Fortſchritte in nützlichen Kenntniſſen und ſelbſt in der Singkunſt gemeldet hatte. Schwartz erkennt alles Löbliche in dieſem Berichte mit väterlichem Wohlgefal-

len an, erinnert aus eigener Erfahrung an die Freude und den Segen, die ihm das Erlernen der Singkunſt gebracht habe, als er, wie er noch fortwährend zu thun pflege, den malabariſchen Kindern Loblieder auf ihren Erlöſer gelehrt habe. „Alles (ſo fährt er in ſeinem väterlichen Briefe fort) kann für uns und Andere nützlich werden. Aber, mein lieber junger Freund, es kommt vor Allem darauf an, daß unſer Herz wahrhaft gebeſſert werde. Uebergib das deinige deinem Gott und Heiland und bitte Ihn, dich zu reinigen von allen deinen Sünden. Habe keine Ruhe, bis du Ruhe gefunden haſt für deine Seele. — — Durch das Leſen des Wortes Gottes und durch herzliches Gebet wird dir jeden Tag die Kraft zufließen, in Gottes Wegen munter vorwärts zu ſchreiten. Unſere Zeit iſt kurz, die ernſte Ewigkeit vor der Thüre.“ — —

Die letzten Worte dieſes Briefes ſcheint Schwartz im Gefühle einer Anwandlung von Krankheit geſchrieben zu haben, die, mit gefährlichem Anſcheine beginnend, dennoch ohne weitere Folgen vorüber ging. Er hatte jetzt nicht Zeit, an ſich ſelber und an ſein eigenes Leid zu denken, ſondern nur an das allgemeine Leid, das die Bewohner des Landes traf, welches ſeiner Sorge empfohlen war. „Was iſt,“ ſo ſchreibt er in einem Briefe an ſeinen Freund Chambers, „nun zu thun? Ich rufe mit dem Propheten Jeremias: Sey mir nur nicht ſchrecklich, Herr, mein Gott. — Dieſe Noth kommt vom Herrn, und gewiß hat Er dabei die Abſicht, uns von unſeren Sünden zu reinigen. Die Heiden, ſo wie die Namenchriſten ſchlafen; ja ſie ſind todt und denken an Nichts als an die Dinge dieſer Welt. Aber durch die ſanfte Stimme Gottes wollten ſie ſich nicht aufwecken laſſen aus ihrem Sündenſchlafe, wer weiß, ob ſie nicht aufwachen werden, wenn ſie die donnernde

Stimme Seiner Gerichte vernehmen. — Unſere Gemeinde hat um mehr denn hundert Mitglieder zugenommen. Die Meiſten derſelben mag wohl die Hungersnoth zu uns hergetrieben haben, aber dennoch habe ich ihnen mehrere Monate lang den nöthigen Unterricht und während dieſer Zeit auch die nöthigſten Lebensbedürfniſſe gegeben. Ihr Unterricht war ungemein ermüdend und ſchwer, weil ihre Geiſteskräfte durch die Hungersnoth ſehr gelitten haben. Dennoch konnte ich mich nicht entſchließen, dieſe armen Leute abzuweiſen, von denen Viele nachher geſtorben ſind." — — „Wenn man," ſo ſchreibt er in einem ſpäteren Briefe an einen anderen Freund, „bedenkt, daß Hyder Ali ſo viele Tauſende von Einwohnern gefangen hinweggeſchleppt hat, und daß viele tauſend Andere an Hunger geſtorben ſind, dann kann man ſich nicht wundern, nicht nur menſchenleere Häuſer, ſondern gänzlich verödete Dörfer überall anzutreffen. — — Wir in der Feſtung haben an Hunger und Elend ausnehmend gelitten. Wenn ich des Morgens über die Straßen ging, dann lagen die Leichname in Haufen auf den Dungſtätten. — — Gottes Gnade ſetzte mich in den Stand, auch für die Armen ſorgen zu können, ſo daß 17 Monate lang große Haufen derſelben von uns genährt wurden. Oft ſtanden über 800 Arme und Hungrige vor unſerer Thüre."

Hyder Ali, die Geißel der Völker, war gegen Ende des Jahres 1782 geſtorben, ſein Sohn, Tippo Sahib, hatte mit ihm den Haß gegen die Britten, ſo wie den kriegeriſchen Geiſt und Muth gemein; er wurde durch dieſe Eigenſchaften einer der furchtbarſten Feinde der engliſchen Macht in Indien, um ſo furchtbarer, da die Franzoſen, mit ihrem Heere und ihren Verbündeten in Indien, ihm kräftig zur Seite ſtanden. Zu dieſem Allen hatte die eng-

lische Regierung durch ihr zweideutiges, öfters wortbrüchiges Benehmen mit Recht den Zorn des mächtigen Gewalthabers von Mysore gereizt. Schwartz, den man abermals zur Friedensvermittelung aufforderte, spricht es offen in einem Schreiben aus, „daß der Vorwurf: die brittische Regierung pflege nie ihr gegebenes Wort zu halten, immer allgemeiner und lauter unter dem Volke werde." Tippo's Haß sprach sich jedoch durch Wort und That nicht nur gegen die Engländer, sondern gegen die Christen überhaupt aus. Schwartz schreibt von ihm im März 1784: „Das Elend des Landes ist groß. Tippo ist noch ein viel kühnerer und unternehmenderer Soldat, als es sein Vater war, und vermehrt seine Armee jeden Tag. Jeder Kommandant, der den Engländern eine Festung übergeben hatte, wurde auf seinen Befehl aufgehenkt. Nachdem er 12000 Kinder aus dem Lande Tanjore gefangen hinweggeschleppt hat, sind sie nun alle genöthigt worden, Mohamedaner zu werden. Er hat bis jetzt Alles gethan, was er konnte, um die römischen Katholiken in Malabar auszurotten, was ihm auch so weit gelungen ist, daß keiner es wagt, sich einen Christen zu nennen. Er will keine anderen Unterthanen als solche, welche Mohamedaner oder Heiden sind."

Auch nach einer bedenklichen Erkrankung in diesem Jahre ward Schwartz wieder so kräftig und stark, daß er in einer Gegend des größeren Marewar, an die Verkündigung des Evangeliums durch eingeborene Lehrer denken konnte, welche in einem Seminare zu Tanjore gebildet werden sollten. Von seinem neuerwachten, freudigen Lebensmuthe zeugt ein Brief vom Ende des Jahres 1784, aus dem wir hier nur einige Worte mittheilen:

„Nunmehr ist mit Gottes Hülfe meine Gesundheit so weit wieder hergestellt, daß mir die Arbeit mehr Ver-

gnügen als Last ist, was im April und Mai d. J. nicht der Fall war. Gebe Gott, der mir armen Sünder bisher so viel Gutes erzeigt hat, daß die letzten Tage meines Lebens wohl zugebracht werden, und ich meinen Beruf, wenn auch nicht mit Freuden, doch in Seinem Frieden vollenden möge. Uns ist aber nicht nur gestattet, es ist uns befohlen, im Herrn uns zu freuen. Keine Freude auf Erden hat so festen — guten Grund als die Freude, die wir im Herrn finden, der uns erkauft, erlöst, und jede wahre Glückseligkeit zubereitet hat." —

Seine Lust am Bauen der Kirchen war auch noch immer frisch geblieben. „Zum Baue einer malabarischen Kirche," so schreibt er, „hatte mir General Munro 50 Pagoden geschenkt, als ich aber fand, daß allein die Steine zum Fundamente derselben 25 Pagoden kosteten, da fürchtete ich, meine Mühle werde aus Mangel an Wasser stille stehen. Nun hatte mir der Radscha bei einem früheren Anlasse ein Paar mit Gold verbrämte Kleider geschenkt, diese nahm ich und brachte sie zu einem Händler, der mir zu meiner angenehmen Ueberraschung mit einem Schlag 126 Pagoden dafür anbot, so daß ich ohne Unterbrechung meinen Bau fortsetzen konnte. Ich hoffe, daß Gott, der mir so huldreich die Mittel in die Hände legte, ein Bethaus zu bauen, dasselbe auch mit geistlichen Kindern, zum Preise Seines Namens erfüllen werde. — — Ich glaube mit freudiger Zuversicht, daß Gott noch einmal das wüste, verstörte und zerbrochene Land bauen wird, sollte Er es auch erst dann thun, wenn wir im Grabe modern; was schadet dies? Dieses Land ist mit Disteln und Dornen bedeckt, wir wollen es pflügen und den guten Samen säen und den Herrn bitten, daß Er ihn aufgehen lasse." — —

Die Sorge, sein Haus (das heißt das ihm zunächst

liegende Arbeitsfeld ſeiner Miſſionen) wohl zu beſtellen, ſollte den Vater Schwartz bald in den tiefſten Winkel des Haushaltes führen, deſſen Unordnung und Unſauberkeit dringend nothwendig einer Abhülfe bedurfte. Auch dahin müſſen wir den gewiſſenhaft treuen Mann begleiten. — Von ſeinem früheren nahen Verhältniſſe zu dem Radſcha zu Tanjore, ſo wie von dem Wechſel der Schickſale, welcher in den letztvorhergehenden Jahren dieſen Fürſten betroffen, haben wir berichtet. Der Friede im Lande ſchien zwar für mehrere Jahre wieder hergeſtellt, noch war aber das Gebiet von Tanjore in einem kläglichen Zuſtande. Die Noth, welche auf die ungerechte Beſitznahme der Provinz durch den Nabob eintrat, und die Verheerungen ſeines Reiches durch Hyder Ali hatten den Radſcha in große Geldverlegenheit gebracht, ſo daß die letzten Jahre ſeiner Regierung zu dem Glanze, der ſeine Jugend umgab, einen grellen Gegenſatz bildeten. An einer unheilbaren Krankheit dahin ſterbend und vom Schmerze über den frühen Verluſt ſeines Sohnes, ſeiner Tochter und ſeines Enkels — ſeiner einzigen geſetzmäßigen Erben — übernommen zog ſich der unglückliche Tuldſchadſchi, allmählig taub geworden gegen jene Tröſtungen des Evangeliums, welche Schwartz ihm ſo nahe legte, in hoffnungsloſer Verzweiflung in die Kammern ſeines Palaſtes zurück, die er nie wieder verließ. Im Hinbrüten über ſeine öffentlichen Unfälle und perſönlichen Kümmerniſſe ſchien ſich hier ſein mildes und wohlwollendes Weſen in Härte und Gleichgültigkeit gegen die Leiden ſeines Volkes umzuwandeln. Geiz wurde ſeine herrſchende Leidenſchaft, und das in ſeinem tiefverarmten Lande geſammelte Geld genügte ſeinen begehrlichen Anforderungen nicht in zureichender Weiſe. Zur Steigerung dieſer inneren wie äußeren Noth trug auch der Tod des

rechtſchaffenen erſten Miniſters des Radſcha bei, und die Beſetzung ſeiner erledigten Stelle durch einen Wütherich. Der Zuſtand des Volkes ward jetzt ein unerträglicher und da alle dem Fürſten gemachten Vorſtellungen vergeblich waren, wanderten ganze Schaaren der Eingeborenen, deren Zahl auf 65000 geſchätzt wird, in andere nachbarliche Diſtrikte aus. Vorzugsweiſe fanden dieſe Auswanderer in den Gebieten freundliche Aufnahme ſo wie Unterſtützung, welche im Beſitze der Franzoſen, der Feinde Englands, waren. Die brittiſche Regierung in Madras konnte dieſes Unweſen nicht gleichgültig anſehen; ſie leitete eine Unterſuchung des Zuſtandes und des Mißbrauches der herrſchaftlichen Gewalt des Radſcha von Tanjore ein und in den Kreis der Unterſuchungsrichter wurde von dem neuen Statthalter in Madras: Sir Archibald Campbell der Miſſionär Schwartz mit Sitz und Stimme einberufen. Er durfte dieſen Antrag zum Beſten des Landes, über deſſen inneres und äußeres Wohl er zum Wächter geſetzt war, nicht von ſich weiſen und es begann für ihn ein neues Geſchäft ſeines Haushalteramtes, das in dem letzten Jahrzehent ſeines Lebens ſeine Kräfte wie ſeine Zeit vielfältig in Anſpruch nahm.

Seine Hauptangelegenheit blieb hiebei immer die Sorge für ſeine Kirche und ſeine Gemeinde, welche jetzt ſchon über einen weiten Umkreis des ſüdlichen Indiens verbreitet war. Im Jahre 1787 rief ihn die lutheriſch-kirchliche Weihe ſeines jungen Freundes: Joh. Casp. Kohlhoff nach Tranquebar. An dieſem Tage feierte der ehrwürdige Aelteſte der däniſchen Miſſionsbrüder: Joh. Balthaſar Kohlhoff, deſſen wir in den früheren Kapiteln mehrmals erwähnt haben, ſein Amtsjubiläum und hatte zugleich die Freude, ſeinen älteſten Sohn zum Dienſte ordinirt zu

ſehen, deſſen Pflichten er ſelber nicht mehr gewachſen war. Dieſer jüngere Kohlhoff war als Schüler, dann als Gehülfe und öfterer Begleiter ein geiſtiger Sohn unſeres Schwartz geweſen, dieſer hielt deshalb mit einem tiefen väterlichen Gefühle der Liebe und des Ernſtes die Ordinationspredigt über 2. Tim. 2, 1: „So ſey nun ſtark, mein Sohn, durch die Gnade, die in Chriſto Jeſu iſt.“

Während Schwartzens damaliger Abweſenheit in Tranquebar hatte der Radſcha, dem Rathe ſeines Freundes folgend, ernſtlich an die Erwählung eines Thronerben aus einem ächten Zweige ſeines alten Stammhauſes gedacht. Seine Wahl war auf den zehnjährigen Sohn ſeines Vetters in gerader Linie gefallen, der nachmals unter dem Namen Serfudſchi Radſcha den Thron beſtieg. Schwartz ſollte nach dem Wunſche des todkranken Radſcha Vormund und väterlicher Pfleger des Erbprinzen werden; da jedoch der Miſſionär die Verantwortlichkeit und Schwierigkeit dieſer Stellung wohl erkannte und deshalb ihre unbedingte Annahme verweigerte, übertrug der kranke Radſcha ſeinem Halbbruder aus unrechtmäßiger Ehe: dem Amir Singh das Pflegeamt ſeines Erben bis zur Volljährigkeit desſelben. Der Radſcha ſtarb zwei Tage nachher, beruhigt, weil er die Verſicherung des engliſchen Reſidenten, ſo wie des Befehlshabers der Garniſon und des ihm bis zu ſeinem Ende theuer werthen Freundes ſeiner Seele: des Miſſionär Schwartz erhalten hatte, daß ſie das Ihrige zur Erfüllung ſeines letzten Wunſches thun würden.

Allmählig ward dem Vater Schwartz die Freude zu Theil, daß ſeine Vorſchläge zur Förderung einer geiſtigen Erweckung und Bildung des Volkes durch Errichtung von Volksſchulen von der Regierung in Madras nicht nur anerkannt, ſondern kräftig unterſtützt wurden. Es kamen

reiche Gaben an Geld und Land in ſeine Hände, welche zur Bezahlung der Schullehrer und Katechiſten verwendet wurden, auch wurden Kapellen und Schulhäuſer errichtet, welche von den Miſſionären häufig beſucht wurden. Er berichtet über den Erfolg dieſer Bemühungen unter Anderem: — „Was die Kaſten betrifft, ſo beſtehen unſere Gemeinden ſowohl hier als in Tranquebar aus einer faſt gleichen Zahl der höheren und niederen. Hier ſitzen die Männer und Frauen der höheren Kaſte auf einer Seite der Kirche, die der niederen auf der anderen. Ich habe allen unnöthigen Zwang ſorgfältig vermieden und bin dadurch wenigeren Schwierigkeiten begegnet. Selbſt beim Abendmahle trat etwa eine von niederer Kaſte voraus hinzu, ohne Unannehmlichkeit zu verurſachen. Kämen Sie an einem Sonntag in unſere Kirche, Sie würden ſich über das reinliche Ausſehen der niederen Kaſten wundern; man kann ſie leicht für höhere halten. Die abſcheuliche Sitte, die man ihnen zum Vorwurfe macht, daß ſie das Fleiſch gefallener Thiere verzehrten, dulde ich nicht und ſie iſt auch in unſeren Gemeinden ohne Beiſpiel. Die Landgeiſtlichen und Katechiſten ſtammen, mit wenig Ausnahmen, aus der höheren Kaſte. Doch gibt es unter ihnen Einzelne, ſelbſt aus der Kaſte der Parias. Als ich jüngſt bei einem Heiden von höherer Kaſte eingeladen war und eben ein Pariar Katechiſt zu mir kam, rief ich ihm zu: „Halt, ich will zu dir kommen.“ Die Suttirer (Leute von der höheren Kaſte) haben noch nicht gelernt demüthig zu ſeyn, ſie ſind ſtolze Sünder, wir müſſen Geduld mit ihnen haben.“ Dies wollten aber jene nicht zugeben, ſondern benahmen ſich ſehr freundlich gegen den Katechiſten.“

Amir Singh betrug ſich gegen ſeinen Pflegeſohn Sarfudſchi ſo rückſichtslos, vernachläſſigte die Erziehung

so wie selbst die äußere Pflege desselben in so unverantwortlicher Weise, daß mit Hülfe der englischen Regierung das Kind seinen Händen entrissen und in bessere Obhut gebracht werden mußte. Dem Amir Singh selbst wurde in seiner tyrannischen, dem Lande verderblichen Regierung Einhalt gethan und bis zur Volljährigkeit des Thronerben eine bessere Anordnung der öffentlichen Angelegenheiten und Rechtspflege getroffen. So blieb Schwartz für das Land, in welches Gott ihn gesetzt hatte, wie für seinen Beruf an den Seelen der Bewohner unermüdet, vom Morgen bis zum Abend, bei Tag wie bei Nacht durch Gebet, Predigt und väterliche Aufsicht thätig. In rührender Weise bezeugen dies die lebendigen Schilderungen, welche uns Freunde, die ihn besuchten und täglich sahen, von seiner Wirksamkeit, in ihren Briefen gaben. Er selber aber schreibt an seinem siebenzigsten Geburtstage, im Oktober 1796, an einen Freund in Deutschland:

„Eben ezar! Bis hieher hat mir der Herr geholfen. Heute trat ich mein 71. Jahr an. O des Reichthums Seiner Gnade, Barmherzigkeit und Geduld, die ich seit 70 Jahren genossen habe! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott Vater, Sohn und heiligen Geist für die unzähligen Beweise Seiner überschwänglichen Gnade. Wer bin ich armer, elender Sünder, daß Du mich bis hieher geführt hast? Gott verlasse mich im Alter nicht, sondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen, mit welcher Barmherzigkeit Du meiner geschont, mir vergeben und mich getröstet hast; und mögen sie bewogen werden, ihr Vertrauen auf Dich zu setzen."

„Noch bin ich im Stande, ohne große Anstrengung Junge und Alte zu unterrichten. Diese Arbeit ist mir so erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Ge-

sundheit und Kraft danke, um Heiden und Christen den Namen Dessen zu verkünden, der Christum uns zum Heile gesandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht hat. Rühme die Welt, so viel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt." — —

In einem anderen Briefe nach Deutschland spricht er sich über die damals schon eintretende Abweichung einiger der deutschen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums in nachstehenden Worten aus:

„Unsere Umstände sind etwas traurig; aber dem Herrn fehlt es ja nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in Seinen Weinberg senden. — — Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige. Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wahrhaft jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die anderen Apostel völlig fremd waren. Viele verwarfen die Lehre von der Versöhnung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes. — — Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. Meine Zeiten sind in Seiner Hand. Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich in meinem hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Drucke auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf von dem Herrn, mich bereit zu halten. Er möge kommen, zu welcher Stunde er wolle." — —

13. Das Ende.

Nicht lange vor der Zeit, von welcher wir hier zu reden haben, schrieb ein treuer Mitbruder von Schwartz: „Ich fand ihn so gesund und kräftig, als er vor einigen

Jahren war. Vier Stunden täglich bringt er in dem Unterrichte engliſcher und tamuliſcher Kinder ſo wie der Taufkandidaten zu, in anderen freien Stunden findet er auch Zeit zu den erbaulichſten und heiterſten Geſprächen mit beſuchenden Freunden. — — Seine ausgezeichnete Gabe, durch die Art und den Ton ſeiner Unterhaltung die Aufmerkſamkeit ſelbſt gemiſchter Geſellſchaften zu feſſeln, ſeine eigene Geſchicklichkeit, Fehler mit einer ſo freundlichen und heiteren Miene zu rügen, daß ſelbſt die Vornehmſten und Stolzeſten nicht ſchroff abgeſtoßen werden, zuſammen mit ſeinen anderen Ehrfurcht gebietenden Eigenſchaften, machen ihn allgemein beliebt und geachtet; ja ſeine ganze äußere Erſcheinung, ſeine Silberlocken, ſein lichtſtrahlendes Auge, alle Geſichtszüge ſind geeignet, Hochachtung und Liebe einzuflößen." — Nach dieſen und anderen ähnlichen Berichten hatten die Brüder in Tranquebar ſich der Hoffnung hingegeben, der theuere Patriarch ihrer Miſſionen werde ihnen noch länger erhalten werden. Da ſchrieb ihnen Gericke, der abermals ſeinen treuen, väterlichen Freund in Tanjore beſucht hatte, am 2. Febr. 1798 die ſchmerzliche Kunde: Schwartz ſey drei Monate gefährlich krank geweſen und werde nicht wieder predigen können, da ihm ſeine Krankheit nicht bloß den Körper, ſondern auch das Gedächtniß ſehr geſchwächt habe. Und am 13. Febr. Nachmittags zwiſchen 4 und 5 war der theuere Vater ſchon zu ſeiner Ruhe eingegangen.

Die Schrift gibt uns die Ermahnung: „Gedenket eurer Lehrer, die euch das Wort Gottes geſagt haben, welcher Ende ſchauet an und folget ihrem Glauben." (Ebr. 13, 7.) Dieſem folgend geben wir hier aus Gericke's Briefen die treue Schilderung des Endes unſeres Vaters Schwartz. „Dieſer große und edle Mann," ſo ſchreibt ſein Freund, hatte oft von ſeinem Ende mit mir

geſprochen. Wenn er von irgend einem beſonderen Schickſale in ſeinem Leben ſprach, pflegte er beizufügen: „und ſo wird Gott mir auch am Ende Barmherzigkeit erweiſen“ und wir dürfen Gott preiſen für all' die Barmherzigkeit, welche unſer Vater während der letzten Tage ſeiner Wallfahrt hienieden erfuhr. Ich hatte ihn wegen eines Beſuches in Tritſchinopoli krank wie er war, vor Allem am Gedächtniß leidend, auf etliche Tage verlaſſen müſſen. Bei meiner Rückkehr am 7. Februar fand ich ihn ſchmerzhaft leidend an einem Fuße, der ihm ſchon früher manches, bald kürzere, bald längere Wehethun gebracht hatte. Aber ſein Gedächtniß war faſt ganz wiedergekehrt, und obgleich ſein Stöhnen, wenn er allein war, die Heftigkeit ſeines leiblichen Leidens verrieth und die ſchwarzen Flecken am Fuße den nahen Eintritt des Brandes verkündeten, unterhielt er ſich dennoch oft mit den ihn beſuchenden Chriſten wie Heiden auf dieſelbe freie, gefällige Weiſe wie je zuvor. Er ermahnte jeden Europäer, der zu ihm kam, doch ja das Heil ſeiner Seele in Acht zu nehmen. Er betete und pries Gott mit ſolcher Leichtigkeit, als ob er ganz ohne Schmerzen ſey.“ — — „Mir gereichte es,“ ſo ſchreibt Gericke in einem Briefe nach Deutſchland, „zum großen Segen, in unſerem ſcheidenden Vater ein lebendes Beiſpiel des Glaubens, der Geduld und Hoffnung zu ſehen. Wenn von geiſtlichen und himmliſchen Dingen geſprochen wurde, wenn er betete, ermahnte, tröſtete oder von dem Frieden ſeiner Seele ſprach, den er durch die Gnade Gottes in Chriſto genieße, da war keine Abnahme des Gedächtniſſes an ihm zu ſpüren. Er führte oft ſehr paſſende Sprüche und Liederverſe an und unterhielt ſich beſtändig mit Denen, die um ihn waren. Auf die Frage, ob er Hoffnung habe, daß nach ſeinem Tode das Reich Gottes in dieſem Lande

durchbrechen werde, erwiderte er: „Ja, aber nur durch Trübsal und Noth.“ Als ein anderes Mal gefragt wurde, ob er etwas wegen seiner Gemeinde zu sagen habe, antwortete er: „Helft ihnen nur in den Himmel.“ Als Einer mit Freuden seine Geduld und Zufriedenheit bemerkte, erwiderte er: „Menschliches Leiden ist gemein und ich leide wirklich sehr wenig“ und oft wiederholte er auf Deutsch: „Der treue Gott hilft aus der Noth, und züchtiget mit Maaßen. Wie ginge es uns, wenn Er mit uns handelte nach unseren Sünden?“

Als der junge Thronerbe von Tanjore, Serfudschi, ihn besuchte, da sprach er zu ihm: „Wenn mich Gott von hinnen gerufen, so bitte ich Sie, hüten Sie sich vor der Liebe zur Pracht und Gepränge. Sie sind überzeugt, daß mein Bestreben, Ihnen zu dienen, ohne Eigennutz war; meine Bitte an Sie ist nun, daß Sie sich den Christen freundlich erzeigen möchten. Handeln diese schlecht, so bestrafen Sie dieselben, halten sie sich aber rechtschaffen, dann erweisen Sie sich ihnen als Vater und Beschützer. Da die Rechtspflege für das Gedeihen und Glück eines jeden Staates unumgänglich nothwendig ist, so bitte ich Sie, regelmäßige Gerichtshöfe einzurichten, und zu sorgen, daß unpartheiische Gerechtigkeit gehandhabt werde. Ich wünsche vom Herzen, Sie möchten dem Götzendienste entsagen und dem allein wahren Gott dienen. Er sey Ihnen gnädig und verleihe es Ihnen, zu thun, was Ihm gefällt.“ Darauf fragte er den Prinzen noch, ob er auch bisweilen in der Bibel lese? und schloß dann mit sehr rührenden Ermahnungen an ihn, daß er das Heil seiner unsterblichen Seele bedenken möge.

Gericke erzählt weiter: „Am 10. Februar des Morgens war seine Zunge ganz trocken, rauh und schwarz,

dabei hatte er heftige Magenkrämpfe und schweren Athem. Wir beteten auf sein Verlangen mit ihm, in der Meinung, es werde das letzte Mal seyn, aber gegen Abend trat Besserung ein und das Fieber war bedeutend schwächer. Der Arzt sagte am anderen Morgen: „Der Herr hat Wunder gethan, die gestrigen Anzeichen seiner nahen Auflösung sind heute verschwunden." Gericke wollte abreisen, Schwartz sagte zu ihm: „grüßen Sie alle Brüder und sagen Sie ihnen, sie sollen nur immer auf die Hauptsache sehen. Ich werde nun bald zum Herrn Jesu gehen. Daß Er mich angenommen, mir die Sünden vergeben, und nicht in's Gericht mit mir gegangen ist, sondern mit mir nach Seiner großen Gnade gehandelt hat, ist mein Glück und ich preise Ihn dafür. Er könnte uns selbst um unserer guten Werke willen verstoßen, denn es klebt Sünde an allen." — — „Nachdem er mir noch besonders für meinen Besuch und die Leistungen desselben gedankt hatte, setzte er hinzu: „Beten Sie nur noch dieses Mal." Ich kniete nieder, und Herr Kohlhoff, der unterdessen hereingekommen war, auch, und wir beteten nach einem vorangestimmten Liederverse."

Gericke gab den Bitten der Freunde nach und blieb bei dem immer schwächer werdenden Kranken. Am Abend litt dieser mehr: jede Bewegung, ja selbst das Liegen machte ihm große Schmerzen. Aber seine Geduld und Zufriedenheit blieben sich gleich, keine Klage wurde vernommen, nur Seufzer zeugten von seinem Leiden. „Ich sagte unter Anderem: Gott gebe, daß wir in unserem letzten Kampfe im Stande seyn mögen, unser Ende in solcher Ruhe und Vertrauen abzuwarten, wie es zu unserem Troste und unserer Freude Ihnen verliehen ist. Er fügte hinzu: „Gott gewähre es Euch überschwänglich." Die Innigkeit und der

Nachdruck, womit er dieſen Wunſch ausſprach, rührte unſere Herzen tief."

„Am 12. des Nachts hatte er zwiſchen den Schmerzanfällen etwas Schlaf, am darauffolgenden Morgen war er wie von Schlafſucht befallen. Wir dachten, er würde ſo hinüber ſchlummern, aber am 13. um Mittag ward er wieder munter. Wir ſangen das Lied:

„Chriſtus der iſt mein Leben,
Sterben iſt mein Gewinn"

und er ſtimmte mit ein, ſprach ſehr demüthig von ſich, erhob aber ſeinen Erlöſer und wünſchte aufgelöst und bei Chriſto zu ſeyn. „Hätte es Ihm gefallen," ſprach er „mich noch zu erhalten, dann hätte ich gerne noch ein Wort mit den Armen und Kranken geſprochen, aber Sein Wille geſchehe. Möge Er mich nur in Gnaden annehmen." Hierauf ſangen die Nationalgehülfen den letzten Vers des Liedes: „O Haupt voll Blut und Wunden," und er ſang mit. Dann ruhte er ein wenig. — — Noch einmal betete er: „O Herr! bis hieher haſt Du mich bewahret; bis hieher haſt Du mich gebracht und haſt mir unzählige Wohlthaten erwieſen. Thue, was Dir wohlgefällt. In Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt; reinige ihn und ſchmücke ihn mit der Gerechtigkeit meines Erlöſers und nimm mich in die Arme Deiner Liebe und Barmherzigkeit auf."

In den Armen ſeines treuen Nationalgehülfen war er verſchieden und lag ſcheinbar leblos da, mit geſchloſſenen Augen. Als aber Gericke das Lieblingslied des ſcheinbar Dahingeſchiedenen anſtimmte:

„Allein zu Dir Herr Jeſu Chriſt
Meine Hoffnung ſteht auf Erden"

und nach Vollendung des erſten Verſes desſelben den

zweiten anfing, ſiehe, da lebt zu ſeinem Erſtaunen und Entzücken der ehrwürdige Miſſionär noch einmal auf, fällt mit klarer und melodiſcher Stimme ein und vollendet den Geſang des lang geliebten Liedes, noch ehe der letzte Athemzug ihn verläßt.

Rührend war das laute Weinen und Schluchzen in den beiden Dörfern der tamuliſchen Gemeinden an ſeinem Garten, welches man die ganze Nacht hörte. Dieſe Armen hatten an ihm mehr als einen gewöhnlichen Vater, ſie hatten ihren Retter, ihren geiſtigen Pfleger und Berather, die Luſt ihrer Augen und ihrer Herzen an Schwartz verloren. Wo gab es für ſie ein ſolches Menſchenherz voll ſorgſam treuer Liebe, wie das von Schwartz war!

Doch auch an dieſen Klagenden iſt die Verheißung: „Ich will euch nicht Waiſen laſſen“ in Erfüllung gegangen. Und bei Allen, die Chriſtum lieb hatten, in der Nähe wie in der Ferne, miſchte ſich bei der Kunde von Schwartzens Heimgang mit dem Schmerze der Trauer ein erhebendes Mitgefühl mit dem Frieden und der ſeligen Freude, zu deren Vollgenuß dieſer treue Knecht eingegangen war.

VI. Chriſtian Gottlob Krafft und David Spleiß.

1. Wahrheit und Ernſt.

Die lautere Wahrheit und der treue Ernſt in Wort und Wandel, das ſind Tugenden eines vollkommenen Mannes in Chriſto. Nur in der Kraft der Wahrheit kann der ſündige Menſch Gott ſich nahen und in eindringlicher Weiſe zu den Herzen der Brüder reden; der treue Ernſt gibt ihm den Sieg über die Lockungen und drohenden Gefahren der Welt. Durch welche Taufe aber der Menſch zum Empfange jener Tugenden des vollkommenen Mannesalters in Chriſto geweiht und zubereitet werde, das hat uns ein alter, treuer Lehrer unſerer Kirche, Chriſtian Scriver*) in einem Gleichniſſe angedeutet, das wir hier ihm nacherzählen wollen. —

Zu einem Einſamen in der Wüſte, der ein geweihter Prieſter voll göttlicher Kraft und Salbung war, kam ein Mann aus der Stadt. „Ich höre," ſo ſprach dieſer zu dem Prieſter, „daß Du die Gabe empfangen haſt, Anderen die Sünden zu vergeben. Du haſt dieſes Vielen gethan, welche mit unruhigem Herzen zu Dir kamen, und getröſtet,

*) In ſeinem Buche: Das Siech- und Siegesbette I, 18, nach Johann Arnd.

mit freudigem Muthe von dir gingen. Zwar ein ſolcher Sünder, wie die Meiſten von dieſen es waren, bin ich nicht, denn ich habe niemals einen Mord, noch Ehebruch oder Dieberei, habe überhaupt nichts Unrechtes begangen, und mich immer fleißig zu meiner Kirche gehalten. Dennoch meine ich, daß ein gutes Ding ſey, daß ich mir von einem Manne, wie Du biſt, die Sünden vergeben laſſe." —

Der Prieſter ſchaute dem Fremden ernſt in ſein Angeſicht. „Nur dann," ſo ſprach er, „kann ich nach Gottes Befehl und in Seinem Namen Deine Sünden erlaſſen, wenn Du zu mir kommſt mit dem Waſſer, das nicht, wie anderes Waſſer, abwärts nach dem Boden rinnt, ſondern aufwärts ſtrömt nach der Höhe."

Der Mann, ohne ſich lange zu bedenken, eilt hinweg. Er nimmt die Rede des Prieſters nach ihrem alltäglichen Wortverſtand. Zwar hat er noch niemals von einem Waſſer gehört, das ſolche ſeltſame Eigenſchaft hat, aber der ernſte Prieſter, ſo urtheilt er, kann nicht ſcherzen; es mag wohl, hier in der felſigen Einöde, ein ſolches wunderbares Waſſer geben. Mit einem Krüglein in der Hand durchwandelt und durchforſcht er die Höhen und die Tiefen; er folgt den Steigen der Steinböcke und Gemſen, da, wo dieſe nach den verborgenen Quellen in den Steinklüften gehen. Aber das Waſſer, das gegen den Lauf der Natur nicht von oben nach unten, ſondern von unten nach oben ſtrömt, findet er nicht. —

Nach langem eifrigen Bemühen, nach vielem Laufen und Rennen kommt er wieder zu dem Prieſter, gebeugt und niedergedrückt wie von einer ſchweren Laſt. Sein Angeſicht war ein ganz anderes geworden, als es bei ſeinem erſten Beſuche geweſen; mit kummervoller Miene berichtet er, wie all' ſein Suchen nach dem wunderbaren

Waſſer umſonſt geweſen ſey. „Meine Sünde," ſo ſpricht er, „muß größer und ſchwerer ſeyn als die der Anderen, weil es mir ſo gar unmöglich gemacht iſt, Vergebung zu erlangen." Bei dieſen Worten fängt er an, recht von Herzensgrunde betrübt, zu weinen.

„Sey getroſt, mein Sohn," ſo redet ihn der Prieſter an; „ich darf Dir im Namen und auf Befehl meines Gottes ſagen: Deine Sünden ſind Dir vergeben: denn Du haſt dieſelben in Wahrheit erkannt und beweint. Und die Thränen der Reue und ernſten Buße ſind das Waſſer, welches nicht gleich einem anderen aus irdiſchem Quelle zum Boden fällt und da vergeht, ſondern in Kraft des Geiſtes aufwärts ſteigt zu dem Vaterherzen Gottes. Da findet es den Bürgen, der für unſere Sünden genug gethan hat. — Gehe hin in Frieden."

Der Mann ging, getröſtet und geſtärkt in Gottes Kraft, heim zu ſeinen Brüdern. Ihm ſelber war es ein treuer, feſter Ernſt geworden um ſein ewiges Heil, und ſein Wort wie ſein Wandel bezeugten es in treuer Wahrheit den Brüdern, daß die Lehre von dem neuen Leben, das aus Buße und Vergebung der Sünden durch Chriſtum geboren wird, nicht von ihm ſelber, ſondern von Gott ſey. — —

In ſolchem Gleichniſſe deutet uns jener alte Lehrer „den Weg zu Chriſto" an, welchen der Sünder gehen muß, dem es um ſein Seligwerden ein rechter Ernſt iſt. Was wir aber hier in den nachſtehenden Seiten beſchreiben, das iſt kein Gleichniß, welches uns ein menſchlicher Lehrer zum weiteren Bedenken vor Augen ſtellt, ſondern es iſt die wahrhafte Geſtalt, das wahrhafte Weſen eines Menſchen, der vor unſeren Augen gelebt hat und zu ſeinem ewigen Frieden eingegangen iſt. Er hat uns, die wir ihn

kannten, ein Vorbild gelassen von dem treuen Ernste und der lauteren Wahrheit in Wort und Wandel, welche die Tugenden sind eines vollkommenen Mannes in Christo.

2. Das Leben der Kindheit und frühen Jugend.

Johann Christian Gottlob Krafft, der nachmalige reformirte Prediger und Professor der Theologie an der Universität Erlangen, wurde am 12. Dezember 1784 zu Duisburg am Rhein geboren. Sein Vater war der dortige Prediger, Elias Christoph Krafft, seine Mutter Johanna Ulrike eine Tochter des Dr. Leidenfrost, eines zu seiner Zeit berühmten Arztes und Professors an der Universität Duisburg. Unter acht Geschwistern, vier Söhnen und vier Töchtern, war unser Krafft der zweite Sohn und das vierte Kind. Schon im Jahre 1798 starb ihm sein Vater, und nun kam, bei den damaligen schweren Kriegsläuften, besonderrs in jener Gegend eine Zeit vieler Noth und Entbehrungen über das verwaiste Haus. Mitten aber, in dem trüben Dunkel, das über dem verarmten Hause lag, stand die treue, glaubensvolle Mutter ihren Kindern als ein leuchtendes Vorbild des festen Gottvertrauens, der Demuth und der dienenden Liebe vor Augen, das sich mit unauslöschlichen Zügen besonders der Seele dieses zweiten Sohnes eingeprägt hat.

Nachdem der Jüngling seine Schulstudienzeit am Gymnasium seiner Vaterstadt vollendet hatte, blieb ihm keine andere Wahl, als den Weg zu seiner weiteren theologischen Ausbildung auch an der dortigen Universität zu betreten, obgleich dieselbe in sehr dürftigem Zustande ihrer Lehrkräfte und bereits in ihrer gänzlichen Auflösung sich befand.

Denn der Beſuch einer anderen Hochſchule war ihm durch die bedrängte Lage ſeines Mutterhauſes unmöglich gemacht.

Und dennoch gab es in dieſem Mutterhauſe und in dem kleinen Kreiſe, welcher ſich demſelben anſchloß, Etwas, das zur Ausbildung und Bekräftigung eines jungen Theologen für ſeinen künftigen Beruf von höherem Werthe und Einfluſſe war als die Vorträge der damals hochgeprieſenſten Lehrer der Theologie an einer und der anderen berühmten Hochſchule der Nachbarſchaft hätten ſeyn können. Um die Bedeutung dieſes häuslichen Glückes, das der Jüngling in ſeiner Vaterſtadt genoß, ganz würdigen zu können, müſſen wir einen Blick auf den damaligen Zuſtand der geiſtloſen Verlaſſenheit richten, in welcher ſich die Kanzeln ſo wie die öffentlichen Lehrſtühle der Hochſchulen, namentlich in Deutſchland, großentheils befanden. Duisburg mag uns davon ein Beiſpiel geben.

Sowohl am Gymnaſium als an der Univerſität fanden ſich in jener Zeit einzelne Lehrer, deren Vorträge für den wißbegierigen Jüngling Krafft ein hohes, anziehendes Intereſſe hatten. Insgemein war der Inhalt dieſer Vorträge ein ſolcher, der nicht dem Gebiete der theologiſchen Studien, ſondern anderen Gebieten der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe, wie etwa der Natur- und Länderkunde, oder der Geſchichte der Völker angehörte. Dazu kam allenthalben ein Anſtrich der modernen deutſchen Philoſophie, welche ſich als eine zurechtweiſende Meiſterin dem einfältigen Chriſtenglauben nicht nur gegenüberſtellte, ſondern über denſelben erhob. Es war eben jener Zeit- und Weltgeiſt des Unglaubens, von welchem ſich damals die ſogenannt gebildeten Stände, vor Allem die Gelehrten und leider auch ſchon ein Theil des Volkes in Deutſchland durchdrungen fanden.

Auch der Jüngling Krafft fühlte ſich von dieſem neuen Lichte mächtig angezogen und erleuchtet. Es war in ſeiner Natur eine Anlage und ein Drang zum ſcharfen Bedenken alles Deſſen, was er hörte und ſahe; in den Kreis dieſes vernünftigen Ueberlegens zog er auch die Lehren der ſcheinbaren Weisheit herein, welche jene ihm beliebten Lehren als etwas Neues vor ſeine Ohren brachten. Wie unhalthar, ja wie unvernünftig erſchienen ihm dagegen die Lehren des einfältigen Chriſtenglaubens, wie ſchien ſich das Dunkel derſelben in dem neuen Lichte aufzuhellen und zu zerſtreuen, das ihm der Scharfſinn der Forſchungen ſeiner Lehrer und ihrer hochgebildeten Zeitgenoſſen angezündet hatte. Doch wäre die Gefahr für die Seele des Jünglinges, hinweggezogen zu werden durch die kräftigen Irrthümer von der Bahn ſeines Berufes: zu zeugen von der Wahrheit, eine kaum zu überwindende geweſen, hätte er nicht ein lebendiges Zeugniß für die Gotteswahrheit des Chriſtenglaubens neben ſich vor Augen gehabt. Dieſes war das Vorbild der aufrichtig chriſtgläubigen Menſchen, denen das Wort Gottes die Leuchte auf ihrem Wege, der Troſt und die Freude ihres Herzens war. Von ihnen ging ein Frieden aus in ſein Herz, den er in dem Kampfe und den Widerſprüchen der Zweifel niemals gefunden; das Licht, welches ihm die vernunftgemäßen Lehren der Schulen in dem Dunkel ſeines Fragens und Forſchens nach Wahrheit gaben, glich dem matten Scheine einer Lampe gegen einen hereinbrechenden Strahl der Sonne, der ihm aus dem Vorbilde des lebendigen Chriſtenglaubens entgegenblickte, das ſeine fromme Mutter und die mit ihr in gleichem Glauben ſtehenden Stillen und Verborgenen im Lande gaben.

Wie gerne, ja wie ſehnlich gerne hätte auch er das

Kleinod des Friedens beſeſſen, das dieſe Seelen ſo treulich feſt hielten, aber wie und wo ſollte er es auffinden und erlangen? Er hatte noch eine lange Strecke des mühevollen Suchens zu durchwandeln; doch begegnete er auch da ohne Aufhören Pilgern nach der Heimath, die ihn vor Abwegen bewahrten und auf die rechte Bahn wieſen.

Die Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien war zu Ende, er mußte jetzt außer der Heimath ein Unterkommen und ſein tägliches Brod ſuchen; da führte ihn die gute Hand ſeines Gottes 1803 nach Frankfurt am Main. War er doch dorthin durch einen Vorgänger aus ſeinem Vaterhauſe gewieſen, deſſen Andenken und deſſen Geiſt in Frankfurt noch in Segen wirkte, obgleich ſein Leib ſchon im Grabe ruhete. Es war dies ſein Oheim, der fromme, treue Verkündiger des einigen Heiles in Chriſto: der reformirte Pfarrer Krafft. Vielleicht war es die ehrende Erinnerung an dieſen theuren Mann, welche den 19jährigen Jüngling wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der Stadt in ein Haus führte, das ihm von nun an bis an ſein Ende ein innig befreundetes, theuer werthes geblieben iſt. Die Familie Neufville, in ihren zahlreichen Gliedern geſegnet durch Väter und Mütter, welche in der Zucht und Gnade des Herrn wandelten und die ihre Kinder in der Furcht Gottes erzogen, nahm den jungen, treuherzigen Rheinländer in ihre Mitte auf. Als Lehrer und Freund der Kinder wurde er bald nicht nur ein Freund, ſondern ein Kind des Hauſes. Namentlich wendete der fromme in den Thaten und Wegen Gottes zum leiblichen wie geiſtigen Wohle der Menſchen vielerfahrene Arzt Dr. de Neufville dem unerfahrenen Jünglinge ſein väterliches Vertrauen und ſeine Liebe zu und auch der Umgang mit anderen Män-

nern des Hauſes und ſeines Freundekreiſes war ihm wohlthätig und förderlich, denn in dieſem Kreiſe konnte man ſehen und erkennen, was die rechte Bildung des Geiſtes und Herzens und der treumeinende Wandel vor Gott und den Menſchen ſey. Auch genoß er während ſeines Aufenthaltes in Frankfurt noch eines anderen Zuſpruches an ſeine Seele, das war jener, den ihm die nachgelaſſenen, ihm zur Hand gekommenen Predigten ſeines verſtorbenen Oheims gewährten. Gleich einem Manne, der von Etwas redet, das er mit eigenen Augen geſehen, mit eigenen Ohren gehört hat und das er noch fortwährend wie die lebende Hand eines Freundes an ſeinem Herzen fühlt, ſprach jener treue Zeuge von den Seligkeiten des treuen, feſten Chriſtenglaubens, von ſeinem Frieden, mitten in den Kämpfen des Erdenlebens. Das Herz des Jünglinges vernahm dieſe Botſchaft mit Freuden; ſeiner erblindeten Vernunft aber dünkte ſie wie ein Mährlein, welchem er nicht glauben dürfe, denn warum blieb der Friede, blieb das zuverſichtliche Vertrauen, welches jene Botſchaft verkündete, ihm ſo fremd? Das Herz wie von einem Sonnenſtrahl erwärmt, den der zur Neige gehende Tag auf ihn warf, wurde im Dunkel ſeiner zweifelnden Vernunft bald wieder ſo kalt als die froſtige Nacht. Dieſe Wechſel wurden der Seele immer empfindlicher und ſchmerzlicher, je näher ihr der Frühling kam, der noch in ſeinen Nächten den Winter bringt, in ſeinen Tagen aber ſchon den warmen Sommer ankündigt.

In eine ſolche Frühlingsnähe ſeines äußeren wie inneren Lebens wurde Krafft geführt, als er nach einem fünfjährigen Aufenthalte in Frankfurt, der für ihn und Andere ein geſegneter war, im Jahre 1808 nach der Heimath ging, dahin die Freunde ihn gerufen hatten, damit

ſeiner unter den Kandidaten der Provinz nicht ganz vergeſſen werde. Schon aber war ſeiner, noch ehe jene Freunde es thaten, gedacht worden: er fand bei ſeiner Ankunft eine Zuſchrift ſeiner Landesregierung, in welcher er zur Predigerſtelle in Weeze, einer Ortſchaft bei Cleve, berufen war. Dieſer Ruf war ſo eben, am Tage vorher, eingetroffen, als er das Haus der Seinigen betrat. Nur der kleinere Theil der Bewohner von Weeze war reformirt, der größere gehörte dem römiſch-katholiſchen Bekenntniſſe an; friedlich und ſtill war ſein äußeres Leben und Wirken in dieſem kleinen Kreiſe, in die Unruhen und Kämpfe ſeines inneren Lebens blickte nur Gott und zum Theil auch ſeine ältere Schweſter Lubekka, welche drei Jahre lang in mütterlicher-Treue ſeinem Hausweſen vorſtand.

Es wird wohl Jeder, welcher den Weg durch dieſes Dunkel gemacht und den Ausgang durch dasſelbe zum Lichte gefunden hat, das Gefühl kennen, das um jene Zeit für Krafft das ſchmerzlichſte und peinigendſte war: das Gefühl der Erkaltung ſeines Herzens. Ja, ihm war es als hätte er in ſeinem Wandel zwar Gott vor Augen, aber nicht im Herzen, und wenn in ſolchem Zuſtande, wie es uns öfters geſchieht, das Auge, geblendet oder irre geführt, zum Schalk wird, dann iſt unſer ganzer Menſch Finſterniß. Dem Gebete aus einem erkalteten Herzen fehlt der rechte, treue, innige Ernſt, das rechte kindliche Vertrauen zu Gott; bei unſerer Rede an die Brüder ſagt die Zunge mehr oder Anderes, als das Gemüth empfindet, die Worte fliegen gehaltlos und leer aus dem Munde und ihr Nachhall kehrt gedankenlos und leer zu unſerem Ohre zurück; die Predigt eines geiſtig noch Unerwachten, Schlafenden, begegnet leiblich wie geiſtig ſchlafenden Ohren und Herzen. „Wer weckt in mir, wer gibt mir die rechte ernſte, treue, unwandelbare Liebe,

die nur Ihn haben will und sucht, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, von allen Kräften, jene Liebe, die mich wahr, aufrichtig und treu macht in meiner brüderlichen Gesinnung gegen die Brüder?"

Ein tief Bekümmerter, geistig wie leiblich Kranker, tritt an einem schönen milden Frühlingstage hinaus in's Feld. Die Sonne scheint und wärmt ihn mild, es sind Gedanken und Gefühle, wie sie das alte, gute Lied ausspricht: „Sollt' ich meinem Gott nicht singen, sollt' ich Ihm nicht dankbar seyn?" Das erkaltete Herz wird warm, es wacht zur Freude an den Werken, zu einem Ahnden der Liebe des Schöpfers zu Seinem Menschen auf. — Das ist zuweilen die Wirkung einiger schönen Frühlingsstunden der äußeren Natur auf unser bekümmertes Gemüth, wie viel höher und durchgreifender muß die Wirkung eines in voller Herrlichkeit und Schöne hervorbrechenden Frühlinges unserer eigenen inneren Natur seyn, den uns die Liebe des Bräutigams zu der Braut bringt? Näher denn jemals tritt uns das Verständniß solcher Sprüche, wie die sind: „Ich nahm Ephraim bei seinen Armen und leitete ihn. — — Ich ließ ihn in Seilen der Liebe gehen." (Hos. 11, 4.) Und gleich der Stimme des frühen Vogels, wenn die Außenwelt schläft, wecken uns solche Worte einer ewigen Liebe zum Gefühle einer Gegenliebe auf, wie die sind: „Der Herr ist mir erschienen von ferne; — Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

In dem ganz nahe bei Weeze gelegenen Cleve hatte der damals 27jährige Krafft öfters das Haus des evangelischen Predigers Neumann besucht. Eine Tochter, Katharine Wilhelmine, lebte in diesem Hause, in deren kindlich aufrichtiger Natur sich die Zucht und das

Naheſeyn Deſſen ſpiegelte, der den Menſchen zur Freude an Ihm, dem lebendigen Gott; zu einem Abglanze Seiner Ehre und Seines Wohlgefallens gemacht hat. Krafft ſprach es zuerſt gegen ſeine Schweſter Lubekka und dann gegen ihren Vater und gegen die Jungfrau ſelber aus: „Nur dieſe und keine Andere," und der Wunſch ſeines Herzens wurde ihm gewährt; er durfte im Frühlinge 1811 die Erwählte der Jungfrauen als treue Gehülfin und Genoſſin ſeines Lebens in ſein Haus führen.

3. Herr ich laſſe Dich nicht.

Krafft war jetzt mit ungetheilter Liebe und voller, inniger Hingebung ein Vater in ſeinem Hauſe geworden und bezeugte ſich hier als ein ſolcher durch Wort und That. Aber ein Vater ſeiner Gemeinde, entbrannt in Liebe zu dieſer und zu ſeinem Berufe, das konnte er nicht ſeyn, es fehlte ihm die rechte Freudigkeit zu ſeinem Predigerberufe. Und wie konnte dies anders ſeyn? wie war es ihm möglich, mit treuer, ernſter Wahrheit Das zu verkündigen, was er ſelber noch bezweifelte; wie konnte er ſeinen Hörern der beredte Bote und Werber für eine Liebe Gottes zu den Menſchen werden, die ſich ſelbſt für dieſe in den Tod gab, ohne ſelbſt an die Wahrheit dieſer großen Gottesthat zu glauben? Das jugendliche Weib, das ihm Gott an ſeine Seite gab, war in Allem, was ſie ſprach, ſo aufrichtig, ſo wahr; alle Thaten ihres Lebens zeugten für das, was ihre Worte ſagten und was in ihrem Herzen lag, und er, war er nicht bisher in dem Scheine eines chriſtlichen Predigers ein Lügner, ein Heuchler geweſen?

Ein Lügner? — dieſer innere Vorwurf ſchmerzte tief, aber er wurde eine Augenſalbe, die den Blick aufthat über

den ganzen Umfang der Natur des Menschen, welche noch nicht wiedergeboren ist zu einem neuen Leben aus Gott „durch den Geist und das Wasser;“ ein Schrecken von Gott und große Furcht kam über ihn; seine Natur wollte sich aufmachen in der Macht ihres Selbstgefühles, aber ihre Kraft war dahin, zur Rechten und zur Linken war nichts in Ihm, daran er sich halten konnte. Wer es selbst erfahren, der kennt jenes schmerzliche und doch selige Bangen, das den staubgeborenen Sünder erfaßt, wenn er aufwacht von seinem Schlafe und der Richter aufthut vor ihm das Buch der Thaten seines Lebens. Da vor ihm steht eine schwere Sünde seiner Jugend; steht sie allein? Es erhebt sich das Bild einer anderen Sünde, mit all' ihren Gräueln, vorhin nur wie leichte Nebel, jetzt als schwere Lasten, unter deren Druck das Herz erliegt. Da kommt Er, welcher gesagt hat, er wolle im Dunklen wohnen, Er wolle sich nahen zu Denen, welche wahrhaft betrübten, um Hülfe rufenden Geistes sind, mit einem Worte seiner feststehenden, ewigen Verheißungen. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Unter Thränen der innigen Buße, in heißem und brünstigem Gebete erhebt sich der Kampf mit Ihm dem Erbarmer; der Kampf mit dem Gerichte des Todes um das Leben, und das Wort: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ findet Erhörung und Gnade.

Wie war es jetzt in dem Geiste und Herzen des Mannes ganz anders geworden als gestern und ehegestern! Der verlorene Sohn war bettelarm aus der Fremde zurückgekehrt zum Hause des Vaters. Tief, aus dem Innersten seiner Seele waren ihm die Worte gekommen: „Vater, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner.

Sie blieben ihm hinfort eine feststehende Losung bei seinem Annahen zu Gott im Gebete, und sie waren es, welche ihm bei seinem an Mühen schweren, an Segen reichen, hohen „Taglöhner"-Berufe den treuen Ernst gaben, welcher an sich und Anderen nur die Wahrheit sucht und duldet.

4. Ein Dritter im Bunde.

Zu diesem Geiste des Ernstes, der seinen Pilgerweg auf Erden mit aufrichtigen Bedenken und Vorsicht dahin wandelt, gesellte sich nahe um diese Zeit die Macht eines freudigen Geistes, der in einem Manne lebte, welcher, nur wenig jünger an Jahren als Krafft, diesem aus der Ferne, aus der freien Schweiz durch Gottes Hand zugeführt wurde. Es war dies David Spleiß, der nachmalige Prediger und Professor, zuletzt Antistes der reformirten Kirche zu Schaffhausen. Wir lernen diesen seltenen, auserwählten Mann ganz so, wie er leibte und lebte, aus der meisterhaften Biographie kennen, welche uns C. Stockar, Diakonus am Münster zu Schaffhausen, gegeben hat. Hier gedenken wir zunächst nur seiner ersten Bekanntschaft und dann seiner fortwährenden geistig anregenden Berührungen mit Krafft und erst zuletzt auch seines stillen, glaubensfreudigen Ausganges aus dem Leben.

Spleiß, geboren am 13. Februar 1786 zu Schaffhausen, stammte aus einer Familie, die an Geistern von eigenthümlich tief- und zugleich hochsinnigem Wesen reich war. In mehreren seiner Vorfahren hatte sich der Drang jenes kräftigen, fruchtbaren Forschens kund gegeben, welcher hinabführt in eine für Wenige erreichbare Tiefe, nicht, um hier das nächtliche Dunkel zu suchen, sondern um hinauf nach der Höhe des Himmelsgewölbes zu schauen, an

den ganzen Umfang der Natur des Menschen, welche noch nicht wiedergeboren ist zu einem neuen Leben aus Gott „durch den Geist und das Wasser;“ ein Schrecken von Gott und große Furcht kam über ihn; seine Natur wollte sich aufmachen in der Macht ihres Selbstgefühles, aber ihre Kraft war dahin, zur Rechten und zur Linken war nichts in Ihm, daran er sich halten konnte. Wer es selbst erfahren, der kennt jenes schmerzliche und doch selige Bangen, das den staubgeborenen Sünder erfaßt, wenn er aufwacht von seinem Schlafe und der Richter aufthut vor ihm das Buch der Thaten seines Lebens. Da vor ihm steht eine schwere Sünde seiner Jugend; steht sie allein? Es erhebt sich das Bild einer anderen Sünde, mit all' ihren Gräueln, vorhin nur wie leichte Nebel, jetzt als schwere Lasten, unter deren Druck das Herz erliegt. Da kommt Er, welcher gesagt hat, er wolle im Dunklen wohnen, Er wolle sich nahen zu Denen, welche wahrhaft betrübten, um Hülfe rufenden Geistes sind, mit einem Worte seiner feststehenden, ewigen Verheißungen. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Unter Thränen der innigen Buße, in heißem und brünstigem Gebete erhebt sich der Kampf mit Ihm dem Erbarmer; der Kampf mit dem Gerichte des Todes um das Leben, und das Wort: „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn,“ findet Erhörung und Gnade.

Wie war es jetzt in dem Geiste und Herzen des Mannes ganz anders geworden als gestern und ehegestern! Der verlorene Sohn war bettelarm aus der Fremde zurückgekehrt zum Hause des Vaters. Tief, aus dem Innersten seiner Seele waren ihm die Worte gekommen: „Vater, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße; mache mich als einen deiner Taglöhner.

Sie blieben ihm hinfort eine feststehende Losung bei seinem Annahen zu Gott im Gebete, und sie waren es, welche ihm bei seinem an Mühen schweren, an Segen reichen, hohen „Taglöhner"-Berufe den treuen Ernst gaben, welcher an sich und Anderen nur die Wahrheit sucht und duldet.

4. Ein Dritter im Bunde.

Zu diesem Geiste des Ernstes, der seinen Pilgerweg auf Erden mit aufrichtigen Bedenken und Vorsicht dahin wandelt, gesellte sich nahe um diese Zeit die Macht eines freudigen Geistes, der in einem Manne lebte, welcher, nur wenig jünger an Jahren als Krafft, diesem aus der Ferne, aus der freien Schweiz durch Gottes Hand zugeführt wurde. Es war dies David Spleiß, der nachmalige Prediger und Professor, zuletzt Antistes der reformirten Kirche zu Schaffhausen. Wir lernen diesen seltenen, auserwählten Mann ganz so, wie er leibte und lebte, aus der meisterhaften Biographie kennen, welche uns C. Stockar, Diakonus am Münster zu Schaffhausen, gegeben hat. Hier gedenken wir zunächst nur seiner ersten Bekanntschaft und dann seiner fortwährenden geistig anregenden Berührungen mit Krafft und erst zuletzt auch seines stillen, glaubensfreudigen Ausganges aus dem Leben.

Spleiß, geboren am 13. Februar 1786 zu Schaffhausen, stammte aus einer Familie, die an Geistern von eigenthümlich tief- und zugleich hochsinnigem Wesen reich war. In mehreren seiner Vorfahren hatte sich der Drang jenes kräftigen, fruchtbaren Forschens kund gegeben, welcher hinabführt in eine für Wenige erreichbare Tiefe, nicht, um hier das nächtliche Dunkel zu suchen, sondern um hinauf nach der Höhe des Himmelsgewölbes zu schauen, an

welchem man aus dem Grunde eines Bergschachtes die Sterne selbst am Tage, mit ungeblendetem Auge sehen kann. Wechselnd wie ihr äußerer Beruf waren die Schicksale dieser Vorfahren gewesen: einige von ihnen waren ihren Lebensweg durch Ehren und Wohlstand, andere in bürgerlicher Stille durch Armuth gegangen. Der Vater unseres David Spleiß war ein Buchbinder, dem sein sehr mäßiger, ererbter Besitz und sein Geschäft nur den nothdürftigsten Unterhalt für sich und die Seinen gaben. Die Mutter, welche leider frühe starb, war eine Tochter des hochachtbaren Hauptmannes Hurter, eine Frau von tiefem, frommen Gemüthe, welches ganz auf David übergegangen war. An dieser Mutter hing er auch, sobald seine Liebe sich zu äußern vermochte, mit großer Innigkeit und begleitete sie bei allen ihren häuslichen Geschäften. Als sie eines Tages mit Zurüstungen auf ein nahes Fest (Pfingsten) in der Küche beschäftigt war und während dem ihr dreijähriges Kind auf den Herd niedergesetzt hatte, fang sie ein schönes geistliches Lied. Da auf einmal bemerkte sie mit Staunen und Schrecken, wie das Kind bei den Tönen ihres Liedes vor Entzücken wie außer sich gerieth, und daß es seine kleinen Hände und Füße in lebhaftester Bewegung hin und her so wie auf und nieder warf. Wohl mochte dem mitfühlenden Mutterherzen schon damals die Ahnung kommen, daß in ihrem Kleinen ein lebendiger, freudiger Geist schlummere, der sich einst Gottes, seines Heilandes freuen sollte."

Ja, was dieser freudige Geist in ihm sey und wirke, das konnte man an Spleiß bald bemerken. Sein inneres Wesen war gleichwie von geflügelter Natur, mehr zum Aufschwunge aus der Tiefe nach der Höhe, und zum fröhlichen Verweilen in dieser Höhe oder zum Senken in eine

tiefe Tiefe, als zum ruhigen Verweilen und Wandeln auf dem ebenen Boden gemacht. So lehrt uns ihn die Betrachtung der Geſchichte ſeines Lebens und ſeines mächtig geſegneten Wirkens auf Tauſende der Seelen kennen und ſo tritt er uns ſelbſt in den Zügen entgegen, darin uns Stockar ſein erſtes Begegnen mit Krafft beſchreibt (S. 59 u. f.). Spleiß lebte damals als Hauslehrer in Cleve, in einer aus Weſtindien zurückgekehrten holländiſchen Familie, die ſich in Cleve anſäſſig gemacht hatte. Er benutzte die freien Stunden, welche ſein Beruf ihm ließ, zu Beſuchen, welche ihm geiſtige Belebung und Erheiterung gewährten. „Als er," ſo erzählt Stockar, „eines Sonntags Abends (18. Auguſt 1811) bei Herrn Prediger Vielhaber in Goch, zwei Stunden von Cleve, ſaß, trat ein junger Mann, der damalige Prediger Chr. Gottl. Krafft in Weeze, herein und nahm an dem Geſpräche Theil. Die beiden jungen Männer zogen ſich an und bei mehreren Aeußerungen Krafft's drängte ſich Spleißen der Gedanke auf: Ach, ſo! Der weiß hiervon, er hat tiefen Grund. Kurz, er fühlte ſtark, daß er keinen oberflächlichen Menſchen vor ſich habe, wenngleich die Rede keine Tiefe des Geiſtes ausſprach, wohl aber andeutend ſie ahnen ließ. Als ſie am ſpäteren Abende mit einander nach Cleve gingen, erkannten ſich ihre Herzen immer ſchneller und tiefer und in gleicher Weiſe ſtieg beiderſeits Vertrauen und Offenheit. Man ſprach über viele Gegenſtände des Erkennens und Wiſſens, namentlich über Geſchichte. — „Was ich," ſo äußert ſich Spleiß, „ſeit vieler Zeit tief in mir verſchloſſen und wogend und wühlend in mir herumgetragen hatte, konnte ich da zum erſten Male in ein verſtändiges Gemüth ergießen und fand Erwiderung. Näher rückten ſich die Herzen und in die Her-

ligthümer der Menschheit, in die hehren, ernsten und ewigen traten wir ein." — Spleiß sprach in einem mächtigen Strome der Rede sein Innerstes aus, ließ den Begleiter hineinschauen in den Hunger und Durst, in die Wonne und den Schmerz eines nach Wahrheit und Liebe verlangenden Herzens. — — Krafft ward tief ergriffen von dieser Rede, welche mit der zartesten, inneren Geschichte seines Jugendlebens merkwürdig zusammentraf, und vermochte auf die Mittheilung vorerst nichts Anderes zu antworten als: Genau aus dem Herzen gesprochen ist mir jedes Wort. Als man ruhiger geworden war, sprach sich auch Krafft aus und redete von der Liebe, als Prinzip des inneren Lebens — — erzählte ihm, heiligen Vertrauens voll, von seinem Sehnen und Suchen, Finden und Treffen, von dem Wege, auf welchem die Gnade des Vaters im Himmel ihm den Schatz unvergänglicher Wonne zugeführt habe. Als sie unter solchen Gesprächen unvermerkt in Cleve ankamen, gaben sie sich beim Abschiede in brüderlicher Umarmung die Versicherung, einander ewig nie mehr zu vergessen und zu verlieren, wenn sie auch nie mehr sich äußerlich berühren sollten. Spleiß war dermaßen erfreut, daß er am anderen Morgen, noch von gestern wie in einem neuen Elemente lebend, die Ideen und Gefühle licht, klar und wach vor sich hertrug, welche durch das Alltagsleben unter den Maschinenmenschen in den Hintergrund gedrängt waren."

„Um den Mittag saß Spleiß abermals bei dem neuen Freunde im Garten seines Schwiegervaters, des Konsistorialpräsidenten Neumann in Cleve, „und hier," wir erzählen es mit seinen eigenen Worten, „hatte er das Glück, Mina, Krafft's Gattin, zu sehen. Diese sprach zwar nicht viel, sondern hörte theilnehmend dem lebhaften

Gespräche der Freunde zu, aber schon bei der ersten Begegnung fühlte sich Spleiß von der frommen Frau angezogen, deren schönster Vorzug in der Einfalt und reinen Weiblichkeit ihres ganzen Wesens bestand. Er sahe, wie hier unbemerkt und still mitten in all' dem Treiben der Welt Glückliche sind, daß sie sind, solche, die sich suchten und fanden, die durch das Höchste und Tiefste, was Geister je einigen kann, verbunden, sich eine Welt sind." Das war ein warmer Lichtstrahl, der die trüben Wolken der Zweifel, welche noch auf seinem Gemüthe lasteten, vollends zertheilte; sein tiefstes Gemüth schloß sich in freudiger Hoffnung auf gegen die neuen Freunde, und ohne Worte beinahe duftete es im schönen Garten unter allen Anwesenden süß und wonniglich, von lauter Blüthen der Freundschaft, der Traulichkeit und Liebe." —

„Von jetzt an war Spleiß (so berichtet sein Biograph weiter) ein veränderter Mensch. Doch darf man in die Worte „von jetzt an" nicht den Sinn einer Hindeutung auf eine plötzlich eintretende Bekehrung seines Herzens legen. Spleiß ist zwar, wie nur ein Christ es seyn kann, ein gründlich bekehrter Mensch gewesen, aber sein eigenthümlich angelegtes Gemüth, das ohne seine reelle Lebensnahrung, eben so wenig bestehen konnte als das Leben in unserer Brust ohne den Lebensathem der Luft, konnte nie auf die Länge in die Aeußerlichkeit des Weltlebens versinken, konnte nie ohne Gott seyn; daher war er stets ein frommer Knabe, war auch in den tiefsten Zweifelskämpfen ein frommer Jüngling, der zu beten nie aufhören konnte. Sein innerer Gang führte ihn weniger durch die sittlichen Erfahrungen der Buße, der Sündenerkenntniß und Vergebung als durch die theoretischen Kämpfe eines nach Wahrheit ringenden Geistes hindurch. —

Die größte Gefahr für ihn lag in jenem Abgrunde des nihilistischen Zweifels, in den er versunken war, und aus diesem Abgrunde hat ihn Gott durch den edlen, im Glauben und in der Erkenntniß geförderten Krafft und seine fromme Gemahlin herausgerissen. Dort im Pfarrhause zu Weege, wo er von nun an ein immer willkommener Hausfreund war, fand er sein Ideal, das er lange in sich getragen in der Wirklichkeit: nämlich ein zwar nicht glänzendes, aber durch die Wahrheit und die Liebe verklärtes Leben; da sah er, wie glücklich man seyn kann im Dienste des Evangeliums und that vor Gott das stille, später oft bestätigte Gelübde, gerne sein ganzes Leben hindurch darben und auf literarischen, wie auf Weltgenuß verzichten zu wollen, wenn ihm Gott nur eine einzige Menschenseele schenke, die er für das Reich der Wahrheit gewinnen könne. Will man das seine Bekehrung nennen, so mag es seyn; jedenfalls ist es eine Krisis gewesen, in welcher der Fürst dieser Welt mit seinen Schrecknissen wie mit seinen Lockungen aus dem Felde geschlagen wurde." —

So weit Spleiß und sein treumeinender Biograph. Was war es aber, das die Seelen der beiden Männer, Krafft und Spleiß vom ersten Augenblicke ihres Begegnens an so eng zusammengesellte wie zwei Söhne einer liebenden Mutter, die sich unversehens in weiter Ferne in der Mitte eines Volkes, das eine fremde Sprache redet, begegnen? Das war die gemeinsame Sprache der Mutter, in der sie ohne Aufhören in ihrem Herzen sprachen und dachten. Diese Sprache war die des beständigen Umganges ihrer Seele mit einer zu dem Menschen, dem Sünder sich herabneigenden Liebe, welche noch mächtiger ist als die einer irdischen Mutter zu dem Kinde ihres Leibes. Spleiß, in seinem feurigen, glaubensfreudigen, Krafft in seinem

anhaltend ernsten, glaubensstarken und gewissen Gebete, lebten ohne Aufhören im Zweigespräche ihrer Herzen mit dem Herzen ihres Gottes. Und hier redet die Wahrheit von oben, und aus der Tiefe der Menschenseele antwortet ihr die Wahrheit. So war es das läuternde Feuer und das erhellende Licht der Wahrheit, in welchem beide sich erkannten und für Zeit und Ewigkeit sich vereinten.

5. Das Licht auf seinem Leuchter.

„Man zündet auch nicht ein Licht an und setzt es unter einen Scheffel, sondern auf einen Leuchter, so leuchtet es denen Allen, die im Hause sind" (Matth. 5, 15). Dies sind Worte des Herrn und nach diesen Worten hat Er an Krafft gethan, als er denselben hinwegnahm aus dem engen Kreise, darin er in Wort und Vorbild des Wandels geleuchtet hatte, und ihn an einen höheren, weithin sichtbaren Ort stellte. Zunächst war es die deutsch-reformirte Gemeinde in Erlangen, an welche er im Jahre 1817 als Prediger berufen wurde. So ungesucht und unerwartet kam dieser Ruf an ihn und unter so deutlichen Hinweisungen in seinem Inneren, daß er nicht anstehen durfte, ihm zu folgen; willig verließ er sein Vaterland, seine ihm liebend ergebene Gemeinde in Cleve und alle ihm nahe liegenden Erleichterungen des äußeren Lebens und zog in ein ihm fremdes Land und Brachfeld, dahin Gottes Finger ihn gewiesen.

Am 3. August 1817 hielt er seine Antrittspredigt über 1 Kor. 4, 1, 2: „Dafür halte uns jedermann, nämlich für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden." Wohl regte sich in

Manchen der Hörer ſchon dieſer erſten Predigt der Gedanke: wir hören hier Etwas, das wir von unſeren Kanzeln noch nicht vernahmen, doch ging der Eindruck noch nicht zur rechten Tiefe der Herzen, und auch der Antritt ſeines Lehramtes an der Univerſität im darauffolgenden Jahre 1818 ging vor der Mehrzahl der Studirenden faſt unbemerkt vorüber.

Die damalige Theologie der Hochſchulen, mit wenig Ausnahmen einiger alter, der Wahrheit nicht entfremdet gewordener Lehrer beſchäftigte ſich noch kaum mit der Frage: „was haltet Ihr von Chriſto? Iſt er Gottes Sohn und ſein Wort Gottes Wort oder beide von menſchlicher Natur?“ — ſondern man betrachtete dieſe Frage bereits als abgemacht durch eine Verneinung der Gotteswahrheiten mittelſt der beſſer unterrichteten, ſchärfer urtheilenden Vernunft. Darum hielt es ſchwer, auch in Erlangen auf der Kanzel wie auf dem Lehrſtuhle der Univerſität für das einfältige Bekenntniß der alten, ewigen Wahrheit eines Glaubens an Gott, in Chriſto Seinem Sohne willig hörende Ohren und offene Herzen zu finden. Dennoch hatte der Mann, bei Allen, die Ihm näher kamen, ein Aufmerken erregt, das von anderer als gewöhnlicher Art war. Der Grund hievon lag ſchon in ſeiner perſönlichen Erſcheinung, nicht, wie dieſe in der ſichtbaren Geſtalt, ſondern in der Bezeugung ihres inneren Lebens durch Wort und thatkräftige Haltung ſich kund gab. Man konnte mit Krafft nie allein ſeyn; immer war ein Anderer bei ihm, in ihm, mit ihm, deſſen Nähe man fühlte. Dieſer Mann lebte in einem Gebete ohne Unterlaß, er wandelte und ſtand, redete und ſchwieg unausgeſetzt vor dem Angeſichte ſeines Gottes. Geſchieht es doch im alltäglichen, armſeligen Leben, daß wir in Gegenwart eines Anderen,

der ungleich höher iſt an Stand und Verſtand als wir ſind, mehr denn gewöhnlich über unſere Worte wachen, und namentlich, wenn die Sache, von der wir reden, ihn, der vor uns ſteht, ſelber angeht, nur das ausſagen, was wahr iſt. Wie ſollte das nicht in unendlich höherem Maaße einer Menſchenſeele geſchehen, die ſich in der Gegenwart Deſſen fühlt, welcher die Wahrheit ſelber iſt und dem nur die treue, ernſte Wahrheit wohlgefällt!? Auf Krafft's ganzem Weſen ruhete die Würde eines Ernſtes und eines beſtändigen Feſtbleibens in der Zucht und Gnade ſeines Gottes, wie ich dies an wenig Menſchen geſehen, denen ich auf Erden nahe kam.

Ich ſelbſt lernte den theueren Mann bei meiner Verſetzung nach Erlangen, im Jahre 1819, kennen. Ich habe von dem Eindrucke, den dieſe Bekanntſchaft auf mich machte, an einem anderen Orte (im dritten Bande meiner Selbſtbiographie) geſprochen und ebendaſelbſt habe ich in einigen, mir ſelber wenig genügenden Zügen von meiner erſten perſönlichen Bekanntſchaft mit David Spleiß erzählt, bei einer gemeinſchaftlichen Reiſe mit Krafft und ihm in der Schweiz. Spleiß hatte damals ſchon in ſeiner kleinen Gemeinde zu Buch ein Feuer der Erweckung angezündet, deſſen Licht weit umher den krankhaft geſtimmten Augen Widerwillen und Schmerz, den geſunden aber ein freudiges Staunen und theilnehmende Freude erregte. Krafft's Wirkungskreis aber, als Prediger an ſeiner Gemeinde wie als Lehrer an der Univerſität, glich noch immer nach menſchlichem Urtheile einem Meere, darin kein ſichtbares Leben ſich bewegt, obgleich über ſeiner Tiefe der Geiſt Gottes ſchwebt. Denn daß dieſes ſo ſey, das bezeugte ſein Wirken als Seelſorger an ſeiner Gemeinde. Er beſuchte die Glieder derſelben in ihrem Hauſe, ſuchte ihren

Herzen in warmer Liebe und treuer Sorge nahe zu kommen. „Er wurde nicht müde, zu ermahnen mit aller Geduld und Lehre, zu drohen, zu ſtrafen, wo es Noth that, und hat ſeine Rede nicht gewechſelt und geändert, je nachdem er vor Reichen oder Armen, vor Hohen oder Niedrigen, vor Gelehrten oder Ungelehrten ſtand, ſondern überall hielt er ſich als ein wahrhafter Mann, als ein Bote und Zeuge Jeſu Chriſti, der ohne Furcht und Zagen Sünde nannte, was Sünde war.“

Ein ganz beſonderer Segen für Alle, die ſich zu Krafft gezogen fühlten, für Mitglieder ſeiner Gemeinde ſo wie ältere und jüngere der Univerſität, lag in den Miſſionsſtunden, die er für theilnehmende Zuhörer aus allen Klaſſen hielt. Es war, zunächſt in Baſel, von Neuem jener lebendige Eifer für das Werk der Miſſionen unter den Heiden erwacht, welcher in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Halle, unter Auguſt Hermann Francke's Leitung, ſo Großes begonnen und gewirkt hatte. „Die Zeit iſt herbeigekommen, daß allen Völkern bis zu den Enden der Erde das Leben und Heil in Chriſto verkündet werde.“ Dies war die innere Ueberzeugung, die ihn antrieb, nicht zu ſäumen, ſondern, ſo viel er konnte, ſelber Hand an's Werk zu legen und Andere dazu anzuregen. In ſeinen Miſſionsſtunden, in den Berichten über das, was in Oſt und Weſt, Nord und Süd für das Reich Gottes geſchehen, ward der ſtille Geiſt unſeres theueren Krafft ganz laut und lebendig, man ſahe und hörte es ihm an, wie er dabei wieder jung ward wie ein Adler.

Mit demſelben jugendlichen Eifer nahm er ſich auch des Werkes der Verbreitung der Bibel unter den Nahen und Fernen an.

Auch ſeine Predigten, die nicht nur Glieder ſeiner

Gemeinde, sondern auch Andere, Gelehrte wie Ungelehrte, besuchten, legten in manche der Seelen, die sie hörten, Samenkörner, welche Früchte trugen für das ewige Leben. Die Studirenden aber besuchten nur mit seltenen Ausnahmen seine Vorlesungen und an seinen Predigten rühmten sie zwar die geistreichen Gedanken und die wohlgelungene Behandlung derselben, ohne, mit nur wenig Ausnahmen, die einfältig reinen Gotteswahrheiten derselben tiefer in ihr Herz aufzunehmen. Aber bald sollte für Krafft's Wirksamkeit als Lehrer eine andere Stunde kommen. Ich lasse hierüber einen mir theueren Mann, den jüngst verstorbenen Professor Dr. Nägelsbach, reden, der durch seine beiden Werke: „die homerische Theologie" und „die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens" der gelehrten Welt rühmlich und wohlbekannt, den warmen Anhängern aber des Christenglaubens als ein treuer Zeuge für die Wahrheit desselben, und als ein liebender Bruder theuer und werth ist. Nägelsbach hat mir den nachstehenden Bericht über die bleibende Wirkung einer Vorlesung von Krafft mitgetheilt. Ich habe denselben bereits an die Dorpater Zeitschrift für Theologie und Kirche zur Veröffentlichung übergeben und aus dem 3. Hefte des Jahrganges 1854 dieser gehaltreichen, ehrende Anerkennung verdienenden, bisher aber unter uns weniger bekannten Sammlung nehme ich dieses Zeugniß eines treuen Schülers über einen treuen Lehrer auch hier auf. Dreißig Jahre waren vergangen, als Nägelsbach diese dankbaren Erinnerungen niederschrieb. Es sind aber nicht die seinigen allein, sondern sie sind ein Gemeingut des ganzen damals heranblühenden Geschlechtes der ernstgesinnten, treuen Lehrer unserer Kirche.

6. Die Wirkung einer erſten Vorleſung.

„Im Herbſte 1824,“ ſo erzählt Nägelsbach, welcher damals in das fünfte Semeſter ſeiner Univerſitätsſtudien trat, „ward Freund Rücker, jetzt Profeſſor am Gymnaſium zu Erlangen, Zuhörer für ein damals vorgeſchriebenes Kollegium über Liturgik und Paſtorale bei Krafft, nicht um des Kollegiums, ſondern um des Frequenzzeugniſſes willen. Er brachte eine ziemliche Anzahl zuſammen, welche dieſes Kollegium eben, wie man ſich ausdrückte, weghören wollten, zu einem regelmäßigen Beſuche aber nicht im mindeſten geneigt waren. Dennoch gingen Viele in die erſte Vorleſung, meiſt aus Neugierde, hinein. Aber wie ward uns, als Krafft in der ſchlichteſten Weiſe, wie vor Konfirmanden, aber mit der Hoheit und Würde eines Zeugen Chriſti, die Grundwahrheiten des Heiles, und insbeſondere die Gnade Gottes und die Liebe des Heilandes im Verſöhnungstode erklärte?! Kurz, von Stund' an war ich ein Chriſt und verſtand das Evangelium, und der Eindruck jener von Gott geſegneten Vorleſung wirkt noch bis dieſen Augenblick fort und wird mit Gottes Beiſtand fortwirken bis in die Ewigkeit hinein. Wie mir, erging es auch ſehr vielen Anderen. Nun dachte niemand mehr an eine muthwillige Kollegiumverſäumniß. Nun weiß ich zwar von der Liturgik oder dem Paſtorale, das Krafft vortrug, wenig oder nichts mehr. Etwas aber weiß ich als eine entſchiedene objektive, hiſtoriſche Wahrheit: daß mittelbar oder unmittelbar durch jene Vorleſungen die Schaar der jüngeren Bekenner des Evangeliums gewonnen worden iſt, welche anfangs wie vereinzelte Miſſionäre, ſpäter im Bewußtſeyn des guten Rechtes der Kirche dazu

beigetragen haben, den Glauben an Chriſtus, Gottes Sohn, in der Landeskirche wieder herſchend zu machen."

„Die durch jenes Kollegium uns gewordene chriſtliche Erkenntniß wurde aber auch für das Verſtändniß anderer chriſtlicher Leiſtungen und Beſtrebungen fruchtbar. Vor Allem verſtanden wir jetzt die Predigten Krafft's, in welche wir nun auch unſere anderen, nicht theologiſchen Freunde mitnahmen; wir verſtanden ſein Publicum über Miſſionsgeſchichte, das er zu gleicher Zeit las. Nunmehr konnten wir auch Winer's Exegetik erſt recht nützen, der in derſelben die Rechtfertigungslehre durchaus nicht beeinträchtigen laſſen wollte; ferner Winer's Vorleſungen über die Augsburger Konfeſſion. Wir laſen die Schriften des ſeligen Lehmus und würdigten, ſo viel wir davon hörten, die Beſtrebungen Roth's und Niethammer's."

„Nach dieſem Allen kann es Niemand Wunder nehmen, daß unter uns Krafft lange Zeit als der größte Theolog verehrt war; daß man an konfeſſionelle Unterſchiede nicht dachte, wie denn auch Krafft nie von dergleichen ſprach, und daß endlich die Schüler Krafft's meines Wiſſens ſämmtlich allen Theorieen der Verſöhnungslehre abhold ſind, welche nicht von der ſtellvertretenden Genugthuung ausgehen." —

So weit gehen die Mittheilungen meines Freundes über die große, tiefgreifende Wirkung, welche eine Vorleſung in Erlangen auf ſeine eigene Seele, ſo wie auf die Seelen vieler ſeiner Freunde hervorbrachte. Ich frage, wiederholend, noch einmal: Was war denn in den Worten und Werken Krafft's das Eigenthümliche und Beſondere, das ſeiner Rede dieſe tief einſchlagende, überzeugende Gewalt gab? Ich kann von dem Weſen dieſes Mannes aus eigener, für mein Herz reich geſegneter Erfah-

rung reden. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Menschen kennen gelernt, dem es ein treuerer Ernst um die Wahrheit, in seinen Worten wie im Wandel, gewesen wäre, als dem seligen Krafft. Ich habe nie aus seinem Munde ein Wort vernommen, das nicht nach seiner Ueberzeugung ein wahres gewesen wäre; selbst von jenen in den geselligen Unterhaltungen auch sonst gutmeinenden öfters vorkommenden, unschuldig scheinenden Scherzen, darin man sich Ausschmückungen und Uebertreibungen der wahren Sachlage erlaubt, kam niemals über seine Lippen. Ein Ernst der innigsten, festen Ueberzeugung sprach aus ihm auf der Kanzel, auf dem Lehrstuhle und in seinem alltäglichen, gewöhnlichen Verkehre mit anderen Menschen, und diese Ueberzeugung von der Gewißheit dessen, was in ihm ohne Aufhören als Glaube lebte, gab seinen Reden auch für Andere ihre überzeugende Gewalt.

Ja, wohl dem Lehrer, welcher aus seiner täglichen, fortwährenden Erfahrung nach seinem Maaße die Worte des Apostels diesem lebendig nachfühlen und nachsprechen kann: „das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, das wir beschauet haben, das unsere Hände betastet haben.“ Denn ja, auch uns, deren leibliche Sinne es nicht erfahren haben, ist erschienen im lebendigen Glauben das Leben, das ewig ist, welches war bei dem Vater und ist uns erschienen. Jeder Treumeinende wird täglich erfahren, was die Gemeinschaft sey mit dem Vater und mit seinem Sohne Jesu Christo und seine Freude wird vollkommen seyn.

7. Das Vollbereiten.

Das köstliche Neujahrslied unseres theueren Nürnberger Dichters Andreas Rehberger: „Herr, der du

deinen Namen durch Wohlthun an uns herrlich machst" endet mit dem Verse: „Hast du, Herr meiner Tage, in diesem Jahr' mein Ziel bestimmt, in dem der Wallfahrt Plage und Schmerz und Leid ein Ende nimmt: — o mit welch' großen Freuden, wenn Deine Gottesmacht ihr gnädig Vollbereiten an mir zu Stand' gebracht, sink' ich dir in die Hände, und feire mit der Schaar, die triumphirt ohn' Ende, mein Hall und Jubeljahr."

Dieses Vollbereiten der sterblichen Natur des Menschen für das Seyn und Wesen der seligen Ewigkeit wollen wir an dem hier vor uns stehenden Vorbilde eines im Glauben vollendeten Mannes in Christo, so weit wir es vermögen, in's Auge fassen.

Die Betrachtung unseres leiblichen Wesens und seiner Entwicklungsgeschichte von seiner Geburt an bis zu seinem Ende gibt uns hierzu einen Fingerzeig. Der Leib des Menschen besteht zwar aus Elementen, welche ohne Aufhören wechseln; in jedem Augenblicke des Lebens geht das Werk der Erneuerung und der Vernichtung von außen und innen seinen unaufhaltsamen Gang. Wenn aber auch die Elemente, aus denen der Leib des Kindes gebildet war, in kurzem Verlaufe der Zeit, wie eine Welle des Baches, der in kräftiger Eile vom Hügel herabfließt, längst hinweggezogen waren, so trat doch immer eine neue, aus denselben Quellen an ihre Stelle und der Bach blieb, was er war. Ist uns doch für das Fortbestehen dieses unseres leiblichen Ich eine Verheißung gegeben, welche über das Grab hinüber in das Leben der Ewigkeit hineinreicht, und im Morgenlichte des Glaubens an die Auferstehung des Leibes spricht der Mann, der noch lebend alle Schrecknisse und Schmerzen der Verwesung und des Dunkels der Gräber erfahren hatte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,

und werde darnach mit dieſer meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelbigen werde ich mir ſehen, und meine Augen werden Ihn ſchauen und kein Fremder.“ (Hiob 19, 26 u. f.)

So iſt es denn eine offenkundige Wahrheit, daß es derſelbe Leib war und iſt und bleibt, welcher mir durch Gottes Kraft im Mutterleibe zubereitet war und im Verlaufe des Lebens vollbereitet wurde zu ſeinem Blühen, Fruchtbringen und Reifen.

Jeden beſonderen Leib, nach den Zügen ſeiner Anlagen und Kräfte, nach den eigenthümlichen Bedürfniſſen und Richtungen ſeines Begehrens, iſt ein beſonderer Weg ſeiner Entwickelung und Vollbereitung angewieſen, dem Singvogel auf den Bäumen ein anderer als dem Schwane im Gewäſſer des Sees. Dem einen der Thiere iſt der kalte Norden, dem anderen der warme Süden die zuträgliche Heimath, das eine ſucht und findet im dämmernden Lichte oder ſelbſt im Dunkel der Höhlen, das andere im Lichte der ſonnigen Höhen ſeinen vorbeſtimmten, naturgemäßen Wohnſitz.

Was wir hier von dem Leibe allein ſagten, das geht noch vielmehr das ganze Weſen, das ganze Ich des Menſchen an, in der Geſammtheit ſeiner Seele und ſeines Leibes. Es iſt nach dem Rathe des Schöpfers in unſer Ich, in ſeine Eigenthümlichkeit ein feſtſtehender Grundzug der Perſönlichkeit gelegt, der im Verlaufe des Lebens, bei Jedem von uns nach ſeiner Art und ſeinem Bedürfniſſe geführt, geleitet und vollbereitet wird zu ſeinem Ende. Darum war der Fortgang der Vollbereitung bei Krafft ein ſo ganz anderer als (nach Kap. 8) bei ſeinem Freunde Spleiß und dennoch führte er in Beiden zu einem gleich ſeligen Ende. Ernſt und ſchwer, im mühevollen ſchmerz-

lichen äußeren Kämpfen bei Krafft, freudiger und leichter im äußerlichen Erſcheinen, innerlich in beſtändigem Feuer der Anfechtungen zu Felde ſtehend, bei Spleiß.

Ein ſchwerer Druck der Leiblichkeit lag ſchon auf Krafft bald nach der Mitte ſeines Lebens. Bei ſeiner unabläſſigen Treue und Arbeit in ſeinem vielſeitigen Berufe galt von ihm ſchon frühe der Spruch: „der Eifer um dein Haus hat mich gefreſſen.“ Doch war ſein Haus reich an den Gaben, welche die Tageslaſt erleichtern, dem Herzen wie den Augen Freude gewähren und hierdurch auch das äußere Leben bekräftigen können. Ihm ſtand ſeine ſeltene, auserwählte, an Liebe erfinderiſch reiche Frau tröſtend und glaubensfroh zur Seite, und ſchon aus der früheren Heimath, aus Weeze, hatte er drei liebliche Kinder: zwei Töchter und einen Sohn mit ſich gebracht nach Erlangen. Zwei andere noch, ein Sohn und ein Töchterchen, deſſen ganzem Weſen von ſeinen erſten Jahren an das Siegel einer himmliſchen Kindſchaft aufgeprägt war, wurden ihm in Erlangen geboren. „Im Kreiſe dieſer ſeiner Kinder war er der harmloſeſte, glücklichſte Vater, voll Herzlichkeit und Munterkeit. Die wenigen Stunden, welche ſein Beruf ihm frei ließ, widmete er ausſchließlich ſeiner Familie, zu welcher, ſo lange ſeine Frau lebte, auch immer eine Anzahl Pflegeſöhne aus angeſehenen Häuſern vom Rheine und aus der Schweiz kamen. Aber mit der Geburt des jüngſten Kindes, im Jahre 1828, begann eine Zeit häuslicher Noth und Bedrängniß, denn die Geſundheit der Mutter wurde dadurch in bleibender Weiſe erſchüttert und zerrüttet; nach mehrjährigen, zum Theil ſchweren Leiden, kam ſie am 12. November 1833 zu ihrer ewigen Ruhe. Dieſem harten Schlage folgte bald ein anderer. Der älteſte Sohn, Julius, ein geiſtig reich-

begabter 19jähriger Jüngling, ſiechte langſam dahin und ſtarb am 16. Juni 1834. Mit ganz beſonderer Liebe ſchloß ſich jetzt das Herz des vereinſamten Vaters an die kleine liebliche Maria, das jüngſte ſeiner Kinder, das Ebenbild ihrer Mutter, an, aber auch dieſe ging am 27. Mai 1838 in ihre ewige Heimath ein. Auch die beiden älteren Töchter, an der Hand ihrer würdigen Männer: Burger und Göbel*) zogen hinweg nach ihrem von Gott ihnen gewieſenen Orte und häuslichen Berufe, nur die treue Schweſter Lubekka leitete noch die Geſchäfte des Hausweſens. Der Vereinſamte fühlte jetzt mehr und mehr die Abnahme ſeiner Kräfte. Eine Unterleibskrankheit, die ſein Leben ſchon vor zehn Jahren in Gefahr brachte, ſchien von Zeit zu Zeit mit ihrer Wiederholung zu drohen, und im Februar 1845 kamen dieſe Drohungen zur Erfüllung. Zwar hatte die allgemeine Erkrankung zuerſt nur die Form eines Katarrhalfiebers. Bald aber ſahe der Kranke ſich genöthigt, das Bette nicht mehr zu verlaſſen; das Leiden des Unterleibes war zu einer Waſſerſucht geworden, welche zuerſt dem Auge ſich durch eine Anſchwellung der äußeren Glieder kund gab, dann aber in die inneren Räume des Leibes ſich ergoß. Schwer und ſchmerzhaft waren ſeine letzten Tage, um deren Verkürzung er Gott in ſeiner Angſt mit kindlicher Ergebung in Seinen Rath und Willen bat. Und wie er gebeten, daß ſein Todeskampf doch am dritten Tage enden möge, ſo geſchah es auch, unvermuthet und ſchnell: der Tod, durch eine Lungenlähmung, kam ihm wie ein Schlaf, der einen Müden unverſehens und unwiderſtehlich überfällt. Ein Augenzeuge, welcher in dieſen letzten Tagen öfter an

*) Der erſtere jetzt Oberkonſiſtorialrath in München, der andere Geiſtlicher in Poſen.

ſeinem Leidenslager ſtand und ſaß*), ſagt: „ſeine Angſt war nur eine Angſt des Leibes, die Seele blieb ſtark im Glauben, brünſtig im Gebete. Ich bin Zeuge geweſen ſeiner Geduld, ſeines freudigen Hoffens und Harrens auf den Herrn und ſeiner kindlichen Ergebung in den heiligen Willen desſelben. Mit vollſter Ruhe hatte er nach und nach alle ſeine Angelegenheiten geordnet und wartete nun auf den Ruf des Herrn.“ — — So ſtarb er am 15. Mai 1845 ganz als Derſelbe, der er in ſeinem Leben geweſen war: ſiegreich im anhaltenden Gebete, ernſt, treu und wahr in ſeinen Worten und Weſen, ein Vorbild des unverrückten Feſthaltens an Ihm, ſeinem Gott, der an Seiner Hand ihn geführt und geleitet hatte und ſein höchſter Troſt, ſeines Herzens Freude geweſen war.

Er hatte ſein Alter auf 60 Jahre und 5 Monate gebracht. —

8. Die Sonne ſcheint herein.

Nach einem Vergleiche, den wir oben S. 240 gebrauchten, könnte man die vorherbeſtimmte Stellung der einen Menſchenſeele zu dem Kreiſe, der ihr in der Außenwelt zu ihrem Wirken und ihrer Vollbereitung angewieſen iſt, mit einem Wohnorte im ſchattigen Dunkel, die einer anderen Menſchenſeele mit einem Daheimſeyn in ſonniger Höhe vergleichen. Wenn in dem ſchattig umſchloſſenen Hausraume des Einen die Nachtlampe, bei deren Licht er ſein Werk trieb, verliſcht, da iſt und bleibt es dunkel um ihn, bis er

*) Der Pfarrer Dr. Renaud. Man vergl. die treffliche kleine Schrift: Reden am Grabe von J. Chr. Krafft. Erlangen bei Bläſing 1846.

betrachteten. Man kann ihre Geſchichte in den Jahren 1817—18 bei Stockar ausführlich nachleſen, hier erwähne ich nur einiger Züge der prophetiſchen Bezeugungskraft und ihres Seherblickes in's Innere, in die Gedanken und Anliegen einer anderen Menſchenſeele, welche mir zum Theil aus eigener Erfahrung bekannt ſind. Schelling, dem wohl Niemand den Tiefblick des Denkens abſprechen wird, fand in den Predigten von Spleiß, den er in Erlangen und in München hörte, ein ſolches treffendes und ergreifendes Eingehen auf die Beachtung und Löſung jener Räthſel, mit denen der forſchende, nach Wahrheit ringende Menſchengeiſt ſich abmüht, daß er äußerte, er würde, wo ſich ihm Gelegenheit böte, nie eine Predigt von dieſem Manne verſäumen, deſſen Worte ihn mehr als alle anderen, die er gewöhnlich auf den Kanzeln vernahm, in ſein Innerſtes führten. Ich ſelber ſo wie andere mir nahe Stehende könnten es bezeugen, daß er gewiſſe Anliegen und Bekümmerniſſe unſeres Inneren (ſie waren nicht von der Art der irdiſchen Sorgen), die uns am Herzen lagen, und die kaum in Andeutungen gegen ihn laut geworden waren, in ſo tief eingehender, warnender, tröſtender Weiſe beſprach, daß auf einmal dem Geiſte das klar wurde, was ihn trübte und betrübte. Habe ich doch eine Predigt von ihm, die ich in München gehört, in ihren tiefſten Beziehungen auf den Inhalt eines Geſpräches von geſtern, erſt ſpäter immer mehr und mehr verſtehen lernen und möchte dem Seligen noch in der Ewigkeit meinen Dank gegen Gott ausſprechen, der ihm ſolche Troſtworte für mich in ſeinen Mund legte.

Ja, der prophetiſche Geiſt, der Tiefblick in die Herzen und die Kraft, ſie zu bewegen, war meinem Freunde für Menſchenſeelen verliehen, die nach ihrem Bedürfniſſe der Erkenntniß und des lebendigen werkthätigen Glaubens auf

den verschiedensten Stufen sich befanden. Die Predigt vom Sonntag den 23. April 1818, nach welcher die Erweckungen in der Gemeinde ihren Anfang nahmen, hatte zu ihrem Texte die Worte (Matth. 10, 26): „Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das man nicht wissen werde." Als er am Samstag Abend*) über diesen Text nachdachte, da ging ihm die Gewalt und der Ernst seiner Worte immer heller auf, er gerieth in einen inneren Kampf, der in den Worten des Gebetes zur Ruhe kam: „Herr, es ist Deine Sache, es ist Dein Wort, das ich den mir anvertrauten Seelen verkündigen soll; sprich Du durch mich, was und wie es dir wohlgefällt." Hiedurch gestärkt ging er auf die Kanzel und verkündigte der versammelten Gemeinde das ihm gegebene Wort mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Nach dem Gottesdienste war er selbst tief ergriffen von diesem Zeugnisse; er fühlte wohl, daß eine Kraft von ihm ausgegangen und durchgebrochen sey. Und es war so, das Feuer seiner Worte hatte gezündet, die Tage des Erwachens seiner Gemeinde zu einem neuen Leben des Geistes und der Wahrheit hatten begonnen.

„Spleiß stand", so erzählt Stockar nach dem Berichte der Zeugen, „in diesen Tagen unter sichtbarer Zucht des heiligen Geistes; denn während seine natürliche Lebhaftigkeit besorgen ließ, daß er von dem Strome der freudigen Gefühle fortgerissen und selbst zu excentrischen Dingen getrieben werden könnte, so bewährte er in der ganzen

*) Neben seinem Predigeramte in Buch hatte er auch das Amt eines Lehrers der Mathematik am Lyceum in Schaffhausen, kam deshalb gewöhnlich nur am Ende der Woche nach Buch und blieb bis zum Montag da.

Zeit eine große Ruhe und Nüchternheit, ſetzte den lebhaften Bezeugungen der Liebe und Verehrung von Seiten der erweckten Gemeindeglieder eine feſte Zurückhaltung entgegen und wachte mit Aengſtlichkeit darüber, daß zwar der Geiſt nicht gedämpft, zugleich aber auch die ſcharfe Linie der Nüchternheit nicht überſchritten werde. Er wies in ſeinen Predigten nur auf die Früchte hin, die aus dem Geiſte erwachſen müßten."

Eine dieſer erſten Früchte war das Entſtehen der Rettungsherberge zu Buch. „Arme und verwahrloſete Kinder" ſo erzählt Stockar, „gab es in der Stadt Schaffhauſen und ihrer Umgebung in ziemlicher Zahl, und unter den erweckten Haushaltungen zu Buch fanden ſich mehrere, denen man mit vollem Vertrauen ſolche Kinder zur Pflege übergeben durfte, und die auch in der Lage waren, ſie in ihren frommen, wenn auch einfachen Haushalt aufzunehmen. So ſchien ſich hier auf die einfachſte Weiſe die Frage zu löſen, über welche ſo viel gedacht und geſprochen wird, nämlich die Frage: wie verwahrloſte Kinder am beſten verſorgt werden können? Wo wären trefflichere Erziehungsanſtalten zu finden als in den Häuſern eines Veit Brütſch und einer Bäſy Bäbely zu Buch? Mehrere Jahre wurde dieſes beſcheidene, aber geſegnete Werk fortgeführt; man hatte weder Statuten noch Kapitalien, aber die Liebe zu dem Herrn führte Kinder, Geld und Erzieher herbei. Es war ein Werk der erſten Liebe, welches hier in der Stille von einer Gemeinde gethan wurde, die im Feuer dieſer erſten, ſeligen Liebe ſtand; der Kreis ſeiner Wirkſamkeit war nur noch ein kleiner und enger, er ſollte aber bald ein größerer und weiterer werden. Wenn dem glaubensfreudigen Manne auf ſeinem Wege nach Buch oder in der Nähe der Stadt arme, der leiblichen wie geiſtigen Hülfe bedürftige Kinder begegneten, denen man es anſah, wie

gut ihnen eine Pflege, wie die in den frommen Bauernhäuſern zu Buch, thun würde, da dachte er wohl mit ſehnlichem Verlangen daran, wie da zu helfen ſeyn möchte. Bald aber ſtand ein großes Vorbild der väterlich vorſorgenden Liebe für arme, verlaſſene Kinder, ein Werk aus Gott gethan, die Rettungsanſtalt in Beuggen, vor ſeinen Augen da, zu deren Begründung ſich Vater Zeller ſchon im Jahre 1820 getrieben und berufen gefühlt hatte. Spleiß und Zeller verſtanden und verbanden ſich gleich, ſchon bei ihrem erſten Begegnen, ſie waren durch geiſtige Geburt und Erziehung Söhne einer und derſelben mütterlichen Weisheit. Da kam dem Pfarrer in Buch das Haus zu einer Rettungsherberge in ſeinem Gemeindedorfe wie aus den Wolken herab. Ein Unbekannter ſendete der Frau Pfarrerin am Neujahre 1826 einen halben Kronenthaler „für die Erziehung verwahrloſter Kinder“ zu. Der Unbekannte mußte mit den Wegen Gottes, die im Kleinen und Stillen anfangen und im Glauben groß und lautzeugend werden, wohl bekannt ſeyn. Spleiß verſtand den Gedanken, alsbald hieß es bei ihm, wie einſt bei A. H. Francke, dem Stifter des Waiſenhauſes in Halle: „das iſt ein ehrliches Kapital, davon muß man etwas Rechtes ſtiften, man muß eine Rettungsherberge daraus begründen.“

Ohne ſich zu beſprechen mit Fleiſch und Blut und mit dem in alltäglicher Weiſe berechnenden Verſtande, griff Spleiß das Werk an. Er ſelbſt räumte zunächſt die Hälfte ſeines Pfarrhauſes der neuentſtehenden Rettungsherberge ein, aus der Hand der Freunde, von denen ſich zehn der nächſten Geſinnungsgenoſſen ihm näher für dieſe Sache anſchloſſen, kamen bald zu dem halben Thaler mancher ganze Thaler und mehr als einer für die Rettungsherberge zuſammen, und als der Pfarrer in Buch ſeinen Aufruf

nach Inhalt der Worte des Propheten Jesajas Kap. 58 an die theueren und geehrten Mitchristen seines Vaterlandes veröffentlichte, da bezeugte sich die Stimme, die aus dem Propheten sprach, in ihrer ganzen Kraft. In einem weiten Kreise umher, zunächst in der Schweiz und in dem benachbarten Würtemberg, wachten die geistig Schlafenden auf zur Theilnahme an dem Werke der christlichen Liebe, das in Buch an's Licht trat, eben so wie das Gleiche auch von Beuggen aus, in weitem Kreise umher geschah. Doch das Ausführliche über die Geschichte der Rettungsherberge in Buch und über die alljährliche Feier ihrer Stiftungsfeste, zu welcher sich theilnehmende Besucher aus der Nähe und Ferne einfanden, muß man selber bei Stockar nachlesen.

Aber der Geist, welcher Spleiß zu dem Werke der Rettung mancher verwaisten und hülflos gelassenen Seele unter den ärmeren Kleinen seines Landes trieb und anleitete, hatte in diesem Manne noch eine andere, viel weitere Aufgabe. Seit der Erweckung vom Jahre 1818 und 1819 in der Gemeinde zu Buch hatte jener glaubensfreudige Geist, der dabei im anscheinend Kleinen sein Werk trieb, seine Jünger zu einem mächtigeren Aufschwunge erhoben. In Basel hatte sich seit Kurzem eine Schule der christlichen Missionen unter die Heiden gebildet und bereits durch Aussendung ihrer Zöglinge das Werk ihres Berufes begonnen. Die Völker, in der Noth ihrer geistigen Armuth und Hülflosigkeit dem Verderben überlassen, waren ein Gegenstand des Erbarmens, nicht nur, wie die Kinder in den Hütten oder in den Wäldern und Feldern, welche hungernd und nackt herumliefen, für einzelne mildthätige Herzen, sondern für die ganze Christenheit. Wer für ein solches Werk der Erbarmung kalt und todt blieb, in dem müßte kein Christenherz sich bewegen. Spleiß, nach sei-

ner feurigen Natur, wurde vor Anderen bis in ſein tiefſtes Inneres hinein zur theilnehmenden, werkthätigen Liebe für die Miſſion entzündet; ſie war ein Hauptanliegen ſeiner Gebete, in denen er ohne Aufhören vor dem Angeſichte ſeines Gottes ſich beugte und in kindlicher Zuverſicht ſeinen Geiſt erhob. Spleiß war, von dieſer Zeit an im Basler Miſſionshauſe heimiſch. Die damaligen Zöglinge des Hauſes: Lang, Zaremba, Dieterich u. A. kamen während ihrer Vakanzen gerne nach Buch und Schaffhauſen, um ſich an Spleißens Liebe und Glauben zu ſtärken, und es erwuchs daraus, zumal mit Zaremba, eine zarte und innige Freundſchaft, welche ausdauernd war bis an's Ende. Als Lang und ſeine Brüder eingeſegnet und nach dem Kaukaſus ausgeſendet wurden, wohnte Spleiß zum erſten Male einem Miſſionsfeſte in Baſel bei. „Unvergeßlich iſt es mir (ſchreibt Lang an Stockar), wie er mich damals an ſein Herz drückte, als er aus meiner Abſchiedsrede vernommen hatte, wes Geiſtes Kind ich ſey und wie ich nun mit ſo frohem Muthe auszugehen bereit war." Spleiß ſelber wirkte fortwährend auf die Zöglinge in Baſel, gleichwie einer ihrer Lehrer, ſelber mächtig ein durch ſein Wort und durch die Thaten ſeines Glaubens. Der nachmalige, vielgeſegnete Miſſionär Bührer, ſeinem vorhergehenden Stande nach ein Schreinerlehrling, hörte Spleiß in Buch an einem Himmelfahrtsfeſte über den Text predigen: „Es wird ein Durchbrecher vor ihnen herauffahren und ſie (die Seinen) werden auch durchbrechen (Micha 2, 13)" und ward davon ſo tief ergriffen, daß er von nun an die monatlichen Miſſionsſtunden in Schaffhauſen, welche Spleiß hielt, die Drohungen und Strafen ſeines Lehrmeiſters nicht achtend, regelmäßig beſuchte. Und ein Gebet, welches Spleiß in einer ſolchen Stunde

nach Anlaß der Worte hielt: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende", riß die Seele des Jünglings mit solcher Macht hin, daß er sich ohne weiteres Bedenken in Basel zu den Vorbereitungen auf das Werk der Missionen einstellte. Und hat nicht der kleine Canton von Schaffhausen eine ganze Reihe von jungen Männern aufzuweisen, die ihren nachmals reich gesegneten Beruf zum Missionswerke erkannten und denen Spleiß ein väterlicher Freund und Berather war, der sie auf allen ihren Wegen (wie dies Jaremba so deutlich und fühlbar erkannte) auf seinem fürbittenden Herzen trug?

Und nicht nur einzelnen Seelen, sondern dem gesammten Missionshause in Basel war Spleiß ein treuer, väterlicher Freund und Berather. Bei den dortigen Missionsfesten waren seine eben so mächtigen als eigenthümlichen Reden ein Lebensathem des Geistes, der alle dafür empfänglichen Seelen durchdrang. Namentlich so bei seiner Missionsrede im Jahre 1841 über die Worte: „Der Herr machet zunichte der Heiden Rath und wendet die Gedanken der Völker", die in Aller Andenken geblieben ist. Es war, sagte einer der Zuhörer, wie ein Wetterleuchten in die Nacht hinein, wie Sternengefunkel und milder Mondesglanz, und ein Früh- und Spatregen fiel erquickend auf die dürstende Au. Denn der Mann, so mächtig im Worte, gab hier in freudigem Glaubensmuthe ein Zeugniß für die umwandelnde Macht Gottes über die Gedanken der Völker bei ihrem Hindurchdringen aus der Finsterniß zum Lichte und ihrer Errettung aus der Gewalt des Satans in das Reich der Gnade, welches durch Christum zu uns kam, und redete zugleich ein tief ergreifendes Wort der Ermahnung und des Trostes zu allen Seelen, die in solchem Ringen aus der Finsterniß zum Lichte, aus einer sa-

taniſchen Gebundenheit zur Freiheit der Kinder Gottes ſtehen.

Aber nicht ſeine Predigten allein, ſondern mehr noch als dieſe waren ſeine Gebete, die er zu der verſammelten Gemeinde ſprach, ein Feuer, das alle Seelen entzündete, die nicht zum Tode erkaltet oder feuerflüchtig waren. „Wer ihn", ſo berichtet Stockar, „beten ſah und hörte, oder mit ihm betete, der ſpürte es, welch' einen Zugang dieſer Mann zu dem Throne der Gnade hatte, und es ging ihm wohl wie dem Famulus Luther's auf dem Schloſſe zu Coburg, der, als er jenen Mann Gottes beten hörte, ausrief: „Hilf Gott, welch' ein Geiſt, welch' ein Glaube iſt in ſeinen Worten! Er betet ſo andächtig, mit ſolcher Hoffnung und Glauben, als Einer, der mit ſeinem Vater redet." — Es verklärte ſich dann ſein Angeſicht, und beſonders in ſpäteren Jahren floſſen ſeine Augen von Thränen über, ſo oft er der überſchwenglichen göttlichen Gnade gedachte, die ihn und ſein Volk ſo reichlich geſegnet hat: wenn er aber zum Schluſſe freudig und in ſich verſenkt die gefalteten Hände noch einmal zuſammendrückte und ein leiſes Amen ſprach, da lag darin eine ganze Welt von Glauben und Gewißheit, und man fühlte es, daß er mit einer andern Welt verkehrt hatte, in der er heimiſch war."

Ja, dieſes Gefühl hat auch mich oftmals angewandelt in den unvergeßlich ſegensreichen Tagen, die ich mit dieſem Herzensfreunde ſchon auf Erden zubringen durfte, wenn er nach den Stunden des brünſtigen Gebetes auf ſeinen Knieen, aus ſeinem Schlafzimmer zu mir in mein Zimmer trat, oder wenn er daheim aus dem Verſchluſſe ſeines Zimmers zu uns hereinkam. Man merkte ihm an, wo er geweſen war, und welche Kräfte er, in ſeinen freudigen Mienen und Worten bemerkbar, mit ſich brachte.

Gleichwie Andere, wie man zu sagen pflegt, der Schlaf als ein Gewappneter überfällt, so nahm ihn der Geist des Gebetes hinweg; öfters fanden sich auf seinem Tische die Spuren eines Versuches, eine Predigt niederzuschreiben, sie enthielten aber meistens nur die Worte der gewöhnlichen Anrede an die Gemeinde; der Geist des Gebetes hatte ihn mitten im Gedanken an den Inhalt seiner Predigt erfaßt und dieser Inhalt war ihm zu einem Gebete geworden. —

Möge der freudige Geist der Glaubenskraft und der Gnade, der aus seinen Gebeten sprach, mir nachgehen in meinen letzten Stunden und mit seinen Tröstungen mein Herz erfüllen!

Von diesem Ende will ich noch einige Worte sagen. Der sonst so überwallend lebhafte Mann war in seinen letzten Jahren auffallend still und ruhig geworden, blieb am liebsten in seinem Studirzimmer oder im trauten Kreise seiner Freunde und Hausgenossen. Er durfte mit Dank gegen Gott und mit Freude auf das Tagwerk seines vergangenen Lebens zurück blicken. Einige Jahre schon vor seinem Ende hatten sich die gewöhnlich bei ihm einkehrenden Freunde und Amtsgenossen zur Feier seines Geburtstages (am 13. Februar) in seinem Hause eingefunden. Spleiß trat tief bewegt aus seiner Kammer zu ihnen heraus und sprach ihnen, gleich nach dem gegenseitigen Gruße, als Erwiderung ihrer Glückwünsche die Worte zu: „Meine Freunde: j'ai fait ma fortune, mag auch meine Wirksamkeit jetzt abnehmen, mag meine Zuhörerzahl im St. Johannisdom geringer worden, ich habe mein Schäflein in's Trockne gebracht. Ich habe in meiner Jugend meinen Gott gebeten, daß Er mir wenigstens Eine Seele schenkte, die ich für Ihn gewinnen möge, und Er hat mir eine große Zahl geschenkt; das ist mein Reichthum, der ist

mir geſichert; mag's mit mir gehen, wie es will, ich bin reich." — Ja, der theuere Mann war dies vor vielen Anderen ſeiner Mitknechte, denn er hatte unabläſſig, im Schweiße ſeines Angeſichtes darnach getrachtet, daß die ihm anvertrauten Pfunde reichen Gewinn brächten, nicht zu ſeiner, ſondern zu Seines Herren Ehre und Wohlgefallen. Und dennoch begegnete er mit tröſtlich aufrichtenden, beruhigenden Worten auch dem traurigen Mitknechte, wenn dieſer ihm klagte: „ach, ich habe meines Herrn anvertrautes Gut in Unlauterkeit mehr zu meiner Ehre und meinem Wohlgefallen als zu dem Seinigen vergeudet, ich kann nicht der Rettung vieler, ſondern nur einer einzigen Seele dankbar rühmend mich freuen, und dies iſt meine eigene Seele, welche nicht ich, ſondern Er gerettet hat."

Spleißens Predigten allerdings, die vormals mit dem Feuer und Schwert der Buße durch Mark und Bein drangen, waren jetzt von ganz anderer Art geworden. Ihr Inhalt führte die Hörer ſtill durch die Schatzkammer der göttlichen Verheißungen und der gewichtigſten Glaubenslehren, verweilte aber mit beſonderer Liebe bei den feſt gegründeten Hoffnungen des Chriſten für die Ewigkeit. Mit beſonderer Liebe unterhielt er ſich auch mit den Kindern, ſowohl mit denen, die einzeln zu ihm in ſein Haus und ſeinen Garten kamen, als öffentlich in der Kirche, in den Stunden der Kinderlehre und in ſeinen Anreden. Wie konnte er da ſo ſinnig, ſo tief in die Erinnerung eingehend, auch über Dinge der äußeren Natur, wie etwa über das Schneeglöckchen, ſprechen, eine Bedeutung hineinlegen in das weiße Gewand ſeiner Blüthe, mit grünem Saume und den goldgelben Staubfäden in ihrer Mitte: das Bild eines beſcheidenen, unſchuldigen, hoffnungsvollen, hoff-

ungerweckenden Mädchens, in dessen Herzen der goldene Schatz eines gottseligen Sinnes verborgen liegt. Und selbst in den freundschaftlichen Abendunterhaltungen mit den ihn besuchenden Amtsbrüdern erging er sich gerne, aus der Fülle des Tiefsinnes seiner sonstigen Gespräche heraustretend, in kleinen erbaulichen Erzählungen aus alter und neuer Zeit. So noch in dem letzten Abendkränzchen, zu welchem die Freunde bei ihm versammelt waren, in einer Geschichte, welche er eben damals (1854) als eine kürzlich geschehene im Vorworte zu Ficquelmont's Werk „le côté religieux de la question orientale" gelesen hatte: — — „Der Graf, von zwei Janitscharen begleitet, kehrt eines Abends, von der Reise ermüdet, in einem bulgarischen Dorfe, bei einem Radscha ein. Die Bewohner, erschreckt von dem, wie sie meinen, türkischen, Besuche, verstecken sich, so daß es unmöglich ist, die nöthige Erfrischung von ihnen zu erhalten. Nur ein altes Urgroßmütterchen faßt sich ein Herz, geht von rückwärts auf den Reisenden zu, klopft ihm leise auf die Achsel und, als er sich umsteht, schlägt sie, begleitet von einem fragenden Winke, ein Kreuz. Der Graf, der Landessprache unkundig, entgegnet ihr ebenfalls durch ein Kreuz, worauf sie alsbald seine Schulter faßt, dieselbe küßt und dann so schnell als möglich hinaustrippelt. Nach wenig Minuten ist der Graf von Kindern, erwachsenen Mädchen und Knaben umgeben, und sogleich ist Alles herbeigeschafft, was zur Bewirthung nöthig war, allgemeine Freude herrscht im Hause. Von dem Augenblicke an, wo er das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, war er diesen Leuten ein Bruder, und die Alte hatte nicht darnach gefragt, ob er das Kreuz von der Linken zur Rechten, oder von der Rechten zur Linken gemacht." Welche Wehmuth erweckte

dieſer Zug in Spleißens liebendem Herzen, das von den traurigen Spaltungen ſeiner Brüder in Deutſchland ſo ſchmerzlich berührt war!

Sonntags den 25. Juni (1854) hatte er zum letzten Male über den Text Röm. 12, 9—12 gepredigt und dabei ein Zeugniß von der unverfälſchten und herzlichen Liebe abgelegt, die ſo reichlich in ihm lebte. Er fühlte ſich bereits ſehr unwohl, denn in Folge einer Erkältung durch ein Bad im Rhein hatte ſich bei ihm eine Intusſusception der Gedärme gebildet, durch welche alle ausführenden Verrichtungen derſelben unmöglich wurden. Er ſelbſt fühlte hiervon die Beläſtigung, doch war ſein Zuſtand noch 8 Tage lang ſo erträglich, daß er in aller Ruhe mit ſeiner Gattin über ihre gemeinſamen Lebens- und Glaubenserfahrungen ſich beſprechen konnte, ſo daß dieſe letzten 8 Tage ſeiner treuen Lebensgefährtin in lieblichſter Erinnerung blieben. Jetzt aber wurden ſeine leiblichen Leiden ſehr ſchwer; er durfte nichts mehr eſſen, ſondern nur durch ein Glas Waſſer ſich erquicken, was er mit Dank erkannte und dabei ſich und Andere an die Gedanken ſeiner früheren Jahre, beim Anblicke des Brunnens im Fulacher Bürgli, an die innere Wirkung des lebendigen Waſſers erinnerte. Das ungemeine, immer zunehmende Anwachſen ſeines Unterleibes erregte bei Allen, die es bemerkten, ernſtliche Beſorgniſſe um ſein Leben, er ſelber aber, wenn man dieſe Befürchtungen gegen ihn ausſprach, ſagte: „Ich habe noch keinen Bericht; aber ich bin bereit und tauſendmal verſöhnt.“ Daneben übte er eine erſtaunliche Gewalt über ſeinen ſo ſehr beſchwerten Körper aus, es war, als ſchleppte er den ſchweren Unterleib nur als eine fremde Laſt mit ſich herum. Sein Geiſt lebte fortwährend in Dem, was von jeher ſein Element war: in dem geiſtigen Schauen der von ihm er-

kannten Wahrheiten und in den Hoffnungen der unsichtbaren Welt.

Drei Tage lang vor seinem Tode war er auffallend still und in sich gekehrt gewesen; es schien, als ob er sich von dem ruhig abgehenden Geschäfte des Ordnens seines äußeren Haushaltes zu dem nicht minder friedlichen Geschäfte des Bestellens seines inneren Hauswesens gewendet hätte. Wenn dabei das Gefühl seiner leiblichen Beschwerden sehr stark wurde, tröstete er sich und Andere mit den Worten Hiobs: „Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?“ Er suchte und fand dann die Kraft der ausharrenden Geduld in einem stillen Aufseufzen zu Gott, so daß seine Krankenpfleger oft erstaunen mußten über diese Macht eines in Gott freudigen Geistes in solchem augenfällig schweren Leib.

So kam der letzte Morgen, Freitags den 14. Juli, heran. Er sah nun seinen Zustand klar ein, und sagte selbst: „Es geht jetzt zu Ende.“ Doch war auch jetzt durchaus keine besondere Spannung des Gemüthes, keine außergewöhnliche Feierlichkeit seines Wesens zu bemerken; er blieb mit der größten Ruhe bei seinen gewohnten Gedanken und Beschäftigungen, nahm seine Lieblingsblume, eine Lilie, die auch an seinem Todtenbette nicht fehlen durfte, in die Hand, ließ das Wasser des Eises, das man als Medicament gebraucht hatte, darauf träufeln, beobachtete die chemische Wirkung desselben und sprach darüber ganz unbefangen und eingehend mit dem daneben stehenden Arzte. Einige Zeit darauf erhob er sich noch einmal von seinem Lager, ging zu seiner Bibliothek und holte ein griechisches Handlexikon des neuen Testamentes, das er täglich bei seinen Meditationen gebrauchte, schlug die Wur-

zel eines neuteſtamentlichen Wortes auf und legte ſich dann wieder zu Bette.

Bald darauf traten die Vorboten des Todes ein; ein Freund ſprach ihm die Worte des Apoſtels vor: Ich achte es alles für Schaden gegen die überſchwengliche Erkenntniß Chriſti Jeſu, und achte es für Koth, auf daß ich Chriſtum gewinne und in Ihm erfunden werde, daß ich nicht habe meine Gerechtigkeit, die aus dem Geſetz, ſondern die durch den Glauben an Chriſtum kommt, zu erkennen Ihn und die Kraft ſeiner Auferſtehung und die Gemeinſchaft ſeiner Leiden" — worauf der Sterbende mit lauter Stimme beifügte: „Und die Herrlichkeit darnach" — Nun ertönte die Glocke des Münſters, die jeden Freitag um 11 Uhr das einige Opfer auf Golgatha verkündet, unter deren Klängen ſeine Mutter (an einem Charfreitage) verſchieden war; er gab ſeiner Frau noch den letzten Abſchiedskuß; der kurze Todeskampf trat ein, man hörte ihn das Wort ſprechen: „Er hat die Kelter des Zornes getreten allein" und unter den feierlichen Klängen der Glocke war ſein Geiſt hinüber in die ihm beſtändig nahe Welt der Ewigkeit geſchieden.

Sein Antlitz war im Tode außerordentlich ſchön: ein ernſter Friede, eine ſtille Majeſtät ruhte auf demſelben und ließ noch mehr als während des Lebens den hohen Geiſt durchſchimmern, der in dieſer Hülle gewohnt hatte.

VII. Johannes Rudolf Roth.

1. Ein Grab im Thal der Thäler.

Ich habe in meinem Leben manches ſchöne, herrliche Thal geſehen, das zwiſchen den Hochalpen mit ſchneebedecktem Gipfel oder zwiſchen grünbewachſenen Hügeln ſich hinzieht, keines aber von allen hat meine Sinne mächtiger entzückt, als jenes Thal der Thäler, das zwiſchen dem Libanon und dem großen Hermon — dem Antilibanon — ſeinen Verlauf nimmt. Das Heidenthum der uralten Tage hat dem hohen Naturreize dieſes Thales das Siegel ſeines Entzückens aufgedrückt, es hat dort, nahe am Quelle des Orontes, im ſyriſchen Heliopolis oder Baalbek der vergötterten Sonne einen Tempel erbaut, deſſen Pracht und Herrlichkeit durch kein anderes Kunſtwerk der Menſchenhand überſtrahlt wird. Baalbek mit dem Quell des Orontes und mit ſeinem von barbariſcher Zwietracht zertrümmerten Tempel liegt im nördlichen Theile des Thales der Thäler, deſſen Geſchichte, die ohne höhere Weihe war, ruhmlos aus den Erinnerungen der Völker verſchwunden iſt; dem ſüdlichen Verlaufe des Thales aber iſt für alle Zeiten der Völkergeſchichte das Siegel, nicht nur eines menſchlichen Entzückens, ſondern der Weihe eines Geiſtes aufgedrückt, deſſen ſtill über dem Waſſer ſchwebendes Walten aller Geſchichte der Erdbewohner Anfang und Ende iſt. Denn hier nimmt aus zahlreichen Bächen, die aus

vulkaniſcher Tiefe hervorbrechen, der Jordan ſeinen Urſprung: der hoheprieſterliche Strom von allen Strömen und Waſſern der Erde. Dort am Fuße des Hermon breitet ſich jene erhaben ſchöne Thalebene aus, in welcher einſt Cäſarea Philippi lag, deſſen prunkende Paläſte aus der herodianiſchen Zeit längſt verſchwunden ſind, während noch jetzt bei dem kleinen türkiſchen Dorfe Banias, das auf Cäſarea's Trümmerboden ſteht, jene Felſengrotte ſich findet, aus deren Tiefe die öſtliche Quelle des Jordans hervorkömmt. „Dieß iſt die Gegend, welche der Erlöſer ſo gern mit ſeinen Jüngern betrat; hier an der heidniſchen Gränze predigte er dem Volke in den Verſammlungen, auf den Märkten der Karavanenzüge. In dieſem fernſten Theile des jüdiſchen Landes, in dieſer ſtillen Waldgegend war es, wo Jeſus nach einſamem Gebete zum erſten Male ſeine Jünger fragte, wer er ſey, und mit der erſten Offenbarung ſeiner höheren Natur auch zugleich die Ankündigung ſeines Leidens und Opfertodes verband.“ *)

Es war am 31. Mai 1837, damals der Tag vor dem Himmelfahrtsfeſte, als ich bei Baalbek in das herrliche Thal kam, das der Libanon mit ſeinen beiden Armen umfängt. Ich habe den Eindruck, welchen die erhaben ſchöne Natur des Thales und die Kunſtherrlichkeit des alten Sonnentempels auf mein Gemüth und meine Sinne machten, in dem 3ten Bande meines Buches: Reiſe in das Morgenland S. 316 u. f. ſattſam beſchrieben; mitten unter dieſen Erinnerungen wacht aber eine andere in mir auf, welche

*) Man vergleiche die meiſterhafte Schilderung der Umgegend der Grabſtätte ſeines geliebten Freundes J. N. Roth durch Puchta in der Beilage zu Nr. 222 (10. Auguſt 1858) zur allgem. Zeitung unter der Ueberſchrift Hasbeia.

zwar bei dem Andenken an den Genuß der Sinne gleich einem wehmüthigen Traume der Nacht nicht laut werden durfte, dennoch aber in diesen Tagen meines ernster bedenkenden Greisenalters gleich einem prophetischen Traumgesichte in meinem Gemüthe zur Sprache gekommen ist.

Am frühen Morgen des 4. Mai, am Himmelfahrtstage, hatten sich meine beiden jungen Reisegefährten, die ich gleich eigenen Kindern liebte, Johannes Roth und Michael Erdl von uns geschieden, um eine Reise nach dem Cedernwalde des Libanon und nach Eden: dem Paradiese des Libanon, anzutreten, während wir Anderen den näheren, leichteren Weg nach Beirut ziehen mußten. Es waren nicht die Gedanken an den Tod und seine Todten, die mich bei einem Spaziergange am Himmelfahrtsmorgen zu den uralten Felsengräbern auf der westlichen Höhe bei Baalbek mehr als gewöhnlich ergriffen, sondern die sorglichen Gedanken an den Sohn meines Herzens, an Johannes Roth, der so eben, mit eiligem Abschiede von mir gezogen war, denn, wie ich in meinem oben erwähnten Buche es berichtet habe, dieser noch nicht 20jährige stille und kühne Jüngling, für welchen ein liebendes Mutterherz die Sorge an mein Herz gelegt hatte, war schon einige Male, durch sein nächtliches Verirren von uns in der Wüste, und ein anderes Mal durch sein Herabstürzen im Schlafe vom Kameele, in Todesgefahr gewesen, und wenn ich da vom Hügel der Gräber die noch dicht beschneiten Berggipfel und Thäler des Libanon betrachtete, über und durch welche der Weg nach den Cedern und nach Eden führte, da mochte die Sorge um meine beiden pflegebefohlenen Söhne nicht unbegründet erscheinen.

Und dennoch, so sagten mir tröstend und beruhigend selbst die beiden sonst so leicht zur Sorge geneigten Freun-

dinnen und Begleiterinnen auf der Reiſe nach Beirut, war die Gefahr für unſere beiden Jünglinge keineswegs ſo groß, als ich mir ſie dachte. Bei ihnen waren noch zwei ortskundige Führer und Begleiter, an deren Hand ſie mit ziemlicher Sicherheit gehen konnten: Mühlenhoff der Dragoman, der ſchon ein Mal in dieſer ſeiner Eigenſchaft eine Geſellſchaft vornehmer Reiſender zu dem Cedernwalde und nach Eden begleitet hatte, vor allen aber der Treiber der Maulthiere, auf denen unſere Reiſenden ritten, ein Eingeborener des Landes, der nicht nur ein Mal, ſondern öfter, bei den Cedern wie in Eden geweſen war.

Und dennoch brachte dieſe kurze Reiſe in die Schneefelder des Libanon meine beiden jungen Freunde der Todesgefahr näher als unſere ganze längere, damalige Reiſe, zu Waſſer und zu Lande, es gethan hatte. Gleich beim Eintritte in den dichten Wald am Fuße des Gebirges bekam der ortskundige Maulthiertreiber einen ſo heftigen Anfall des kalten Fiebers, daß er ſich nicht mehr auf ſeinem Eſel zu halten vermochte, „er empfahl uns," ſo erzählt Roth, „der Leitung Gottes und blieb liegen, nicht mehr antwortend auf unſere Fragen." Da nun die bewohnten Orte des Thales ganz nahe und der Weg da unten noch ziemlich belebt war, verließen ihn die Reiſenden und ritten auf einem anfangs noch ziemlich augenfälligen Bergpfade in nordweſtlicher Richtung nach den Schneefeldern. Jetzt ſollte der Dragoman die Stelle des wegkundigen Führers vertreten. Aber H. Mühlenhoff hatte von einer ganz anderen Seite her, nicht von Baalbek aus, ſeine Reiſenden nach dem Cedernwalde und nach Eden begleitet; bald war man verirrt in den Feldern des Schnees, auf welchem keine Spur eines Pfades ſich zeigte und in denen die Thiere, von ihren Reitern am Zaume gezogen,

tief, öfters bis zu ihrem Bauche einſanken. Ein Abgrund, ein ſteiler Felſenabhang nach dem anderen mußte umgangen oder von den Reiſenden wie von ihren kräftig ſich ſträubenden Thieren durch Rutſchen hinabgegleitet werden. Da kam das Dunkel der Nacht. Meiſterhaft und treu hat mein Freund: Johannes Roth, alle Gefahren dieſes erſten Tages und die Schreckniſſe der erſten Nacht dieſer Reiſe (in meinem angeführten Buche S. 350 u. f.) beſchrieben: er iſt mitten in allen Beſchwerden und Gefahren guten Muthes und voll Vertrauen auf Gottes Führung geblieben. Auch zeigte ſich dieſes Vertrauen als ein wohlbegründetes, denn ſchon am folgenden Tage fanden ſie nicht nur einen Führer, ſondern einen brüderlich liebevollen Gaſtfreund: den Schech eines wohlhabenden Gebirgsortes, einen maronitiſchen Chriſten, der ſie in den Hain der Cedern geleitete, ihren Hunger und das Bedürfniß nach ruhigem Nachtſchlafe reichlich ſtillte, und ſie nach einem Paradieſe der Erde, nach Eden, zu Petrus, dem oberſten Schech des dortigen Maronitengebietes, brachte. In dieſen feſtlich ſchönen Tagen feierte der eine der beiden innig verbrüderten Jünglinge, Mich. Pius Erdl, ſeinen 23. Geburtstag, Johannes Roth aber, der, um mehr als ein Jahr jünger, am 4. September 1815 geboren war, hatte an dem Tage, der ihn mehr als irgend ein anderer dem Tode nahe brachte, faſt genau die Hälfte ſeiner Lebenstage (21 Jahre und 5 Monate) vollendet, denn noch einmal 21 Jahre und 5 Monate — und er lag an einer anderen Stelle des erhaben ſchönen Thales in ſeinem frühen Grabe, dahin man ihn gebettet*).

*) Er ſtarb am 26. Juni 1858, ſeines Alters 42 Jahre 8 Monate 22 Tage.

Als wir bei unſerer Abreiſe von Baalbek in der Richtung des Laufes, den der Leontes nimmt, nach Süden hinabzogen durch das in ſeiner Naturfülle grünende und blühende Land und auf der Anhöhe jenſeits des Fluſſes, auf dem Wege nach Sachile gegen Süden, nach dem Antilibanon hinabſchauten, da habe ich, wenn auch nicht das im Bergkeſſel liegende Hasbeia, bei welchem das Grab im Thale der Thäler ſeine Stätte hat, doch ſeine Umgegend geſehen und mich dorthin geſehnt.

„Südweſtlich vom erhabenſten Scheitelgebirge des Antilibanon, dem großen Hermon, fällt," ſo ſchildert uns Puchta (a. a. O.) die Grabesſtätte, „ein ſcharfes Felſengehänge ab, an deſſen Fuße das Städtchen Hasbeia liegt; an ihm vorüber rauſcht einer der Quellarme des Jordan, der aus dem baſaltiſchen Bergkeſſel des einige Stunden entfernten Wadi el Teim kommt. Das Thal von Hasbeia iſt mit Kornfeldern, Olivenpflanzungen und Weinbergen geſchmückt und von einem bildſchönen Menſchenſchlage belebt. — — Da, am Hermon, iſt die Mitte zwiſchen Tyrus und Damaskus, und noch jetzt, wie vor alten Zeiten führt eine Straße der Karavanen von den ſyriſchen Küſtenſtädten her, durch Hasbeia nach Damaskus. — — Hier, in einer Nachbarſchaft, welche durch die Erinnerungen an die Tage des Heiles geweiht iſt (nach S. 261) iſt die Stätte, wo wir die letzten Reſte unſeres Freundes zu ſuchen haben. Mitten in einem Quelle und Mittelpunkte orientaliſcher Gebilde und Völkerbewegungen hat er ſeinen Stab niedergelegt; er, deſſen ganzes Gemüth dem Morgenlande zugewendet war. Hier iſt überall friedliche Ruhe, und in der Nähe und Ferne ſeines Grabes iſt heiliger Staub aufbewahrt, um welchen die Geiſter der Vor- und Nachwelt ſchweben. Konnte Johannes Roth eine ſchönere Ruheſtätte finden?"

Dieſe hier angeſtrichenen letzten Worte ſeines oben angeführten ſchönen Aufſatzes „Hasbeia“ in der allgemeinen Zeitung ſchrieb der Altersgenoſſe und Freund unſeres Johannes Roth, der reich- und hochbegabte Pfarrer Buchta nur wenige Wochen vorher, ehe er ſelber bei Augsburg ſein Grab fand. Denn er ſtarb am 12. September 1858.

2. Das Elternhaus.

Der Vater unſeres Johannes Roth war Dr. Johann Friedrich von Roth, der geweſene Präſident des proteſtantiſchen Oberkonſiſtoriums, Reichsrath und Staatsrath in München; die Mutter eine geborene Merkel aus Nürnberg. Ich habe von dieſem ſeltenen Elternpaare, ſo wie von dem Hauſe des alten, ehrwürdigen Marktvorſtehers Paul Wolfgang Merkel, jener Ehrenſäule des alten, chriſtlichen, treumeinenden Bürgerſinnes eine Schilderung in dem erſten Bande dieſer vermiſchten Schriften gegeben, deren Züge mir aus der eigenen Anſchauung und Erfahrung geblieben ſind. Wenn auch nicht eine glückliche Gabe der Darſtellung, ſo hat mir doch eine in mir unvergängliche, dankbare Ehrfurcht und Liebe bei dem Entwerfen jener Züge die Hand geführt.

Jene Väter der älteſten Kirche, welche, wie Auguſtinus, die Grundlage ihrer geiſtigen Bildung in der Schule des klaſſiſchen Heidenthumes empfingen, haben dieſen Gewinn nicht nur wie David, Iſraels Held und König, Goliaths erbeutetes Schwert, im Heiligthume Gottes niedergelegt, ſondern dasſelbe auch von der geweihten Stätte entnommen und zum ſiegreichen Kampfe es gebraucht, wenn die Gefahr vor der Macht des Feindes ſie zu den Waffen rief. Auch Johann

Friedrich von Roth hatte die Grundzüge ſeiner geiſtigen Bildung in der Schule des klaſſiſchen Alterthumes empfangen und dieſe Grundlage iſt der eine, feſtſtehende Theil ſeines Weſens und kräftigen Wirkens geweſen.

Es ſind zwei Gaben, welche das klaſſiſche Alterthum Jedem, dem es um die wahre Bildung des Geiſtes ein Ernſt iſt, in reicher Fülle darbeut: die eine dieſer Gaben iſt die Macht über die Sprache, das höchſte Vorrecht der Menſchennatur über die Natur des Thieres. Denn das Wort der vernünftigen Rede; das Vermögen, würdig, klar und mit treffender Wahrheit zu ſprechen, tritt uns in den ſchriftlichen Werken des klaſſiſchen Alterthumes in einer Vollendung und Kraft entgegen, welche die empfängliche Jugend zur Nachahmung weckt, das reifere Alter zur Anwendung im Verkehre des Lebens bekräftigt. Eine andere Gabe, welche der Umgang mit dem klaſſiſchen Alterthume gewähret, iſt der erhabene Aufblick zu jenen Vorbildern des Ernſtes und der Kraft der Thaten, welche die ewige Weisheit in die lange Nacht des Heidenthumes, gleich leuchtenden Sternen, hineingeſtellt hat, damit ſie dem Wanderer oder dem Schiffer im Meere den Weg nach der Heimath weiſen möchten. Dieſe Vorbilder waren die Kämpfer von männlichem Muthe und von einer feſt bei dem Rechte und der Ordnung des Geſetzes bleibenden Geſinnung: jenes Geſetzes, deſſen Grundzüge ſelbſt dem natürlichen Menſchen in ſein Verſtändniß und ſein Herz geſchrieben ſind. Der Werth dieſer beiden Gaben des klaſſiſchen Alterthumes: die Kraft der Rede und der ſiegreiche Ernſt der Weisheit, welchen den empörenden Gräueln jener Tage Beſinnung gebot, konnte zu keiner Zeit höher erkannt werden als in der Zeit der franzöſiſchen Revolution und ihren nächſten Folgen. Johann Friedrich Roth war durch die Anlage ſeiner

geistigen, thatkräftigen Natur, so wie durch die Geschichte seiner Zeit, zu einem Tagwerke seines Lebens erzogen und bekräftigt worden, zu welchem er beider Gaben der altklassischen Bildung: die Macht und Würde der Rede und des ernsten Festhaltens an Ordnung und Recht bedurfte; sie hatten bei ihm, wie Goliath's Schwert in der Stiftshütte, eine höhere Weihe durch den Christenglauben bekommen: so stand der Mann in siegreicher Macht des Geistes und des Willens, bis an sein Ende da.

Sein Haus wie sein Herz waren mit vielfachen Gütern gesegnet, die höchste dieser Segnungen war die Gemahlin, welche Gott ihm an seine Hand und an sein treues Herz gegeben hatte: seine Katharina Merkel. Ihres Gleichen sind mir nur wenige Frauen auf Erden begegnet. Erblühet in der Zucht eines frommen Elternhauses, herangezogen zur geistigen Reife im Umgange mit einem solchen Manne, als der ihrige es war, hatte sie mit der Demuth zugleich jene Lebensweisheit erfaßt, auf welcher das Wohlgefallen Gottes ruhet. Es war in ihr ein hoher Geist, der seine vielseitigen Erkenntnisse und Kräfte gern in jene äußere, sanfte Stille verbarg, in deren Annahen ein Mann von geöffnetem Auge die Nähe Dessen erkannte, vor welchem er schweigend sein Angesicht verhüllte (1. Kön. 19 V. 13). Es wohnte in dem Wesen dieser Frau die innige Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens, und Gott war mit ihr, in Allem, was sie that.

Von dieser Mutter wurde unser Johannes Roth, wie bereits erwähnt, am 4. September 1815 geboren. Er war das vierte Kind, mit welchem Gott ihre Ehe gesegnet hatte, zwei Schwestern und ein Bruder, welcher schon im Knabenalter aus dem Erdenleben schied, waren älter als er. Wer die Kinder des Roth'schen Hauses, zu denen

ſpäter noch zwei jüngere Geſchwiſter kamen, genauer in's Auge faßte, dem konnte es nicht entgehen, welche Züge einer großen, äußeren wie inneren Aehnlichkeit in Johannes mit ſeiner Mutter und durch dieſe mit dem Merkel'ſchen Familienſtamme ausgeprägt waren. Wurde er doch auch in dem großväterlichen Hauſe zu Nürnberg geboren und dieſes blieb ihm, ſo lange er lebte, ein herzlich geliebtes Vaterhaus.

Aus der Mitte dieſes großväterlichen Hauſes, obwohl nicht von der Hand eines ſeiner eigentlich zugehörigen Bewohner, ſondern von der ſeiner Mutter, haben ſich ſchriftliche Mittheilungen erhalten, welche uns weſentliche Züge darbieten für das Lebensbild des Johannes Roth, weil ſie uns ſchon im Kinde den künftigen Mann erkennen laſſen. Wir erwähnen zuerſt nur kurz der lauteren Quelle, aus welcher jene Mittheilungen uns kamen.

Das Bündniß der Liebe zwiſchen allen Gliedern der Merkel'ſchen Familie, vor Allem der Eltern zu den Kindern und dieſer zu jenen, war ein ſo unverrückbar feſtes, daß auch die auswärts wohnenden Kinder fortwährend wie Hausgenoſſen betrachtet wurden, welche, wenn auch nicht alle Morgen und Abende, doch zu gewiſſen Zeiten des Jahres wochenlang im Zimmer der zärtlichen Hausmutter Merkel ſich einſtellen mußten. Namentlich that es dieſe Hausmutter nicht anders: ihre Tochter Katharina, die vermählte Roth, mußte alle ihre Wochenbetten im Elternhauſe zu Nürnberg halten, das der Wöchnerin freilich eine Pflege und Wartung gewähren konnte, wie kein in der Fremde ſtehendes eigenes. Aber auch außer dieſem war die Tochter Katharina durch die Pflicht der kindlichen Liebe, namentlich gegen die zärtliche Mutter, gedrungen, jedes Jahr mehrere Wochen zu Nürnberg im Eltern-

hauſe zu leben, dahin ſie dann alle ihre Kinder mit ſich nahm. In dieſer Zeit der Entfernung von ihrem vielbeſchäftigten Gemahl blieb ſie jedoch in einem ſo fortwährenden, unzertrennlichen, geiſtigen Verkehre mit dieſem, daß ſie jeden zweiten Tag ihm einen langen Brief ſchrieb, darin ſie ihm über Alles, was ihr und den Kindern geſchah, einen treuen ausführlichen Bericht gab. Eben ſo oft, als ſie ſchrieb, empfing ſie auch Briefe ihres „Liebſten“ aus München. Aus der Schatzkammer dieſes Briefwechſels von faſt unvergleichbar geiſt- und gemüthvollem Gehalte theilen wir hier das mit, was die Mutter in den Jahren 1817 und 1818 über ihren damals zwei- und faſt dreijährigen Johannes ſchrieb:

„Johannes iſt auf ſeines Onkels Pferd geſetzt worden, er jubelte laut und ſchlug vor Freuden mit Händen und Füßen um ſich. — Er kann ohne Bewegung kein Pferd hören; ſobald er das ſeines Onkels ſieht, ſchreit er heftig, bis man ihn hinaufhebt.“ — „Wenn,“ ſo ſchreibt die liebende Mutter in einem ſpäteren Briefe, „Johannes auf's Pferd geſetzt wird und man fragt ihn, wohin? ſo antwortet er mit vor Freude glänzenden Augen: „ganz fort, nimmer wiederkommen!“ Reiten geht ihm über Alles, jeder Schemel muß ſein Pferd vorſtellen.“

Dieſen mütterlichen Berichten über ihren kleinen Johannes gehen jene anderen zur Seite und gegenüber, welche ſie von dem faſt um drei Jahre älteren Söhnchen, dem geiſtig reichbegabten, liebenswürdigen Rudolf gibt. Denn dieſer hatte eine beſtändige Aengſtlichkeit und Furcht vor den Pferden, wenig Neigung, auf ihnen zu ſitzen, gar keine, auf ihnen zu reiten.

Auch die zuletzt erwähnte kindliche Aeußerung des kleinen Johannes: fortzureiten und nicht wieder zu

kommen, schreibt der Vater in einem Briefe vom Januar 1808: „Wer weiß, ob nicht in diesem Fortwollen eine Ansiedelung jenseits des Meeres vorbedeutet ist.“ — Und in einem um etliche Wochen späteren Briefe: „Ich vermuthe, daß Johannes vielleicht ein Seemann werde“, und zugleich spricht er über den Bruder desselben, über Rudolf, die wahrhaft vorbedeutende Vermuthung aus, daß dieser im Lande, im Anbau der Wissenschaften bleiben werde.

Wir fügen den eben gegebenen hier noch einige andere Züge aus den damaligen mütterlichen Briefen bei, darin sich uns das natürliche Wesen des Johannes Roth in seiner späteren Entwickelung und seinem Lebenslaufe zum Tröster der Trostbedürftigen und zum Arzte abspiegelt:

„Eine wahre Lust ist es, Johannes' innere Fröhlichkeit zu beobachten. Er macht nicht viel Lärm, aber das Wohlbehagen drückt sich in seinem ganzen Gesichte aus, und er singt fast beständig.“ — — „Er sang heute beim Erwachen: wenn ich ein Vöglein wär' mit gar lieblicher Stimme.“ — „Er rief in der Nacht plötzlich: o Mama, ich luna sehen! — Seine nie getrübte Fröhlichkeit gewinnt ihm alle Herzen.“ — Johannes ist außerordentlich theilnehmend bei Schmerzen Anderer; er trocknet ihre Thränen oder heilt mit der Hand und beklagt aufrichtig.“ — —

Neben diesen Eigenheiten des Kindes gab es auch andere an ihm, darüber sich der Vater besonders erfreute. Der Kleine sprach, als seine Zunge für deutsche Worte noch ziemlich ungeschickt war, lateinische Worte vollkommen rein und richtig aus, es schien ihm die Kraft und Beugsamkeit einer klassisch altrömischen Zunge angeboren zu seyn und schon in der Schule setzte er seine Lehrer durch die Leich-

keit, mit welcher er seine deutschen Aufgaben in ein gutes, korrektes Latein übersetzte, in Verwunderung; in seinen männlichen Jahren zeigte er sich bei jeder Gelegenheit als vollendeten Meister eines klassisch schönen lateinischen Styles, eine Gabe, durch welche er auch der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er war, bei manchen Gelegenheiten ihres auswärtigen Verkehres gerne diente.

Das Aufkeimen gerade einer solchen Anlage seines Sohnes mußte dem Vater zu einer besonderen Freude gereichen. Es schien, als sey dem Knaben schon hierdurch eine Laufbahn zu einer jener Arten des gelehrten Berufes angedeutet, der seine wesentliche Grundlage in dem Studium der alten, klassischen Litteratur, seine beständige Bekräftigung in dem Verkehre mit dieser findet. Aber zu dem eigentlichen, vorherbestimmten natürlichen Berufe wird der Mensch, sobald ihm hierzu die nöthige Freiheit gegeben ist, nicht zunächst durch die äußerliche Stellung seiner Geburt und ihre Aussichten in die Zukunft, auch nicht durch Vorbilder, die um ihn herstehen, erzogen, sondern durch einen inneren angeborenen Drang seiner Natur geführt und hingerissen, der dem Instinkte des Thieres gleicht.

Wir wollen diese öfters wiederkehrende Erfahrung in den hier nachstehenden Zügen aus der Entwickelungsgeschichte des Johannes Roth etwas näher in's Auge fassen.

3. Der natürliche Beruf.

Ein Wort, welches der Vater des Johannes öfters aussprach, enthält für die jetzt aufblühende Jugend unseres Geschlechtes eine belehrende Wahrheit, welcher man vor allen anderen im vorherrschenden Sinne unserer Zeit ausgesprochenen Lebensregeln Beachtung und Beherzigung wün-

ſchen möchte. Es heißt: „der Jugend geziemt Bewunderung, dem Alter entſchiedenes Urtheil.“

Nicht allein dieſer Mann von altväterlich ehrwürdiger Geſinnung und Erkenntniß, ſondern mehrere ſeiner gleichſinnigen Zeitgenoſſen haben die Klage ausgeſprochen, daß in unſeren Tagen Beides, das entſchiedene Urtheil und die geziemende Bewunderung, in ſo mangelhaftem Maaße vorhanden ſey. Die Gabe der Bewunderung, wo ſie noch auflebt, iſt nur noch für menſchlich mangelhafte Erſcheinungen unſerer vergänglichen Zeit da, in ihrem lauten Geſchrei iſt weder gerechtes, entſchiedenes Urtheil, noch eine Stimme der Wahrheit, die für alle Zeiten gilt. Im väterlichen Hauſe unſeres Johannes Roth und in der Zucht desſelben ward den aufblühenden Kindern vor Allem Ehrfurcht und Bewunderung vor Gottes Wort und ſeiner ewigen Wahrheit eingepflanzt und gelehrt, nächſt dieſem aber, als vielbewährtes geiſtiges Element der Jugendbildung, die Bewunderung und Befreundung mit der Weisheit und der hohen Würde des klaſſiſchen Alterthums. Johannes, das darf man ſagen, hat Beides: die Gottesfurcht und Liebe zu Gottes Wort und die Ehrfurcht und Liebe für das klaſſiſche Alterthum im Hauſe ſeines Vaters treulich und ernſtlich in ſein Inneres aufgenommen und darin bewahrt, ſo wie nach außen es bewährt, bis an ſein Ende. Dennoch mußte die Richtung, welche ſein innerer Beruf nahm, dem Vater eine eben ſo unerwünſchte und unerwartete ſeyn als der Glucke henne, die unter den ihr anvertrauten Eiern neben den Küchlein der eigenen Art auch eine junge Ente ausbrütete, das Schwimmen von dieſer im Teiche es iſt.

In dem Weſen des Knaben Johannes war eine auffallende Veränderung vor ſich gegangen. An die Stelle der früheren Lebhaftigkeit und lauten Munterkeit war eine ge-

müthliche Stille getreten, darin zwar die Liebe und demüthige Hingebung in den Willen und die Zucht des Vaters wie der anderen Lehrer noch dieſelben geblieben waren, die ſie vorhin geweſen, zugleich aber auch ein eigenthümliches Verlangen ſich regte, das ſich vor dem Vater nicht laut zu werden getraute. Dieſes Verlangen ging in einer ſchon frühe entſchiedenen Richtung nach dem Erforſchen und Erkennen der Natur hin. Man konnte durchaus nicht errathen, auf welche Weiſe und durch welch' äußeren Anlaß jenes Verlangen, jener innere Naturtrieb geweckt und genährt worden war. Der Vater ſahe zwar ungern neben dem Studium der alten Sprachen in dem Geiſte ſeines Sohnes einen anderen vielleicht anziehenderen Kreis der Anſchauungen und Beſchäftigungen aufkommen. Doch wurde dem Knaben in ſeinen Freiſtunden erlaubt, ſeinem natürlichen Hange zu folgen. Dieſer aber machte von der gegebenen Erlaubniß einen ſo gemäßigten Gebrauch, daß er bei dem Schulunterrichte der alten Sprachen hinter keinem ſeiner Mitſchüler zurückblieb, ſondern nach dem Urtheile der Lehrer einer der Beſten unter Allen war.

Ich ſelber hatte den mir ſpäter ſo nahe tretenden lieben Knaben zuerſt in ſeinem ſiebenten Jahre geſehen, bei einem Beſuche, den ich von Erlangen aus (im Jahre 1822) in München machte. Wenn ich nicht irre, waren es Steine, am Ufer der Iſar geſammelt, mit deren Betrachtung ich den beſcheiden ſchweigſamen Knaben beſchäftigt fand und darin zugleich einen äußeren Anknüpfepunkt unſerer Bekanntſchaft, welcher durch das, was mir die Mutter von dieſem lieben Kinde erzählte, zu einem inneren wurde. Als aber im Jahre 1827 ich ſelber nach München zog, fand ich den Johannes nicht dort, dieſer war ſchon im Jahre 1826 nach Nürnberg gekommen, um dort am Gym-

naſium, das unter der Leitung ſeines Vaters Bruder, des Rektors Roth, ſtand. Eines Mannes, der mit einem ſeltenen Reichthum des Wiſſens die Gabe empfangen hatte, dieſe ihm anvertrauten Güter mit gewiſſenhafter Treue zum Dienſte und Nutzen junger Seelen und nach dem Willen ſeines Herrn zu verwenden, in deſſen Zucht und Leitung er ſelber ohne Aufhören ſtand. Hier, im Bereiche des lieben großelterlichen Hauſes blieb er ſechs Jahre, während denen er ſich zugleich mit einem gründlich guten Erwerbe der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe durch ſein ſtilles, beſcheidenes und freundliches Weſen die Liebe ſeiner Lehrer wie die ſeiner Mitſchüler in gleichem Maaße erwarb. Der Vater hielt es für gut, daß ſein Sohn die Gymnaſialſtudien in München vollende und ebendaſelbſt die Univerſitätsſtudien begänne. Er that dieſes und wurde ſchon im Jahre 1834 und 1835 mein fleißiger Zuhörer und geliebter Schüler an der Univerſität. Denn ſein künftiger Beruf für die Medizin und Naturkunde war jetzt, durch den beiſtimmenden Willen ſeines Vaters, entſchieden.

In der freien Zwiſchenzeit, die ihm nach ſeinem Abgange vom Gymnaſium und vor dem Beginne der akademiſchen Laufbahn geblieben war: im Herbſte 1834 ward ihm zum erſten Male die Pforte einer längſt erſehnten größeren Weltanſchauung aufgethan. Er durfte, in Begleitung eines Bruders ſeiner Mutter und des trefflichen Hauslehrers Alt eine Reiſe durch Tyrol antreten, die ihn bis nach Venedig, an die Küſte des Meeres führte. Zwar traf ihn ſchon auf dieſer erſten Wanderung ein Mißgeſchick, das ihm auf ſeiner ſpäteren Reiſe in noch größerem Maßſtabe mehr als ein Mal widerfahren iſt: das Verirren mitten in der Fremde. Denn als er, an den Ufern des Gardaſees, wahrſcheinlich beim Aufſammeln von Süßwaſſerſchnecken

und Muſcheln, die Brieftaſche verloren hatte, darin der Reiſepaß für ihn und ſeine Begleiter enthalten war, irrte er faſt einen ganzen Tag lang, bis zur einbrechenden Nacht auf den Wegen am See umher. Er war der dortigen Volksſprache ſo wenig kundig, daß ihm das Fragen wie das Verſtehen der Antworten in gleichem Maaße unmöglich blieb. Da zog ihn ſeine Fertigkeit im Sprechen des Lateiniſchen aus der Verlegenheit. Die Prieſter verſtanden ihn und das Verlorene kam wieder glücklich in ſeine Hand.

Aber dieſes kleine Mißgeſchick hatte nicht im Mindeſten den Vollgenuß ſeiner Sinne gehemmt, welchen ihm der Anblick der Alpen, der Landſeen, vor Allem aber des Meeres gewährte. Sein ſonſt ſtiller, ſchweigſamer Mund wurde ungewöhnlich beredt, wenn er von den Naturanſchauungen dieſer erſten Reiſe ſprach.

Schon in der Oberklaſſe des Gymnaſiums und noch mehr an der Univerſität hatte er einen innigen Bruderbund mit einem Jünglinge geſchloſſen, welcher freilich vor allen Anderen einer ſolchen treuen, feſten Liebe werth war. Michael Pius Erdl hieß dieſer reichbegabte Jüngling, der auch mir, im Kreiſe meiner Zuhörer an der Univerſität, einer der liebſten und theuerſten war. Ich wußte bei der erſten Bekanntſchaft mit ihm noch nicht, in welche Verhältniſſe eines näheren perſönlichen Beiſammenſeyns ich bald mit ihm treten ſollte.

In mir ſelber war endlich, ſchon weit über der Mitte des gewöhnlichen Lebensalters hinaus, im Jahre 1836 ein ſehnlicher Wunſch meiner früheſten Jugend: das Morgenland, und vor Allem Paläſtina zu ſehen, ſeiner Erfüllung nahe gekommen. Schon ehe dieſes geſchah, begegnete mir oft das, was das Sprüchwort ſagt: wovon das Herz voll iſt, davon gehet der Mund über; ich erzählte na-

mentlich meinen jungen Freunden in den Abendstunden, darin sich viele von ihnen wöchentlich einmal in meinem Hause um mich versammelten, manche vorzüglich ansprechende Züge aus älteren wie neueren Reisebeschreibungen, welche uns nach Kleinasien, Palästina und Aegypten führten. Mehr noch und unverholener sprach ich über meinen Reiseplan mit meinen theuren Freunden. Dieses Alles hörte mein junger Freund Johannes mit gespannter Aufmerksamkeit und lebendiger Theilnahme an. Je näher für mich die Zeit der Ausführung meines Reiseplanes kam, desto lebhafter regte sich in dem stillen Jünglinge der sehnliche Wunsch, mich auf meiner Reise begleiten zu dürfen. Er wagte es jedoch nicht, diesen geheimen Wunsch seines Herzens als eine Bitte gegen seinen Vater auszusprechen, doch wußte die liebende Mutter um sein Anliegen und als auch ich als lauter Fürsprecher für Johannes auftrat, wurde die Einwilligung der Eltern zu der Mitreise ihres geliebten Kindes mir nicht versagt.

In der damaligen Zeit, in welcher der Verkehr mit dem Orient durch die Dampfschiffe, eben erst im Entstehen, ein noch sehr beschränkter war, erschien eine solche Reise, wie meine beabsichtigte, noch nicht so leicht als in unseren Tagen, wo man selbst den Weg von Kairo bis an's rothe Meer durch Dampfwägen machen kann; auch hätte das jugendliche Alter des Sohnes bei anderen Eltern, als die seinigen waren, Bedenklichkeiten erregen können. Wären jedoch solche auch vorhanden gewesen, dann würde dieselben der muthige Entschluß meiner lieben, treuen Frau, mich auf dieser ganzen Reise als Gefährtin und Hüterin meines Lebens zu begleiten, beruhigt haben.

Johannes Roth war mir denn als hülfreicher Reisebegleiter zugesagt und an ihn schloß sich alsbald sein

Herzensfreund Erdl an. Bemerkenswerth erscheint es mir, daß die beiden Väter dieser Jünglinge: der Präsident von Roth und der in seinem Berufe anerkannt tüchtige, kenntnißreiche, wackere Landarzt Erdl, der Vater meines guten Reisegefährten, mit mir, dem väterlichen Anführer auf der Reise, in einem und demselben Jahre, 1780 geboren waren; als hätte dies schon eine vorläufige Hindeutung auf unser gemeinsames Zusammenwirken bei dem Reiseunternehmen seyn sollen.

Aber zu diesen beiden jüngeren Reisegefährten gesellte sich schon von München aus noch ein dritter, etwas älterer, der aber durch die Natur seiner geistigen und gemüthlichen Anlagen ganz dazu gemacht war, ein ergänzendes Mitglied unserer Gesellschaft zu seyn. Dies war der Maler Martin Bernaz aus Speier, dessen ich später, als eines treuen Gefährten des Johannes Roth und eines Theilnehmers an allen Gefahren und Mühseligkeiten auf der Reise in Aethiopien ausführlicher erwähnen werde.

Seinen 21. Geburtstag, am 4. Septbr. 1836, hatte Johannes noch im elterlichen Hause, im Kreise der Seinen gefeiert, der darauf folgende Tag blieb ihm noch für den Abschied übrig, denn am 6., schon in der Morgendämmerung fuhren wir, mit schweigendem Ernste, auf der Straße nach Salzburg hinaus.

In Wien fanden wir noch ein werthes Mitglied unserer Reisegenossenschaft: Fräulein von Waitz aus Kassel. Diese, eine Jungfrau von frommem Gemüthe und hochgebildetem Geiste, hatte schon manches schöne Land der Erde gesehen und durchreist. Aber sie begehrte einer höheren Weihe für all' diese bisher genossene Lust der Augen, welche sie zwar am bleibendsten und bald hernach auf ewig im Inneren ihres treuen Gemüthes gefunden hat, die aber

auch äußerlich den Sinnen ſich nahete, in dem Lande, darin die Geſchichte der Erde wie ihrer Völker ihre höchſte Weihe empfangen hat.

4. Die Weihe der Augenluſt.

Die Augenluſt bringt eine große Gefahr der Seele, wenn ſie mit der Fleiſchesluſt und dem hoffärtigen Leben im Bunde ſteht. Es gibt aber auch eine andere Luſt der Augen, deren Blick nicht niederwärts nach dem vergänglichen Staube und nach den Lüſten des Fleiſches gerichtet, ſondern nach oben gewendet iſt: nach dem Abglanze einer göttlichen Macht und Herrlichkeit in den Werken der Schöpfung wie der anbetenden, menſchlichen Gottesfurcht. Nach einer ſolchen Augenluſt hatte David's Herz ein Sehnen (Pſ. 27 V. 4), Iſraels ſchon geiſtig verſinkendes Volk ein Verlangen (Ezech. 24, 21). Die Berge wie das Meer, die Länder wie ihre Bewohner geben ein Zeugniß für die alldurchwirkende erhaltende Macht ihres Schöpfers; die Spuren und Erinnerungen an die großen Thaten der Erziehung und Rettung der Menſchen ſind nach verſchiedenem Maaße, mehr oder minder dem Auge erkennbar, der Geſchichte der Länder und Völker aufgeprägt, und dieſen nachzugehen, ſie zu erfaſſen, das iſt der höchſte Genuß, den der Wanderer durch die Länder der Erde finden kann. Mit Recht habe ich deshalb in dieſen Zügen aus der Geſchichte meines jungen Freundes unſere gemeinſame Reiſe in das Morgenland als eine Weihe der Augenluſt, und ich füge noch hinzu: des Wandertriebes bezeichnet, der ſich von früheſter Kindheit an in ihm geregt hatte.

Ich habe in meinem Buche: Reiſe in das Morgenland unſere damaligen Wege durch Land und Meer und

alles Das, was wir auf ihnen sahen und erfuhren, genau beschrieben und darf mich auf meine dort gegebenen Berichte um so mehr berufen, da der Kreis der Anschauungen, den sie umfassen, auch ein sonst vielbekannter ist. Wo könnte die Freude an den sichtbaren Wundern der Schöpfermacht mit jener an den großen Thaten Gottes in der Geschichte der Völker in höherem Maaße vereint seyn als in den Gegenden der Erde, welche wir damals mit unseren Augen sahen, mit unseren Füßen betraten!

Dort am schwarzen Meere öffnete sich uns zuerst ein Hinausblick auf ein Feld der uralten, bedeutungsvollen Völkersagen; Konstantinopel, die Trümmerstätte der alten oströmisch-byzantinischen Herrlichkeit, weckt zwar den Schrecken der Gerichte auf, die über ein Volk kamen, das den Weg der lauteren Wahrheit verlassen hatte, zugleich aber auch einen Quell der Tröstungen, denn noch immer grünt der Same des Glaubens und das Festhalten an dem ewigen Worte der Verheißungen unter dem Trümmerhaufen fort. Wie der Ton eines lieben alten Liedes ergriff der Anblick der Umgegend des alten Troja meinen jungen, Freund Johannes und den Genossen seiner Freude, unseren Erdl. An dem herrlichen Lesbos zogen wir an einem unvergeßlich schönen Herbstnachmittage langsam und in solcher Nähe am Ufer hin, daß wir Klänge wie eines Liedes von dorther vernahmen, bei denen wir selber einen Gesang anstimmten, zwar nicht nach dem Texte, wohl aber nach dem Rhythmus eines Sapphischen Liedes. Was konnte dem freudigen Aufwachen gleich kommen, im Hafen von Smyrna, nach der nächtlichen Fahrt durch den Meerbusen hinein zum Lande! Zum ersten Male seit langer Zeit vernahmen wir da den Klang einer christlichen Glocke, die den anbrechenden Tag verkündete, denn Smyrna

hat, nach dem Worte der Verheißung den Segen behalten, welcher der Lohn ſeiner Treue bis zum Ende war. Und welches andere Land der Erde hat die Natur mit einem höheren Liebreize, die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte mit reicheren Erinnerungen geſchmückt als hier dieſen Blüthengarten des alten Joniens, das Vaterland eines Homer und Heſiod und der geprieſenſten Dichter des ioniſchen Geſanges, in der Nachbarſchaft der Schulen der Weisheit zu Miletos und von Samos, Epheſus und Cos! Mit der Eile des Dampfes unſerer Schiffe und Wägen könnte man hier in einem Tage die Wohnſitze der älteſten Meiſter der griechiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft bis hinab zur Heimath des „Vaters der Geſchichte", des Herodot, beſuchen. Die Reiſe nach Magneſia war ein Vergnügen für alle Sinne; der Glanz des mächtigen Türkenreiches, in der Zeit ſeiner ſchönſten Blüthe, fällt hier noch ungetrübter in's Auge, als ſelbſt in Konſtantinopel. Sardis, die Stätte eines mächtigen Thrones, wie einer vormaligen chriſtlichen Gemeinde, gibt in ſeinen Trümmern, eben ſo wie Epheſus, ein Zeugniß von der Wahrheit des göttlichen Wortes, welches über das Ende dieſer beiden Gemeinden ausgeſprochen ward. Turkomanen bewohnen jetzt die Gegend am Fuße des hohen Tmolus, welche der vormals goldreiche Paktolus durchſtrömt. Mit den Kranken unter dieſem Volke kamen meine beiden jungen Freunde: Roth und Erdl bald in Verkehr, denn ſo gut ſie es vermochten, ſuchten beide durch guten Rath, Austheilen von Arzneien aus ihren mitgebrachten Vorräthen, und kleine chirurgiſche Handgriffe den Leidenden hülfreich zu ſeyn.

Namentlich für ſeine nachherigen, größeren Reiſen und ihre tägliche Anforderung waren dieſe ärztlichen Geſchäfte dem Johannes Roth eine ſehr wohlthätige Vorbereitung.

Wie mit den Turkomanen und ſelbſt mit den herumſtreifenden Banden der Zigeuner oder den armen Fellahs in Aegypten, ſo lernte er nachmals mit den Beduinen der äthiopiſchen Wüſte, wie mit dem Volke von Schoa und mit den Kaffern ſich befreunden. Es lag in ſeinem ganzen Weſen ein Ausdruck des zutraulichen Wohlwollens und der Herzensgüte und dabei eine ſo eigenthümliche Würde, daß auch in den roheſten Menſchennaturen nicht leicht ein Widerſtand gegen ihn und ſeine immer billigen Anforderungen aufkommen oder lange fortbeſtehen konnte. Dieſes erfuhren wir ganz beſonders auf unſerer beſchwerlichen Fahrt auf einem Segelſchiffe, das voll türkiſcher Mekkapilgrime war, von Smyrna bis nach Alexandria. Die ungünſtigen Winde und Stürme, die uns damals zuerſt auf den oenuſſiſchen Inſeln, dem lieblichen Chios nachbarlich gegenüber, mehrere Tage feſthielten, dann nach Symi, der Heimathinſel der Taucher und Seeſchwammfiſcher, verſchlugen, konnten den Geiſt der freudigen Geſchäftigkeit, der in unſeren jungen Freunden war, und der auch uns ſich mittheilte, nicht dämpfen noch verſcheuchen. Sie fanden überall Gelegenheit, Neues zu ſehen und zu forſchen und den armen Mekkapilgrimen Gutes zu erzeigen. Namentlich fühlte ſich ein mitreiſender Derwiſch von ſolcher ehrerbietigen Zuneigung gegen den jungen Hakim Roth ergriffen, daß er dieſem bei ihrem gegenſeitigen Abſchiede ein kleines, aus Elfenbein ſchön geſchnitztes Hausgeräthe als ein Geſchenk zum Andenken aufdrang, welches er ſelber als ſein koſtbarſtes Eigenthum ſchätzte. Daß unſer junger Freund dieſes Geſchenk eines Armen mit reicher Gegengabe erwiderte, bedarf ich hier nicht zu verſichern.

Bei unſerem kurzen Aufenthalte auf der Inſel Rhodos traten wir zuerſt in die Gränze der Palmenzone ein. Die

ganze ſchöne Inſel erſchien uns als ein Garten der Hesperiden; ein heimathliches Gefühl wandelte uns bei dem Anblicke der alten Burgruinen an, darin einſt, wie die abbildlichen Wappenſchilder es bezeugen, auch Ritter aus deutſchem Geſchlechte den Kern des alten Johanniterordens gebildet hatten.

Unbeſchreiblich ſind die Gefühle, mit denen wir am 27. November (es war der Sonntag des erſten Advents 1836) ſchon frühe am Morgen die Küſte von Aegypten vor uns ſahen und Vormittag 9 Uhr in den äußeren Hafen von Alexandria einliefen. Es ſind Gefühle, bei deren Erneuerung mein altes Herz wieder jung wird und aufwacht wie eine ſchlafende Biene, wenn die Morgenſonne im Thautropfen ihres Blumenbettes ſich ſpiegelt, zum Werke der vergangenen Tage. Wir hatten die Fahrt von Rhodos hieher in beſtändigem Sturme gemacht; die Seekrankheit war uns Allen vergangen, hier prangten in den nachbarlichen Gärten die hohen Palmen mit ihrem immer grünenden Laubdache, unter welchem die Bündel ihrer Früchte: die eben reifenden Datteln, herabhingen; die Schwalben mit frohlockenden Tönen flogen von dem Mauergeſimſe des nahen Quarantainehauſes bald hinauswärts über den ſonnigen Spiegel des Meeres, bald wieder heimwärts unter das Obdach ihres ſchönen Abſteigequartieres in der Fremde. Genoſſen doch wir mit ihnen das gleiche Glück; dem heimathlichen Winter entflohen ergingen wir uns, als man uns nach einigen Wochen aus der Quarantaine auf dem Schiffe entlaſſen, vor Weihnachten auf dem noch in ſeinen Trümmern herrlichen Schauplatze des Reiches der Ptolemäer, deſſen Größe mehr noch als in der Macht ſeiner Heere und ſeiner Schiffe in dem geiſtigen Bunde lag, den es mit der Wiſſenſchaft und Kunſt geſchloſſen hatte. Wie ein Schwarm

der Fliegen auf einem Felde des Todtengebeines erſchien uns das Getümmel der Vorfeier des Bairamfeſtes, welche damals gerade vor Weihnachten, namentlich bei nächtlicher Beleuchtung von den Türken gehalten wurde. Wir aber ſuchten gerne die Stille dort an der Pompejusſäule, oder bei den Obelisken der altägyptiſchen Kunſt (den ſogenannten Nadeln der Kleopatra) und bei anderen Reſten der altvergangenen Zeiten in und um Alexandria auf, ſaßen am erſten Weihnachtsfeiertage des Nachmittags in einem Garten, der aus dem Machmuthskanale ſein Waſſer empfing, im Schatten der Bäume, von denen wir die friſchen Datteln genoſſen und mit ihnen, zum erſten Male in unſerem Leben, die Früchte des Piſangbaumes. Als wir am 3. Weihnachtstage, den 27. Dezember, auf und neben dem Machmuthskanal hinaufzogen, da kamen wir über hochgrünende blühende Wieſen, auf denen, wie bei uns im Mai, die Schafmütter mit ihren Lämmern weideten.

Als wir, nicht zwar mit Dampfſchiffseile, ſondern auf einem ſchwachen Fahrzeuge, das durch Menſchenhände gezogen ward, den Nil erreichten und auf ihm ein beſſeres, größeres Fahrzeug beſtiegen, da blieb uns freilich auch noch Zeit genug, uns ſtunden-, ja halbe Tage lang auf den Wegen am Ufer hin zu ergehen. Denn auch da mußte der Fahrt unſerer Barke im Strome aufwärts öfters durch den Zug der Seile von Menſchenhand nachgeholfen werden. Aber die uralte Majeſtät des Stromes ließ keine Regung der Ungeduld aufkommen. Denn noch ſteht er durch den Glanz, welcher ſeinem Namen das Buch der Geſchichte der Völker und Länder gibt, als ein König unter den Flüſſen der Erde da, welchen nur der Jordan an Rang übertrifft, der Ganges aber nahe kommt. Wer ſie nicht ſelbſt mit ihnen genoſſen, der kann die Freuden meiner

beiden jungen Naturforſcher Roth und Erdl nicht erfaſſen, die das Luſtwandeln in ſolcher Natur, in den Wäldern der eben blühenden, duftenden Mimoſen und über die Felder der blühenden Baumwollengeſträuche gewährte. Wie that hier das herrliche Land den beiden Sammlern ſeine Schatzkammern auf, wie oft wurden bei ihnen die Gefühle der jungen Bruſt zum lauten Geſange!

Ich ſchweige von dem Eindrucke, welchen die noch fortbeſtehende Pracht der Stadt der Khalifen: Kairo, mit den Grabestempeln in ſeiner Nachbarſchaft, auf unſere Sinne machten. Dieſer Eindruck iſt von vielen Zungen und Händen ſo meiſterhaft beſchrieben, daß ſeine Erwähnung kaum einem meiner Leſer etwas Neues geben könnte. Von perſönlich eigenthümlicherer Art war jedoch der geiſtige Genuß, den uns am 9. Januar der Beſuch der Nachbarſchaft von Matarieh, des Quelles der Sonne, gewährte. Wir ritten auf unſeren Eſeln durch Pflanzungen von Zuckerrohr, — eine Erſcheinung aus der neueren Zeit des Landes, — bald aber nahe jenſeits Matarieh, lag eine der älteſten, hochgeprieſenſten Erſcheinungen der ägyptiſchen Vorzeit vor unſeren Augen. Hier war die Stätte der alten Prieſterſtadt On, deren berühmteſte Tochter Potiphera wir als Gemahlin des Patriarchen Joſeph, und als die Mutter Manaſſe's und Ephraim's kennen. On, die Sonnenſtadt, in griechiſcher Zunge Heliopolis genannt, war der Hauptſitz der Tempelweisheit Aegyptens. Viele der berühmteſten Weiſen des Alterthumes kamen von ferne her, um in dieſer Schule einen Nachhall zu vernehmen von den Lehren der Weisheit, die von Anfang war und aus dem Quelle uralter Forſchungen und Beobachtungen der Welt der ſichtbaren Dinge zu ſchöpfen. Noch vor acht-

zehnhundert Jahren fand einer der Väter der Länderkunde, Strabo der Kappadocier, das alte Heliopolis zwar vereinsamt und verödet, noch aber ſtanden ſeine Tempel und ſeine Gaſſen, in deren einer man dem Reiſenden die Häuſer zeigte, darin Plato, darin Eudoxus gewohnt hatten, während ſie hier in der Schule der Tempelweisheit verweilten. Und was war jetzt aus On, aus Heliopolis, der Stadt der Sonne, geworden? Die Reihen ihrer Gaſſen ſind lange und geradlinig hinlaufende Schutthaufen, mit dicken Lagen von Wüſtenſand bedeckt, die Herrlichkeit ihrer Tempel iſt dahin; auf einem Ackerfelde, das bei unſerem Beſuche mit gelbblühendem Rübſamen bedeckt war, ſteht aber noch in unzerſtörter Schönheit der Obelisk des Pharao-Oſirteſen, zwiſchen deſſen wohlerhaltenen Hieroglyphenzügen eine Schaar von Mauerbienen ihre Zellen baute oder ihrer jungen Brut die Honigſpeiſe vom Felde brachte. Nicht zwar zwiſchen den ſteinernen Schriftzügen von Hieroglyphen, wohl aber in den Zügen einer uralten chriſtlichen Ueberlieferung hat ſich in dem benachbarten Garten von Matarieh die Andacht der Pilgrime, wie der einheimiſchen Chriſten ihre Zelle gebaut. Hier ſoll die heilige Familie mit dem Kinde, durch welches der Friede auf Erden kam, bei dem Einzuge in Aegypten die erſte Stätte des friedlichen Ausruhens gefunden haben. Glänzt doch überall hier in der Nähe der Stätte des alten Memphis, gleich den Rubinen und Sapphiren aus dem dunklen baſaltiſchen Geſteine von Ceylon, das Morgenlicht der heiligen Geſchichte, die hehre Nacht der ägyptiſchen Vorzeit herein, denn dort die Pyramiden bei Ghizeh, das erſte der ſieben Wunderwerke der alten Welt, hat ſchon Abraham geſehen und oben auf dem Gipfel der größten derſelben wachten lauter und lebendiger als anderswo die Worte von Moſes

Lied: „Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für,“ in unſeren Seelen auf (Pſ. 90).

Die Trümmer der Tempel und Königshallen von Memphis liegen ſchon längſt, vom Wüſtenſande bedeckt, im Walde am Fuße des Hügelzuges von Sakkarah. Die Geſchichte der Wunder, welche hier zur Rettung Iſraels aus der Tyrannengewalt, die Wunderwege, welche ſeine Heere von der Pharaonenſtadt aus zum Berge Gottes und nach Jahren langer Läuterung nach dem Lande der Verheißung geführt hatten, hat kein Sturm im Sande begraben können, ſie liegen uns noch offen vor Augen in dem Buche der Bücher. Wir nahmen, bei unſerer Abreiſe aus Aegypten, den Weg, welchen nach den Andeutungen in der Schrift und bei Joſephus die Heere Iſraels zogen, feierten einen Sonntagmorgen an den Brunnen Moſis, bei welchen Moſes und die Kinder Iſrael ihr Siegeslied ſangen, reisten dann meiſt an der Küſte des rothen Meeres hin nach Tor, von da zogen wir in das Innere der Halbinſel zum Horeb-Sinai. Nur das, was die Augen ſahen und die leiblichen Sinne hier erfuhren, ließe ſich beſchreiben, nicht aber das, was wir in unſerem Inneren fühlten.

Sieben Wochen, für uns und namentlich für unſere jungen Begleiter eine genuß- und lehrreiche Zeit, hatten wir in der hehren Stille und Einſamkeit der Wüſte und eines Landes zugebracht, da kein Säen und Ernten iſt, hatten auch auf unſerem Zuge durch die Araba die vereinſamte, aus dem Felſen gehauene Stadt Petra beſucht, als wir am Gründonnerstage (23. März) in die Gränzen des heiligen Landes eintraten. Jeruſalem zwar, wie unſer Wunſch war, konnten wir vor Oſtern nicht mehr erreichen, doch ruheten wir in Hebron, und die ganze Zeit, die wir auf der damaligen Reiſe in Paläſtina ver-

weilten und herumzogen, blieb uns für das noch übrige Erdenleben ein Vorgeschmack von der seligen Feier eines ewigen Osterfestes, zu welcher meine theueren jungen Begleiter: Roth und Erdl so wie Elisabeth v. Waitz bereits eingegangen sind. Roth aber hatte vorher noch eine andere Aufgabe in Palästina zu lösen*).

Am Tiberiassee hin, über den Jordan, im Osten des großen Hermon setzten wir unsere Reise über das paradiesisch schön gelegene Damaskus, dann über Baalbek nach Beirut fort, verweilten auf unserer Heimfahrt über das Meer auf Patmos, der Insel des Adlers unter den Evangelisten, und ruhten dann mit heimathlichem Wohlgefühle in dem neu erstandenen Griechenland aus. Da in Athen war uns ein zweifacher Hochgenuß bereitet durch die lebendigen Erinnerungen an die Zeit der geistigen Aussaat, in welcher wir als Jünglinge im Geiste mit Griechenlands Helden und Weisen umgingen und durch den Anblick des bayerischen Panieres, das ein Sohn unseres Königshauses mit der bayerischen Gemüthlichkeit zugleich auf Griechenlands Boden und in seinem Volke anpflanzte. Der Besuch des Pentelicon, wie der ganzen Umgegend von Athen, hat sich unseren inneren Sinnen tief eingeprägt. Malta's wohlbewachtes Felsennest, der Fernblick auf Syrakus, das

*) Dies waren die Forschungen über den natürlichen Grund der auffallenden Senkung des unteren Jordanbettes bis zu seinem Ende im todten Meere. Uns war die Entdeckung dieser merkwürdigen Thatsache auf unserer Reise im Jahre 1837 als ein besonderer Glücksfund zugefallen, indem unser noch einziges wohlerhaltenes Barometer, obgleich für vaterländische Höhenmessungen wohl geeignet, die Messung großer Tiefen durch seine beschränkte Scala sehr erschwerte.

Verweilen am Fuße des Aetna und die nachbarliche Meerüberfahrt zu Meſſina, das Ausruhen auf Elba, dann ein längeres Verweilen in Livorno, Piſa und Florenz, ſind uns eine Schatzkammer der Anſchauungen, deren Reichthum ſich nie verzehren wird. Der Heimweg führte uns durch einen großen Theil des ſchönen Italiens, dann durch das heimiſche Tirol, am Vorabende vor dem Michaelisfeſte, kamen wieder nach München.

Allerdings war der ganze Verlauf dieſer Reiſe, von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende, wohlgeeignet, der Reiſeluſt meines geliebten Johannes Roth die Weihe zu geben, die ſeinen Geiſt in dem ganzen ſpäteren Leben niemals wieder verließ.

5. Die Ruhe vor dem neuen Aufflug.

Die Weltanſchauungen und Erfahrungen, welche mein junger Freund Johannes Roth von der eben zurückgelegten Reiſe mit ſich nach der Heimath brachte, waren für ihn und Andere von hohem Werthe. Es waren Gaben jener mütterlichen Weisheit, welche den Geiſt des Menſchen, der ihrem Zuge gehorcht, zunächſt für den vorherbeſtimmten Beruf ſeines Erdenlebens erzieht. Das aber, was mein Freund im Hauſe der Eltern fand, war für ſein äußeres wie für ſein inneres Leben von noch viel höherem Werthe: es war der fortbildende Einfluß einer Mutter, welche bald nach ſeiner Rückkehr, deutlicher als die Vermuthungen der Aerzte es errathen ließen, das Ende ihres Erdenlebens ſich nahen fühlte. Schon während unſeres Verweilens in Griechenland (zu Syra, in der Quarantaine) hatte Johannes die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeines treuen Freundes, des Mannes ſeiner älteſten Schweſter,

erfahren, diese selber, die junge Wittwe, siechte, im Hause der Eltern, an einer schnell verzehrenden Krankheit dem Grabe entgegen. Wir sprachen im vorhergehenden Kapitel von einer Weihe der Lust der Augen. Von höherer Art ist die Weihe der Lust des Herzens, welche die Mutter unseres Johannes nicht nur durch die äußeren Heimsuchungen der damaligen Tage, sondern auf den inneren Wegen ihrer Vollbereitung für das Leben der Ewigkeit empfangen hatte. Leichten Sinnes gingen wohl Viele an den Zügen vorüber, in denen jene höchste Weihe der Herzenslust sich kund gab, wem aber nur für einen oder den anderen dieser Züge das Auge geöffnet war, der hat darin einen Segen für sein Leben empfangen.

Die Weihe der mütterlichen Herzenslust äußerte sich am meisten in der Fülle einer Liebe, die, wie der Strahl eines beständigen Sonnenscheines, von oben kam, aber nach allen Seiten hin, am heißesten über das, was ihr am nächsten stand, sich ergoß. Eine Herzenslust auch für uns Andere war es, diese Mutter namentlich mit dem Sohne Johannes beisammen zu sehen. Das, was die Mutterliebe schon in den ersten Jahren seiner Kindheit an ihm erkannt, und das Wohlgefallen, das sie bei dem Blicke auf dieses Kind gefühlt hatte, war ihr jetzt in reicherem, reiferem Maaße wiedergekommen; in dankbarer Liebe ging das Herz des Sohnes dem Zuge des mütterlichen Wesens entgegen. So war Johannes im Hause der Eltern in eine Schule der Liebe und der Weisheit des väterlichen und des mütterlichen Geistes gekommen, in welcher für ihn mehr zu gewinnen war als in allen Schulen der Weltweisheit.

Dennoch versäumte er auch diese nicht; er nahm die unterbrochenen Universitätsstudien mit Ernst und rastlosem Fleiße wieder auf, gab sich vor Allem den medizinischen Stu-

lich ihn. Nicht zwar, um die ausübende Arzneikunde zu seinem äußeren Lebensberufe und Broderwerbe zu machen, sondern, wie dies seine vertrauteren Freunde wohl wußten, um auf späteren Reisen als vollendeter Arzt manchen Leidenden, die ihm auf seinem Wege begegneten, Linderung und Hülfe bringen zu können und sich dadurch eine willfährige Aufnahme in der fernen Fremde zu sichern. Im Jahre 1839 erlangte er, mit seinem brüderlichen Freunde Erdl zugleich, den medizinischen Doktorgrad. Erdl wendete sich, mit entschiedener Vorliebe, dem Berufe eines akademischen Lehrers zu, für welchen er Gaben empfangen hatte, die nach wenig Jahren die Beachtung nicht des eigenen Vaterlandes allein, sondern auch des Auslandes an sich zogen. Auch hatte der Jüngling, dessen äußeres wie inneres Wesen ihm allenthalben Vertrauen und Liebe gewannen, bald Etwas gefunden, das ihm das Bleiben im deutschen Vaterlande zur erwünschten Pflicht machte. Denn nicht umsonst hatte er um die Liebe einer der besten und edelsten Jungfrauen seiner Vaterstadt geworben: der Tochter des um die Wissenschaft hochverdienten Geheimrathes von Martius, welcher bei uns in stiller, fortwährender Thätigkeit die Fülle seiner in Brasilien gewonnenen Natur- und Weltanschauungen verwerthete. Es mußte den Jüngling Erdl die Liebe von zwei theuren Elternhäusern mit ihren Bruden, und hielt ihn in seinem heimathlichen Berufe fest. Anders aber sah es im Gemüthe unseres Johann Nepomuk aus: dieser fühlte sich, wie der Vogel, zum Ausfluge in die weite Welt, über Berg und Thal, über Land und Meere gemacht; ein erster Versuch, im Gebrauche seiner Schwingen, war ihm so wohl gelungen; ein Glückstern schien jetzt, in der frischesten Zeit der Jugend, wahrlich die erzwungene Ruhe in einem Käfig nicht mit einer

ſolches Band des jugendlich fühlenden Herzens, wie das ſchöne war, das unſeren Erdl in der Heimath hielt, ſchien, ſo erwünſcht dasſelbe geweſen wäre, bei Johannes nicht zu denken. Wo ſich bei ihm etwas dem Aehnliches zeigte, da glich es der leicht dahin flatternden Zuneigung eines kindlichen Gemüthes zu einem lieblichen, ſpielenden Kinde. Und ſo war denn ſein ſehnliches Sinnen, im Wachen wie im Traume, auf ein Hinausreiſen in die Welt gerichtet, und zwar wo möglich auf ein noch viel weiteres als das unſeres gemeinſamen Ausfluges in die Ruhmeshallen der Völkergeſchichte geweſen war.

Aber wo ſollte die Gelegenheit zur Erfüllung dieſes Wunſches herkommen? — Und doch kam ſie, von einer Seite her, von welcher Keiner von uns ſie erwartet hatte. Ein theurer Freund von uns, den wir im Dienſte der engliſchen Miſſion in Smyrna hatten kennen gelernt, und welcher früher in Indien Miſſionär geweſen war, hatte dort einen edlen, wiſſenſchaftlich hochgebildeten Engländer, den Major Jervis kennen gelernt und das Vertrauen deſſelben gewonnen. Der Major, welcher damals die Ausſicht hatte, auf der Stelle eines general Surveyor die großen, weitausgedehnten Länder von Indien genauer zu durchforſchen und kennen zu lernen, war ſchon ſeit längerer Zeit mit den Gedanken beſchäftigt, ein großes Werk über Indien zu ſchreiben. Zur Vorbereitung dieſer Arbeit und zu thätigen Gehülfen bei derſelben wünſchte er zwei junge Deutſche, einen Naturforſcher und einen Maler in ſeine Dienſte zu nehmen, die zunächſt auf ſeinen Reiſen ihn begleiten und die gewonnenen Anſchauungen wiſſenſchaftlich wie künſtleriſch feſthalten ſollten. Er ſchrieb deshalb an ſeinen Freund, den Miſſionär Fiebiſtedt in Smyrna, und dieſer theilte mir den Wunſch ſeines Freundes mit, ſprach auch zu gleicher

Bei die Frage und den Wunſch aus, daß Johannes Roth und Bernay auf das Anerbieten des Major Jervis eingehen möchten. Wer konnte dieſes freudiger thun, als meine beiden Freunde Johannes Roth und Martin Bernay! Indien, ja das herrliche Indien zu ſehen, das erſte der Erde, nach den Herrlichkeiten der Natur, das erſte im Range der völkerhiſtoriſchen Bedeutenheit, das war ſchon längſt das ſehnlichſte Verlangen meines Freundes Johannes; die gegebenen Ausſichten und Bedingungen erſchienen ſo annehmlich: die beiden Eltern, die Mutter zwar mit großer Selbſtverläugnung ihrer ahnenden Gefühle, ſtimmten dem Wunſche des Sohnes bei.

Jervis hatte den Reiſeplan für die jungen Leute ſo angeordnet, daß ſie von London aus mit einem Segelſchiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung den Weg nach Indien machen ſollten. Dieſer Weiſung folgend verließen die beiden Freunde gegen Ende des Juni im J. 1840 München (Johannes, nachdem er, ohne es zu ahnen, ſeinen letzten Abſchied auf Erden von der theuren Mutter genommen) und traten den Weg nach London an. Denn Jervis hatte gewünſcht, daß die Reiſenden baldmöglichſt ſich auf den Weg machen möchten, und deshalb ſchien keine Zeit zu einer längeren Zögerung zu ſeyn.

6. Die Reiſe nach Indien und Aethiopien.

Ein Aufenthalt freilich nur von 14 Tagen in der großen, an allen Gütern reichen Weltſtadt London war für unſere jungen Reiſenden von hohem Werthe. Sie hatten gute Empfehlungen dahin aus der Heimath an ein Handelshaus, das mit dem großväterlichen Hauſe zu Nürnberg

in befreundeter Verbindung stand. Johannes war der englischen Sprache mächtig und fühlte von früher Jugend an durch den Geist und die Naturart des brittischen Volkes sich innig angezogen. Auch fand er mit seinem bescheidenen und dennoch so gehaltvollen Wesen ein freundliches Entgegenkommen mehrerer wissenschaftlich bedeutungsvollen Männer. Hätten nun auch die beiden hierin unerfahrenen jungen Leute einen sachkundigeren Vermittler ihrer Weiterreise nach Indien gefunden, als der sonst wohlmeinende Mann war, der ihnen zu derselben ein Segelschiff empfahl, das zwar ein erst neu gebautes, übrigens aber das möglichst unwirthlichste war, und welches unter der Leitung eines eigensinnigen, gewinnsüchtigen Kapitäns stand, welcher diese beiden einzigen Passagiere, welche sich ihm anvertraut hatten, gegen eine Summe von 160 Pfund (mit manchen anderen Nebenforderungen gegen 2000 fl.), welche vor der Abfahrt entrichtet werden mußten, fast ein halbes Jahr lang Hunger und Durst, so wie alle Qualen zweier ihm auf Tod und Leben dahingegebenen Gefangenen erdulden ließ. Am 17. Juli waren sie aus der Themse hinausgefahren, nach langer Hemmung durch den ungünstigen Wind hatten sie die Fahrt durch den Kanal zurückgelegt und am 2. August das freie atlantische Meer erreicht. Während unsere jungen Freunde so in guter Hoffnung zunächst dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusteuerten, erhielt ich einen Brief von dem theuren Freunde Fiedler, darin mir dieser mittheilte, daß die Aussicht des Major Jervis, die Stelle des General Surveyors zu erhalten, vor der Hand vereitelt oder hinausgeschoben worden sey, unsere beiden jungen Reisenden sollten deshalb noch nicht kommen, sondern bis auf weitere Weisung noch daheim bleiben. Wer kann sich meine Sorgen, meinen Schrecken, meine Befürchtungen

in ihrem ganzen Umfange denken, und die fortwährende Steigerung dieser Sorgen sich vorstellen, welche durch das lange Ausbleiben einer Nachricht von unseren beiden Seefahrern veranlaßt wurde! Endlich kamen Briefe von Roth und Bernau aus Indien, welche mir den späten, doch glücklichen Ausgang der Reise die Kunde brachten. Den ersten Brief von Johannes theile ich hier mit.

22. Dezember 1846.

Mein theurer väterlicher Freund und Lehrer!

Nach einer langen, ziemlich einförmigen Fahrt von 5½ Monaten sehe ich endlich mein Ziel nahen gerückt, und dadurch mein nächstes Anliegen durch Gottes Gnade erfüllt. Ja, seine Wege sind wunderbarlich, und Er führet Alles herrlich hinaus. Lobe den Herrn, meine Seele! Sie werden mich zu dieser Zeit schon lange in Calcutta oder der Umgegend gedacht haben. Aus dem Briefe an meine lieben Eltern werden Sie entnehmen, welche Prüfungstage uns auferlegt waren; es war eine große Gnade von Gott, daß er mich nicht muthlos werden ließ, und daß ich bei ernstlicher Betrachtung meiner Lage mich nicht auf unrechtem Wege verirrt antraf. Zwar war das geringe Feuer, das mir beschieden ist, nahe am Erlöschen, weil die Nahrung, die ich nicht, wie Andere, in mir selbst finde, mangelte (ich kann nicht sagen, wenn ich B. ansehe: satis magnum alter alteri theatrum sumus"); und ich fürchtete schon, mein Eifer würde sich erkaltet zeigen, wie weiland im Aegypten; allein die letzten Tage, in denen mir ein geringer Vorgeschmack von den herrlichen Werken Gottes, die ich nun bald erblicken und bezeugen soll, vergönnt war, hatten die gute Wirkung, alle meine Bedenke

zurückzurufen und mir das eigentliche Wesen meines neuen Berufes wieder recht anschaulich zu machen.

Statt einer Wiederholung dessen, was meine Andern Briefe enthalten, und das so unfruchtbar ist, will ich Ihnen hier nur Etwas aus den letzten Tagen erzählen, indem ich die Unvollständigkeit der Beobachtung theils meiner großen Ueberraschung, theils aber auch der Kürze der Zeit und dem Mangel an Unterstützung zuzuschreiben bitte.

Ungünstiger Wind, mehr noch Hunger und Durst, veranlaßten den Kapitän unseres Schiffes, am 15. Dezember auf die Küste von Arakan loszusteuern, von welcher wir nur 3 Längengrade entfernt waren. Man wählte die sichere Bucht unter Lat. 19° 45′ N. Long. 93° 44′ O. Gr., die, von mehreren gesunden Inseln gedeckt (Ramri, Tscheduba, Ambersk Isl., Flat Isl., Tree Isl. und einige namenlose), seit der Okkupation von Arakan oft von englischen Schiffen, selbst der Marine, besucht wird. Wir kamen von S. W. herauf und warfen am 16. Dezember Abends zwischen Tscheduba und Flat Island, jedoch in sehr großer Entfernung von beiden, Anker. Die Geschichte der beiden folgenden Tage habe ich an einem anderen Orte zu geben versucht, hier nur, was mir bei meinen kurzen Besuchen auffiel.

Wir kamen nur mit armem Fischervolke in Berührung, das mir aber gleich weit verschieden von Malayen und Hindu, die ich mit ihnen vergleichen konnte, schien. Diese Mug's waren wohlgebildet, groß, schlank, nicht dickbauchig wie die Hindu, zwar gekrümmt, was aber ihrer Gewohnheit, Lasten auf dem Nacken zu tragen, zuzuschreiben ist; starke Waden, Zehen fast gleich lang, wodurch der Fuß unförmlich breit und kurz erscheint; Haut muß

farbig, feinreifig, faſt haarlos. Haupthaar kohlſchwarz, dicht, ſchlicht und ſteif, ſpärlicher Bart; ſehr breite Stirne in den Schläfen, aufgeworfene Naſe, ſeiner Mund, langgeſchlitzte Augenlider, volles Geſicht, doch nicht beſonders vorragende Backenknochen; ein gutmüthiges Ausdruck im Geſichte. Ihre Bekleidung ſehr einfach, die Männer nur eine Leibbinde und ein Kopftuch, meiſt weiß, die Weiber ein blaues Hemd; die Kinder ganz unbekleidet. Ihre Wohnungen, große Bambushütten, ſind mehrere Fuß über den Boden erhaben, wegen der Ueberſchwemmungen, wie es ſcheint, und des Ungeziefers, beſtehen aus mehreren Gemächern und dienen nur als Nachtquartiere; denn den Tag über ſitzt die ganze Familie unter den Tamarinden, in deren dichtem Schatten die Hütte ſteht; daſelbſt kochen ſie auch ihr ſpärliches Mahl. Es ſcheint, die Männer beſorgen hier den größten Theil der Geſchäfte; ſie führen auf den Fiſchfang aus, ſchnitten und enthülſten Reis, am Handwerkszeug ſahen wir nur einen Schiffszimmermann; die Weiber beſorgten das Trocknen der Fiſche. Sie halten eine Menge Hühner mit prachtvollem Gefieder; Büffel, Hunde und Katzen. Sie ſind leidenſchaftlich dem Betelkauen und Tabakrauchen ergeben; höchſt wahrſcheinlich genießen ſie auch, wie ihre Nachbarn, Opium. Sie rauchen Cigarren, die ſie auf der Stelle ſelbſt verfertigen, und in einem geräumigen Loche eines Ohrläppchens oder beider bei ſich tragen; dieſes iſt die einzige Verunſtaltung an ihrem Körper. Ihre Sprache kam mir ſehr übelklingend vor; ſie ſprechen haſtig, ſchreiend wie im Zorne, auch wenn ſie lachen und ſcherzen. Ein Prieſter, Wali, der ein langes feuerfarbiges Gewand trug, mit geſchorenem Haupt- und Barthaare, beobachtete meiſt ein ernſtes Schweigen, oder ſprach, wenn angeredet, abgemeſſen und ruhig. Beſonders

auffallende Gebräuche sah ich nicht, außer daß sie entweder ruhend sitzen, wie wir, oder hocken, nie mit untergeschlagenen Beinen, wie ich erwartet hatte. Kastenunterschied und Skrupulosität im Genusse gewisser Speisen oder mit Fremden scheint nicht unter ihnen zu herrschen.

Ich stimme nun zu einer kursorischen Beschreibung des gesegneten Landes, das sie bewohnen. Die Küste felsige, theils sandige Küste steigt so allmählig an, daß meilenweite Strecken bei Ebbe trocken gelegt werden. Der tiefere Grund ist mit Austern gepflastert und mit verschiedenen Fucusarten bewachsen. Die Uferfelsen sind ein ganz von Bohrmuscheln durchlöchertes weiches Kalkstein, von rothen kohlschwarzen granitischen Geschiebe auf den Bänken angeschwemmt; Kies, Sand mit Muschelresten und ein mächtiger fetter Humus bilden die nächste Oberfläche, die aber nur selten unbedeckt hervortritt. Dichter Rasen von Grämpflanzen, dem Schilf, Zuckerrohr, Bambus, Schlinggewächse, an stachelichten Leguminosen und Rosaceen; Kokos und Bananen, Palmen, Ferner eine Menge mir noch unbekannter Gesträuche und Bäume, nicht blühend, denn es war noch Winter. Die Krone aber von allen Bäumen waren zwei rosenhafte Casuarinen. An blühenden Gewächsen waren die Leguminosen bei weitem vorherrschend; ich legte viel ein und hoffe in Calcutta im botanischen Garten sie leicht bestimmen zu können; auch viele reife Samen habe ich gesammelt, unter anderen von Dolichos pilosus, was ich noch jetzt zu bereuen habe; denn die feinen Haare, die ich in meine Kleider und beim Einlegen sogar in mein Bett bekommen habe, martern mich jämmerlich. Sonderbare Früchte von Cucurbitaceen und anderen Schlinggewächsen; auf dem Boden kriechende (Convolv. Pes caprae) und rankende Convolvulaceen, mehrere Amarantaceen, eine

Labiaten, ein Syngenesist, gar keine Cruciferen, eine Umbellifera. Angebaut sah ich nichts als Reis, dessen versiefte Felder vom Meere bewässert werden und der von geringer Qualität ist, und Hanf, ebenfalls von unedler Art. Kokos und Bananen gedeihen wild und ohne Pflege; diese Paradiesfeigen setze ich ganz gleich den besten Datteln; die schaale Frucht aus den Treibhäusern und selbst in Aegypten unter diesem Namen hat nichts von dem Wohlgeschmacke, zu dem sie hier gelangt. Zuckerrohr und Indigo wächst in Menge, wird aber nicht benützt.

Unzählige Vögel aller Art bewohnen diese Inseln; ich sah unter ihnen den großen Marabu und mehrere andere Reiherarten, von denen einer sogar zugleich mit Buphaga auf den Büffeln seine Nahrung sucht, viele Papageyen, Singvögel, Raben, Rebhühner, Tauben. Natürlich bekam ich keinen einzigen, obgleich sie nicht besonders scheu waren. Ich sah nur diese frisch gegrabene Löchers die ich für Lager von Nagern hielt, sie selbst nicht, noch irgend ein anderes wild lebendes Säugethier; es soll Affen geben; eine kleine Eidechse, die mir zu schnell war, keine Schlangen noch Frösche. Insekten aus den Ordnungen der Orthopteren (Gryllus), Hymenopteren (kleine Sandameisen), Dipteren, Lepidopteren; vom Coleopteren nur einen Aphodius; einen prachtvollen Buprestis konnte ich nicht haschen; ein Elater, der Beschreibung nach, entschlüpfte Banana wieder. Von Süßwasserconchylien bekam ich in großer Menge eine große Ampullaria, eine Melania und einen Planorbis, mir alle unbekannt. Das Meer spült aus zerbrochene Schaalen von Conus, Oliva, Cypraea. Sehr buntfarbige Krabben leben bei zurückweichender Ebbe in Sandlöchern, und laufen bei dem geringsten Geräusche, hinab in's Wasser.

Daran schließt sich als späterer Beleg, von welchem ich hier nur einige Zeilen mittheile:

Calcutta Jan. 14th 1811.

„Was ich bei meiner Ankunft hier erfahren, hat Ihnen, theurer Freund, wahrscheinlich viel Unruhe bereitet. Nicht so mir. Zwar weiß ich vor der Hand noch nicht, von welcher Art die Beschäftigung seyn wird, die mir angewiesen werden soll in der Stadt Bombay; ich habe aber hier so viele Freunde gewonnen, daß ich, sobald Major Jervis meiner nicht mehr bedarf, oder meine Verbindlichkeit auf eine andere Weise erfüllt ist, hier die freundlichste Aufnahme und Förderung erwarten darf. Und es ist dies nicht etwa eine leere Hoffnung; mehrere haben mir gerathen, gar nicht nach Bombay zu gehen, sondern die erledigte Stelle des Dr. Halfey anzunehmen. Dieses kann ich nun nicht; die Einladung nach Bombay ist zu dringend, und von dort also werden Sie meinen nächsten Brief erhalten. Gott wird das Weitere fügen und Alles zum Besten lenken u. s. w.

Auch unser Freund Bernay hatte den Briefen von Roth einen ausführlichen an meine Frau beigefügt, in welchem er in seiner einfach natürlichen Weise und dennoch mit großer Lebendigkeit alle Ereignisse, alle Noth und Entbehrungen der Reise beschreibt. Bereitwilliger als zu einer bewohnten Küste, wo man den drückenden Mangel, der auf der mehr als 3monatlichen Fahrt auf dem von Anfang an sparsam versorgten Schiffe eingetreten war, hätte ergänzen können, fuhr der Kapitän mit zu den schwimmenden Eisinseln hin, die ihnen mehrmals auf ihrer Fahrt begegneten. Auch die Insel Amsterdam im fernen Süden sahe man ganz nahe, ohne an ihr Wasser schöpfen zu können. Bubenstreiche der Matrosen, wie die Taufe im Meere, beim

Eintritte der Neulinge der Seefahrten unter die Linie, wurden vom Kapitän selbst gegen seine beiden Passagiere erlaubt, diesen aber, weil das Landen an civilisirten Häfen, wie z. B. jenen der Capstadt ist, dem Kapitän Geld kostet, wurde auf ihrem schlecht und langsam segelnden Schiffe auf der langen Reise kaum ein Blick auf das Land gewährt. Monate lang ward ihnen am Abende kein Licht angezündet, weil es im Schiffe keine mehr gab. In der That, es gewährt eine anziehende Unterhaltung, die kindlich treue Schilderung all' der Erfahrungen zu lesen, welche die beiden Freunde auf diesem ersten Zeitabschnitte ihrer damaligen großen Reise machten. Auf ihrem zwar neuen, aber schlecht zusammengefügten Schiffe mußte das Ohr sich allmählig an die Töne des Krachens und Knarrens gewöhnen, die man bei jeden stärkeren Bewegung des Meeres in dem Bretterwerke der Kajüten vernahm; das Auge aber hatte sich an nichts Neues zu gewöhnen, denn es gab im ganzen Schiffe, eben so wie im täglichen Haushalte und am Tische des Kapitäns fast nur Lücken und Räume, welche, eben so wie die Mägen unserer Reisenden, nur scheinbar, wie von Spinnewebennetzen ausgefüllt wurden, zugleich aber leer blieben.

In Calcutta hatte mein junger Freund Roth die Bekanntschaft des würdigen Missionärs Häberle gemacht; er und sein Reisebegleiter fanden da eine so innige, liebevolle Aufnahme, wie in einem Hause der Eltern und Geschwister. Unvergeßlich blieb auch unserem jungen Naturforscher der Eindruck, den der öftere Besuch „des botanischen Gartens zu Calcutta und des Thiergartens zu Berakpur auf ihn gemacht hatte, Anstalten, mit welchen nach ihrer Großartigkeit keine anderen in der Welt sich messen können, weil sie Alles in sich vereinigen, was die indische Pflanzen- und Thierwelt Prachtvolles und Kolossales aufzuweisen hat."

Das Verhältniß der beiden jungen Deutſchen zu dem edlen Major Jervis hatte ſich, wie es zu erwarten ſtand, bald aufs Beſte geordnet. Zwar trafen ſie den Major nicht in Calcutta, dahin er ſie von Deutſchland aus berufen hatte, denn er war ſeitdem nach Bombay gezogen; dorthin aber ſollten ſie zu ihm kommen. Roth erfüllte dieſen Wunſch, nach einem 6wöchentlichen Verweilen in Calcutta, Bernatz, mit künſtleriſchen Arbeiten beſchäftigt, blieb noch einige Zeit, folgte dann aber auch auf einem Fahrzeuge, das voller Cholerakranker war, bewahrt und erhalten dem Freunde nach. Johannes Roth ſchrieb mir am 31. März 1841 einen langen Brief aus Bombay. Er hatte bei Jervis die freundlichſte Aufnahme und eine Beſchäftigung gefunden, welcher er mit freudigem Muthe ſich hingab: die Mitarbeit oder eigentlich Hauptarbeit an einem großen Werke, zunächſt über Indien, daneben aber auch über andere aſiatiſche Länder, in denen britiſcher Einfluß gilt. Er bittet mich um ſchleunige Nachſendung einiger dahin einſchlägender Werke des deutſchen Fleißes. Beiläufig meldet er mir, daß er äußerlich bei guter Geſundheit und ſonſt auch gut geſtellt ſey, denn ſein Einkommen betrug 2960 Rupien (3360 fl.) und er, für ſeine leiblichen Bedürfniſſe, brauchte ſehr wenig, da er zwar genöthigt war, öfters in einem theuren engliſchen Gaſthauſe zu ſpeiſen, ſonſt aber faſt nichts genoß als Früchte (namentlich Piſang) und etwas Reis.

So freudig und eifrig aber auch Roth bei ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit war, fühlte er doch bald, daß ihm das anhaltende Stillſitzen bei dem Geſchäfte mit der Feder und beſonders ſeinen Augen hier in dem indiſchen Klima nicht zuträglich ſey. Aber ehe man es gedacht hatte, war ſchon für eine zuträglichere Stellung geſorgt. Die oſtin-

dische Kompagnie, im Einverständnisse mit der englischen Regierung hatte den Beschluß gefaßt, eine Gesandtschaft unter der Führung des Kapitäns (nachherigen Majors) Harris an den König von Schoa im südlichen Abyssinien abgehen zu lassen. Diese hatte aber reiche Mittel zu verfügen, sie sollte sich außer ihrem handelspolitischen Zwecke auch naturhistorische Forschungen zu ihrer Aufgabe machen. Jervis hatte dem Kapitän Harris seinen jungen Freund Roth als Naturforscher und Arzt, Bowitz als Maler zur Theilnahme an der Expedition empfohlen und die Einwilligung von beiden Seiten in den Wunsch und Vorschlag von Jervis fand so wenig Bedenken, daß die beiden Deutschen schon am 27. April 1841, vier Wochen nach dem Abgange von Roths letztem Briefe an mich, von Bombay abfahren konnten, um sich in Aden der bereits dort verweilenden Gesandtschaft anzuschließen. Hier, in Aden, mußte Roth, aus Rücksicht auf einige dasselbst befindliche Mitglieder des Gesandtschaftspersonales, noch eine Prüfung bestehen. Es wurde ihm aufgegeben, eine naturgeschichtliche Beschreibung von dem in dieser Hinsicht noch ganz unbekannten Aden in kurzem Umrisse zu entwerfen und er löste die Aufgabe so vollkommen befriedigend, daß einstimmig Alle dem Kapitän Harris ihre Zufriedenheit mit der Wahl dieses jungen Ausländers bezeugten. Und wie hätte dieses anders seyn können? Erwies sich doch der junge Deutsche als eine unschätzbare Mitgabe der Expedition von da an, wo diese (am 17. Mai 1841) von dem abessinischen Hafen Tadschura nach Schoa aufbrach, bis dahin, wo sie am 16. März 1843 wieder in diesen Hafen kam. Denn Dr. Roth war als Arzt, als Beobachter, in Kurzem auch als Dolmetscher und Unterhändler mit dem Volke, so wie als Mann des Vertrauens bei der

königlichen Familie in Schoa, man darf wohl sagen, das Kapitän Harris Rathgeber und seine rechte Hand, wie denn auch der beste und bewährteste Theil der Harris'schen Beschreibung der damaligen Reise eine Zugabe von Roth ist. Ich spräche gerne, wenn hier dazu der Raum wäre, noch mehr von alle Dem, was mein Freund Roth auf seinem Wege durch das äthiopische Wüstenland, und während seines Aufenthaltes auf dem Hochgebirge von Schoa, in der Nachbarschaft des Aequators erlebt und erfahren hat; Gefahren, selbst von Mörderhänden, drohten den Reisenden; die beiden deutschen Missionäre, auf deren Zusammenseyn und Kunde der Landessprache und Volkssitte man in Schoa gerechnet hatte, mußten das Land verlassen; Roth aber bei seiner außerordentlichen Begabung zum Erlernen fremder Sprachen, ward nicht nur den gelehrten (koptischen) Schriftsprache, sondern der Redeweise des Volkes sobald Meister und erregte zugleich durch seine, bei uns allbekannten physikalischen Geschicklichkeiten so viel Staunen, daß die Abyssinier, namentlich der König, den deutschen Arzt als einen Adepten betrachteten, der mit schwarzen Künsten der Zauberei und Geisterbündnisse wohl vertraut sey. Das Volk, selbst die den Fremden abholden Priester wagten deshalb aus Furcht keine Beleidigung, einige sogar kein Betreten der Wohnung unseres Landsmannes. Dieser aber als glücklicher, hochgeachteter Arzt der Königin Mutter und ihrer Hofdamen und Kinder, genoß Gaben und einheimische Annehmlichkeiten des Lebensunterhaltes aus dem königlichen Hauswesen, welche er freigebig mit all' seinen Begleitern theilte*). Auch dem

*) Namentlich die täglichen Zusendungen eines für diese Gegend gesunden, bierähnlichen Getränkes.

König ſchien die beſcheidenere Weiſe des deutſchen Arztes vertrauensvoller zu ſtimmen und beſſer zu gefallen als der höhere Ton der Engländer. So hatte der junge Naturforſcher hier auf einem Hochgebirge unter 9° des nördlichen Wendekreiſes, welches dennoch ein Klima wie von Oberitalien genoß, eine unvergleichlich günſtige Gelegenheit zu den vielſeitigſten Forſchungen. Denn in wenig Stunden, vom Gebirge abwärts, konnte er in der heißen Region der Palmen und Mimoſen, in der Heimath der Papageyen und Affen ſeyn.

Das Reiſewerk von Harris, ſo wie die Scenes of Aethiopia von Martin Bernatz, können über dieſes Alles mehr ſagen, als mir hier verſtattet iſt. Vor Allem aber ein Buch, das zum öffentlichen Erſcheinen ſchon bereit liegt, eine ſchmucklos treue, nicht ſo theuer zu habende Erzählung meines Freundes Bernatz von ſeiner Reiſe nach Indien und Aethiopien, mit wohlfeilen Abbildungen. Denn während Roth als Begleiter der erſten Abtheilung des Geſandtſchaftsperſonales, unter dem Schutze eines militäriſchen Corps in ziemlicher Kürze und verhältnißmäßiger Bequemlichkeit den Weg von Tadſchura aus zurücklegte, mußte Bernatz zunächſt nur in Geſellſchaft eines einzigen europäiſchen Begleiters Monate lang unter ſteten Lebensgefahren das heiße, wüſte, vulkaniſche Tiefland der Tanakils durchwandern. Denn bald nach dem Abgange der erſten Abtheilung der Expedition war von der oberſten Behörde der oſtindiſchen Kompagnie, die ſeitdem eine ganz andere geworden, der Befehl eingetroffen, daß die Geſandtſchaft nach Schoa ganz unterbleiben und alle damit Betheiligten, zunächſt auch das Militär, nach Indien zurückkehren ſollte. Aber gerade das, was die erſte ſchon vorausgegangene Abtheilung der Expedition aus Mangel an Transportmitteln, d. h. an Ka-

meelen, zurücklaſſen mußte, war nicht nur das ſchwerſte an Gewicht, ſondern auch das Wichtigſte zum Gelingen des ganzen Unternehmens. Denn die Gegenſtände, welche die engliſch-oſtindiſche Kompagnie dem König von Schoa zum Geſchenke ſendete, waren großentheils von ſehr augenfälliger Größe oder auch, wie die Kanonen, Musketen, Glocken u. ſ. von auffallender Schwere, und hierzu waren auch noch die anſehnlichen Nachſendungen von baarem Gelde aus Oſtindien gekommen, die zur Deckung der Ausgaben in Schoa wie auf der Rückreiſe von dort unentbehrlich nothwendig waren. Dieſes Alles mit Sicherheit zu überbringen, war die Aufgabe von Bernatz, gewiſſenhafter Treue und Beharrlichkeit. In der That, es gehörte ein feſtes Gottvertrauen dazu, ſo ohne alles ſchützende Geleite durch ein Land zu reiſen, von welchem man nichts weiß und kennt, als die Mühſeligkeiten und Gefahren, ſo wie unter ein Volk, deſſen Sprache man zwar nicht verſteht, wohl aber ſeine Geſinnungen kennt, welche gegen jeden hindurchreiſenden Europäer voll tödtlichen Haſſes ſind. Denn eben damals, wo Bernatz ſeine einſame Reiſe antreten ſollte, war unter den Beduinenſtämmen, durch deren Gebiete der Weg führte, das Gerücht verbreitet, daß die Engländer in ihr Land gekommen ſeyen, um daſſelbe zu erobern. Sie hatten deshalb allen Europäern den Tod geſchworen, die in ihre Hände fielen. Allerdings war es dem äußeren Anſcheine nach nur die Furcht vor den Kanonen eines engliſchen, auf der Rhede liegenden Schiffes, welche den Sultan von Tadſchura bewog, den Kameeltreibern, die unſeren Bernatz mit ſeinen Gütern durch die Wüſte führen ſollten, bei Todesſtrafe es anzubefehlen, daß ſie dieſen Fremden unter ihrem Schutze ſicher bis zum beſtimmten Ziele brächten. Wäre jedoch über dem Mächtige-

hote jenes Sultans nicht noch eine höhere Hand dagewesen, dann hätte der arme Fremde schwerlich die Gränze von Abyssinien lebend erreicht. Denn mehr als ein Mal wurden Bernatz und sein Begleiter Scott von ihrem Beduinengeleite mitten in der Wüste sammt ihrem Gepäcke allein gelassen, wenn nur in der Nähe für die unentbehrlichste Nothdurft des Trinkwassers gesorgt war, denn die tägliche Speise für die Beiden war in den getrockneten Vorräthen enthalten, die sie mit sich führten. Auch geschah es, daß etwa ein mächtigerer, vom Sultan unabhängiger Beduinenstamm, als jener ihrer Kameeltreiber war, diese nöthigen wollte, die verdächtigen Fremdlinge umzubringen und ihre Güter zu theilen. Immer aber ward dieser böse Rath verhindert, und bei allem Mangel, aller äußeren Noth blieben die Beiden gesund. Ja für Bernatz, den Maler und treuen Beobachter, war das lange Verweilen meist an solchen Stellen, da sich erloschene Vulkane und bei ihnen trinkbare Gewässer fanden, ein Gewinn, den er in seinem äthiopischen Reisewerke wohl verwerthet hat. Noch mehr aber als auf dieses größere, kostspieligere Werk darf ich meine Leser auf das schon erwähnte Buch verweisen, darin Bernatz die ganze Reise nach Ostindien und Schoa, welche er mit Johannes Roth machte, beschrieben hat.

So viel darf man wohl bemerken, daß bei Bernatz die Reiselust vollkommen gestillt und die Sehnsucht nach der Heimath überwiegend geworden war, als die Gesandtschaft nach Vollendung ihres Auftrages die Rückkehr von Schoa beschlossen hatte. Anders aber war es bei Johannes Roth. Dieser wäre gerne noch in Schoa geblieben, bis sich ihm, vielleicht in Harris' Gesellschaft, eine Gelegenheit aufgethan hätte zu einer tiefer eindringenden Reise in's Innere von Afrika. Aber eine tödtliche zu Herzen gehende

Trauerbotſchaft hemmte alle ſeine weiteren Reiſepläne; ſie brachte ihm die Nachricht von dem Tode ſeiner treuen Mutter und zugleich die dringende Aufforderung ſeines Vaters, alsbald nach Vollendung der abyſſiniſchen Reiſe in die Heimath zurückzukommen. Er beeilte ſich deshalb, mit der Geſandtſchaft von Schoa aus zunächſt nach Bombay zu gehen, um ſeine Sammlungen der dortigen Regierung zu übergeben, und war ſchon im Auguſt 1843 wieder bei den Seinigen und bei uns in München.

7. Ein Wiederſehen und Scheiden.

Hier wartete ſeiner eine für ſein ganzes Weſen noch bedeutungsvollere tiefer eingreifende Wirkſamkeit, als jene geweſen, die er auf ſeinen Reiſen geübt hatte. Ich meine hiermit nicht zunächſt jene äußere, die er ſo treu bethätigt hat, nach ſeiner Anſtellung als Adjunkt an der zoologiſch-zootomiſchen Sammlung des Staates und als außerordentliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, oder als Lehrer an der Univerſität durch ſeinen nachhelfenden Unterricht auch für eine geringe Zahl von Zuhörern. Denn obgleich in der Sammlung der Akademie noch jetzt mit Dank und ſelbſt mit Bewunderung das gewürdigt werden muß, was ſeine ordnende und ſammelnde Hand für ſie geleiſtet und herbeigeſchafft hat, geht dieſes dennoch weniger die Geſchichte der Entwickelung ſeines eigenen, inneren Lebens an. Anders war es bei den Thaten der treuen, hingebenden, aufopfernden Liebe, welche von jetzt an faſt 9 Jahre lang (bis zum Tode ſeines Vaters) neben dem äußeren Tagwerke ſein Beruf waren. Unterthan ſeinem Vater in demüthiger, kindlicher Geſinnung, zugethan ſeinen Freunden, namentlich mir und meinem Hauſe in herzlich

zutraulicher Liebe, war er uns Allen ein Geſchenk, das uns werth wie vom Herzen Gottes kam, zunächſt aber ward er ſeinem brüderlichen Freunde Erdl ein theilnehmend hülfreicher Begleiter und Mitgenoſſe auf der letzten Strecke des frühe endigenden Lebens. Dieſer unſer unvergeßlicher Erdl war, ſeitdem Roth die Reiſe nach Indien angetreten, ein glücklicher Familienvater, hochgeachteter Lehrer an der Univerſität und unermüdet thätiger, rühmlich anerkannter Schriftſteller im Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft geworden. Aber ein Leiden der Bruſt gab ſich bei ihm, bald nach Roth's Zurückkehr aus Indien, ſchon durch manche Voranzeichen kund und nahm allmählig, nach wenig Jahren einen ſo ernſten Verlauf, daß es den Mann unſerer Hoffnungen von ſeiner ununterbrochenen Arbeit zum Ausruhen auf dem Krankenbette und bald in dem Grabe dahinführte. Was in dieſer Zeit, bis zum Todestage des geliebten Freundes (am 25. Februar 1848) Johannes Roth an dem Kranken und Sterbenden gethan, wie er in allen freien Stunden des Tages und in ſo mancher Nacht das Weh in der Bruſt des Leidenden zu lindern, dieſen zu tröſten und aufzurichten ſuchte, das wiſſen die, welche mit ihrer eigenen, theilnehmenden Liebe ſeine Gehülfen bei dieſem Werke der Liebe waren. Er blieb auch, bis zu ſeinem eigenen Ende, ein innig theilnehmender Freund der Hinterbliebenen ſeines treuen Jugendgenoſſen, dem ſeine beiden leiblichen Kinder bald in das Grab folgten.

Aber ein anderer Genuß und bald auch eine Pflicht der kindlichen Liebe war dem Johannes Roth bald hernach beſchieden. Das war der tägliche, immer vertraulicher werdende Umgang und geiſtige Verkehr mit ſeinem herrlichen Vater. In den Stunden, wo dem Sohne der ſonſt in Ehrfurcht ſchweigſame Mund aufging (das Herz voll

kindlicher Liebe war immer offen), da wußte er den vielbeschäftigten Vater öfters durch die Berichte über das, was er auf der Reise geſehen und erlebt hatte, in ſehr anziehender Weiſe zu unterhalten, auch aus Büchern neuer wie alter Zeit theilte er dem Vater das für denſelben Anziehendſte mit. Als aber dieſer ſeltene Mann, für die meiſten Anderen kaum merklich, anfing zu erkranken und auf ſein Sterbelager kam, da verließ der treuliebende Sohn ihn nicht mehr, war bei Tage wie bei Nacht ſein Krankenpfleger und Arzt. Es war dieſe Zeit die hochgeſegnetſte für das ganze Leben unſeres Johannes Roth. Das Herz des Vaters und dieſes Sohnes waren ſich noch niemals ſo innig vertraut geworden und nahe gekommen; der Vater erfuhr in ſeinem Innerſten erſt jetzt ganz, was er an dieſem Sohne, dieſer aber, was er an einem ſolchen Vater gehabt hatte.

Ich ſelber war in den Tagen, in denen mein vieljähriger, theurer Freund am Sterben lag, ſo ſchwer erkrankt, daß ich ihm nicht mehr perſönlich nahen, ihn nicht mehr ſehen und noch einmal für alles Das danken konnte, was er an meiner Seele gethan hatte. Denn obgleich ich nach der Zahl meiner Tage nicht viel jünger war als er, iſt mir dennoch Johann Friedrich Roth durch das Vorbild ſeines lauteren, bis in's Kleinſte „richtigen" Wandels (Eſ. 57, 2) und durch ſein belehrendes Wort ein väterlicher Erzieher und Führer zur ächten Weisheit des Lebens geweſen. Er ſtarb am Tage vor ſeinem 72. Geburtstage, am 22. Januar 1852.

Mein Verhältniß zu ſeinem Sohne Johannes war jetzt ein noch viel anderes, innigeres geworden. Es bedurfte zwiſchen uns keiner Worte darüber, wir wußten und fühlten, woran wir mit einander waren. Er wurde mir

von Tag zu Tage immer mehr ein trauter Sohn meines Herzens; ich darf deshalb wohl in tiefer eingehender Weise von seinem, nur Wenigen bekannten Wesen sprechen. So wie sein Vater es that, pflegte auch er in Beziehung auf das innerste, theuerste Geheimniß seines Herzens an die Worte zu denken, welche Salomo bei der Einweihung seines Tempels sprach: „Der Herr hat gesagt, Er wolle im Dunkeln wohnen.“ Wer den seltenen Jüngling in seinem gewöhnlichen Tagwerke, bei der mikroskopischen Betrachtung und Beschreibung der kleinsten Thiere und ihrer einzelnen Theile, oder beschäftigt mit dem niedersten Dienste seines Conservatoriums sahe, wer ihn im alltäglichen Umgange mit Genossen des gleichen Geschäftes oder mit seinen Bekannten sprechen hörte, der hatte sein eigentliches inneres Wesen gleichsam nur im Gewande der Wochentage gesehen. Außer diesem aber besaß sein Gemüth ein Sonntagsgewand, in welchem er sich jedoch nicht auf den Gassen der Spaziergänger sehen ließ, sondern still im Innern seines geistigen Obdaches und auf der Sternwarte desselben blieb, von der er in eine Welt der Gedanken hinaufblickte, in welcher das unermeßbar Große nur von gleicher Bedeutung ist, als das unermeßbar Kleine.

8. Ein neuer Zug nach Osten.

Vor der Hand zog ihn nur der Trieb des Forschens aus dem kleineren Kreise der Sammlungen todter Thiere, deren Arten noch jetzt leben, hinaus in eine Gegend, darin er die Grabstätten und Reste einer längst von der Erde verschwundenen Welt der Lebendigen aufsuchen wollte. Er reiste nach Griechenland, dahin er am 15. Nov. 1852 kam, und wo er fast ein halbes Jahr mit oft sehr glück-

lichen, zuweilen auch mit gehemmten Ausgrabungen von paläontologiſchen Thierüberreſten meiſt am Penthelikon zubrachte. In dieſer Zeit ſchrieb er mir eine Reihe von Briefen, darin ſich ſein liebevolles Gemüth, ſeine Freude an der ſchönen Natur des Landes, ſeine Dankbarkeit für die Thaten der Freundlichkeit, die man ihm erwieſen, ausſprachen. Einmal gerieth er durch das Einſtürzen der Bergwand, in welche er ſich hinein gegraben hatte, in Lebensgefahr. Doch ſchreibt er mir in ſeinem letzten damaligen Briefe aus Griechenland heiteren Muthes: „Mein Ausſehen ſoll vortrefflich ſeyn: Geſicht und Hände wie Braun vom Brode, und ein Filz um das Kinn. Wirklich fühle ich mich ſehr wohl bei der ſtarken Bewegung. Keine Spur vom Fieber, noch weniger von der Noſtalgie, im Gegentheile überfällt mich ein momentaner Schüttelfroſt, wenn ich an die Münchener Eiszapfen denke. Die letzten Wochen (2. Hälfte des März) waren hier auch ſehr windig und oft kühl, aber doch ſahe man täglich die Sonne und fror nicht wie ein poor Tom. Zwei Trieſtiner Schiffe fehlen ſeit mehreren Tagen; ſie werden irgendwo in der Adria herumtanzen. Hie und da fühlt ein Fremder hier einen leichten Erdſtoß, welchen der Athenienſer gar nicht beachtet.“

Von Griechenland führte ihn der Geiſt ſeines Forſchens in den Räthſeln einer großen Vergangenheit weiter, nach dem Lande ſeines Sehnens: nach Paläſtina. Hier aber mußte er bald ſich überzeugen, daß in der damaligen kriegeriſch ungleich gefahrdrohenderen Zeit, als die unſerer erſten Reiſe unter Mehemed Ali's Herrſchaft und Ibrahim Paſcha's gefürchteter Macht geweſen war, bei weitem größere Geldmittel nöthig ſeyen, um ſich den Weg in das Innere zu öffnen, als die ſeinigen waren. Er kehrte deshalb, leidend noch dazu an einem heftigen Wech-

selfieber, das er auf seiner Reise sich zugezogen hatte, im Winter 1853 nach München zurück.

Hier war er uns Allen, die wir ihm näher standen, ein Vorbild der Berufstreue auch im Kleinsten. Denn im Winter, sobald es tagte, im Sommer aber bald nach fünf saß er schon wieder in seinem Arbeitszimmer im Gebäude der Akademie, und blieb hier, ohne etwas Anderes, als zuweilen eine Semmel mit einem Glas Wasser zu genießen, bei der Arbeit bis gegen Abend, wo er dann in einem Kosthause für den ganzen Tag eine Mahlzeit zu sich nahm, die immer aus einem und demselben einfachen Gerichte bestand und dem Anscheine nach kaum zur Sättigung eines 6- oder 8jährigen Knaben hingereicht hätte. Dabei blieb er stets heiter und zur freundlichen Mittheilung geneigt, war auch im Hause der Freunde gerne zuweilen ein trefflich unterhaltender Gast. Doch konnte man ihm, in vertraulichen Gesprächen, anmerken, daß er, obwohl mit vollkommen stiller Ergebung, auf eine neue Wendung seines Lebensweges warte. Er wußte und fühlte, daß dieser Weg von einer höheren Hand ihm vorgezeichnet sey, welche jeden ihrer Arbeiter zur rechten Stunde zu berufen und an seinen Ort zu leiten versteht.

Roth hatte das Glück, einem Könige zu dienen, dessen Geist und Gemüth ohne Aufhören bereit sind, die Gaben und den eigentlichen Lebensberuf auch des Einzelnen seiner Zeitgenossen, vor Allem seiner Unterthanen, zu erkennen und hülfreich denselben entgegenzukommen. So war es denn auch hier König Maximilian II. von Bayern, welcher unserem jungen Freunde einen weiteren Schritt möglich machte auf dem Wege nach einem Ziele, das ihm seit zwanzig Jahren als ein ihm vorher bestimmtes vor Augen lag. Die Lösung oder wenigstens die nähere Be-

trachtung des großen Räthsels der geologischen Gestaltung von Palästina, mit seinen weit ausgedehnten Senkungen des Bodens, tief unter dem Spiegel der freien Meere, lag ihm zunächst als seine Lebensaufgabe vor Augen. Denn es erschien für ihn nicht ohne wesentliche Bedeutung, daß er Theilnehmer und Zeuge der Entdeckung der unerhört tiefen Lage des Spiegels des todten Meeres gewesen war, welche durch uns im Frühlinge 1837 zuerst gemacht wurde. Aber mit diesem zugleich war ihm die Erkenntniß aller anderen Naturverhältnisse von Palästina ein Tagwerk, dem er bereit war, sich mit unablässigem Fleiße hinzugeben.

9. Der rüstige Fleiß am Tagwerke.

Von seinem Könige mit huldreicher Freigebigkeit unterstützt, begab sich Johannes Roth am 19. November 1856 auf seine Reise, innerlich zwar freudigen Muthes, äußerlich aber leidend an einem heftigen Katarrhe, der sich jedoch schon in Aegyptens milder Luft alsbald verlor. Mein theurer Freund mag in dem nachstehenden Briefe an mich mit eigenen Worten, nach Uebergehung seiner stürmischen Seefahrt von Triest nach Alexandria, seine Ankunft an der Küste von Palästina, in dem gartenreichen Jaffa, beschreiben.

Jaffa, den 11. Dez. 1856.

„Mein lieber väterlicher Freund!

Bis hierher hat der Herr geholfen, und ich versehe es mich zu seiner Güte, daß er noch fernerhin mich leiten und geleiten wird. Von Alexandria gab ich Nachricht; ich fahre fort in der Erzählung meiner kleinen Erlebnisse bis heute. Um nicht auf unbestimmt lange Zeit in Alexandria festgehalten zu werden, das jetzt kein angenehmer Ort mehr ist, ging ich schon am 5. Dezember, also zwei

Tage nach meiner Ankunft von Trieſt, wieder an Bord eines franzöſiſchen Dampfſchiffes, und zwar, weil ich auf der eben zurückgelegten Fahrt als Paſſagier der zweiten Klaſſe einige unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, in der erſten Kajüte. Dieſes wäre eben jetzt nicht nöthig geweſen, da weder die erſte noch zweite auch nur die Hälfte der Plätze vergeben hatte. Die Fahrt war ſehr angenehm, nahm gerade 30 Stunden in Anſpruch, und wurde weder durch ſtarke Gegenwinde, noch durch unruhige See im mindeſten gehindert. Bei ſtrömendem Regen mußte ich am letzten Sonntag früh mich ausſchiffen: mein früherer Diener Antonio war mit einem Briefe von Sandreczki an Bord gekommen. Bei einem Juden, Mor. Plattner, der ſeit zwei Jahren eine Art Hôtel hier hält, fand ich für's Erſte Unterkommen. Als ich da beim Frühſtücke ſaß, meldete ſich der griechiſche Konſul dahier, Mr. Coutzovelli, der von ſeiner Regierung Weiſungen in Bezug auf mich erhalten hatte, und ich erkannte in ihm einen Mann wieder, der vor drei Jahren in Beirut als Kanzler des dortigen griechiſchen Generalkonſuls mir ſehr viele Gefälligkeiten erwieſen hatte. Von ſeinen vielen Anerbietungen nahm ich nur die an, mir ſofort ein Landhaus zu miethen und daſſelbe mit dem Nöthigſten zu verſehen. Nachmittags führte er mich unter fortwährendem Regen (dem erſten ſeit 10 Monaten) zu verſchiedenen Perſonen von Diſtinktion: zuerſt zum Gouverneur der Stadt, der mich mit dem ſchönen Komplimente empfing: „Du bringſt Segen für das Land mit Dir“ (auf den Regen anſpielend). Da wurde meine Kunſt zu Schanden, den Grüßenden an Höflichkeit zu überbieten, und ich mußte mich darauf beſchränken, ihm ſagen zu laſſen, daß ich in ihm einen wahren Hort der Fremdlinge und Pilgrime erblicke, und daß ich mich unter

seinem Schutze vollkommen sicher fühle. Das Bedientenzimmer im jüdischen Hôtel ist übrigens besser, als das Empfangszimmer dieses Gouverneurs, der über 15 Mann Soldaten gebietet und ein Stadtthor, das mit Sonnenuntergang (auch für mich) geschlossen wird. Die Vizekonsuln von Preußen, Oesterreich, England wurden nach der Reihe besucht, lauter Orientalen, mir schon etwas bekannt von früher; auch fanden Wiedererkennungsscenen statt, die im Orient noch feierlicher sind als erste Begrüßungen. Herrn Missionär Kruse fand ich auch, sonst Niemand von der englisch-protestantischen Kirche. Montag Nachmittags bezog ich mein Gartenquartier, immer noch im Regen, und dachte dabei: „zu viel Segen", mein Hausherr war aber anderer Meinung. Meine Wohnung steht mitten unter Citrusbäumen, Limonen, Orangen, Portugallen, Apfelsinen und Citronen, alle voll von Früchten in verschiedenen Maturitätsgraden; nur schade, daß diese Bäume alle so nieder gehalten sind, daß man nur in gebückter Stellung darin umhergehen kann. Der Hausgarten hat etwa zwei Acker Land und gegen 6000 Bäume oder vielmehr Sträuche darauf, darunter auch hohe Dattelpalmen und Bananenbäume. Die Bewässerung ist künstlich durch eine Sakieh, wie hier überall. Du kannst Dir denken, daß ich gleich nach meiner Installation in den Garten hinabstieg und einige Nachforschungen anstellte, die nicht gerade unbefriedigend ausfielen, mich aber doch lehrten, daß trotz der warmen Luft für diese Gegend wirklich die Ruhe eingetreten sey."

„Am Dienstage früh, vorgestern, machte ich eine erste größere Exkursion dem Strande entlang gegen Norden, und diese Exkursion habe ich gestern und heute wiederholt; es galt der Einsammlung der Purpurschnecke, welche ich vor

3 Jahren ſchon eingeſammelt hatte, um an Bord des Dampfſchiffes die Unterſuchung vorzunehmen, welche aber damals vereitelt wurde. Ich habe davon bis jetzt gegen 400 Stück lebend gefunden, und zum größten Theile ſchon ihrer färbenden Subſtanz beraubt, bin aber zu der Ueberzeugung gekommen, daß dieſe Art Purpura und ihr Saft die wenigſt geachtete im Alterthume war: meine Hände und die Linnenſtücke, die ich gefärbt, haben nicht Purpur-, ſondern Amethyſtfarbe angenommen. Außer der Purpura kommt hier keine Schnecke in Menge vor, welche einen anderen Purpur liefern könnte, wohl aber, wie mir verſichert wird, weiter nördlich gegen Sur hin. Wenn ich meine Beobachtungen rückſichtlich dieſer Purpura beendigt habe, ſchicke ich einen Bericht darüber unſerer Klaſſe ein, mit Proben von gefärbten Zeugen; ich habe aber ſchon eine ziemliche Quantität des färbenden Prinzipes auf die Seite gethan zu einer chemiſchen Analyſe nach meiner Rückkehr. Auf den Exkurſionen habe ich bis jetzt nur drei Pflanzen in Blüthe angetroffen: eine Matthiola, die gemeine Paſſerina und eine der Calendula ähnliche Pflanze; auch ſcheint es nicht, daß dieſer Frühregen ſchon mehr herauslocken wird: es ſchießt wenigſtens noch nichts auf von Zwiebelgewächſen. Am Strande fand ich ungeheuere Maſſen (kleine Rollſtücke) von Bimsſtein, wahrſcheinlich von Santorin und anderen griechiſchen Inſeln angeſchwemmt; Berge aus Schaalen von Bivalven, und den ganzen Meeresſand aus Bruchſtücken von ſolchen beſtehend, auch den neuen Meeresſandſtein, auf eine Entfernung von einer halben Stunde landeinwärts."

„Ich hatte hier ein ganz angenehmes Leben und Beſchäftigung vollauf, wenn ich, worauf ich beſtimmt gerechnet hatte und auch rechnen konnte, mein ſämmtliches Ge-

päcke bei mir hätte. Drei ſchwere Kiſten, mit meinen Büchern, Inſtrumenten, Medikamenten und Utenſilien zum Sammeln hatte ich einen Monat vor meiner Abreiſe dem Fuhrmanne nach Trieſt übergeben; dort kamen ſie auch zeitig an, und wurden auf demſelben Dampfboote, auf dem ich mich einſchiffte, nach Alexandria ſpedirt, dort aber nicht ausgeſchifft bis zur Stunde, wo ich wieder abfuhr, ſo daß ich ohne dieſelben fort mußte, und vielleicht noch einen Monat auf ſie warten darf." — —

„Hier in Jaffa kommt ſo ziemlich Alles, was ich von fremden Sprachen weiß, in Anwendung, außer Amhariſch. Es würde meiner Schweſter Pauline wohl thun, mich franzöſiſch reden zu hören mit Herrn Coutzorelli, der täglich zu mir zum Speiſen kommt. Italieniſch geht auch wie Waſſer, und nur Neugriechiſch wie Bitterwaſſer dem Trinker. An die heiſeren Laute der arabiſchen Sprache kann ich mich ſchon wieder gewöhnen, obwohl meine Heiſerkeit, ſeit meiner Abreiſe aus München, verſchwunden iſt. Ich fühle mich ſo wohl, wie nur je, und freue mich ſtündlich, daß ich dem Winter entronnen und bei offener Thüre und Fenſter um 10 Uhr Nachts dieſes ſchreiben kann. Ich wünſche Dir auch, außer einigem Inkommoden, das mich weniger betrübt, einen ſolchen Dezember. In Jeruſalem iſt es ſchon rauher, obgleich dort auch erſt letzten Sonntag die Regenzeit angefangen hat. Meine Barometer ſind bis hierher glücklich gekommen; an zärtlicher Aufmerkſamkeit von meiner Seite hat es nicht gefehlt; ich hätte vielleicht eine Dame nicht ſo ſorgfältig gehütet. Auch ſonſt habe ich keine Einbuße erlitten, die nicht vorgeſehen war. Uebrigens ſo, wie in dem letzten Monate, dürfte es nicht lange fortgehen, ohne daß mich das Schickſal ereilte, das Du mir ſo oft vor Augen geſtellt: der Schuldthurm.

Anderthalb Tage im Hôtel d'Orient in Alexandria koſteten 18 fl. Jetzt geht dort Alles nur nach engliſchen Livres Sterl. und alſo ein Pfund täglich, man mag etwas erwiſcht haben zum Eſſen oder nicht, was gewöhnlich ein Loos meiner Beſcheidenheit war, ſo daß ich meiſt ungeſättigt vom Tiſche aufſtand. Die Ueberfüllung durch Reiſende aus Indien und Europa zu gleicher Zeit war aber der Art, daß man nur froh ſeyn durfte, doch ein beſcheidenes Plätzchen zu finden. Hier iſt es nun anders, und obwohl ich hier noch vornehmer lebe, als ich es fürderhin im Sinne habe, erreichen die Koſten nicht ein Drittel von dem, womit ich in Alexandria in Gefahr war, Hungers zu ſterben."

„Meine Exkurſionen ſind noch nicht ſo weit gediehen, daß ich unſerem lieben Profeſſor Wagner mit Beſtimmtheit ſagen könnte, daß die im Alterthume berühmten Knochen des Seeungeheuers, welches die Andromeda verſchlingen ſollte, foſſil, oder, was mir wahrſcheinlicher iſt, die Reſte eines geſtrandeten Zeitgenoſſen geweſen ſind. Ich werde in den nächſten Tagen, ſobald die Purpur-Unterſuchung beendigt iſt, auch Exkurſionen gegen die Hügel im Süden unternehmen, und das Reſultat melden. Mir iſt bis jetzt nichts Anderes vorgekommen, als neues angeſchwemmtes Land, das nur die Schaalenſtücke jetzt lebender Mollusken enthält. Sobald ich wieder an die Kreidehügel komme, geht auch das Sammeln von Verſteinerungen an. Vor meinem Abgange an das todte Meer wird ſchon eine Kiſte Naturalien abgeſchickt werden können: die wenigen Tage dahier haben ſchon ziemlich ausgegeben." — —

„Nun, mein lieber väterlicher Freund, nimm meine Wünſche für Dein Wohlergehen in dem neuen Jahre, das wir antreten, freundlich auf: habe Geduld mit mir, ich

will redlich trachten, Deine und anderer Freunde Erwartungen von dieſer Reiſe, die nur durch Euch zu Stande gekommen, nach meinem geringen Vermögen in Erfüllung zu bringen. Ich bitte Dich, daß Du dieſen Brief auch meinem lieben Freunde Dr. S. Fiſcher mittheilen wolleſt (Thereſienſtraße Nr. $^{16}/_{2}$)."

„Ich grüße Dich und Deine liebe Frau ſammt den Freunden herzlichſt.

Dein dankbar ergebener

Hadſchi J. R. Roth."

N. S. „Gegen 6000 griechiſche und armeniſche Pilgrime haben ſich für das Weihnachtsfeſt in Jeruſalem verſammelt, und noch mehr werden erwartet. Der Preis aller Lebensmittel iſt noch enorm, trotz einer ſehr guten Ernte in dieſem Jahre. Unruhen haben in Gaza ſtattgefunden, wobei engliſche Schutzbefohlene Schläge davontrugen; ein engliſches Kriegsſchiff iſt deswegen dahin."

Mein Freund mußte ſich noch längere Zeit in Jaffa in Geduld faſſen. Doch gab ihm ſein dortiger Aufenthalt auch manchen lieblichen Genuß. Auf ſeinen Wanderungen, namentlich durch ein benachbartes Thal, an einem Bache hinauf, ergötzte ihn ſchon im Verlaufe des Januar der Anblick einer blühenden Pflanzenwelt, welche dem herrlichſten Luſtgarten der Erde zur Zierde geweſen wäre. Als die reizende Königin dieſes Blumenflors prangte auf allen Wieſen die herrliche Anemone coronaria, beſcheiden neben ihr die blauen Blumen der Scilla und andere, von denen ſeine ſpäteren Briefe zugleich mit den reichen Sendungen uns Kunde gaben. Auch fehlte es dem zutraulich freundlichen Reiſenden, bei ſeinem täglichen Verkehre mit dem Landvolke, nicht an allerhand unterhaltenden Ereigniſſen.

So erzählt er, in einem ſeiner Briefe, wie er einen armen Jungen weinend an dem Wege ſtehen ſah, ſeinen Eſel mit geſenkten Ohren daneben. Der Sack mit Getreide, den das Thier zur Mühle führen ſollte, war heruntergefallen vom ſeinem Rücken und war ſo ſchwer, daß der Knabe ihn nicht wieder vom Boden erheben und dem Eſel aufbürden konnte. Viele andere, ältere Eſeltreiber von höherem Stande, als der arme Junge, waren untheilnehmend vorübergezogen, Roth aber, obgleich ſein Diener dies weit unter der Würde ſeines Herrn achtete, legte ſogleich ſelbſt Hand an den Sack und brachte dieſen mit Hülfe ſeines Anton wieder auf den Eſel. Eine That, welche das ganze in der Mühle verſammelte Perſonal der Eſeltreiber, Müller und Mühlknechte in hohe Verwunderung ſetzte u. ſ. w.

Während in ſolcher Weiſe in Jaffa der Aufenthalt noch immer in leidlicher Stimmung und leichter dahinging, wurden die Hemmungen, welche unſer Freund in Jeruſalem, zur Ausführung ſeiner angelegentlichſten Reiſepläne, erfuhr, deſto drückender.

Die Beduinenſtämme der Länder, zu denen Paläſtina gehört, waren damals, wie bereits erwähnt, in einem höchſt unbotmäßigem Zuſtande. Namentlich die, welche oſtwärts vom Jordan und dem todten Meere hausten, hatten ſo wenig Achtung und Furcht vor ihrer türkiſchen Regierung, daß ſie ohne Scheu den Straßenraub an hindurchreiſenden Fremden verübten, ja ſelbſt die eigenen Landsleute, die nicht von der gleichen Gemeinde desſelben Stammes mit ihnen waren, beraubten und mordeten. Denn zu ſolchen Feindſeligkeiten gab ihnen die Blutrache, ſo wie die Aufreizung durch leicht wiederkehrende Beleidigungen des Einen der Ihrigen von den Leuten eines

anderen Stammes beſtändige Veranlaſſung. Wenn deshalb ein Fremder, namentlich durch die oſtjordaniſchen Gegenden, mit einiger Sicherheit reiſen wollte, mußte er ſich das Schutzgeleite eines der mächtigeren Stämme oder mehrerer derſelben erkaufen, die ihn dann, jeder von ihnen durch ſein eigenes Gebiet bis zur Gränze in Schutz nahmen und an der Gränze vertragsmäßig ihn in den Schutz eines nachbarlichen Stammes übergaben. Verträge ſolcher Art wurden in Jeruſalem abgeſchloſſen, dahin die Oberhäupter (Scheichs) der einzelnen Stämme öfters kamen, um hier Kameele oder andere Erzeugniſſe ihres Landſtriches zu verkaufen und Einkäufe für ſich und ihre Leute abzuſchließen. Auch die Beduinen der unter einander feindlichen Stämme verhielten ſich, wenn ſie in Jeruſalem zuſammentrafen, ſchon aus Furcht vor den türkiſchen Soldaten, die in der Stadt ſtanden, friedlich gegen einander. Doch pflegten ſie ihre wechſelſeitigen Handelsangelegenheiten und Geſchäfte lieber vor einem der europäiſchen Conſulate, als vor den türkiſchen Gerichten abzumachen. Am meiſten Vertrauen bezeigten ſie bei ſolcher Gelegenheit den deutſchen Conſulaten, welche preußiſcherſeits in den Händen des H. von Roſen, für Oeſterreich in denen des Grafen Pizzomano ſtanden. Wenn dieſe den Scheichs der einzelnen Stämme eine bedeutende Summe zuſicherten für das ſichere Geleite eines von ihnen empfohlenen Reiſenden und ſein Gepäck, von einer ihrer Gränzen bis zur anderen, dann durfte man wohl auf die Erfüllung ihres gegebenen Wortes vertrauen, obgleich dieſes Schutzgeleite nicht von gleicher Sicherheit war, wenn irgend ein mächtiger Stamm die Führung des Fremden nicht nur durch ſein eigenes Gebiet, ſondern auch durch fremde Gebiete übernahm.

Zu dieſen vorbereitenden Schritten für ſeine Reiſen in

Palästina sahe sich Roth auch genöthigt, wenn er nicht auf bloße Wanderungen in dem diesseitigen Jordansgebiete, zu Fuße, an der Seite seines treuen arabischen Knechtes, beschränkt bleiben sollte. Aber auch zu einem Versuche solcher vorbereitender Schritte mußten Zeit und Gelegenheit abgewartet werden, und einstweilen fand der Reisende schon in der nächsten Umgegend von Jerusalem genügsame, ihm wohl zusagende Beschäftigungen. Er schreibt mir hierüber:

Jerusalem, März 28, 1857.

„Mein lieber, väterlicher Freund!

„Dein lieber Brief vom 22. Februar spricht die Hoffnung aus, daß ich bei Empfang desselben schon bei und über dem todten Meere seyn werde. Die Briefe, die Dir mittlerweile zugekommen oder wenigstens zugedacht sind, kündigten schon an, daß die Strenge des Winters mich hier noch einige Zeit festhalten werde: heute muß ich Dir melden, daß zwar jetzt seit zehn Tagen drückend heißes Sommerwetter ist, aber mein Aufbruch noch nicht festgesetzt werden kann, weil die Beduinen, an welche die Botschaft ergangen, mich abzuholen, noch nicht gekommen sind. Ich bin so weit fertig, daß ich am zweiten Tage nach ihrem Eintreffen mit ihnen ziehen kann. Ich hoffe zuversichtlich, daß dieses in den ersten Tagen des Aprils seyn wird. Durch meinen langen Aufenthalt dahier, wo es mir in jeder Beziehung so wohl erging, bin ich so verwöhnt worden, daß die Einsamkeit, schmale Kost und große Anstrengungen in der Wüste mir anfangs einige unangenehme Tage bereiten werden. Ich habe aber mein Ziel unverrückt im Auge und verzichte seinetwegen gerne und freudig auf jede Art von Comfort."

„Der Reichthum der hiesigen Flora setzt mich in Erstaunen. Es blüht freilich jetzt nahe die Hälfte der jährlichen Pflanzen, so daß ich Mühe habe, das Wichtigste zusammen zu bringen. Ich und mein Diener kommen jeden Tag schwer beladen nach Hause. Drei Ries Papier sind schon verbraucht, da ich gleich viele Exemplare einlege. Kaum ist die herrliche Anemone coronaria verblüht, die schon im Januar anfing, so kommt jetzt ein eben so großer, hochrother Ranunculus neben mehreren gelben und einer Ficaria; die Zahl der Leguminosen ist erstaunlich, während die Labiaten, Compositen und Umbelliferen, die gewiß auch sehr zahlreich sind, jetzt noch weit zurückstehen. Irideen, Liliaceen, Asphodeleen habe ich noch nie in solcher Fülle gesehen; viele derselben hoffe ich Dir dereinst auch frisch im botanischen Garten zu München zeigen zu können. — — Neben der botanischen Ausbeute hält natürlich die zoologische ganz gleichen Schritt; es ist mir aber noch nichts vorgekommen, das ich nicht schon früher gesehen und gesammelt hätte. Von mikroskopischen Gasteropoden, in spärlicher Anzahl vor drei Jahren von mir entdeckt, habe ich solche Vorräthe angelegt, daß ich alle Sammlungen der Erde damit versehen kann." u. s. w.

Ganz so, wie unser Freund es gehofft und erwartet hatte, am 6. April, konnte er die Wanderung hinabwärts vom todten Meere durch die Araba nach dem rothen Meere antreten, auf welcher er durch genaue Messungen der Höhenverhältnisse des Bodens einige bedeutende Grundlinien zur richtigen Auffassung des ursprünglichen Verhältnisses des Jordanlaufes, sowie der Gegend des todten Meeres zu dem rothen Meere zu gewinnen hoffte. Ich lasse hier zuerst, in dem nachstehenden Briefe, die Beschreibung seiner Reise durch die Araba bis zum rothen Meere vorausgehen,

welcher ich dann die Anſichten über das Reſultat der gemachten Forſchungen hinzufüge.

Jeruſalem Mai 26 1857.

„Mein lieber väterlicher Freund!“

„Nach manchen Fährlichkeiten, welche ein großer auch heute mit der Poſt an die Akademie abgehender Bericht erzählt, bin ich mit Gottes Hülfe wieder heil und geſund am 6. dieſes Monats hieher zurückgekommen. Es war mir wohl vergönnt, die Reiſe in der projektirten Ausdehnung auszuführen, aber ich wurde durch verſchiedene Umſtände zu ſolcher Eile veranlaßt, daß ich manche Lücken in der Reihe meiner Forſchungen beklagen muß. Es fielen alle Raſttage, welche zu meinen Arbeiten beſtimmt waren, aus, und ſelbſt manche Tagmärſche waren zu lang und anſtrengend, als daß nach Beendigung derſelben noch viel zu machen war. Die Averſion der Beduinen gegen Vermehrung der Ladung ihres Kameeles kennſt Du; ich habe meine Leute im Verdachte, daß ſie heimlich die geſammelten Steine aus meinem Sembili genommen und weggeworfen haben, wenigſtens vermiſſe ich einige, die ich mir ſorgfältig abgeſchlagen hatte. Für Pflanzen war die Jahreszeit ſchon etwas zu weit vorgerückt, die meiſten verblüht und verſengt. Von Thieren konnte ich nur Inſekten und Conchylien ſammeln, von beiden bot ſich aber keine große Mannichfaltigkeit dar; ganz unfruchtbar war mein zweitägiger Aufenthalt in Acaba, weil das Meer zu unruhig; am Strande nur zerbrochene Schaalen, und weitere Excurſionen an der Küſte ſüdwärts unthunlich. Ich fand daſelbſt unſeren jungen Freund Hamed, Sohn des

Scheichs Salem *), jetzt ein stämmiger Bursche von 25 Jahren; er wollte sich lange unserer nicht mehr entsinnen, bis ich ihn an das unglückliche Pferderennen am Beiram und an die Mundharmonika, die er von uns bekam, erinnerte, worauf er mich umarmte, aber gleich fragte, was ich jetzt für ihn mitgebracht. Vater und Onkel leben noch, haben aber ihre Zelte jetzt im NO. von Acaba jenseits der ersten Gebirgsreihe aufgeschlagen. Hamed war im Castell von Acaba und wartete auf Fremde, die etwa Kameele nach Wadi Musa bedürfen; er hatte in diesem Frühlinge grosse Geschäfte in dieser Weise gemacht. Von dem Conseil des damaligen Kommandanten von Acaba leben noch zwei, der Schreiber und der Kanonier, beide noch in ihren Posten; der Kommandant ist ein freundlicher und redlicher Aegypter, mit dem gut auszukommen war; ich logirte mich im Castell in eine finstere schmutzige Kammer ein, weil ich die Schildwachen in der Nacht bei den Zelten nicht zahlen konnte. Vor dem Castell gegen das Meer zu hat sich ein Haufen armseliger Erdhütten, ein ägyptisches Dorf, erhoben, eine Verunzierung des lieblichen Palmenhaines, der sich etwas erweitert hat. Es ist jetzt weit schwieriger zu reisen als vor 20 Jahren. Engländer und Yankees haben die Beduinen gründlich verdorben. Unter meinen Leuten war einer, der den Kaffee ohne Zucker nicht trinken wollte, obgleich er mich aus derselben Kanne trinken sah; ich hatte gar keinen Zucker mit mir genommen, überhaupt nur Reis, Makaroni, flüssige Butter, Mehl,

*) Derselbe, welcher uns, damals noch Knabe, mit seinen Kameelen in Acaba abgeholt hatte. (Man vgl. den 2. Bd. meiner Reise in das Morgenland.)

Datteln, Salz und Kaffee. Jeden Abend kneteten die Beduinen mein und ihr Brod in meiner Waſchſchüſſel aus Eiſenblech, und nahmen an meiner Mahlzeit Theil, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe."

„Ich war keinen Augenblick unwohl, litt auch nicht von der Hitze, die ſich einmal im Zelte auf 41° C. verſtieg, noch von dem ſchlechten Waſſer, wohl aber nahm ich ſolchen Schaden an meiner Kleidung, beſonders der der Füße, daß ich in der größten Verlegenheit war, als eine Geſellſchaft vornehmer Engländer (ein Lord Scott mit Begleitung) eine Tagreiſe von Acaba zu meinem Zelte kam, und mich zum Thee einlud in die ihrigen, die in der Nähe aufgeſchlagen wurden. Ich verlebte einen ſehr angenehmen Abend bei ihnen, und ſie fanden mich ſo unterhaltend, daß ſie ſich höchlich wunderten, wie ich ganz allein eine ſolche Reiſe unternehmen möge; in meiner Einſamkeit war es mir aber ſehr behaglich, und einen Bruder Martin hatte ich unter meinen Kameeltreibern, denſelben, welcher Zucker in ſeinen Kaffee wollte. Ich glaube wirklich, daß dieſe Leute mir aufrichtig ergeben waren: ihren Eigenſinn zu bändigen gelang mir freilich nicht, ſo wenig wie den des Bruder Martin in München. Den Bruder des Scheichs der Jehalin, der an einem Blaſenübel leidet, habe ich hieher gebracht, und in das Hoſpital der Diakoniſſen gelegt; dieß kann von ſehr guten Folgen ſein für die Europäer, die künftig mit dem Stamm zu thun haben werden."

„Aber was ſoll ich jetzt anfangen? Meine Erfahrungen auf dieſer Reiſe, wo ich zweimal (bei Uſdum) von Räubern angehalten wurde, und wo ich faſt täglich ein Gleiches befürchten mußte, haben mir gezeigt, daß ich Alles riskirte, und dieß war noch die leichteſte von meinen Aufgaben. Aus Gilead kommen ſolche Nachrichten von Feh-

den und Raubzügen, daß weder Mucker noch Beduinen dahin wollen: es hatte ſich eine Geſellſchaft kunſtliebender Engländer bemüht, Begleitung nach Dſcherasch zu bekommen, allein vergeblich. In das Räubernest Kerek wäre noch zu ſchlüpfen, aber wie wieder heraus und weiter?"

„Der Punkt, von welchem die Regenwaſſer eines Theiles nördlich in das todte Meer, anderen Theile ſüdlich in das rothe Meer fließen, befindet ſich bei und um den Brunnen Godian, nur ſieben Stunden Kameelſchrittes von dem nördlichſten Ende des allanitiſchen Meerbuſens, über welchen Meeresſpiegel das Salzmarſch von Godian höchſtens 200 Fuß ſich erheben mag. Da ich die barometriſchen Beobachtungen nicht berechnet habe, auch nicht weiß, was ſie ergeben werden, ſtütze ich mich auf die einfachſten Wahrnehmungen in trockenen Rinnſalen und auf die Lage von Triftgegenſtänden. Die ganze Breite der Araba an der beſagten Stelle bietet keine unmittelbar augenfällige Steigung oder Senkung dar, ſondern im Gegentheil ebene Flächen, die während der Regenzeit mit Waſſer bedeckt ſind und aus welchen kleine Inſelchen mit Cypergräſern herausragen, wie Erdaufwürfe eines gigantiſchen Maulwurfes, oft ſo nahe beiſammen, daß man, von einem zum anderen ſpringend, weit in die Mitte des trockenen Sees gelangen kann. Zu Ende Aprils war das Waſſer verſchwunden (eingeſeſſen oder verdampft), aber der thonige Boden noch an vielen Stellen ſehr feucht und nachgiebig, ſo daß die Kameele tief einſanken. Die Waſſeranſammlung ohne Ausfluß erſtreckt ſich etwa eine Stunde im Umkreiſe, dann kommt ſüdlich und nördlich eine nur an Triftgegenſtänden (Reiſig, dürren Binſen ꝛc. ꝛc.) bemerkliche Abdachung, die ſich auf der Weſtſeite des Thales, als der tieferen, befindet. Die Regenbäche kommen zum größeren Theile aus dem

Edomitergebirge heraus und führen bedeutende Maſſen Schuttes mit ſich, der jene Seite fortwährend erhöht."

Ueber die wichtige Frage von der urſprünglichen Ausmündung des Jordans äußerte ſich Roth in folgender Weiſe:

„Ich habe keinen Zweifel, daß die Araba ein uraltes Jordanbett iſt, daß das todte Meer und das Jordanthal bis zum Tiberiasſee durch einen Einſturz gewaltiger Höhlen (Sinkwerken in rieſigem Maßſtab) zur jetzigen Depreſſion durch Auflöſung von Steinſalzlagern gekommen ſind, und daß die vulkaniſchen Erſcheinungen, von welchen die Geneſis bei der Kataſtrophe von Sodom und Gomorrha berichtet, und welche in geringem Grade noch bis heute fortdauern, aus Bränden in den Lagern des bituminöſen Schiefers erklärt werden können. Schlacken dieſes Schiefers habe ich erſt vor einigen Tagen wieder gefunden in dem unteren Theile des Kidronthales, 2 Stunden vom todten Meere." Die Lager ſind hier vom Thale durchbrochen und zeigen oben ganz unverkennbare Spuren von Verbrennung, welche auch die nicht Bitumen haltenden oberen Kalkſteinſchichten merkwürdig verändert hat. — Ich bin noch nicht bereit, dieſe Anſichten ganz darzulegen, da noch ſo viele Ergänzungen zu meinen Beweiſen nöthig ſind, welche im Laufe dieſes Frühjahres und Sommers eingeſammelt werden ſollen."

In unſerer Zeit der unruhigen Bewegungen, in welcher ſich auch, wie einſt dort am Aſphaltſee geſchehen, das, was als Dach des Obern war, in die Tiefe zu ſtürzen ſcheint, darf das beſcheidene Bemühen unſeres Johannes Roth: eine höchſt bedeutungsvolle geologiſche Thatſache aus ihrem bisherigen Dunkel hervorzuziehen und zu beleuchten, ſchwerlich auf eine ihm gebührende Beachtung hoffen. Und

doch verdient sie diese schon durch ihre welthistorisch hohe Oertlichkeit. Ich weiß wohl, welchen geringen Werth mein persönliches Urtheil in dieser Sache haben mag, dennoch spreche ich das aus, was mir die eigene Anschauung wahrscheinlich machte und was ich schon vor 20 Jahren öffentlich aussagte: daß ich keinen Zweifel daran habe, daß in einer früheren Zeit der Jordan seinen Lauf durch das Thal, in welchem jetzt der Asphaltsee sich findet, in die Araba fortgesetzt und im rothen Meere geendigt habe. Möge man jedoch auch über diese Thatsache einer anderen Meinung seyn; dann wird doch gewiß kein urtheilsfähiger Leser von Petermann's allgemein gewürdigten geographischen Mittheilungen ohne ein Gefühl von Bewunderung Roth's jede Erwartung übertreffende, zahlreiche Höhenmessungen und andere daran sich knüpfende meteorologische so wie naturgeschichtliche Beobachtungen in's Auge fassen können. Man begreift nicht, wie der Reisende auch nur auf seinem Wege durch die Araba, unter den täglich und stündlich sich wiederholenden Hemmungen und Plackereien noch Kraft und Muth zu solchen Leistungen behalten konnte. Und doch spricht er sich über seine Leistungen auf der ersten Wanderung durch die Araba, in einem Briefe aus Jerusalem an mich (vom 19. August 1857) in den bescheidenen Worten aus:

„Es naht jetzt das Ende der ersten Hälfte meiner Reise, und wenn ich zurückblicke, bin ich wohl sehr dankerfüllt gegen Gott, daß er mich so gnädig geführt und bewahrt hat; es mischt sich aber darein eine große Unzufriedenheit mit mir selbst und ernste Vorwürfe, daß ich nicht alle mir gebotenen Gelegenheiten treulich benutzt, sondern nur zu oft der Bequemlichkeit Raum gegeben habe. Ich kann jedoch mit Wahrheit sagen, daß ich von Vielem abgestanden

bin aus Rücksicht für meine Leute, denen weniger Ausdauer und Willenskraft beschieden war, als mir, die auch natürlich gar kein Interesse an meinen Untersuchungen nahmen und zu murren begannen, wenn Hitze und Wassermangel in Aussicht war. Du weißt doch, wie abhängig wir von unseren Führern aus Acaba waren. Ganz so tyrannisch verfuhren meine Leute von den Jehalin, mit mir und es wird jeder Reisende sich so behandeln lassen müssen" u. s. w.

Roth betrachtete seine Zeit und die ihm gegebenen äußeren Mittel niemals als sein Eigenthum, über welches er nach eigenem Gutdünken verfügen könne, sondern als eine Gabe des Vertrauens, über deren Gebrauch Rechenschaft zu geben er bereit seyn müsse. Er ließ sich deshalb keine lange Zeit zum Ausruhen bei den Freunden in Jerusalem, sondern um die Zeit des Wartens auf einen günstigeren Augenblick zu einer neuen Reise nicht müßig hinzubringen, unternahm er für diesen Sommer eine Fahrt an der Küste von Tyrus und Sidon (Sur und Saidah) hin, um seine schon vor $3^1/_2$ Jahren begonnenen Untersuchungen fortzusetzen über den Farbstoff des Purpurs der Alten. Mit großem Fleiße benutzte er diese Gelegenheit zum Sammeln von einer großen Masse nicht nur der Drüsenaussonderung der Purpurschnecken der Alten (Purpura patula, Murex trunculus u. s. w.), sondern dieser Drüsen selber, die er mühsam herauspräparirt und in Weingeist aufbewahrt nach München sendete. Wie reich und möglichst vollständig er aber aus allen Gebieten der Naturgeschichte Alles gesammelt habe, was ihm der Aufnahme in unsere akademische Staatssammlung werth schien, das bezeugte schon damals und noch mehr im ganzen Verlaufe seiner Reise der Inhalt der von ihm übersendeten Kisten. Eine Wanderung in die Gegend von Engeddi,

zu dem Quelle ſeines köſtlichen Waſſers, nach Hazeron Thamar, benutzte er mit gleichem Fleiße zum Sammeln von gründlichen Erkenntniſſen und natürlichen Erzeugniſſen des Landes. Nachdem er Monate lang vergeblich auf die Vergünſtigung und Gelegenheit zu einer Reiſe nach Kerek (Kir-Moab) gewartet und noch immer nicht gefunden hatte, unternahm er, ſpät im Oktober, noch eine Wanderung in die Küſtengegend des alten Philiſterlandes. Eine weitere Ausdehnung der Reiſe in der Richtung des alten ſo wie des neu projektirten Verbindungskanales des mittelländiſchen und rothen Meeres wurde durch das ungewöhnlich frühe Eintreten der ſtürmiſchen Regenzeit verhindert. Mit freudigem Gottvertrauen, zugleich aber auch im klaren Anerkennen der Lebensgefahren, dennen er entgegenging, hatte er zu Weihnachten 1857 die Nachricht erfahren, daß ſein huldvoller König ihm einen noch weiter gehenden Kreis der Forſchungen in den arabiſchen Küſtengegenden des rothen Meeres bei Aden zugedacht habe. Er ſpricht in ſeinem Briefe in einer rührenden Weiſe ſeine Dankbarkeit für dieſes Vertrauen ſeines treugeliebten Monarchen aus. Vorher aber lag es ihm an, ſeine Durchforſchung der ſüdöſtlichen Gegenden des todten Meeres und des alten Ländergebietes der Moabiter und Edoniter fortzuſetzen und zu ihrem Ende zu führen.

Endlich, in der Mitte des März 1858, gelang es ihm, im Schutzgeleite ſeiner ihm nach dem Maaße ihrer Erkenntlichkeit treuergebenen Beduinen dieſes Tagwerk zu beginnen. Er reiste um das Südende des todten Meeres herum, in jene Gebirgsgegenden der alten edomitiſchen und moabitiſchen Raubneſter, deren Höhen er zwar auf ſeinen früheren Reiſen aus weiter Ferne geſehen, noch niemals aber betreten hatte. Es gelang ihm, bis Kerek (Kir) in

Moabitis und bis Arfileh in Edom vorzudringen, weiter hin aber fand er jeden ſeiner Schritte gehemmt und er mußte zufrieden ſeyn, unter den raubmörderiſchen Horden jener Gegenden nur ſo weit vorgedrungen zu ſeyn, als lange vor ihm kein Europäer es vermocht hatte und ſobald auch keiner es wieder vermögen wird. Jene vielen ſorgfältigen Meſſungen und Beobachtungen, welche Roth auf dieſer kurzen Reiſe gemacht und welche Petermann in ſeinen geographiſchen Mittheilungen von 1858 Heft VII nach des fleißigen Profeſſors und Akademikers Dr. Karl Kuhn's ausführlicher Berechnung veröffentlicht hat, können ein Zeugniß für den treuen Fleiß unſeres Reiſenden geben, das ſeinem Namen ein Ehrendenkmal bleiben wird.

Mit den fremden Hadſchis zugleich zog er am Oſterheiligabend 1858 aus Kerek wieder in Jeruſalem ein, und erfreute ſich hier in dankbarer Liebe des Umganges mit den Freunden. Bei ihnen, ſo wie in Jeruſalem überhaupt, war es ihm ſo wohl geworden, daß er der Aufforderung, ſich als Arzt oder in anderer Weiſe bleibend dort niederzulaſſen, gerne, für die ſpätere Zukunft Folge geleiſtet hätte. Auch hat kaum ein anderer beſuchender Gaſt ſo allgemeine Achtung und Liebe bei Alt und Jung, Vornehmen und Geringen gefunden, als unſer Roth, deſſen innerſter, verborgener Werth von den tiefer Blickenden in vollſtem Maaße erkannt wurde, ſo daß der Freundſchaftsbund mit ihnen würdig war der Stadt, die voll geheiligter Erinnerungen iſt. Zu den Freunden in Jeruſalem hatten ſich in und nach der öſterlichen Zeit im Jahre 1858 mehrere ausgezeichnete beſuchende Gäſte z. B. aus St. Petersburg, Holſtein, aus Heſſen und aus der Schweiz geſellt. Mit dieſen ſo wie mit den lieben Einheimiſchen feierte er noch manchen Erinnerungstag an ſeine lieben

Entfernten (ſelbſt den 26. April), während er ſich ſchon zu ſeiner letzten Reiſe in Paläſtina rüſtete, welche den Beſchluß ſeiner Pilgerwanderungen in dem heiligen Lande machen ſollte, zugleich aber auch den ſeines Erdenlebens herbeigeführt hat.

10. Das Ziel des Pilgerlaufes.

Das Quellenland des Jordans, des Fluſſes, mit deſſen natürlicher Geſchichte er ſich ſo viel beſchäftigt hatte, wollte er auf dieſer Reiſe zuerſt beſuchen, den König der nachbarlichen Berge, den großen Hermon (Djebel Scheich) erſteigen, die Umgegend des Merom oder Hulehſees durchforſchen, dann an der Oſtſeite des Jordanlaufes, ſo wie des todten Meeres hinabgehen, bis dahin, wo am unteren Ende deſſelben der Weg nach Jeruſalem ſich herumbeugt.

Nur den Anfang dieſer ſcheinbar gefahrloſen Reiſe ſollte er machen dürfen. Er kam nach einem Berichte ſeines Freundes, des Miſſionar Zeller in Nazareth, Samstags den 22. Mai ſo jugendlich friſch zu dieſem, wie er bei ſeiner erſten Ankunft in Jeruſalem geweſen war und brachte dem krank zu Bette liegenden Freunde Aufheiterung und Troſt. Am Pfingſtmontag ging er über den Jordan und an den Tiberiasſee und kehrte am Donnerſtag den 3. Juni, höchſt vergnügt und mit reicher Ausbeute beladen in das Haus des Gaſtfreundes nach Nazareth zurück. Am 7. Juni nahm er von da ſeinen Abſchied, in Begleitung des ihm treuergebenen griechiſchen Conſuls von Jaffa: Cautſerelly, eines griechiſchen Prieſters, ſo wie ſeines Dieners. Auch zwei Engländer hatten ſich dieſer kleinen Geſellſchaft angeſchloſſen.

Roth nach ſeiner gewiſſenhaft gründlichen Weiſe des

Forſchens hatte mehrere Tage in der ſumpfigen Niederung am Meromſee verweilt, welche noch mit größerem Rechte als der nördliche Theil der Ufer des todten Meeres ein verpeſteter Ort genannt werden kann. Denn die Sumpfluft des Meromſees erzeugt Fieber, welche häufig einen tödtlichen Ausgang nehmen. Der Reiſende hatte dort durch mehrere genaue barometriſche Meſſungen das richtige Niveau des Sees beſtimmt, worüber nur einige ſich ſelbſt widerſprechende Angaben vorlagen. Bald aber fühlte er ſich von dem bösartigen Sumpffieber ergriffen, deſſen Anfälle er jedoch, hart wie er gegen den eigenen Leib zu ſeyn pflegte, nicht achtete, ſondern mit einem Araber aus Banias den Gipfel des Hermon beſtieg und maß. Dieſe Meſſungen, ſo wie viele andere in jenen Tagen von ihm gemachte, ſind von Petermann a. a. O. mitgetheilt. Am 12. Mai hatte er ſeine Meſſung der Bergeshöhe des Hermon vollendet und war nach Banias zurückgekehrt, wo er, noch immer mit ſeinen Arbeiten beſchäftigt, bis zum 15. verweilte. Aber zu ſeinem fieberhaften Zuſtande war jetzt noch ein anderes ungleich gefahrdrohenderes Leiden: der Sonnenſtich gekommen. Als Kranker hatte er noch am 15. Hasbeia erreicht. Er folgte jetzt gerne der Einladung des amerikaniſchen Miſſionärs Wortabed, der zugleich mit Recht in dem Rufe eines geſchickten Arztes ſteht. Der nachſtehende Brief aus der Hand dieſes theuren Mannes wird uns über die Geſchichte der letzten Tage, ſo wie der Todeskämpfe unſeres Reiſenden den beſten Bericht geben, doch erwähne ich noch einiger Züge, welche theils Wortabed, in einem anderen ſeiner Briefe, theils aber Johannes Zeller den nächſten Freunden des Seligen in der Heimath mitgetheilt haben. Ganz in der Weiſe ſeines uns wohlbekannten Gemüthes ſprach er mitten in ſeinen Schmerze die

Dankbarkeit aus gegen seinen guten König, der ein solches Vertrauen zu ihm erwiesen und zu seiner Reise ihn so freigebig unterstützt hatte. Das Gefühl der Achtung selbst vor den Namen seines Königes verließ ihn selbst in den Anfällen seines Deliriums nicht, und als er in einem solchen durchaus den zusammengebissenen Mund nicht öffnen wollte für einen Löffel voll labender Flüssigkeit, die man ihm darbot, machte der Arzt dem Widerstande alsbald ein Ende, indem er ihm im Namen des Königs Maximilian von Bayern Gehorsam gebot. Am 21. diktirte er noch dem Herrn Wortabed einen Brief an seinen Freund Zeller. Dieser ist, wie jedes seiner Worte es bezeugt, in vollkommenem Bewußtseyn und in ernster, ruhiger Fassung gesprochen, er ertheilt dem Freunde Aufträge, welche bis in's Kleinste genau überlegt und bezeichnet sind. Aber in der Nacht verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß H. Wortabed schon am 22. des Morgens schrieb: es habe sich eine sehr heftige Entzündung des Gehirnes eingestellt, welche das Aufkommen des Kranken sehr zweifelhaft mache. Der Bote aus Nazareth, welcher dem Kranken die Gegenstände überbrachte, die er in seinem diktirten Briefe vom 21. begehrte, kam am Abende vor seinem Tode am 25. in Hasbeia an. Er hatte unter anderen einen Wein aus Nazareth gebracht, welcher für den Kranken ein großes Labsal war. Der Nazarether blieb zugleich mit dem bis an's Ende seines Herrn aufopfernd treuergebenen Diener Anton in der letzten Nacht bei dem Sterbenden. Dieser sprach manche abgebrochene Worte auch auf arabisch, welche zur Gottesfurcht mahnend und trostreichen Inhaltes waren. Am Samstag Mittag (den 26.) nahte sein Ende. Anton mußte, von Schmerz überwältigt, hinausgehen, auch der griechische Consul in tiefer Bewegung ging außen vor

dem Hause auf und ab. So war nur der Nazarethaner Josef (von griechisch-katholischem Bekenntnisse) gegenwärtig, um ihm die Augen zuzudrücken!! — —

Wortabed's obenerwähnter Brief gibt uns noch etwas Ausführlicheres über die Krankengeschichte unseres Freundes, wir lassen deshalb auch ihn noch hier folgen:

„Es ist meine traurige Pflicht, Sie von dem Tode des Dr. Roth zu benachrichtigen. Er starb gestern (Sonnabend) um halb 6. In Ihrem Briefe an mich wünschen Sie besonders Nachrichten über seine Krankheit und den Zustand seiner Seele. Ich thue dies so genau als mir möglich."

„Dr. Roth kam am 15. hier an. Er war schon in Banias krank gewesen, nahm am folgenden Morgen ein starkes Abführungsmittel, das heftig und nachtheilig wirkte. Er wurde am Donnerstag in starkem Fieberzustande in mein Haus gebracht und klagte über heftiges Kopfweh. Er bemerkte selber, daß solche Kopfschmerzen Vorläufer von Gehirnentzündung seyen. Die Folge zeigte, daß seine Aussage richtig war, denn nach 3 oder 4 Tagen fing er an zu deliriren, ein Zustand, der sich bald zur Tobsucht steigerte. Er verließ mein Haus und setzte sich unter einen Oelbaum nahe bei Hasbeia. Er war so von fieberhaftem Irrsinne hingenommen, daß wir ihn eine Zeit lang sich selbst überließen. Da jedoch seine Lage eine sehr gefahrdrohende war, ließ ich ihn mit Gewalt heimführen."

„Am Nachmittage gebot er seinem Diener, ihm das Zelt aufzuschlagen, wir konnten ihn um keinen Preis bewegen, im Zimmer zu bleiben. Noch schlechter ging es ihm am folgenden Morgen: er tobte im Irrsinn gegen seinen eigenen Leib; aus Verlangen, sich Blut zu lassen, zerbrach er eine gläserne Flasche, deren Scherben man ihm zwar gewaltsam aus der Hand nahm, dennoch nicht verhüten

konnte, daß er sich mit einem Scherben drei bis vier Male in das Bein schnitt. Hierauf wurde er etwas ruhiger. Aber seit 21 Stunden hatte er nichts zu sich genommen, fühlte sich deßhalb sehr geschwächt. Dennoch konnte ich ihm nur mit Mühe einige Löffel voll Fleischbrühe in den Mund bringen."

„Am folgenden Tage wurde er in ein Zimmer, in der Nähe meines Hauses gebracht. Er wurde jetzt fortwährend schwächer. Es mag seinen Angehörigen ein Trost seyn, daß er gut gepflegt wurde. Die Heilmittel, welche angewendet wurden, billigte er selbst, so lange er noch das Bewußtseyn hatte."

„Sein Tod ergriff die Hasbeier tief. Zwei- bis dreihundert derselben folgten dem Leichenbegängnisse. Er wurde im protestantischen Gottesacker begraben und der Leichengottesdienst wurde auf presbyterianische Weise gehalten. — In Hinsicht auf seinen Seelenzustand hatte ich zwei Unterredungen mit ihm. So weit ich urtheilen kann, war dieser Zustand ein guter. Er fürchtete den Tod nicht, sprach sich auf denselben gefaßt aus. Alle seine Hoffnungen schienen auf das Blut des Erlösers gegründet zu seyn. Einst sagte er: er sterbe als Christ und als Protestant, und als ich ihn fragte, ob er wisse, daß der evangelische Glaube seine Aechtheit nur durch ein Leben in Christi Geist und Sinn bezeugen müsse, antwortete er: das wisse er. In einem Anfalle von heftigem Irrsinn zeigte er einen großen Widerwillen gegen mich, als ich aber den Namen Jesus gegen ihn aussprach, wurde er augenblicklich sanft und lenksam. In einem (etwas späteren) hellen Augenblicke bat er mich, für ihn zu beten. Ich sprach hierauf mit ihm über die Heilswahrheiten des Evangeliums — er erkannte diese alle als göttliche an, schien sich von Herzen

als Sünder zu fühlen, der alle seine Hoffnung auf die Gnade Gottes in Christo gründet. O daß wir Alle nach einem thätigen Leben im Dienste unseres Erlösers den Tod dieses Gerechten sterben möchten!“ — — —

So lautet das Zeugniß eines edlen, frommen Fremden, welcher unseren Freund nur als Kranken gesehen und in den hellen Augenblicken selbst zwischen den Anfällen des fieberhaften Irrsinnes ihn erkannt hat. Wir kannten ihn mehr und am meisten kannte ihn Der, welcher schon frühe ihm die Worte in sein Herz sprach: „Ich habe dich je und je geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte.“ — Wie konnte selbst sein Grab eine würdigere Stätte auf Erden finden, als die bei der reinsten, aus der verborgensten Tiefe kommenden Quelle des Jordans; in dessen Wasser, durch die Taufe des ewig Einen, alle Wasser der Erde zum Bade der Wiedergeburt für ein Leben der Ewigkeit geweiht worden sind.

AUG 1920